This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

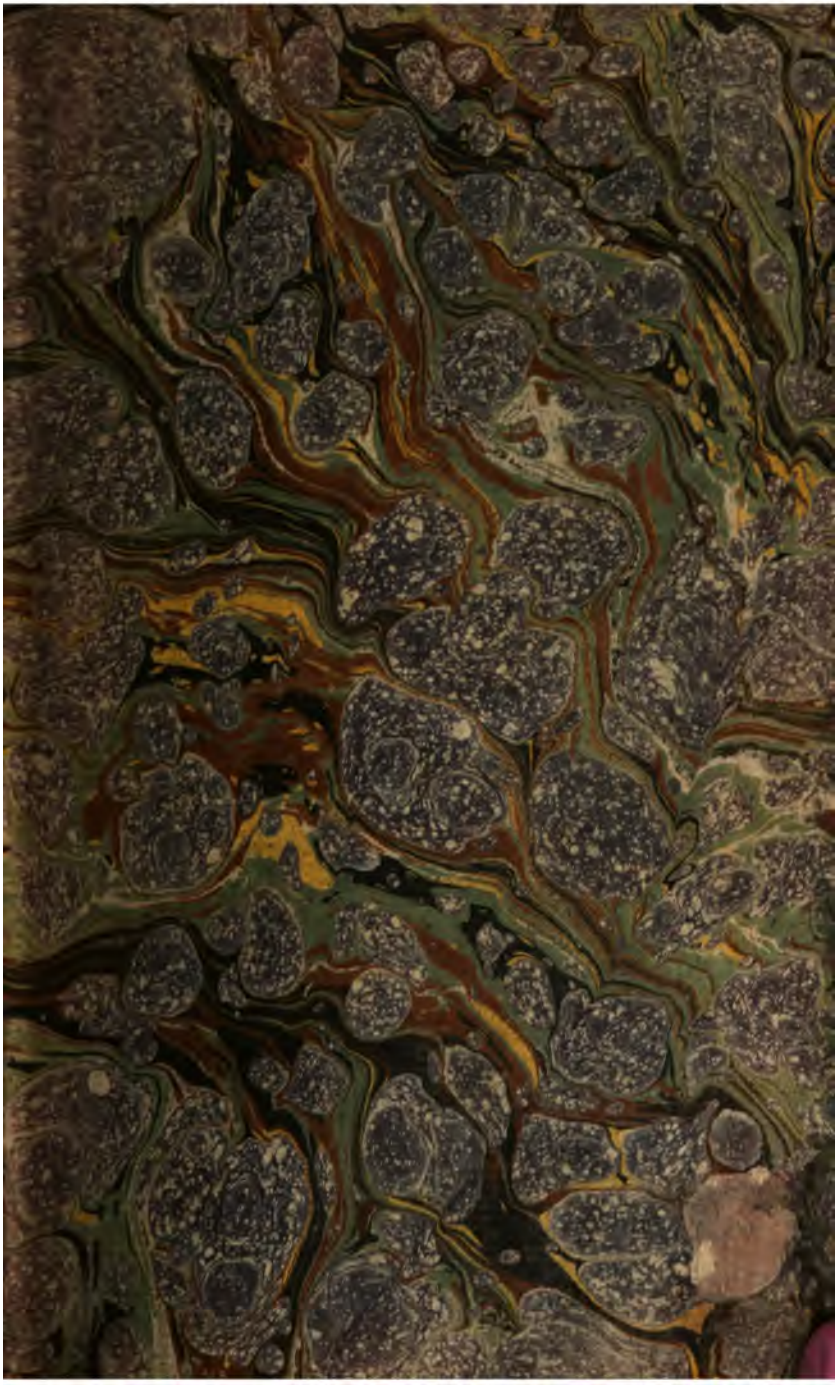
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. I:
2

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Z
10
.A3

Johann Christian von Engel

K. K. evangelischer Konsistorialrath,
Referendarius in Justizsachen bey
der K. Siebenbürgischen Hofkanzley,
und Büchercensor zu Wien

geb. zu Leutschau in Ungarn 1770 d. 11. Oct.

UNIV. OF MICH.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des CIII. Bandes Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Konsistorialrathe v. Engel zu Wien.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Fac. Res. Proj. (Campbell)
D. A. Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des hundert und dritten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Die geheime Lehre der alten Orientaler u. Juden, zur innern u. höhern Bibelerklärung, aus Rabbinern u. d. alten Literatur, von ein. großen Philologen d. Auslandes. S. 3

Ueber d. biblische Gnosis. Pragmat. Darstellung der Religionsphilosophie d. Orients, zur Erklärung d. heil. Schrift. Von D. J. Horn. 7

II. Arzneygelahrheit.

Versuch üb. d. Ursachen u. d. Entstehung der Weichselzopfes, nebst ein. sichern Heilung desselben, bestä-

 riget

tigt durch Krankengeschichten. Voran Vorschläge, d. medicin. Policey u. Ausrottung d. Pocken betr. Von J. G. Wolframm. 15

Lucina, eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst, herausgeg. v. D. E. *v. Siebold.* 2 Bde. 17

Rheumatismus, od. Unterricht f. Jedermann, wie man sich gegen alle unter d. Namen: Gicht, Podagra, Chiragra, Fluß ꝛc. bekannte Leiden verwahren u. befreyen kann. Herausgeg. v. D. G. W. Becker. 25

Beyträge zur Kritik üb. d. neuesten Meinungen in d. Medicin, herausgeg. v. D. G. E. *Kletten.* 1s St. 26

Ebendies. 2s St. 27

Ebendies. 3s St. 28

Archiv f. d. Physiologie, v. J. C. *Reil.* 6n Bds. 3s Heft. 29

Journal f. Medicin, Chirurgie u. Geburtshülfe, vorzügl. mit Rücksicht auf Aetiologie u. Semiotik. Von ein. Gesellschaft deutscher Aerzte. Herausgeg. v. D. J. F. S. *Posewitz.* Is u. IIs Heft.

Fortsetzung unter dem Titel:

Aetiologisch. u. semiologisch. Journal f. Medicin, Chirurgie u. Geburtshülfe. Herausgeg. u. s. w. Is u. IIs Heft. 30

III. Romane.

Der Schweizerbund, v. A. Klingemann. 1s Bd. Arnold an d. Halden. 2r Bd. Der Sturz d. Vögte. 32

IV. Schöne und bildende Künste.

C. G. v. Murr Beyträge zur Geschichte d. ältesten Kupferstiche. Mit 5 Kupfert. 36

Hand-

Handwörterbuch üb. d. bürgerl. Baukunst u. schöne Gartenkunst v. J. G. Grohmann. 1r Th. A—M. mit Kupf. 2r Th. N—Z. mit Kupf. 65

V. Theater.

Harlekins Wiedergeburt. Ein Spiel d. lustig. Intrigue, v. H. Schorch. 44
Wilhelm Tell, Schauspiel von Schiller. Ein Neujahrgeschenk auf 1805. 67

VI. Weltweisheit.

Versuch üb. d. Seelenstärke, v. J. F. Abel. 1r Th. 50
Ideen üb. Kunst u. Religion, ein Beytrag zur Philosophie d. Kunst, v. J. Reinbel. 158
Ueber Pflicht u. Glück. Von J. H. C. Rautenberg. 195

VII. Chemie und Mineralogie.

Chemische Annalen f. d. Freunde d. Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst u. Manufacturen; v. D. L. v. Crell. 1800. 1r u. 2r Bd. 1801. 1r u. 2r Bd. 1802. 1r u. 2r Bd. 1803. 1r u. 2r Bd. nebst ein allgem. Register d. letzt. 4 Jahrg. 100

VIII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Taschenbuch auf d. J. 1805; für Natur- u. Gartenfreunde. Mit Kupfern. 203

eigt durch Krankengeschichten. Woran Vorschläge, d. medicin. Polizey u. Ausrottung d. Pocken betr. Von J. G. Wolframm. 15

Lucina, eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst, herausgeg. v. D. E. *v. Siebold*. 2 Bde. 17

Rheumatismus, od. Unterricht f. Jedermann, wie man sich gegen alle unter d. Namen: Gicht, Podagra, Chiragra, Fluß ꝛc. bekannte Leiden verwahren u. befreyen kann. Herausgeg. v. D. G. W. Becker. 25

Beyträge zur Kritik üb. d. neuesten Meinungen in d. Medicin, herausgeg. v. D. G. E. *Kletten*. 1s St. 26

Ebendies. 2s St. 27

Ebendies. 3s St. 28

Archiv f. d. Physiologie, v. J. C. *Reil*. 6n Bds. 3s Heft. 29

Journal f. Medicin, Chirurgie u. Geburtshülfe, vorzüglich mit Rücksicht auf Aetiologie u. Semiotik. Von ein. Gesellschaft deutscher Aerzte. Herausgeg. v. D. J. F. S. *Posewitz*. Is u. IIs Heft.

Fortsetzung unter dem Titel:

Aetiologisch. u. semiologisch. Journal f. Medicin, Chirurgie u. Geburtshülfe. Herausgeg. u. s. w. Is u. IIs Heft. 30

III. Romane.

Der Schweizerbund, v. A. Klingemann. 1s Bd. Arnold an d. Halden. 2r Bd. Der Sturz d. Thors. 32

IV. Schöne und bildende Künste.

C. G. v. Murr Beyträge zur Geschichte d. ältesten Kupferstiche. Mit 5 Kupfert. 35

Hand-

Handwörterbuch üb. d. bürgerl. Baukunst u. schöne Gartenkunst v. J. G. Grohmann. 1r Th. A—M. mit Kupf. 2r Th. N—Z. mit Kupf. 65

V. Theater.

Harlekins Wiedergeburt. Ein Spiel d. lustig. Intrigue, v. H. Schorch. 44
Wilhelm Tell, Schauspiel von Schiller. Ein Neujahrgeschenk auf 1805. 67

VI. Weltweisheit.

Versuch üb. d. Seelenstärke, v. J. F. Abel. 1r Th. 50
Ideen üb. Kunst u. Religion, ein Beytrag zur Philosophie d. Kunst, v. J. Neubel. 158
Ueber Pflicht u. Glück. Von H. H. E. Rautenberg. 195

VII. Chemie und Mineralogie.

Chemische Annalen f. d. Freunde d. Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst u. Manufakturen; v. D. L. v. Crell. 1800. 1r u. 2r Bd. 1801. 1r u. 2r Bd. 1802. 1r u. 2r Bd. 1803. 1r u. 2r Bd. nebst ein. allgem. Register d. letzt. 4 Jahrg. 100

VIII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Taschenbuch auf d. J. 1805; für Natur- u. Gartenfreunde. Mit Kupfern. 203

IX. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Handwörterbuch d. alten Welt- u. Völkergeschichte; od. alte Welt- u. Völkergeschichte nach d. Alphabet im Abriß, erläutert durch histor., mytholog., genealog. Literatur- u. Kulturtabellen, v. C. F. Wetzel. 1r u. 2r Th. Der zweyte Th.

Auch unter dem Titel:

Alterthumskunde, vorgestellt in Tabellen. 3r Th. 205

X. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Geschichte d. Mark Brandenburg f. Freunde histor. Kunde, v. G. T. Gallus. 6r u. letzt. Bd. in 2 Abtheil. welche d. Fortsetzung d. Geschichte Friedr. II. u. die Geschichte Friedr. Wilh. II. enthalten.

Auch unter dem Titel:

Fortsetzung u. Beschluß d. Handbuchs d. Brandenburg. Geschichte. 2e Forts.

Ingleichen:

Abriß d. vornehmst. Begebenheiten d. K. Fr. Wilh. I. sein. Sohns Friedr. II. u. sein. Enkels Fr. Wilh. II. 2r Bd. 55

Kurzgefaßte Geschichte d. Deutschen; zum Gebrauch beym Unterricht in Gymnasien, v. J. Milbiller. 111

Historischer Kalender f. 1804, v. L. Wesenrieder. Mit Kupf.

Derselbe f. 1805.

Auch unter dem Titel:

Geschichte d. 30jährig. Krieges, v. Ebend. 179

Poten-

Potemkin. Ein interessanter Beytrag zur Regierungsgeschichte Katharinas II. 207

XI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Neueste allgem. Geographie d. gegenwärtigen Zeiten. Ein vollständ. geograph. statist. Handbuch d. gesammten Erd- u. Länderkunde in 4 Bdn. v. C. A. Müller. 2r Bd. Europens Staaten beschließend. 3r Bd. Asien, Afrika u. Westindien. 4r u. letzt. Bd. Amerika u. Australien. 135

B. Bergmann's nomadische Streifereyen unter den Kalmüken in d. J. 1802 u. 3. 3r Th. 136

Taschenbuch d. Reisen, od. unterhaltende Darstellung d. Entdeckungen d. 18n Jahrhund. in Rücksicht d. Länder- Menschen- u. Produktenkunde. Für jede Klasse von Lesern, v. C. A. W. v. Zimmermann. 4r Jahrg. 137

Allgemein. Handbuch d. Statistik, enthaltend eine möglichst vollständ. u. pragmat. Uebersicht d. statistischen Gehalts sämmtl. europäisch. Mächte gegen d. Anfang d. 19n Jahrhund. in 4 Abtheil. 1e Abtheil. welche d. großen Kontinental u. primären Seemächte begreift, v. Müller. 138

Neuestes Staats-Zeitungs-Reise-Post- u. Handlungs-Lexikon, od. geograph. histor. statist. Handbuch von allen 5 Thln. d. Erde — verf. v. P. A. Winkopp. 2r u. 3r Bd. 139

Allgem. histor. statist. geograph. Handlungs-Post- u. Zeitungs-Lexikon f. Geschäftsmänner, Handelsleute ꝛc. — von ein. Gesellschaft kundig. Männer — gesammelt; herausgeg. v. T. F. Ehrmann. 1r Bd. 2r Bd. fortgef. v. D. H. Schorch. 140

Bibliothek d. neuest. u. wichtigst. Reisebeschreibungen zur Erweiterung d. Erdkunde, nach ein. systematisch. Plane bearbeit. ꝛc. u. herausgeg. v. M. C. Sprengel, fortgef. v. J. F. Ehrmann. 10r — 16r Bd. Mit Charc. u. Kupf. 142

W. Wittmanns Reise in d. europäische Türkey, Kleinasien, Syrien u. Aegypten in d. J. 1799 — 1801. Nebst Bemerkungen üb. d. Pest u. s. w. Aus dem Engl. mit Anmerk. u. übers. v. J. A. Bergk. 1r Bd. mit Kupf. 66b.

J. G. *Ebel* Anleitung auf d. nützlichste u. genussvollste Art d. Schweiz zu bereisen. 4 Theile. 2e Aufl. Mit 3 geätzt. Blätt. 153

Encyklopädie, od. zusammenhängend. Vortrag d. gemeinnützigst. insbesond. aus d. Betrachtung d. Natur u. d. Menschen gesammelt. Kenntnisse. Von G. S. Klügel. 6r Th. Die aussereuropäisch. Geographie.

Auch unter den Titeln:

Allgemeine Erdbeschreibung. 1r Th. die aussereurop. Geographie von Asien, Afrika, Amerika u. Australien, verf. v. P. J. Bruns.

Aussereuropäische Geographie, nach d. bewährtest. Augezeugen dargestellt, od. Erdbeschreibung v. Asien, ꝛc. v. P. J. Bruns. 159

Das deutsche Reich vor d. französisch. Revolution u. nach d. Frieden zu Lüneville. Eine geograph. statist. Parallele, nebst Urkunden u. ein. Charte, v. C. F. A. v. Hoff. 2r Th. 161

Die Riesengebirge, in ein. statistisch-topograph. u. pittoresken Uebersicht, mit erläuternd. Anmerk. u. ein. Anleitung dieses Gebirge zu bereisen. Von D. J. K. E. *Hoser*. 2e Abth. 180

XII. Gelehrtengeschichte.

Geschichte d. Entstehung u. Entwickelung d. hohen Schulen unsr. Erdtheils; v. C. Meiners. 3r Bd. 129

XIII. Erziehungsschriften.

Der neue Landschullehrer. Eine Fortsetz. d. Landschullehrers von Moser u. Wirth, herausgeg. v. P. J. Völker. 2n Bds. 1s St. 60

Beyl.

Beytrage zur Kenntniß u. Verbeſſerung d. Kirchen- u. Schulweſens in d. K. Braunſchweig. Lüneburg. Landen, herausgeg. v. D. J. C. Salfeld. 6r Bd. 1s Heft. 307

XIV. Kriegswiſſenſchaft.

Neue Bellona, od. Beyträge zur Kriegskunſt u. Kriegsgeſchichte. Bearbeitet v. ein. Geſellſchaft Heſſiſcher u. and. Officiers, u. herausgeg. v. N. N. K. v. *Porbeck*. IVr, Vr p. VIr Bd. od. 13s—24s St. Mit Kupf. u. Plan. 178

XV. Reitkunſt.

Anleitung zu d. Unterricht d. Rekruten d. Kavallerie auf d. Reitbahn, vorzügl. f. d. Unterofficiere beſtimmt, v. A. v. Lindenau. 208

XVI. Finanz- Kameral- und Policeywiſſenſchaft.

Zufällige Gedanken ein. Weltbürgers üb. gegenwärtige Brodtheurung. 208

XVII. Technologie.

Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen u. Verbeſſerungen, f. Fabrikanten, Künſtler, Oekonomen ꝛc. Herausgeg. v. S. F. Hermbſtädt, K. L. Seebaß, u. F. G. Baumgärtner. Mit vielen Kupf. 5n Bds. 46—66 St. 210

Neues Magazin d. Handels- u. Gewerbskunde. Herausgeg. v. J. H. Hildt u. K. L. Seebaß. Jahrg.

1804. 48 Sr. Mit ausgemalt. Kupfern., Charten u. s. w. 210

Einige Bemerkungen üb. d. Holländ. Ziegelfabrikation, v. F. J. C. Schulz. Mit ein. Kupfert. ebd.

XVIII. Vermischte Schriften.

1. Sendschreiben an d. Hrn. D. J. K. W. üb. d. wirkliche Erscheinung sein. Gattinn nach d. Tode. Ein Nachtrag zur Volksnaturlehre, v. J. H. Helmuth. 113

2. Meine Gedanken üb. d. menschl. Seele, deren Fortdauer u. Erscheinung nach d. Tode. Von H. G. Cannabich. ebd.

3. Ueber Geistererscheinungen. Ein Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde, nebst einer Beleuchtung der Schrift: Meiner Gattinn wirkl. Erscheinung ꝛc. v. J. C. Ibling. ebd.

4. D. J. K. Wötzel's nähere Erklärung u. Aufschlüsse üb. seine Schrift: Meiner Gattinn wirkl. Erscheinung ꝛc. ebd.

5. Euthanasia. 3 Gespräche üb. d. Leben nach d. Tode. Veranlaßt durch D. J. K. W—ls Geschichte d. Erscheinung sein. Gattinn nach d. Tode. Herausgeg. v. C. M. *Wieland.* ebd.

6. D. J. K. Wötzel's abgenöthigte Antwort auf d. an ihn gerichtete Sendschreiben Sr. Hochw. d. Hrn. Superint. Helmuth, nebst Abfertigung d. Hrn. HR. Wieland u. Konsorten. ebd.

7. Die erste merkwürd. Geistererscheinung d. 19n Jahrhund. Eine Kritik d. Schrift: Meiner Gattinn wirkl. Erscheinung u. d. nähern Aufschlüsse darüber. 114

8. Merkwürdige Visionen u. Erscheinungen nach d. Tode, aus d. Gebiete d. Wahrheit, zur Verminderung d. Aberglaubens. Von C. E. Münter. ebd.

9. Fortdauer u. Zustand d. Menschen nach d. Tode. Eine Schrift f. unser Zeitalter. ebd.

10. Ferdinand u. Karoline, od. Wiedererscheinung meiner betrogenen Mädchen. Eine Geistergeschichte. 114

11. Meiner Katze wirkl. Erscheinung nach ihr. Tode. Dargest. v. Susanna Lieschen, ein. 60jährig. Jungfrau. 10e Aufl. ebd.

12. Meiner Großmutter wirkl. Erscheinung nach ihr. Tode. Eine wahre Geschichte, dargest. v. C. M. 12 Aufl. ebd.

13. Meines Gatten wirkl. Erscheinung nach sein. Tode. Auch eine wahre Geschichte f. Jedermann, u. zugleich ein Seitenstück zu d. Schrift: Meiner Gattin wirkl. Erscheinung u. s. w.; herausgeg. v. G. N. M. 118

Der franz. Merkur. Herausgeg. v. J. Graf. v. Soden. 3r Jahrg. 1r Bd. 1s — 4s Heft. 211

Pokeach Iwrim. Beleuchtung einig. mystisch. Allegorien u. Hieroglyphen in nächst. Beziehung auf d. Bohemanns Mißbrauch u. d. Bekanntmachung sein. Urkunden merkwürdig gewordenen Orden d. astat. Brüder, in Briefen an ein. Freund in Amerika. Von J. C. Velthusen. 212

Histor. Winke üb. ächte u. unächte Freymaurerey, v. D. J. C. Velthusen. 220

Der rechtschaffene Professionist, ein Taschenbuch f. alle Handwerker. 1r u. 2r Th. Aus eigner Erfahrung aufgesetzt v. ein. ihr. Freunde. Neue Aufl.

Der 2e Theil auch unter dem Titel:

Allgemein. Handbuch beym Handel u. in bürgerl. Haushaltungen. 222

Gothaisches Taschenbuch auf d. J. 1805. Mit Kupf. 223

Tyroler Almanach f. 1805. ebd.

Hamburg u. d. umliegende Gegend, in histor. geograph. u. statist. Hinsicht. Ein vaterländ. Taschenb. auf d. J. 1805. Mit Kupf. ebd.

Der Spottvogel unter Satanskindern. 224

Der

Der schöne Tag. Ein rührend. Fest, gefeyert in d. Kirche zu Schectenstein, u. als Beytrag zum Guten gezeichnet v. ein. Augenzeugen. 225

Reden an Gebildete aus d. weibl. Geschlechte. Von F. Ehrenberg. Mit ein. Kupf. 226

Das Schicksal. Von Ebend. ebd.

Vaterländ. Taschenbuch f. Freunde d. Guten u. Schönen, zur Unterhaltung u. Belehrung. Mit Kupf. u. Musik. 229

Taschenbuch f. bildende, dichtende u. historische Kunst. 1804. Herausgeg. v. Aschenberg. Mit Kupf. ebd.

Mémoires de l'Academie royale des sciences et belles-lettres depuis l'Avénement de Frédéric Guill. III. au Trone 1801. et 2. Avec l'hist. pour le même tems. 230

Sammlung d. deutschen Abhandlungen, welche in d. K. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden in d. J. 1801. u. 2. 237

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des hundert und dritten Bandes.

1. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Abelung 183. Albanus 184. Arresto 182. Billerbeck 181. Cramer 61. Ehlers 184. Elchhorn 183. Eldstädt 183. Erdmann 62. Frank 184. Franz 183. Fuchs 181. Füßli 61. Gall 181. 182. Galura 182. Gedike 243. Gensler 181. Georg 243. Gieſebrecht 244. Göthe, v., 183. Goeß 183. Grumow. 182. Henrici 182. Herholdt 181. Herrmann 184. Hipp. 184. Horn 183. Hübner 181. Juch 244. Jungius 182. Kelch 185. Köchy 184. Koſter, Edler v., 244. Kreuz 184. Krug 243. Lunkhard 184. Lenz 62. Marnalle 182. Meiners 183. Möller 181. Murhard 62. Piepenbring 243. Prechtl 182. Rehfues 183. Rehmann 184. Rink 243. Roſenmüller 184. Schenk 184. Scherer 184. Schmieder 61. Schneider 184. Schüler 61. Schulze 182. Seidenſticker 181. Seiler 61. Stark 181. Stegemann 182. Taſtberg 181. Tempelhof 183. Thormeyer 182. Vinke, v., 184. Wolter 61. Wieland 183. Wolfrath 183. Wollzogen 183. Wundram 61. Wurzer 243.

2. Todesfälle.

Behrisch 185. Burscher 185. Günther 185. Hauſen 185. Horwitz 62. Kirſchner 244. König 244. Metzger 185. Metteiblade 185. Wolfrey 185.

3. Chronik deutscher Universitäten.

Erlangen 62. Helmstädt 186. Tübingen 62.

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Akademie nützl. Wissenschaften zu Erfurt. 63. 187
Gesellschaft, Herzogl. deutsche zu Helmstädt. 186
Societät, Leipzig. ökonom. 186.

5. Anzeige kleiner Schriften.

Irmgius, W., ausführl. Bericht üb. meine Luftreise am 16. Sept. d. J. 189
Ström, C. L., Precis succinct de la methode d'instruire de Mr. Pestalozzi. 187
Voigtel, T. G., Rede bey d. Geburtsfeyer Sr. Maj. d. Königs d. 3. Aug. 1805. 64

6. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Andres, Giov., Nachricht von d. Rollen im Herculanum. 191
Aretin, v., Auszug sein. Werks üb. d. Mnemonik. 190
Benzel Sternau, Gr. v. 191
Gellerts moral. Vorlesungen, engl. Uebersetzung. 192
Kotzebue, v. 190
Lavaters Brustbild. 190
Mahlmann. 190
Massow, v., Anleitung zum prakt. Dienste d. Königl. Preuß. Regierungen. 190
Panzer. 190
Petersburg. 191
Rußland. 191
Wien, neue Zeitschriften, das. 191

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Die geheime Lehre der alten Orientaler und Juden, zur inneren und höheren Bibelerklärung, aus Rabbinern und der ganzen alten Literatur, von einem großen Philologen des Auslandes. Rostock und Leipzig, bey Stiller. 1805. 292 S. 8.

Dem ungenannten Verf. wird in dem Werke selbst die zu Stockholm 1796 erschienene disquisitio de nomine Dei Gud zugeschrieben. Nach dieser Anzeige wäre dieß Werk schwedisch von Hallenberg geschrieben. Wie viel aber der Uebersetzer hinzugethan habe, wird nicht angezeigt. Die geheime Lehre, wovon der Titel redet, ist die Kabbala der Juden; von welcher jedoch nicht allein, sondern auch von andern alten Meinungen, Nachrichten gegeben werden. Die Sammlung dieser Nachrichten ist dankenswerth. Der Kenner weiß sie zu gebrauchen. Aber gegen die zum Theil unbestimmten, zum Theil durchaus übertriebenen Behauptungen, daß das A. und N. T. aus solcher jüdischen Kabbala, und nach solchen orientalischen Meinungen zu erklären sey, muß gestritten, und vor unstatthafter Anwendung kabbalistischer und anderer orientalischer Meinungen, bey der Auslegung des A. und N. T. ernstlich gewarnt werden.

Gleich S. 2. wird nach einem Irrthum behauptet: der Stifter des Christenthums habe, wenn er gleich das

heuchlerische Leben der Pharisäer tadelte, und vor der Nachahmung desselben warnte, dennoch Matth. 23. ihre Lehrsätze als richtig und befolgenswerth anerkannt; und also, nicht minder als die Evangelisten und Apostel, den mündlichen Ueberlieferungen der Juden mit den eigentlich biblischen Schriften derselben gleichen Werth beygelegt. Diese Behauptung ist durchaus grundlos, und als der Grundirrthum, oder das πρωτον ψευδος zu betrachten, aus welchem alle anderen Irrthümer in diesem Buche bey versuchten Auslegungen der Bibel geflossen sind. Jesus sprach nach Matth. 23, 3. nur von dem, was die Pharisäer und Schriftgelehrten zu halten geboten, von den Verordnungen, welche sie als nach der mosaischen Constitution bestellte Obrigkeiten des Volkes gaben. Diese sollen Jesus Schüler, als gute Unterthanen, welche sich nie der Obrigkeit widersetzen werden, zwar beobachten; übrigens aber nicht das Beyspiel und Verhalten derselben nachahmen. Selbst aus Matth. 23, 13. 15. 16 f. leuchtet es ein, daß Jesus die Lehrsätze der Pharisäer und Schriftgelehrten verwarf. Aus der Bergrede Matth. 5, 27. f. und aus allen Reden, worin Jesus seine Lehre vom Reiche Gottes für eine bisher noch nicht erkannte Lehre erklärt, Matth. 13, 11. Marc. 4, 11. Luc. 8, 10. ergiebt sich dasselbe, und Matth. 15, 3 f. verwirft er namentlich die Ueberlieferungen, welche von den Pharisäern der mosaischen und prophetischen Lehre an die Seite gesetzt, und selbst über diese erhoben wurden.

Der Verf. giebt S. 2, u. f. Beyspiele von Erläuterungen des N. T. aus den Rabbinen, die nicht unbekannt sind, und nicht beweisen, daß überall die Bedeutung, welche die Worte bey den Rabbinen haben, auch im N. T. anzunehmen sey. Längst bekannt ist es, daß sich die Redensarten, womit die Bitten im Vater Unser ausgedrückt sind, auch in rabbinischen Gebeten finden. Daß aber in der vierten Bitte heute so viel sey als: in diesem irdischen Leben, und αρτος επιουσιος Speise für jenes Leben, Nahrung für den Geist, die ihm auch in jenem Leben seine Wohlfarth erhält, bedeuten soll, ist unerweislich. Es ist noch gar nicht ausgemacht, daß dieß von den Evangelisten gemachte Wort künftige Nahrung bedeuten müsse, und nicht Suidas Recht hatte, es von den zu unsrer Erhaltung nöthigen Nahrungs-

zu

zu erklären. Es ist vielmehr der Analogie von ἀνουσιος, ἐνουσιος, ὁμουσιος, u. s. w. gemäß von επι und ουσια, nicht von επειμι abzuleiten. Daß Hieronymus in einem hebräischen Evangelium Matthaei machar fand, beweiset nicht, daß Matthaeus so geschrieben habe. Wir kennen ja die Beschaffenheit dieses hebräischen Evangeliums zu wenig, um es für eine ächte Schrift des Matthaeus, und für den Text erklären zu können, aus welchem unser griechischer Matthaeus übersetzt sey. Gott um unser täglich Brodt zu bitten, wollte Jesus gewiß empfehlen. Eher möchte man nach Matth. 6, 34. daran zweifeln, daß er gelehret habe, heute um das künftig Nothwendige zu beten. Aber des Verfassers Erklärung ist eine ganz unschickliche Anwendung einer rabbinischen Grille. — Eben so verunglückt ist S. 10. 11. die Erläuterung der Redensart: wo ihr Wurm nicht stirbt, aus der rabbinischen läppischen Meinung: die Seele werde in jenem Leben dadurch gequält, daß Würmer ihren Leib fressen. Und doch soll nach dem Verf. dieser Sinn der allein richtige seyn!! — Was S. 11 f. über die Sünde wider den heiligen Geist gesagt ist, daß darunter bey den Juden jede Widersetzung gegen einen Lehrer verstanden werde, kann auch nicht treffend heißen. Es ist wahr, die Juden sagten, wer sich mit seinem Lehrer streitet, der streitet gleichsam wider den heiligen Geist, und wer wider seinem Lehrer einen Verdacht hegt, der hegt den Verdacht gleichsam wider den heiligen Geist. Dieß kann Ap. Gesch. 5, 3. treffend zur Erläuterung angewendet werden, wo Petrus sagt, wer einen Apostel zu betrügen suche, der suche nicht Menschen; sondern Gott zu betrügen. Aber die Sünde wider den heiligen Geist, deren Jesus die Juden beschuldigte, bezeichnete doch nicht bloß den Widerspruch gegen ihn, als einen menschlichen Lehrer; sondern als gegen einen vom Geiste Gottes geleiteten und begeisterten Lehrer. Man muß es nicht übersehen, daß die Juden nicht sagen, wer seinem Lehrer widerspreche, begehe die Sünde wider den heiligen Geist; sondern: er widerstreite gleichsam, (dieß Wort gleichsam ist wohl zu merken) dem heiligen Geiste. Der Sinn ist: Dein Lehrer belehrt dich aus der heiligen Schrift, die vom Geiste Gottes eingegeben ist. Es ist also gleichsam, das ist, wenn wirklich dein Lehrer aus der Schrift dich belehrt, ein Widerspruch gegen den heiligen Geist, wenn du deinen Lehrer widersprichst. Bey Jesu

war der Fall anders, da er sich das Recht zueignete, als von Gott beauftragt zu lehren, und behauptete, Gott rede durch ihn. Dieß, und daß man einem Lehrer mehr, als dem Gesetze Gottes, das ist, dem mosaischen Gesetze, welches nach Zeit und Umständen abzuändern Moses die Propheten berechtigt hatte, gehorchen müsse, galt nicht von jedem Lehrer; sondern nur von dem, der für einen Propheten erkannt wurde, wie Jesus dafür erkannt seyn wollte. Richtig ist es, daß ein jeder, den man für einen Lehrer göttlicher Wahrheit erkannte, als ein Mann betrachtet ward, durch welchen Gott sich gleichsam sichtbar offenbare. Aber daß jeder angesehene Lehrer auch Gott genannt wurde, ist uns wenigstens nicht bekannt. Hieß er Sohn Gottes: so bezeichnete dieser Name einen Schüler Gottes, einen von Gott begeisterten Lehrer, u. s. w. — Was S. 15 von Wiedergeburt gesagt ist, ward längst von Anderen, und bestimmter angemerkt, ohne z. B. den Irrthum zu veranlassen, daß Jesus unter dem Reiche Gottes bloß ein verbessertes Judenthum verstanden, weil man die jüdische Kirche das Reich Gottes genannt habe. Eben so ist die Erläuterung der Worte Jesu, daß wer ihm folgen wolle, Vater und Mutter hassen und verlassen müsse, und daß er gekommen sey, Uneinigkeit zwischen Aeltern und Kindern und Verwandten zu stiften, S. 19 durchaus verunglückt, wo die Worte als bloße Nachahmung der Juden, die dergleichen von Proselyten forderten, erklärt werden. Die Absicht und der Sinn der Worte Jesu ist aus dem Zusammenhange klar genug. Es ist ein arger Mißbrauch des Namens historischer Interpretation, wenn so, wie hier, ein Sinn, den die Juden mit gewissen Redensarten verbanden, den Stellen des N. T. worin die Redensarten vorkommen, aufzudringen versucht wird, ungeachtet der Zusammenhang deutlich beweiset, daß diese Redensarten in solchen Stellen einen anderen bildlich ausgedrückten Sinn haben sollen!

Daß Paulus Jannes und Jambres erwähnt, und im Briefe Juda ein Buch Henoch citirt wird, beweiset nicht, daß die jüdische Tradition von den Aposteln dem Inhalt des A. T. gleich geachtet ward. Sonst müßte Paulus auch den Inhalt der griechischen Dichter, woraus er Stellen citirt, dem Inhalt des A. T. gleich geachtet haben. Eben so wenig darf daraus, daß Jesus und die Apostel Stellen des

A. T.

A. T. so anwenden, wie die Rabbinen sie auszulegen pflegten, geschlossen werden, daß dadurch die rabbinische Deutung des A. T. bestätigt worden sey. Es war Lehrweisheit, die Stellen so zu gebrauchen, wie die Juden sie zu gebrauchen pflegten. Ueber die Regeln der Auslegung des A. T. zu belehren, war nicht der Zweck. Daß Johannes Schriften nicht anders als mit Hülfe der Kabbala, verstanden werden können, ist nur in Absicht der Offenbarung zum Theil wahr. Ob aber Bilder und Redensarten, und wo diese aus der Kabbala zu erläutern seyn, muß der Zusammenhang entscheiden. Eben dieß gilt vom A. T. Mögen die Juden immerhin zu der Zeit, als Christus und die Apostel lebten, kabbalistische Künste bey der Deutung und Anwendung des A. T. zu Hülfe genommen; mögen selbst Abschreiber hie und da ein Wort nach kabbalistischer Kunst verändert haben: daraus folgt nicht, daß die Verfasser des A. T. wirklich wollten, man solle mit Hülfe der ungereimten Kabbala ihre Schriften erklären; noch daß Jesus und die Apostel diese kabbalistische Auslegung des A. T. als die richtige bestätigt haben.

Dieß mag hinreichen, vor einem übereilten und unbedachtsamen Gebrauch der geheimen Lehre der Juden bey der Auslegung des A. T. zu warnen. Jeder Schriftsteller muß aus sich selbst, nach seinem eigenthümlichen Geiste und Zweck erklärt, und nach diesen muß entschieden werden, wo und in wie fern eine Stelle aus Meinungen der Juden zu erläutern, oder nicht daraus zu erläutern sey!

A.

Ueber die biblische Gnosis. Pragmatische Darstellung der Religionsphilosophie des Orients, zur Erklärung der heiligen Schrift. Von Dr. Johann Horn, ordentlichem Professor der Theologie (zu Dorpat). Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. XX und 441 Seit. 8. 1 Rt. 6 Gr.

Der Verfasser, jetzt Professor der Theologie zu Dorpat, erhielt 1803 in Göttingen die goldene Preismedaille, wel-

che der besten Untersuchung über die biblische Gnosis, die im Jahre 1802 den Göttingischen Studenten von der theologischen Fakultät daselbst aufgegeben wurde, versprochen war. Die Fakultät ertheilte vorzüglich dem ersten Theile der Abhandlung des Verfassers das Zeugniß, daß er de gnosi in universum copiose atque docte gehandelt habe. Der Verleger wünschte, der Verf. möchte die Abhandlung, wenn er sie herausgeben wolle, lieber in die deutsche Sprache übersetzen. Diese Arbeit ward ihm aber unangenehm, und er versuchte, statt einer Version, lieber eine deutsche Bearbeitung seiner ursprünglich lateinischen Preisabhandlung, wovon er in diesem Werke eigentlich nur den ersten Theil liefert. Er handelt darin von der Gnosis überhaupt; zeigt, daß es eine orientalische (das ist persische, und aus der persischen entstandene) Philosophie gegeben habe, deren Charakter ihre Emanationslehre ist, wie diese Philosophie von der griechischen verschieden gewesen, und warum sie Gnosis genannt, und was unter biblischer Gnosis zu verstehen sey. Dann erzählt er S. 103 — 441 die Geschichte des Ursprungs und der Verbreitung der Gnosis. Er beschreibt Zoroasters Emanationslehre, den Fortgang und die Beschaffenheit der Gnosis bey den Indiern, Aegyptiern, Phoeniziern, und bey den jüdischen Kabbalisten, und vergleicht zuletzt die Religionsphilosophie der angeführten Nationen. In einem künftig versprochenen zweyten Theile will er von der biblischen Gnosis handeln, und zeigen, welche Lehren des Parsismus die Verfasser der Bibel angenommen, und welche sie verworfen haben. Auf die Gründe, womit der Vf. darzuthun verspricht, daß die Verf. der Bibel Lehren des Parsismus angenommen haben, wird man künftig zu achten haben. Er spricht freylich schon hier davon, als von einer entschiedenen Sache, daß die Verfasser der Bibel Freunde der Gnosis gewesen seyn, und giebt überhaupt in der Vorrede ein Beyspiel einer Selbstgefälligkeit, und eines hohen Tons, die man, sonst wenigstens, selbst an Männern, die viel älter und ausgezeichneter gewesen wären, als der Verf., nicht würde gebilligt haben. So läßt er sich in der Vorrede vernehmen, wie folget: S. 3. »Dieser erste Theil enthält alles dasjenige, was zur Erläuterung der religiösen Ideen »der Bibel gesagt werden kann, und ist die Grundlage der »Untersuchungen, die ich im zweyten und dritten Theil anstellen werde.« (Merkte der Verf. nicht, daß er selbst der an-

anmaaßenden Behauptung des ersten Satzes dieser Periode im zweyten Satze derselben widerspricht? Schon dieser erste Theil soll alles enthalten, was zur Erläuterung der religiösen Ideen der Bibel gesagt werden kann; und doch soll er nur Grundlage der Untersuchungen seyn, die der Verf. ferner, doch auch zur Erläuterung der religiösen Ideen der Bibel anstellen will!) S. 9 der Vorrede heißt es wieder: »Meiner Einsicht nach habe ich in dieser Schrift alles gesagt, »was sich zur Erklärung des Judenthums nach dem babylonischen Exil, vorzüglich über die Quellen des Christenthums sagen läßt.« (Wir hoffen, wenn der Verf. nur erst zehn Jahre älter ist, wird er es selbst einsehen, daß er sich in dieser Zuversicht geirrt hat. Sonderbar ist es vorzüglich, daß er die Quellen des Christenthums aufgedeckt zu haben sich einbildet, indem er den Gang gezeichnet, welchen die Religionsideen unter den Juden nach dem babylonischen Exil genommen haben, und den Einfluß des Parsismus auf die Kabbala der Juden nach seiner Einsicht beschrieb.) Andre überall in der Vorrede angebrachte Komplimente, die der Verf. sich selbst und seiner Arbeit macht, übergehen wir, um noch etwas über seine Behauptung zu sagen, daß die Verfasser der Bibel Lehren des Parsismus angenommen haben. Was er in diesem Werke hin und wieder zur Bestätigung dieser Behauptung vorbringt, ist nicht von Bedeutung. So heißt es in der Vorrede S. VII: »Philosophirte der ganze Orient nach dem Systeme des »Parsismus: so konnten sich natürlich die biblischen Schriftsteller, die mit den Persern, wie mit den Aegyptiern, »Phoeniziern und Indiern, in Verbindung standen, von »dieser Mobephilosophie nicht ausschließen.« Bey dieser Stelle wird auf §. 51 verwiesen, und sieht man diesen nach: so findet man bloß Folgendes: S. 438. »Daß die »Syrer sehr früh Freunde des Parsismus waren, ist höchst »wahrscheinlich, da das Vaterland desselben ihnen so nahe »lag, und da mehrere häretische Gnostiker des zweyten »Jahrhunderts aus Syrien gebürtig waren, u. s. w.« — S. 440. »Bey so vielen Nationen fand der Parsismus »Eingang in die öffentliche Religion: er sollte ihn nicht »auch bey den Juden gefunden haben? Wo sie sich hinwenden mochten, immer kamen ihnen persische Ideen entgegen: sie sollten diese ganz verschmäht haben? Gezwungen »wurden sie gleichsam, diejenigen religiösen Ideen anzuneh-

»men, welche wir jetzt wirklich in ihren Religionsschriften »finden; theils durch die Perser, welche sie beherrschten; »theils durch die Aegyptier, mit denen sie viel Umgang hat»ten, durch die Phönizier, ihre Nachbaren, und durch die »Indier, die sie wenigstens in Alexandrien kennen lernten; »wenn man nicht, welches doch wahrscheinlich ist, anneh»men will, daß die Juden auch schon in spätern Zeiten ei»nigen Verkehr mit den Indiern hatten.« — Sonderbar genug wird zum Beweise, daß dieß Letztere wahrscheinlich sey, angeführt: daß die Schriften des Evangelisten Johannes so frühe in Indien übersetzt seyn, wie aus des Chrysostomus erster Homilie über Johannes erhelle. Ein Sachverständiger wird gegen diesen Beweis Vieles zu erinnern haben. Endlich ist bey dieser Stelle auf S. 403 verwiesen, wo sich Folgendes findet: »Paulus habe, fast ohne es zu »wissen und zu wollen, Zoroastrische Grundsätze in Gamaliels Schule eingesogen, und sie mit dem Christenthume »verbunden. Auch Johannes habe zwar dahin gearbeitet, »nichts aus der Hellenistischen Gnosis aufzunehmen, was »sich zu der einfachen Regel des Glaubens nicht fügte; »doch habe er auch unparteyische Sanftmuth genug ge»habt, von jenen Vorstellungen Alles beyzubehalten, was »der Regel des Glaubens nicht zuwider war, und dessen »war wirklich nicht wenig, da die Regel des Glaubens »auf Grundsätzen des Parsismus zum großen Theil beruhte, »und die Hellenistische Gnosis keinen andern Grund hatte. »Der Parsismus, wie dieser von den Juden seit dem babylonischen Exil und Jesus selbst, angenommen war, war »dasjenige System, welches Johannes befolgte, und nach »dessen Grundsätzen er das Christenthum zu begründen und »fortzuführen suchte; was damit übereinstimmte, ließ er »gelten.«

Kann man es uns aber verdenken, wenn wir diese so ganz ohne statthaften Beweis gewagten Behauptungen nicht gelten lassen? Woher weiß der Verfasser daß, nach S. VII der Vorrede, die biblischen Schriftsteller mit Persern, Aegyptiern, Phoeniziern und Indiern in Verbindung standen? Unter den Schriftstellern des A. T. stand Ezechiel und Daniel, Haggai, Zacharias und vielleicht auch Maleachi, gewiß aber Esras und Nehemias mit Chaldäern und Persern in Verbindung, und gerade in den Büchern dieser biblischen

lischen Schriftsteller des A. T. sucht man die Spuren des Hanges, den Parsismus mit der väterlichen Religion zu verschmelzen, vergebens. Sie halten fest an dem Glauben der Väter, jeder Abweichung von demselben abhold. Die übrigen Schriftsteller des A. T. standen gar nicht mit den genannten Nationen in Verbindung. Und welche Art zu schließen ist die, daß Schriftsteller sich von der Modephilosophie solcher Völker, mit welcher sie in Verbindung standen, nicht hätten ausschließen können? Giebt es doch Schriftsteller genug, die einer Modephilosophie durchaus widersprechen; warum mußten hebräische Schriftsteller, die ihren in heiligen Schriften aufbewahrten Nationalglauben hatten, Vorstellungsarten anderer Völker in ihren Glauben aufnehmen? — In den apokryphischen Büchern des A. T. finden sich deutliche Spuren von parsischen Meinungen, welche von den Verfassern derselben aufgenommen waren, und als ein Theil ihrer Glaubenslehre vorgetragen wurden. — Unter den Verfassern des N. T. standen einige mit einzelnen der genannten Völker in Verbindung. Folgt aber daraus, daß sie sich von der Modephilosophie dieser Völker nicht ausschließen konnten? Sie hatten sich größtentheils bloß in Jesus Schule, oder durch den von Jesus Schülern erhaltenen Religionsunterricht gebildet. Vorher möchten sie wohl die von den Juden nach dem Exil angenommenen parsischen Meinungen bereits gehegt haben. Daß Jesus aber diese Meinungen in seine Glaubenslehre aufgenommen, und nach denselben philosophiert habe, bedurfte erst eines gründlichen Beweises. Woher weiß der Verfasser, daß Jesus selbst, wie es S. 403 heißt, den Parsismus angenommen, und daß Johannes durch denselben das Christenthum zu begründen und fortzuführen gesucht habe? Die Stellen in Jesu Reden im Johannis, und in Johannes Evangelium und Briefen, welche man als Spuren der parsischen Emanationslehre anzusehen pflegt, leiden doch auch eine andre, und dem Sprachgebrauch des A. T., nach welchem sich die Denkart und Schreibart der Verfasser des N. T. gebildet hatte, gemäßere Erklärung! Wer wird also von der bloßen Möglichkeit auf die Wirklichkeit schließen; zumal da es aus anderen Gründen nicht wahrscheinlich ist, daß diese Emanationslehre von Jesu angenommen, oder die Lehre des Johannes gewesen sey. Jesus und Johannes würden ohne Zweifel sich ganz anderer Ausdrücke bedient, und nicht

so oft behauptet haben, daß der Vater im Sohne und der Sohn im Vater sey, daß der Vater die Werke des Sohnes thue, daß der Sohn nichts von ihm selber thue; sondern was er den Vater thun sehe, daß der Sohn nicht von ihm selber lehre; sondern seine Lehre von Gott, seines Vaters Lehre sey, wenn sie an Emanation des Sohnes aus Gott geglaubt hätten. Woher weiß der Verf., daß Paulus diese Zoroastr'sche Ideen in Gamaliels Schule ihm selbst unbewußt angenommen hat? Daß Gamaliel diese Ideen hatte, ist nicht erweislich, und eben so wenig, daß Paulus sie hatte. Wäre das Emanationssystem das System des Johannes und Paulus gewesen: so läßt es sich nicht begreifen, wie die Gnostiker, die gerade das Emanationssystem auf die christliche Lehre von Gott dem Vater, und dem Sohne und Geiste Gottes, anzuwenden versuchten, einen so allgemeinen Widerspruch der Lehrer aller apostolischen Gemeinden veranlaßt hätten. Sie würden sich auf Johannes und Paulus Lehre nicht ohne Erfolg berufen haben, wenn diese Apostel das Emanationssystem ihrem christlichen Unterricht zum Grunde gelegt hatten. Die Achtung der Christen gegen Johannes und Paulus war zu groß, als daß man im Anfange des zweyten Jahrhunderts ihre Lehrart, die man damals noch kennen konnte, verworfen haben sollte!

Der Verf. bestreitet S. 101 mit gutem Grunde die ältere Meinung von biblischer Gnosis, daß im N. T. Anspielungen auf die Sekte der Gnostiker vorkämen, die im zweyten Jahrhundert allgemeines Aufsehen machten. Denn allerdings gab es zur Zeit der Apostel noch keine Sekte der Gnostiker. Er bestreitet auch die, welche behaupten, die Apostel hätten auf gemeine jüdische Vorurtheile, und zum Theil auch auf besondre Sektenmeinungen, z. B. der Essener und Therapeuten, man kann hinzusetzen, auch der Pharisäer und Sadducäer, oft Rücksicht genommen, und welche darin Spuren der Gnosis in der Bibel finden. Daß man dieß biblische Gnosis nannte, und darin Spuren der Gnosis fand, hätte füglich getadelt werden mögen; weil wenigstens nicht alle jüdische Meinungen, und nicht alle besondre jüdische Sektenmeinungen, auf welche im N. T. angespielt wird, den Namen einer Gnosis verdienen. Aber die Einwendung des Verf., daß man nicht in einzelnen Fällen darthun könne, die Meinungen, auf welche an-

ge-

gespielt werde, seyn bestimmte Meinungen der Essäer oder Therapeuten, noch daß irgendwo im N. T. von denselben im guten oder bösen Sinne die Rede sey, trifft nicht das Ziel. Von manchen Stellen läßt sich doch zeigen, daß auf Meinungen angespielt werde, welche die Essener und Therapeuten, nach sicheren Zeugnissen, gehabt haben. Daß auf gemeine jüdische Vorstellungen oft angespielt werde, leidet keinen Zweifel, und gab es gleich keine Sekte der Gnostiker: so gab es doch, als die Apostel lebten und schrieben, Männer unter ihren Zeitgenossen, die solche Meinungen hegten, und zu verbreiten, und mit dem Christenthume zu verschmelzen suchten, welche mit den hernach als Meinungen der Gnostiker in der Geschichte bekannt gewordenen, die unverkennbarste Aehnlichkeit hatte. Wenn 1 Tim. 6, 20. eine ψευδωνυμος γνωσις getadelt wird: so meint der Verf. es sey von christlichen Lehrern die Rede, und es könne deswegen keine Jüdische Gnosis zu verstehen seyn. Paulus aber sagt nicht, daß er von christlichen Lehrern rede. Er beschreibt vielmehr die, welche Timotheus widerlegen und bestreiten soll, als Gegner. Ist es da wahrscheinlich, an christliche Lehrer, und nicht vielmehr natürlich an theosophische Juden zu denken, die sich das Ansehen gaben, das Christenthum zu lehren, und mit ihrer angeblichen höheren Weisheit, und Geheimnißkrämerey eines leeren mystischen Wortgepränges, den Christen die Köpfe zu verwirren, und sie von der Einfalt des Evangeliums abzuziehen suchten, wie Simon Magus in Samaria schon früher ähnliche Mysterien debütirt hatte?

Der Verfasser nimmt den Ausdruck: biblische Gnosis, hier in dem Sinne, daß er darunter Spuren der originalen orientalischen Philosophie, welche sich vorzüglich mit der Lehre von Gott, den Menschen, dem Ursprunge der Welt und des Bösen beschäfftigte, sowohl im A. T. und im N. T. als auch in den Apokryphen versteht. Diese Spuren, bemerkt er S. 102, sind von doppelter Art, indem die biblischen Schriftsteller einige Lehren der orientalischen Philosophie billigen mochten; andre hingegen verwarfen. Er wollte also untersuchen: »in wie weit die Verfasser des A. T. des N. T. und der Apokryphen, der früheren hyndaischen Gnosis, oder der originalen orientalischen Philosophie beygestimmt, oder sie mit ihren eigenen Lehren verbunden,

und

und wie weit sie dieselbe hingegen verworfen und bestritten haben.«

Bey dieser Untersuchung wird nun vorzüglich der Abweg zu vermeiden seyn, daß dasjenige, worin etwa das A. T., das N. T. und die Apokryphen, bloß zufällig mit Meinungen des Orients übereinstimmen, und was nach der Bibel als der von Abraham auf seine Nachkommen fortgeerbte Religionsglaube, oder als mosaische, von den Propheten weiter entwickelte, Religionslehre zu betrachten ist, nicht aus der orientalischen Philosophie abgeleitet werde; und besonders in Absicht des N. T. daß dasjenige, was in Jesus und der Apostel Lehre mit Meinungen des Orients übereinstimmt, nicht schon deswegen als biblische Gnosis betrachtet werde, deren Quelle die originale orientalische Philosophie sey; aber auch, daß Worte und Redensarten, die etwa scheinen könnten, sich auf orientalische Philosophie zu beziehen, nicht vorellig aus derselben erklärt werden, wo es nähere und sichere Quellen der Erklärung derselben giebt.

Zoroaster, etwa tausend Jahre später als Moses, und drey bis vier Jahrhunderte nach dem Davidischen Zeitalter der Israeliten, kann durch seine Religionsphilosophie nicht eher auf die Israeliten Einfluß gehabt haben, als bis die Judäer nach Babylon weggeführt wurden. Das Vorgeben, seine Lehre sey nicht neu; sondern das uralte Lichtgesetz der weiseren und besseren Menschen der ältesten Vorzeit, und eben so die Nachricht, daß er nichts vorgetragen, was dem herrschenden Glauben zuwider war, kann nicht beweisen, daß Abraham etwa die in seinem alten Vaterlande herrschende Religion nach Palästina gebracht habe. Unterschied sich doch der Glaube Abrahams und seiner Nachkommen selbst von dem Glauben der Brüder Abrahams und ihrer Nachkommen!

Seit dem Exil der Judäer konnte freylich der Parsismus Eingang finden, bey jüdischen Lehrern, und es ist bekannt, daß er Eingang fand bey einigen, die ihre heiligen Schriften nun allegorisirten, und so in diese aus dem Parsismus hineintrugen, was nicht darin stand. Es gab aber doch auch eine Partey, die alle diese Deutungen und Zusätze zur mosaischen und prophetischen Religionslehre verwarf,

und

und Jesus erklärt, durchaus nicht aus eines Menschen Lehre seine Lehre geschöpft zu haben. Wie wollen wir ihm trotz der Versicherung, die wir von ihm haben, die Behauptung aufdringen, er habe, sich selbst unbewußt, aus dem Parsismus geschöpft? Daß Lehrer und Anhänger des Parsismus unmittelbar auf Jesum und die Apostel gewirkt hätten, ist nicht wahrscheinlich, noch weniger erweislich. In unmittelbarer Verbindung standen sie nur mit Juden, und in sofern von diesen schon etwas aus dem Parsismus in ihren Volksglauben herübergenommen war: in sofern mahmen sie darauf Rücksicht, auch dieß nach ihren Zwecken anzuwenden. Daß sie solchen Sätzen aber beystimmten, ist noch nicht ausgemacht, wenn sie gleich sich derselben als Lehrmittel bedienen, und sie nicht mißbilligen oder bestreiten. Der Volkslehrer muß ja mit verständiger Lehrweisheit die Mittel für seinen Zweck wählen, durch welche am wirksamsten Frömmigkeit und Tugend bey seinen Zuhörern befördert werden kann! — Rec. erwartet daher den zweyten Theil dieses Werks, um zu erfahren: was der Verf. im A. und N. T. zur biblischen Gnosis rechnen wird.

St.

Arzneygelahrheit.

Versuch über die höchst wahrscheinlichen Ursachen und (die) Entstehung des Weichselzopfes, nebst einer sichern Heilung desselben, bestätiget durch einige Krankengeschichten. Voran einige Vorschläge, die medicinische Policey und Ausrottung der Pocken betreffend. Von Johann Georg Wolframm, Regimentschirurgus im Königl. Preußl. Husaren-Regimente von Glaser. Breslau, bey Korn. 1804. 124 Seit. 8.

Der Verf. hatte häufige Gelegenheit, den Weichselzopf zu untersuchen und zu behandeln. Noch vor wenigen Jahren erschien diese Krankheit in der Ukraine und dem jetzigen acquirirten Polen ausschließlich. Nunmehr aber verbreitete

ste sie sich auch in den angränzenden Provinzen. Die in jedem Verhältniß schlechte Lebensart des polnischen gemeinen Volks, und die Pfuscher, welche es zur Behandlung seiner Krankheiten gebraucht, sind Schuld, daß das venerische Gift theils durch Ansteckung; theils erblich sich ausbreitet und zunimmt. Man habe beobachtet, daß die venerischen Uebel mit dem Miasma des Weichselzopfs, theils gleichzeitig sind; theils wechseln, welches immer geschihet. Die Kranken im zweyten und dritten Grade hatten auch beständig venerische Symptomen. Schnitten diese den Weichselzopf zu frühe ab: so nehmen diese zu; wie sie im Gegentheil abnehmen, wie der Weichselzopf zunimmt. Der Verf. schloß daher: der Weichselzopf sey eine kritische Absetzung des venerischen Miasma in die Haare. Nach diesem Princip behandelte er seit 12 Jahren seine Kranken mit Glück, zur Bestätigung seiner Meinung. In Deutschland werde das venerische Uebel besser behandelt, und erbe nicht in die dritte Generation fort, und daher entstehe kein Weichselzopf. Bey den Thieren sey diese Krankheit ebenfalls venerischen Ursprungs, und zwar durch Ansteckung.

Hr W. theilt den Weichselzopf ein: 1) in den gutartigen, bey welchem die Natur die kritische Absetzung ohne alle vorhergehende Zufälle vollkommen bewirkt. Er entstehet durch Ansteckung, ist selten, und die Haare können ohne Schaden abgeschnitten werden. 2) In den bösartigen: bey dessen Ausbruch der Organismus mehr oder weniger krankhaft afficirt wird; nach dem Entstehen aber alle Zufälle aufhören. 3) In den komplicirten bösartigen Weichselzopf, den man auch als allgemeine Lustseuche gelten lassen kann, nach dessen Hervorkommen die Zufälle nicht, wie im zweyten Grade nachlassen, und wobey Verhärtungen, Knochenauswüchse, fressende Geschwüre, Chanker, Caries u. s. w. entstehen. Im ersten und zweyten Falle, kann auch die kritische Absetzung zu frühe geschehen, und unvollkommen seyn, und daher entstehen hinternach die schwersten Zufälle. — Die erste Gattung behandelt der Verf. mit ausleerenden und die Ausdünstung befördernden Mitteln, ermahnt den Kopf, und schreidet, wenn der Weichselzopf einen Zoll lang vom Kopfe abgewachsen ist, ihn in den gesunden Haaren ab, welches nach vier bis sechs Wochen geschehen kann. Die zweyte Gattung dieser

ser Krankheit muß mit Merkurialmitteln, so wie die Lustseuche behandelt werden, und selbst dann ist noch eine Nachkur damit nöthig, wenn die kritische Abstoßung schon geschehen ist. Mit dem Abschneiden muß man sich, wie bey der ersten Gattung verhalten. Alles dieß gilt auch von der dritten Gattung, mit dem Zusatze, daß man darin der äußerlichen Anwendung der Merkurialmittel sehr benöthigt ist. Es folgen nun Krankheitsgeschichten, die den venerischen Ursprung des Weichselzopfes beweisen sollen. Eine offenbare venerische Komplikation war sicher vorhanden; dadurch wird aber nicht erwiesen, was erwiesen werden sollte. Auch nimmt er in einigen Fällen, wo er Quecksilber mit Nutzen gebrauchte, ohne Beweis an, es sey ein Weichselzopf-Miasma im Körper gewesen; da sich doch weder durch frühere noch spätere Zufälle dieß rechtfertigte. Der Rec. erinnert dieß nicht, um die Verdienste des Hrn. W. zu schmälern, die er sich durch die Heilung seiner Kranken erwarb; verlangt aber reinere Beweise für die angenommene Identität der Lustseuche und des Weichselzopfs.

Lucina, eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst, herausgegeben von D. *Elias v. Siebold*, Prof. zu Würzburg. *Zwey Bände.* Leipzig, bey Jakobäer. 1802.

Hr. v. S. hat allen möglichen guten Willen, die Entbindungskunst zu vervollkommnen, in sofern dieselbe auf Anstrengung, Thätigkeit und Fleiß beruhet. Aber, wie dem Dichter, so muß dem Künstler und Schriftsteller das Talent, zu wirken und zu schreiben angeboren seyn, wenn er sich über das Gemeine erheben soll; sonst blickt der Zwang, den er sich anthut, zu deutlich hindurch, und er leistet nichts Vollkommenes. Hr. v. S. strengt sich sichtbar an; demohnerachtet gelingt ihm weder die Kunst, noch die Schriftstellerey ganz. Sein Vortrag ist in allen Punkten gleich dunkel, weitläuftig und schwerfällig. Dieß ist auch bey mehreren der gegenwärtigen Ausarbeitungen der Fall. An den Sachen selbst haben wir weniger auszusetzen. 1. Bd.

der Methodenlehre der Entbindungskunst. Der Rec. tadelt an den ältern Systematikern Manches, worin er theils Recht, theils Unrecht hat. 2. Nachtrag zu meiner Untersuchung über das Indicirt seyn (Anzeigen) der Wendung bey völlig eingetretenem Kopfe, vom Herausgeber. Hr. v. S. tritt in dieser Abhandlung auf die Seite des verewigten Stein gegen Osiander, worin er, nach des Rec. Meinung, ganz vollkommen Recht hat. Hr. O. hat die Anzeige zur Wendung und zur Zange dergestalt unter einander geworfen, daß es für Anfänger von den unglücklichsten Folgen seyn muß. Der Herausg. erscheint hier, wie immer, als ein wahrheitliebender, sittlich schätzbarer Mann! Wir empfehlen diese Abhandlung allen jungen Geburtshelfern als die gründlichste Widerlegung unbesonnener, ungegründeter und gefährlicher geburtshelferischer Neuerungen! Vergl. u. a. diese Bibl. 58. Bd. S. 326. 69. B. S. 323. 3. Was hat die Levretsche Zange durch Thenance's Verbesserung gewonnen? Eine kritische Untersuchung vom Herausgeber. Diese neue Zange ist in allen ihren Dimensionen größer, breiter und länger, die Arme kreuzen sich nicht; an dem Orte, wo sonst das Schloß ist, befindet sich eine gefensterte Oeffnung, um eine Serviette oder sonst ein Tuch durchzustecken; von dieser Oeffnung bis nach unten ist die Zange sehr viel länger, als die ältern; am Ende der Handgriffe und unweit der Haken, werden die Arme durch ein Charnier vereinigt. Hr. v. S. hält die stärkere Kopfkrümmung für die beste Eigenschaft der Zange. Im Ganzen werden aber die Vorzüge und Mängel sich ziemlich aufwiegen und der Gewinn nicht groß seyn. 4. Entbindung mit der Zange wegen eines Steatoms, vom Herausgeber. Im Scheidegrunde hinter der Schamvereinigung, fand man bey der Untersuchung einen rundlichen Körper, welcher nach der Geburt einer starken halben Faust groß befunden wurde, dessen Sitz wahrscheinlich zwischen der Gebärmutter und Urinblase war. 5. Künstliche Entbindung durch die Wendung wegen regelwidriger Lage des Kindes, begleitet mit heftigem Blutflusse und Konvulsionen, vom Herausgeber. Das Kind lag mit den Geburtstheilen vor; der Mutterkuchen an der vordern Wand der Gebärmutter war los und fast völlig getrennt. Der Verf. sprengte die Blase, entband, und holte alsbald die Nachgeburt. Dieses Verfahren war alles Lobes werth;

nicht

nicht so aber eine Mischung aus einer Unzze Zimmettinctur und einen halben Skrupel Opiumtinctur unter fünf Unzen Flüssigkeit. 6. Notizen. In Strasburg gab es im J. 1802 viel Zwillinge, aber auch viel schwere Geburten; in Hottenbach lebt ein Mädchen, welches 2 Jahre alt und völlig menstruirt ist. 7. Anzeigen, besonders von Boer, aber ohne alle Kritik, die doch bey diesem Schriftsteller, der so einseitig und eigensinnig in seinen Meinungen ist, durchaus nothwendig gewesen wäre.

Zweytes Stück. 1. Ein 13 Monate lang in der Gebärmutter zurückgebliebenes und durch den Muttermund herausragendes Stück Nachgeburt, von Siebold dem Vater. Während dieser 13 Monate habe sich nichts von der Menstruation gräußert, vor 2 Monate habe sich ein Blutfluß eingestellt, vor 14 Tagen wieder. — (Lauter incredibilia!) Sollte nicht das Ganze ein polypöses Konkrement gewesen seyn? Rec. kann unmöglich an diese 13 Monate lang zurückgebliebene Placenta glauben!) 2. Geschichte einer, wegen älterer Vorgänge, sehr merkwürdiger Zangengeburt, von Prof. Busch in Marburg. Einige schlechte Geburtshelfer hatten die Frau in vorigen Geburtsumständen mißhandelt. Der Verf. entband sie leicht und bald mittelst der Brüninghausenschen Zange, welcher er mit vieler Offenheit und Gradheit große Lobsprüche und Vorzüge vor der seinigen ertheilt. 3. Kritik eines Geburtsstuhls, von Dokt. Gumprecht zu Göttingen. Superflua non nocent! 4. Ueber J. Brown's Aufnahme der unzeitigen und schweren Geburt unter die Klasse örtlicher Krankheiten, von Dokt. Lauberis in Würzburg. Der Verf. bestreitet Browns Meinung, und rechnet die unzeitigen und schweren Geburten unter die allgemeinen Krankheiten. Diese Meinung nimmt auch der Herausgeber an, und bestätigt sie durch 5 Bemerkungen und Beobachtungen über frühzeitige Geburten. Der Rec. ist von den Gründen beyder Verf. ganz überzeugt worden, da es zuverlässig frühzeitige Geburten giebt, welche Folgen allgemein wirkender Schädlichkeiten sind. Hr. v. S. unterstützt seine Behauptung mit einigen schönen Krankheitsgeschichten; aus denen jedoch abermals die Schüchternheit des Verf. im Gebrauche des Opiums, die wir zum Theil schon oben rügten, hervorleuchtet. Er giebt z. B. 2 Tropfen

für Tinct. opii zu 6 Unzen Flüssigkeit! 5. Etwas über warme Umschläge bey Blutflüssen aus der Gebärmutter nach Entbindungen, von Doktor Henrichsen in Markt Steinigen. Nicht bloß in diesen, sondern auch in mehreren Fällen rühmt der Vf. mit vielen Neuern die warmen Dämpfungen mit innerlich reizenden Mitteln, und Hr. v. S. bestätigt in einer Anmerkung die erste Wirkung. Ganz unläugbar ist ein großer Mißbrauch mit der schwächenden, kühlenden Methode bisher getrieben worden, und der Rec. ist überzeugt, daß gar manche Entbundene nicht an Verblutung; sondern an Erkältung und Schwäche gestorben ist. Er selbst hat nicht wenig Beobachtungen der Art gemacht, wie die Verf. 6. Kritik einiger Gebärmutterzangen, nebst Beschreibung einer neuen, vom Herausgeber. Mit Bescheidenheit und Sachkenntniß eröffnet Hr. v. S. die Zangen der Herren Starke, Osiander, Boer, Levret, Busch, und giebt von der seinigen Rechenschaft. Nur den lokalen Verhältnissen (Mißverhältnissen) ist es wohl beyzumessen, daß von der Zange des geschickten Hrn. Stabschir. Brüningshausen zu Würzburg, nichts erwähnt wird! Dem Rec. gefällt an der des Herausgebers die Krümmung, die Fenster, die Stiele; der Schluß aber, und die innere runde Fläche des obern Zangentheils mißfällt ihm. 7. Nachricht über eine Privatentbindungsanstalt, von Doktor Lobstein zu Straßburg. 8. Praktische Miscellen und Notizen, eine unbedeutende, von einem jungen rüstigen Schreiber Schneider in Fulda, einige interessantere über einen verschlossenen Anus, und einer vermeinten Schwangerschaft von Winzmann zu Miltenberg, von penisähnlicher Monstrosität der Nase von Dokt. Kuhlmann zu Mittelnsheim in Franken, von einer Drillingsgeburt von Prof. Starke d. j. zu Jena, von einer Frau, welche bey einer Conjugata von 2½ Zoll ein lebendig gebar (?), von Dokt. d'Outrepont zu Salzburg, von einer durch die Natur glücklich beendigten Rückengeburt (?), vom Herausgeber. 9. Anzeigen von Schriften. Ein sehr motivirtes Urtheil über Osianders, Frorips und Martens Lehrbücher, welches im Wesentlichen mit dem von uns in der N. A. D. Bibl. gefällten übereinkommt.

Drittes Stück. 1. Vorschläge für die nützliche Kultur der Entbindungskunde im Fürstenthum Würzburg

hung, vom Herausgeber. Man ersieht daraus, daß die bisherige Anstalt in W. schlecht war. In zwey elenden Zimmern, sagt Hr. v. S. selbst, und einer Kammer kann ich höchstens 10 Schwangere aufnehmen; das Haus liegt äußerst elend und ungesund u. s. w. Ob es wohl bald besser werden dürfte? — 2. Ueber die in den Lehrbüchern der Entbindungskunde gewöhnliche Einleitung in die Entbindungskunde, von Dokt. Anna zu Rastadt. 3. Nachricht von einem Kayserschnitt bey einer Person, welche ein durch Rhachitis sehr verunstaltetes Becken hatte, und wo der Steiß des Kindes vorlag, von Prof. Wiedemann, (jetzt zu Kiel). Den geraden Durchmesser schätzte Hr. W. kaum auf 2½ Zoll. Die Umstände, unter denen die Operation vorgenommen wurde, sind sehr genau beschrieben; man erfährt sogar, S. 383, daß ein Spiegel, dem die Person gegen über lag, mit einem Tuche behangen wurde!! Das Kind ward lebend hervorgezogen; die Mutter starb am 5ten Tage nach der Operation. 4. Entbindungsgeschäffte und Beschreibung eines monströsen Kindes, nebst Abbildung des sehr merkwürdigen Kopfgebildes, vom Herausgeber. Das Kind war nach dem Herausg. ein vollkommener Acephalus, nach unserer Meinung war es ein Hirnbruch, hornia cerebri; denn ein Kopf war da, der noch dazu sehr groß und ausgebildet männlich aussah, große Augen, große Nase und Lippen hatte. In der Gegend der großen Fontanelle erhob sich eine Masse, von der Größe eines Laubthalers, rothblau und blutend. 5. Eine Exstirpation der Gebärmutter, aus Unwissenheit von einer Hebamme verrichtet und mitgetheilt von Dokt. Bernhard zu Bad-Alyeneu in Graubündten. Ein Seitenstück zu der bekannten Göttingischen Geschichte von Wrisberg beschrieben. Auch diese Frau genas, wie jene. Hr. v. S. macht eine vortreffliche Anmerkung dazu, Einwürfe gegen die von Hrn. Osiander vorgeschlagene und vorgenommene Operation des Mutterkrebses enthaltend. 6. Fragmente geburtshülflichen Inhalts, von Gumprecht zu Göttingen. Größtentheils Kleinigkeiten, mehrere auf Hrn. Osiander gerichtet. 7. Praktische Miscellen und Notizen. 1802 gab es viele Zwillinge in Braunschweig. Lob der Sieboldschen Zange von Wiedemann. Eine Frau gebar jedesmal ungewöhnlich große Kinder von 11 Pfunden. Große Fruchtbarkeit in Fulda. 8. Anzeigen neuer Schriften,

Siebolds Lehrbuch, *Lacombe* Elemens de la Sc. des Accouchemens.

Zweyten Bandes erstes Stück. 1. Ueber einen an meiner Geburtszange angebrachten Mechanismus, von Prof Froriep zu Halle. Der Erfinder nennt denselben Regulator des Zangendrucks, der zugleich als Labir und Cephalometer gebraucht werden könne. Er besteht in einem Querbalken, welcher auf die Bewegung einer Schraube an der innern Seite des Zangengriffs oder Stieles hervorkommt, und die Löffel der Zange von einander treibt oder schließt. Wir können uns kaum von dem Nutzen einer solchen Vorrichtung überzeugen. 2. Einiges über die Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit der gewöhnlichsten Lagen und Haltungen der Kreißenden, von Prof. Schmidtmüller in Landshut. Behandelt einen nicht genug geschätzten Gegenstand nach seinem Werthe, und mit vieler Einsicht und Wahrheit. 3. Bruchstücke geburtshülflichen Inhalts, vom Dokt. Wigand in Hamburg. Hr. W. hat die Gabe, viele Worte über sehr geringfügige Gegenstände zu machen. Hier spricht er von der eigentlichen Zeit zur Zangen- und Wendungsoperation, als ob dieselbe in keinem Lehrbuche der Entbindungskunst ordentlich bestimmt sey. Ferner handelt er von der Verhütung der Dammrisse und von den Geburtsstühlen. 4. Bekenntnisse eines unglücklichen Geburtshelfers. Ein trefflicher Spiegel für praktische Geburtshelfer! Sie werden gewiß auch eine Situation von sich mit Wahrheit darin abgehandelt finden. Mutato nomine de Te narratur fabula! 5. Nachricht von Margar. Merkard aus Pfersdorf in Franken, an welcher mein Vater (C. C. v. Siebold) 1778 den Schamfugenschnitt unternahm, nebst Zusätze und Bemerkungen vom Herausgeber. Vorausgehet die Geschichte der unglücklichen Rougent, an welcher A. le Roy denselben Schnitt unternommen hat, wie unsere Leser aus Wiedemanns Buch über Pariser Gebäranstalten sich erinnern. Dann folgt die Erzählung des würdigen Veterans S., die den Lesern auch schon zum Theil aus jener Dissertation bekannt seyn muß. Hr. v. S. d. Aelt. fand die Synchondrose verknöchert, und sägte also dieselbe durch. Das Kind war todt, die Frau in 42 Tagen gesund. Drey Jahre darauf, schreibt der Mann dieser

Frau,

Frau, bekam meine Frau einen starken Buben, und brachte ihn glücklich, unter dem Beystande eines Chirurgen, zur Welt. Hr. v. S. d. J., läßt sich über diesen Beystand und den starken Buben nicht weiter heraus, Hr. v. S. d. S. hingegen hofft, in der Folge noch Nachrichten über die Geschichte beyzubringen. Mit einer seltenen Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit läßt auch der Herausgeber Zweifel über diese Geschichte transpiriren, wie deren von den meisten Wundärzten und Geburtshelfern laut geworden sind. 6. Ueber eine merkwürdige Ursache des Gebärmutterblutflusses während und nach der Entbindung, vom Herausgeber. Der Verf. nimmt einen entzündlichen Zustand in den Häuten des Eyes an. (Uns dünckt jedoch, er habe sich zu sehr von einer Hypothese leiten lassen. Sollte eine wirkliche sthenische Diathesis statt finden: so könnte weder eine Diapedesis, noch Anastomosis, noch Diarrhosis, wodurch allein Blutung kommen kann, entstehen. Die Blutung würde auch nie bedeutend werden. Es müßte also eher eine asthenische Entzündlichkeit seyn). 7. Notizen. 8. Anzeigen von Schriften, Siebolds Geburtsstuhl, Sartorphs Schriften betreffend.

Zweyten Bandes zweytes Stück. 1. Ideen zur Beschränkung der Instrumentalhülfe bey schweren Geburten. Ein sehr durchdachter Aufsatz! Er zeigt, auf welche Weise Geburten von der Natur vollendet werden können, welche vormals zu regelwidrigen und für die künstliche Hülfe geeigenschafteten Geburten gerechnet, von Hrn. Boer zu Wien, aber der Natur überlassen werden. (Der Rec. bemerkt nur dabey, daß durch kaltblütiges Zuschauen und Warten auf die Hülfe der Natur, wie es da heißt, weder für die Mutter, noch für das Kind Etwas gewonnen, ja für beyde mehr riskirt werde, als bey frühen künstlichen Entbindungen. Es kommt uns diese Instrumentenscheue eben so vor, wie die ars famandi per exspectationem. Wissen wir denn immer, wie weit die Kräfte der Natur gehen, und wo sie aufhören? Sollte nicht manchmal die Unbehülflichkeit in der Kunst zu entbinden, an jener Scheue des Künstlers Schuld seyn?) 2. Etwas über die bisherigen Darstellungen der Geburtshülfe, nebst einem Anhange über das Verhältniß derselben zur Medicin und Chirurgie, von Dokt. Graf zu Freyberg. (Die jungen

naturphilosophischen Aerzte haben der Medicin noch nicht viel genutzt; so wird es wohl bey den jungen naturphilosophischen Geburtshelfern auch der Fall seyn. Verhal) 3. Bruchstücke geburtshülflichen Inhalts, von Dokt. Wigand in Hamburg. Fortsetzung; Empfehlung der trocknen Schröpfköpfe auf die Arme stillender Weiber, um die Milch aus den Brüsten abzuleiten. (Verdient versucht zu werden). Ursachen der vielen Zangengeburten zu Hamburg. (Es kommt dabey auch der problematische Rheumatismus der Gebärmutter in Anschlag). Bestätigung des Osiander'schen Paradoxons, daß der Kopf mit dem Kinn voran weit leichter, als mit dem Hinterkopf voran durchs Becken gezogen werde. Vertheidigung seines Perforatoriums gegen Herder. Lob der Siebold'schen (und Brüninghausischen) Zange, bis auf das Schloß und die kurzen Zangenstiele. 4. Bemerkungen über Froriep's Fantom, von Dokt. Anna zu Rastadt. Der Verf. tadelt dasselbe in vieler Hinsicht, und sein Tadel scheint uns gegründet; aber Hr. Fr. auch, da er einen großen Anatomen zur Seite hat, wenig zu entschuldigen. Die Puppe des Hrn. Fr. lobt der Verf. Wir wünschen, daß Hr. Prof. Fr. das Gute aus dieser gründlichen Kritik behalten und benutzen möge. 5. Etwas über Gebärmutterblutflüsse und deren Stillung, von Unger zu Holzappel. Der Verf., welchem Erfahrung wohl nicht abzusprechen ist, unterscheidet dreyerley Arten der Hämorrhagie: 1) die nach der Geburt durch partielle oder gänzliche Ablösung der Nachgeburt entstehen, 2) die nach Fußgeburten und Wendungen entstehen, 3) die vom zurückgebliebenem Theile der Nachgeburt entstehen. Gegen 1) und 2) empfiehlt der Verf. kalte Einspritzungen von Essig und Wasser, und bey starker Blutung Lösung der Nachgeburt; im dritten Fall immer Lösung der Nachgeburt. (Der Rec. findet diese rohen Beobachtungen ganz mit seinen Erfahrungen übereinstimmend, und versichert den besten Erfolg von der Befolgung der gegebenen Regeln). 6) Entbindungsgeschichte der Fr. Magd. H. v. Ibarer, eingesandt und mit einem Urtheile begleitet von Prof. Boer in Wien. Der Mutterkuchen schien auf dem Muttermunde zu sitzen; es entstanden daraus Blutungen, welche der Verf. mit Zimmtessenz und dergl. behandelte. Der Verf. drückte jenen Körper zur Seite, als eine Wehe kam, die derselbe mit Gewalt herunter preßte, welcher sich nun als sehr gespannte Wasserblase zeig-

te,

te, hinter welcher der Kopf natürlich und ordentlich eintretend ſtand. Der fremde Körper war einer Subſtanz des Mutterkuchens ähnlich, als ob der gewölbte Theil des Kopfes damit bedeckt wäre. Hr. Boer hielt es für Reſte der Placenta eines Zwillings, der abgeſtorben, aufgelöſt und mit der Blutung abgegangen ſey, und dieß Gewächs zurückgelaſſen habe. 7. Notizen. Ein Hr. Dokt. Ortel zu Freyburg an der Unſtrut erzählt den Fall einer bis ins achte Jahr in der Gebärmutter zurückgebliebenen Nachgeburt, welche an der parte uterina friſch, unverdorben und mit rothem Blut angefüllt, an der parti fetali weißfarb, ſtinkend und faulicht war. (An alle dergleichen Dinge glaubt der Rec. nicht!) 8. Recenſionen und Auszüge, von Siebolds Lehrb. der Entbindungsk. (Es iſt nicht fein, wenn Journaliſten immer und ewig ihre eigenen Schriften recenſiren, wie es leider heut zu Tage ſo oft geſchieht). Boers Abhandlungen und Verſuche (ſehr geprieſen, wie man es erwarten konnte! Rec. iſt durchaus kein uneingeſchränkter Lobredner Boers!)

Mz.

Rheumatismus, oder Unterricht für Jedermann, wie man ſich gegen alle unter dem Namen: Gicht, Podagra, Chiragra, Fluß ꝛc. bekannten Leiden verwahren und glücklich davon befreyen kann. Herausgegeben von D. G. W. Becker, ausübendem Arzt zu Leipzig. Pirna, bey Friese. 1805. 150 S. 8.

Gicht und Rheumatismus ſeyen nur nach der Form verſchieden; nach dem Weſen aber einerley. Letzteres beſtehe in Zurückhaltung der ſalzigten Stoffe, welche ausgedünſtet werden ſollen, die dann am leichteſten zurückgehalten werden, wenn Schwäche des Körpers vorherrſcht. Dagegen ſollen ſich Perſonen mittlern Alters durch wollene Kleidung, Aeltere durch Pelze ſchützen. Die Elektricität der Luft herzuſtellen, ſoll außer Räucherungen im Zimmer, Pech u. dergl. auf den Straßen angezündet werden; welches jedoch als Problem für die mediciniſche

Polizey hingestellt wird. Die übrigen Mittel, welche der Verf. gegen die Gichtbeschwerden, die er einzeln durchgeht, vorschlägt, sind bloß äußerliche und dem Gegenstande angemessen.

Beyträge zur Kritik über die neuesten Meinungen in der Medicin, herausgegeben von D. *Georg Ernst Kletten*, Professor der praktischen Medicin zu Greifswald. *Erstes Stück.* Rostock und Leipzig, bey Stiler. 1801. 204 S. 8.

In der Vorrede von S. 1 bis 46 giebt Hr. K. dem Rec. in der Salzburger medicin. chirurgischen Zeitung, der Hrn. Kl. kritische Ideen der ausübenden Heilkunde re. beurtheilte, eine so derbe Zurechtweisung, daß hier nur die Existenz derselben angezeigt werden kann. Untersuchung der Begriffe von Organ, Organismus und Organisation, nach Hrn. Röschlaubs Pathogenie. Eine vollständige Anzeige dieser Diskussionen ist überflüssig, da die hier anzuzeigende Schrift, jetzt nicht mehr alles das bestreiten kann, wozu sie zu ihrer Zeit diente, indem die Erregungstheorie seit derselben so sehr sich geändert hat. Hr. K. sucht zu beweisen, daß es absurd sey, die Säfte im menschlichen Körper als bloß imitirende Potenz sich vorzustellen, oder auch, daß sie als fremdartige Theile zu betrachten seyen, die auf die Organe nicht anders, als jeder äußere Körper einwirkten. Hiermit hängt zusammen: Ueber die Lebenskraft im Blute. Ganz gegen Röschlaub, der die Sätze widerlegt, welche Hufeland in seiner Pathogenie dafür anführt, gerichtet. Hr. K. folgert aus sehr vollwichtigen Gründen, daß die Vitalität im Blute eine ausgemachte Wahrheit sey. Ueber den Begriff von Lebensprincip, oder der Erregbarkeit nach *Brown* und *Röschlaub*. Hr. K. eifert gegen letztern, daß er den innern Grund des Lebens als ideale Kenntniß betrachtet, und ihn nicht zur reellen zu bringen sucht; daß er sich das erste und höchste Ursächliche, als ein Vermögen als bloße Eigenschaft vorstellt, da doch jede Eigenschaft einen höhern Grund voraussetzt. Begründung des Brownischen Begriffs vom Lebensprincip durch Fakta

aus

aus der Natur. Eine Widerlegung des Brownischen Satzes, daß ohne äußere Einwirkung kein Leben existire. Dieser Satz beruhe auf offenbar falschen Thatsachen, da es so viele Zustände gebe, wo das Leben, ohne allen äußern Eindruck fortdauere. Letztere brächten das Leben nur in Bewegung, und diese gehöre nur zur Aeußerung des Lebens, wohin auch die Gegenwirkung zu rechnen sey. Die von Hrn. R. zum Beweise dafür gegebenen Fakta beweisen nichts, als daß Speise, Getränke u. s. w. wohl Aeußerung des existirenden Lebens, aber kein fehlendes Leben geben können. (Hätten sich Brown und Hr. Röschlaub deutlicher ausgedrückt und gesagt: ohne äußere Einwirkung kann kein existirendes Leben fortdauern ꝛc.: so hätte der ganze Streit unterbleiben können; denn beyde sprachen wohl von lebenden und nicht todten Körpern. Deßwegen kann Hr. S. alle Beweise des Hrn. K., in sofern sie Fakta enthalten, so wie Hr. K. mit jenen des Hrn. R. verfährt, als richtig gelten lassen, und es erwidern, daß das nicht daraus folge, was jener daraus folgern will). Nähere Bestimmung und Entwickelung des Begriffs Erregbarkeit, Erregung, u. s. f. Hr. Röschlaub stellte durch die nähere Bestimmung des Begriffs der Erregbarkeit das Lebensprincip unter dem Begriffe von Elasticität aus der todten unbelebten Materie dar, und hiernach müßte es sich wie eine Stahlfeder verhalten. Heilkraft der Natur. Gegen Hrn. R. sucht der Verf. zu beweisen, daß die Natur sowohl in sthenischen, als asthenischen Krankheiten Heilkraft habe.

Beyträge zur Kritik u. s. w. *Zweytes Stück.* 1802. Mit fortlaufenden Seitenzahlen von 205 bis 440. System der praktischen Heilkunde. Ein Handbuch u. s. w., von D. *Christian Wilh. Hufeland.* *Erster Band.*

Schon über den Titel System bezeugt Hr. K. seine Unzufriedenheit; mehr aber über die Ausdrücke: Erregung, Erregbarkeit, Reiz, Reizung, Reizfähigkeit ꝛc.; daß Hr. H. ein Gemengsel aller zur Zeit gangbaren Theorieen und Vorstellungsarten zu einem Ganzen bilde, einen Unterschied zwischen materieller und dynamischer Heilart finde, der Na-

tur

tur der Entzündung einen falschen Begriff unterschiebe, u. s. w. Etwas über medicinische Theorie und medicinisches System. Der Verf. beweist gegen Röschlaub, daß das Brownische System kein System, ja nicht einmal eine Annäherung seyn und werden könne; wiederholt den in dem Magazin desselben so häufig vorkommenden Bombast, deckt die Mängel und Widersprüche auf, und nimmt die verachtete Fieberlehre von Stoll, die Lehren eines Sydenham, Geaat, Boerhave unbedingt in Schutz, welches Letztere doch Bestimmungen verdient hätte. Wiener Brownianismus. Eine zum Ekel gedehnte Spottrede über J. P. Frank, J. Frank und Carl Werner, die gegen diese viel beweisen könnte, wenn durch pöbelhaftes Schimpfen, bey einer seltnen Selbstgenügsamkeit etwas bewiesen werden könnte. Die Vorrede zur Ratio instituti clinici Ticinensis, das Epitome de curandis hominum morbis, das Wiener Gesundheitstaschenbuch, und Werners Apologie des Brownianismus, müssen seiner Schimpflust reichlichen Stoff geben. Rec. ist nichts weniger als unbedingter Anhänger von der Erregungstheorie, und hat oben schon zugegeben, daß Hr. K. in vielen Stücken Recht hat; aber er verdankt dieser Wissenschaft, daß er viele seiner Kranken jetzt besser behandelt, als zu der Zeit, da die vom Verf. allein in Schutz genommenen Autoren seine Gewährsmänner allein waren, und daß bey andern Krankheiten, wo die Erregungstheorie ihm nicht hinreicht, oder zu einseitig ist, diese es noch jetzt sind, und glaubt deßwegen, daß es kein günstiges Zeichen für die Unbefangenheit des Hrn. K. ist, wenn er in der Erregungstheorie Alles tadelhaft, und gar nichts Gutes finden will. Einige Aufsätze aus Harms Archiv für medicin. Erfahrung werden in dem nämlichen Tone beurtheilt. Unter Polemik liest man neue Schimpfreden gegen die medicinisch-chirurgische Zeitung. Etwas ähnliches über Mendels Grundzüge der neuern Theorie der Heilkunde, über Martens Paradoxien, und Scherer in Schellings Zeitschrift für spekulative Physik.

Beyträge zur Kritik u. s. w. *Drittes Stück.* 1804. von 441 bis 862.

Revi-

Revision der Fieberlehre in dem abgelaufenem Jahrzehend. Den Anfang der Beurtheilung leidet Jo. Pet. Frank Epitome de curandis hominum morbis. Hierauf kommen an die Reihe: Sprengels Pathologie, Arnemanns Handbuch der praktischen Medicin, Hufelands System der praktischen Heilkunde, zweyter Band, und Reils Fieberlehre. Medicinische Radoterien und Fanfaronaden des durch die Schellingische Naturphilosophie hocherleuchteten Herrn Röschlaubs. Zuletzt werden Hrn. Jos. Franks Erläuterungen der Erregungstheorie gewürdigt, und Röschlaubs und Oertels Hygiea macht den Beschluß. Der Artikel Polemik, ist ein non plus ultra von Schimpfen und Toben gegen Hrn. Hartenkeil, die Mitarbeiter der medicin. chirurg. Zeitung, und besonders den verstorbenen Prof. Ackermann zu Altdorf. Rec. muß von diesem dritten Hefte wiederholen, was er vom zweyten gesagt hat. Würde Hr. K. die Wahrheiten, deren er viele sagt, mit Ruhe und der anständigen Sittlichkeit vorbringen, und die Arroganz vermeiden, die er Andern zum Vorwurfe macht: so würde er Leser und Beyfall finden.

Archiv für die Physiologie, von *J. Christ. Reil. Sechsten Bandes dritter Heft.* Mit ein. Kupfer. Halle. 1804. 416 S. 8.

Enthält 1) außerordentliche Erhöhung der Sensibilität, ein Beytrag zu den Erfahrungen über Somnambulismus und Magnetismus, von Doct. Friedrich Hufeland. Eine unverheyrathete Person von 24 Jahren hat seit beynahe einem Jahre an Nervenzufällen gelitten, welche sich gewöhnlich einige Tage vor dem Eintritte der Reinigung einfanden. Sie war dann physisch und moralisch sehr reizbar, gegen Abend bewußtlos, phantasirte mit verschlossenen Augen und bekam mitunter Konvulsionen. Obgleich kein äußerer Reiz vermochte, sie aus diesem schlafähnlichen Zustande zu wecken: so begleitete ihn doch gewöhnlich eine außerordentliche Verfeinerung mancher Sinne, vorzüglich des Gehörs. Von den Phantasien war sie sich nach dem Anfalle nichts bewußt. Der Verf. gat-

tung.

vanisirte sie. Darauf wurde sie ruhig und heiter. Nun ward sie magnetisirt; die Beruhigung war dieselbe. Aber die manchmal rücklehrenden Krämpfe giengen in einen Zustand von Somnambulismus über, worin die Kranke besonders eine deutlichere Wahrnehmung des innerlichen körperlichen Zustandes, als sonst durch das Gemeingefühl möglich ist, äußerte. Meist drückte sie das durch das Wort: sehen, seltner durch: fühlen aus. Sie sagte auch künftige Veränderungen voraus; verordnete sich mitunter Arzneyen, welche sie kannte. Von den magnetisirenden Fingerspitzen hatte sie die Empfindung, als wenn elektrische Funken einströmten, die sie oft schmerzten. Berührte man sie alsdann, an einer mit Wasser oder Salzauflösung benetzten Stelle, mit einem aus Zink und Silber bestehenden Plattenpaare: so fühlte sie daran empfindliches Stechen und Brennen, die Theile wurden kalt u. s. w. Die Wirkungen des Galvanismus konnten durch gleichzeitiges Magnetisiren erhöht werden. Durch Galvanisiren konnte sie aber nicht somnambül werden. Idioelektrische Körper machten ihr Stechen, Berührung mit dem Magnet Schmerzen, stärker und ausgedehnter bey dem Berühren mit dem Nordpol, schwächer und eingeschränkt beym Südpol. Magnetisirtes Wasser unterschied sie immer vom gemeinen. Ueber diese und mehrere andere Ereignisse beym Magnetisiren, die wir nicht alle im Detail angeben können, macht der Verf. schöne Reflexionen, hält die Erscheinungen der Elektricität, Galvanisation und Magnetisation für Modifikationen eines Phänomens und für Wirkungen einer Grundkrese, und glaubt, daß die Anwendung des Magnetismus im Grunde nichts sey, als Exregung der galvanischen Elektricität durch bloß thierische Theile.

2) Einige Beobachtungen über thierischen Magnetismus und Somnambulismus, von J. Fischer, an einem jungen Manne von 20 Jahren angestellt, welcher nach heftigem Aerger epileptisch geworden war. Den epileptischen Anfall konnte er ziemlich genau durch einen heftigen Widerwillen gegen alles Metall (dieß hätte sollen näher bestimmt werden!) vorher wissen. Ueberhaupt war er für metallische Einwirkungen außerordentlich empfänglich, so daß er nie über große Massen von Metall, zumal Kupfer, weggehen konnte, ohne unbeschreibliche Empfindungen zu bekommen. (Dem Rec., welcher mehrere Epileptische täglich zu beobachten Gelegenheit hat, ist nie etwas Aehnliches vorgekommen).

Dies

Dieser Abscheu vor Metallen dauerte während des Anfalls (wie konnte man das in der Bewußtlosigkeit, welche mit dem Anfalle verbunden ist, beobachten?) fort, in welchem er dagegen Schwefel mit großer Begierde ergriff (auch in dem Anfalle?). Auch war er Schlafwandler. Durch Magnetismus kam er in Schlaf, welcher 3 Perioden hielt. Erstlich fand sich Müdigkeit, Zufallen der Augen, schweres Gehör, Furcht vor Metallen, schweres Reden ein. Nun bildete sich, nach seiner Erzählung, ein Nebel um ihn, wie Spinngewebe, der ihm eine unbeschreiblich angenehme Empfindung verursachte. Alle Metalle wirkten unangenehm auf ihn, so auch krystallisirte (?) Säuren, reine Kalien flachen, Opium verwechselte er stets mit Silber, Glas erzeugte beym Berühren elektrische Schläge, gemeines Wasser erklärte er für magnetisirtes, magnetisirtes von gleicher Temperatur für lauwarm, Schwefel war ihm angenehm. Gegen das Ende dieses zweyten Zeitraums, der 15. 60 Minuten dauerte, trat eine Clairvoyance, wie die französischen Magnetiseurs es nennen, ein, welche sich bey unserm Kranken in Erkennen der im Körper befindlichen verborgenen Organen äußerte, des Rückenmarks, der Intercostalnerven, der großen Nervenplexus u. s. w. Erstlich schlägt er mit einem Seufzer die Augen auf, schließt sie schnell wieder, und ist nun in der dritten Periode, welche 5 bis 15 Minuten dauerte, und der Uebergang dieses magnetischen in den natürlichen Schlaf war. (Der Rec., welcher sowohl den würdigen Emelin magnetisiren gesehen, als selbst magnetisirt hat, hat nie ähnliche Ereignisse gesehen, und er bekennt, daß ihm Manches, besonders in dieser letzten Geschichtserzählung, nicht recht glaublich vorkommt. Auf einen Epileptischen, welchen französische Magnetiseurs, Hr. Emelin und der Rec. lange und mit Fleiß magnetisirt haben, machte der Magnetismus ganz und gar keinen Effekt. Er ist bis heute noch epileptisch). 3) Anatomisch physiologische Erklärung der Sinnverrichtung des Gesichts, (zum Theil auch des Gehöres) von Weber in Mainz. Zu jedem Sehen sey die Propagation der Eindrücke des im Auge abgemalten Bildes mittelst der Sehnervenoperationen zu den beyden Sehehügeln absolut erfoderlich; das Sehen sey eine Seelenhandlung, zu welcher die Affektion der beyden Sehehügel nothwendige Bedingung sey. Die Sehenerven kreuzen sich zum Theil, zum Theil läuft die Nervensubstanz undurchkreuzt fort. Durch

die

die zwey Augen wird die Intensität jener Handlung nur erhöht und verstärkt u. s. f. (Dieser Abhandlung ist im Inhaltsverzeichnisse keine Erwähnung gethan worden). 4) Anzeigen von a) Autenrieths Handbuch der empirischen (chemischen) menschlichen Physiologie, sehr weitläuftig und besser aufgenommen, als im Allgemeinen sonst geschehen ist. b) Joannides Diss. de mammarum physiologia, mit 1. K. Wir sehen die Fortsetzung des Archivs mit Verlangen entgegen.

Mz.

R o m a n e.

Der Schweizerbund, von August Klingemann. Erster Band. Arnold an der Halden. 200 S. Zweyter Band. Der Sturz der Vögte. 182 S. Leipzig, in Joachims literarischem Magazin. gr. 8. 1 Rl. 12 gr.

So ein trauriger Held Herr Klingemann ist, wenn er den Kunstrichter spielt, Schillern mit seinem Lobe beschimpft, und Shakespeare's und Dante's unsterbliche Namen neben Ludewig Tieks höchst vergänglichem nennt: so steht er doch noch tief unter sich selbst, wenn er den darstellenden Schriftsteller pfuscht. Worauf man dann auch sehen mag, auf Erfindung, Plan und Anordnung des Stoffs, auf Anlegung und Behandlung der Charaktere, auf Sprache und Ausdruck: überall offenbart sich Leere, Mangelhaftigkeit und Ohnmacht. So auch hier, wo er fand, nicht erfand. Wie weit ausgeholt und wie locker zusammengefügt das Ganze, wie unbestimmt, schwankend und bestandlos die Darstellung der Charaktere, wie kraft- und geistlos, wie zwischen Bombast und Kahlheit, zwischen Schaumpoesie und Wasserprose schwebend Ton und Sprache! Zuweilen zwar hat es den Anschein, als wollt' ihm ein Charakter, eine Situation gelingen; aber, ehe man sich verkehr, verpfuscht sein Ungenie den einen, wie die andern, und nur sein verunglücktes Streben ist sichtbar. Ja selbst, wenn sein Streben einmal That wird, wenn ein

Zug,

Zug, eine Szene einmal glücklich hervorspringt, gleich darauf sinkt er wieder in seine alte Ohnmacht zurück, und das einzelne Geglückte verschwindet in der ungeheuren Masse von Nichtigkeit und Verkölpfang.

So scheint es bey Geßlers und Tells erstem Auftreten, als sollten aus ihnen wirklich ein paar Charaktere werden. Nur, als Unterjocher aus Gehorsam gegen den Willen des Kaisers, nicht aus eigenem Gelüste; nur für diesen, nicht für sich Unterwerfung gebietend, kündigt sich der erste an. Nicht um das Unglück der Schweizer ist es ihm zu thun, nur um ihre Unterthänigkeit; und er sucht diese nicht auf Schleichwegen, nicht durch Staatskünstlerische Hinterlist, sondern, als Soldat, geradezu mit dem Schwerdte in der Hand. »Ueber den Feind hinaus hat er weiter keine Absicht. Nicht seiner Kurzweil, seinem Herrn zu dienen, schafft er rüstig und bestraft jede Widersetzlichkeit mit Gefängniß, durch Gehorchen oder Empören zum Ziel zu kommen.« Bravo! eine eben so glückliche, als interessante Ansicht dieses Charakters. Aber bey dieser Ansicht bleibt es auch, zur Ausführung kommt's nicht; denn wie man eine Hand umkehrt, ist dieser Geßler verschwunden, und ein ganz gemeiner Mord- und Bluthund tritt an seine Stelle. Plötzlich wird der Krieg, der ihm nur, als Mittel zum Zwecke dienen sollte, sein Element, und Verheeren und Verwüsten sein Labsal. »Nun soll Blut in den Thälern fließen, bis sie das Land durch einen neuen See einen, und die Flammen der in Brand gesteckten Hütten sollen sich in seinen röthen Wellen spiegeln.« Wer spricht nun in dieser unsinnigen Bravade, der Soldat oder der Henkersknecht, des Kaisers Vogt oder sein Büttel? Und woher auf einmal diese Gier nach Metzeley, Sengen und Brennen? Ist sie vielleicht das abgedrungene Resultat des Widerstandes gegen seinen Herrn? Nichts weniger. Nur die Angst für seine Sicherheit, sein Leben macht ihn zum Mordbrenner; nicht des Kaisers, sein eignes Interesse giebt ihm das Scharfrichterschwerdt in die Hand; die Furcht vor Tell's nie fehlendem Bogen, reizt den Tiger in ihm, und von dieser Furcht gelähmt, wird er Unmensch. Nicht einmal starrer unbeweglicher Eisensinn, Feigheit, alte Weiberzaghaftigkeit heißt ihn wüthen. Wie wenig versteht dieser August Klingemann sich darauf, einen glücklich aufge-

faßten Charakter auch glücklich durchzuſetzen, zu runden und zu vollenden!

Gerade ſo führt er den Leſer mit ſeinem Tell an. Auch er verſpricht, was er nicht hält, einen Charakter. Ganz das Gegentheil von dem, wozu er ſich anfangs anläßt, verwandelt ſich der ſchweizeriſche Tell, eins, zwey, drey! in einen puren Tell, à la Klingemann. Wie vernüchtert, verhohnmächtigt und entgeiſtet giebt die unbehülfliche Klingemannſche Feder eine der tragiſchſten Szenen, die dem darſtellenden Dichter in die Hände fallen kann, die, wo der unglückliche Vater den Pfeil auf ſeines Kindes Haupt richten ſoll! Wie matt und bedeutungslos die, wo Tell Geßlers Tod beſchließt! Da iſt auch keine Spur von ſchweizeriſchem Freyheitsſinn, von Vaterlandsbegeiſterung, von kraftvollem Rettung ſtrebendem Tyrannenhaſſe. Nur des Beſchreibers poetiſches Unvermögen verſichtbart ſich, Auguſt Klingemannſche Armſeeligkeit. Minder verunglückte Tell, der Vater und Brautwerber. Da zeigt ſich doch wenigſtens hin und wieder ein Zug von altſchweizeriſcher Geradheit und Herzlichkeit, indem man ihn erkennen mag. So wenig das iſt, ſo nimmt man doch gern vorlieb. Einen blinden Schützen, nach unzähligen Fehlſchüſſen, einmal in's Schwarze der Scheibe treffen zu ſehn, wär's auch nur auf dem äußerſten Rande, überraſcht, und dieſe Ueberraſchung gewährt, nach ſo vielen Pfeilabſendungen, dem Ziele vorbey, doch eine Art von Vergnügen.

Wie mit den Charakteren, ſo mit den Situationen. Faſt keine wirkt, was ſie ſollte und könnte; denn faſt durchaus mangelt es an Kraft, Wahrheit und Leben. Wie kalt, flach und todt ſpricht ſich in Arnolds an der Halden Zuſammenkunft mit ſeinem geblendeten Vater, Heinrichs dumpfe Erzehlung, wie matt, ſchaal und herzlos des Sohnes Empörung und Rachedurſt aus! Dann die Bundesſzene am Waldſtädter See, wie ungeregelt gleich ihr erſter Beginn! heimlich, in der Stille der Nacht, unbelauſcht zu bleiben von allen Augen- und Ohrenzeugen, verſammeln ſich die Männer der Freyheit, ihr heiliges Werk der Vaterlandsrettung zu beſchließen; gleichwohl erheben ſich zehn Stimmen zu einem lauten Geſange, in dem ſie, ohne allen Rückhalt, zu erkennen geben, was ſie hier wollen; in dem ſie mit dürren Worten verkünden, daß es dem Sturze der Tyrannen gilt.

Hier-

Hierauf werden Ellenlange Reden gehalten, den Verschwornen zu erzählen, was sie schon längst wissen. Und, wie kühl, steif und waschhaft ist was sie vorbringen, wie so ganz rein von dem Feuergeiste, der allein Entschlüsse, wie diese, weckt, und ausführt! Es ist, als kämen die Leute nur zusammen, einander ihre Stylübungen vor zu perorirem. Auch nicht der verlorenste Schein vom Charakter des Volkes und des Jahrhunderts spricht in diesen Verhandlungen den Leser an. Er glaubt eine langweilige Predigt zu vernehmen, schwebend zwischen Gähnen und Schlafen. — Noch giebt es eine höchstmißrathne Nachbildung einer Schillerschen Szene in dem Trauerspiele, Fiesko. Walther von Beroldingen spielt den Verrina, und ermordet, wie jener seine geschändete Tochter; aber, wie sich's erwarten läßt, ächt Klingemannisch. Wenn Schillers Verrina durch seine That Schauder erregt: so bewirkt Klingemanns Beroldingen nur Ekel, wenn bey jenem die That durch des Vaters Virginius ähnlichen Charakter beinah' unvermeidlich geschieht: so ereignet sie sich bey diesem nur, um einem großen Vorbilde nachzupfuschen. Klar und deutlich sieht man den Kopisten; Zug vor Zug pinselt er nach; aber, wie es gewöhnlich solchen armen Schluckern bey Unternehmungen, wie diese, geht, er travestirt, was er kopiren, und findet, was er malen wollte.

Am lustigsten indeß charakterisirt sich diese arme Schriftstellerseele in Dialog und Styl. Da vernimmt man nun vollends den ganzen leibhaften Klingemann. Welche seiner vorgeführten Personen auch rede, immer — hundert gegen eins gewettet! — ist er es, der den Mund aufthut, nicht sie; und er sperrt diesen Mund zuweilen so ungeheuer weit auf, daß man wahre Wunderdinge erwartet; aber gewöhnlich, je weiter er die Lippen öffnet, desto kahleres Zeug bringt er zu Markte. Das Possierlichste ist, daß seine Prosa alle Augenblick metrisch wird; seine Verse aber oft, weder Sylben- noch Zeitmaaß haben. In der ersten kommen sogar hier und da Reime vor, z. B. Seite 48 (erster Theil): »Sein Sohn wird, statt des Heers, die Heerden mit sich »führen, und, statt ein Land, die Pflugschaar nur regie»ren.« So verwirrt, unordentlich und verdreht sieht es in dieses Buchmachers Kopf aus. Möchte er doch das einsehn lernen; vielleicht führte diese Selbstkenntniß ihn zur

Besserung. Falsa cognoscere primus est sapientiae gradus.

Wr.

Schöne und bildende Künste.

C. G. von Murr Beyträge zur Geschichte der ältesten Kupferstiche. Mit fünf Kupfertafeln. Augsburg, bey Rieger. 1804. 32 S. gr. 4. 18 Gr.

Daß Herr von M. in seinen mitunter allerdings brauchbaren Beyträgen zur Kunstgeschichte sich nicht nur zu wiederhohlen; sondern auch Altes unter Neues zu mengen pflegt, ist bekannt. Schon dem Leser muß dieses beschwerlich fallen, als der hiedurch bald zerstreut bald aufgehalten wird; weit mehr aber noch dem Anzeiger seiner Schriften, der sodann oft genug nicht weiß, wo er anfangen und aufhören, was er ausheben und unberührt lassen soll. Da indeß vorliegende Notizenreihe, wenigstens in Betreff der Kupferstich-Erfindung Manches enthält, das schwerlich schon allgemein bekannt ist, und diesem wiederum ein und andres sich zusetzen läßt: will Rec. es versuchen in der Kürze davon Nachricht zu geben.

I. Abhandlung über eine Stelle des ältern Plinius, (XXXV. 2.) und über den ältesten, bisher bekannten Kupferstich aus dem 2ten Jahrhunderte. — Nicht erst im Decemberstücke 1799 des Leipz. allgem. literar. Anzeigers war diese Stelle auf den Kupferstich gedeutet worden; sondern auch schon der Paradoxienjäger de Pauw, in seinen Recherches *Philosophiques* sur les Grecs, Vol. II p. 101 u. f. hatte darin unsern jetzigen Holzschnitt, ja sogar eine Art von Buchdruckerey selbst, zu finden vermeint. Herr von M. hingegen trägt kein Bedenken, das vom Marcus Varro angeblich erfundene Kunststück für bloße Zeichnung mit einer Farbe zu erklären; da doch die auch mit einer Farbe nur hervorgebrachte Abbildung immer Gemälde bleibt; Plinius aber ausdrücklich die Einschränkung braucht: aliquo modo imaginibus. Seitdem hat ein andrer Beurtheiler der von Murr'schen Meinung Miniaturen darunter verstan-

standen; die doch, sie mögen so klein als sie wollen seyn, ebenfalls für nichts anders als Bilder und Gemälde gelten können. Selbst wenn man schon damals von dem seit kurzen wieder versuchten Polytypage oder Vervielfältigungsmitteln, etwas gewußt, würde das aliquo modo hier nach wie vor im Wege stehn; denn polytypirte Bilder bleiben ja immer noch Bilder. In der neuesten französischen Uebersetzung hält Poinsinet de Sivry die ganze Erfindung des Varro für nichts anders als ein Medaillen-Cabinet!! Da Rec. sehr zweifelt, daß wegen mancherley Dunkelheiten die Stelle des Römers sich je werde befriedigend erklären lassen, giebt er seine eigne Muthmaaßung gleichfalls für nichts Besseres aus; und diese besteht darin, daß besagte aliquo modo imagines vielleicht nichts weiter als eine Art von Silhouetten, oder Profil-Ausschnitten gewesen, von denen man vor Varro's Zeiten noch nichts gewußt haben mag. Die weiße Ziege, die laut der Erzählung im A. Gellius (III. 11) unter einem Distichon stand, das Homeri imaginem in Varro's Bilderbuche begleitete, kann sehr wohl aus bloß weißem Papyrus geschnitten gewesen seyn; und wenn Plinius einer solchen Kleinigkeit wegen, wie die aliquo modo imagines vermuthlich waren, (denn einmal ausgefunden, würde der heutige Holzschnitt oder Kupferstich schwerlich wieder verloren gegangen seyn, und sehr bald zur Bücherruckerey geführt haben) den guten Varro als einen Inventor muneris etiam Diis invidiosi zu begrüßen keinen Anstand nimmt: so deutete er hierdurch wohl nur auf die Leichtigkeit, womit die quasi — imagines sich nunmehr vervielfältigen, verschicken, in Büchern anbringen, und so zu sagen unsterblich machen ließen. Ueberdieß weiß man aus hundert andern Stellen seiner Natur- und Kunstgeschichte, wie voll er den Mund zu nehmen pflegte, sobald es irgend etwas ihm Auffallendes, oder seiner Nation Rühmliches zu präkonisiren gab! — Was nun die andre Hälfte der Abhandlung betrifft, über die Präsentir-Schale, nämlich aus den Zeiten der Antonine, bis jetzt als der älteste Stich auf Metall bekannt; so wie das Kupfertäfelchen, worauf der Name des Constantius Augustus etc. sich in durchbrochener Arbeit findet; so hat Herr von M. uns vor 30 Jahren bereits davon unterhalten; im 2ten Theile nämlich seines ältern Kunstjournals; wo auch die aus den Osservazioni Philipps Buonarotti

marotti und dem Münzwerke Tristan's entlehnten Abbildungen der beyden Alterthümer gleichfalls schon nachgestochen stehen. Was die von den Franzosen unlängst erst in Aegypten gefundne in Silber gegrabne, auch allerhand Schmelzwerk aufweisende Zierrathen einer weiblichen Mumie anlangt: so wird das ihnen zugeschriebene Alter von mehr als 3000 Jahren erst zu beweisen, und selbst alsdann noch immer zu vermuthen seyn, daß dergleichen Goldschmidskünste weit früher schon ausgeübt worden.

II. Vier der ältesten Kupferstiche (eigentlicher: Ueber die ältesten ꝛc.) des XVten Jahrhunderts. — Daß der Nürnbergische Patrizier Paul Behaim ein guter Kunstkenner gewesen, beweisen am besten die von ihm hinterlassenen herrlichen Sammlungen. Laut im Jahre 1618 von ihm selbst mit Sorgfalt gefertigten Verzeichnisse darin befindlicher Kupferstiche, fand sich darunter auch eine Folge von eilf, wie natürlich noch sehr grob gestochener, uralter Passionsblätter, mit der in gothischen Ziffern ausgedruckten Jahrzahl 1440. Da der besonnene B. die gothische, unserer jetzigen 8 ähnliche 4 in besagtem Verzeichniß ausdrücklich nachbildete, und diese Zeitangabe der historischen Wahrscheinlichkeit gar nicht zuwider läuft: so ist um so mehr zu bedauern, daß eine für die Chronologie deutscher Kunstgeschichte so wichtige Blätterreihe, man weiß nicht wenn, aus der Sammlung seitdem sich verloren hat! — Vermuthlich hat der sonst alles Zutrauen verdienende Sandrart in den gleichfalls gothischen Jahrzahlen eines Kupferstichs, den Er von 1455 angiebt, sich geirrt, und dieses Blatt ist ungleich jünger; denn nicht allein dieselben Namenszeichen: sondern auch der Gegenstand selbst, kommen auf offenbar viel später gefertigten Blättern wieder vor, und jenes, angeblich von 1455, ist bisher von Niemand weiter als S. gesehen worden. — Des von dem ziemlich unwissenden Knorr in seiner Künstlerhistorie aufgeführten von 1461, hätte nicht mehr unter diesem Jahre; sondern 67 gedacht werden sollen; da es so gut als ausgemacht scheint, daß dieser Kupferstich nichts anders als Copie des sogleich zu erwähnenden von 1466 gewesen, und statt 1461 mithin das gothische 1467 zu lesen war; denn da die darauf abgebildete sogenannte Engelweihe zu Einsiedeln erst 1466 gefeyert ward, konnte die Abbildung doch nicht 5 Jahre früher sich machen lassen! —

Noch

Noch mißlichere Bewandtniß hat es mit dem ersten der unter dem Jahre 1466 angegebnen beyden Kupferstiche: obgleich auch Herr von Heinecken in seiner Idée générale etc. S. 231 denselben aufführt; sie aber beyde niemals gesehen; sondern der von einem schlechten Kenner ihm mitgetheilten Notiz hier getraut haben muß. Das Blatt kann nämlich nichts anders als ein Bruchstück eben des zweyten Stichs von 1466 seyn, dem das unterste Drittel gefehlt; weil alles Uebrige, trotz der ungeschickten Beschreibung, auf beyde paßt. Freylich müßte dieß Fragment sodann kleiner seyn, als das sich ganz erhaltne Blatt; und wenn hier dennoch das Gegentheil erscheint, und man dem vollständigen Stiche nur 5 Zoll Höhe, dem Bruchstücke hingegen 7, die Linien ungerechnet, zugetheilt findet: so ist dieses ein Beweis mehr, wie wenig man sich auf Heinecken's Beschreibung beyder Blätter verlassen darf; denn ein vollständig erhaltenes ist wirklich 7 Zoll und eben so viel Linien hoch. Daß übrigens bey dem, wenn gleich mangelhaften Exemplare, und der fehlerhaften Beschreibung davon, der Buchstabe G. und die Jahrzahl 1466 doch ganz richtig angegeben sind, ging sehr natürlich zu; weil Buchstabe sowohl als Jahrzahl, nicht unten, wie jetzt auf Kupferstichen geschieht; sondern in der Mitte des Blattes hier sich finden ließen. Hätte H. die beyden Blätter in der That aus eigner Ansicht gekannt, würde der so geübte Kunstkenner die eben nicht schwer zu entziffernde Ueberschrift: »Dis ist die »engelwiche (Engelweihe) unser. lieben Frouwen. zu. den. »einsidlen etc.« nimmermehr auf dem einen Blatte in: »Dis ist die allgemeine,« und auf dem andern gar in's nonsensikale: »Dis ist die ewachonn zun emdten« verunstaltet haben. Hier ist nicht der Ort zu einer genauern Beschreibung des schon deshalb merkwürdigen Kupferstichs, weil er für den ersten, mit sicherer Jahrzahl versehenen, bis jetzt wenigstens bekannt gewordnen gelten kann; denn da, wie man oben gesehn, es schon 1467 einen Nachstich davon gab; so kann der Fall hier wohl nicht eingetreten seyn, daß man die Abbildung einer im Jahr 1466 stattgehabten Feyerlichkeit auch ungleich später noch, und mit Beybehaltung der Jahrzahl, in Kupfer habe stechen können. Eine weit genügendere Notiz als die von H. wird der Liebhaber im Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes de feu Mr. Brandes, Tome II. p. 92 antreffen; wo Herr Huber, vermuth-

muthlich bloß des Buchstabens E. wegen, dieses höchstseltene gewordne Stück den Blättern des Nürnbergischen Stechers Albrecht Glockenthon angehängt hat; da dem gleichfalls bewährten Kunstkenner doch gewiß nicht entgangen seyn wird, daß der Grabstichel dieses A. G. ungleich freyer schon und geübter sich finden läßt, als die Arbeit seines an der sogenannten Engelweihe sich versuchenden, gläubisch viel ältern mit einem gothischen G. sich aber gleichfalls bezeichnenden Kunstgenossen. — Von eben dem, durch die gothischen Buchstaben E. S. sich kenntlich machenden, Kupferstecher, der bereits 1467 die Engelweihe nachstach, führt Herr von M. unter demselben Jahre noch ein Stück, nach der Beschreibung des zu Straßburg es entdeckt habenden Hrn. Oberlin an. Ein paar andre aus eben diesem und dem folgenden Jahre fand Rec. in der Münchner Hofbibliothek einigen Foliobänden aus Hartmann Schedels Bücherssammlung beygeklebt. Eben dieser E. S. soll schon im Jahre 1466 den durchs Meer mit dem Evangelienbuche schwimmenden Markus-Löwen gestochen haben; was jedoch Rec., weil er das Blättchen niemals gesehen, an seinen Ort muß gestellt bleiben lassen. Ein dasselbe Mährchen darstellendes, mit eben dem gothischen E. nur bezeichnetes, genau in derselben Manier aber gearbeitetes Kleinoktavblatt, so wie fünf andre gleich große Blätter dieses Meisters besitzt Rec. selbst; wo aber keine Spur von Jahrzahl sich wahrnehmen läßt. Noch ein Blättchen, auch ohne S., kannte laut S. 18 Heinecken ebenfalls. Sonst giebt es bey Numer II dieser Beyträge wiederum zu erinnern, daß Herr von M. das Meiste davon schon in seinen andern Schriften und das mehr als einmal berührt gehabt; Rec. also, bloß wegen dabey anzubringender Berichtigungen den Gegenstand von neuem beleuchten zu dürfen geglaubt hat.

Folgt die ziemlich umständliche Beschreibung einer zu Chur in Graubündten unlängst erst aufgefundnen Kupferplatte von 1477, die zur ganzen Diatribe vermuthlich Anlaß gegeben. Bey andrer Gelegenheit schon hat Rec. von eben diesem Curiosum im XCIII. Bande unsrer Bibl. S. 423 u. f. Bericht erstattet; an den er also verweist, und nur noch hinzusetzt, daß die vorliegenden Beyträge beygefügte [illegible] Copie zwar ziemlich treu die Gesichtsähnlichkeiten [illegible] Figuren, worauf indeß hier nur wenig ankommt, im

Uebri-

Uebrigen aber das Plumpe und Eigne der gar nicht zum Abdruck beſtimmten, ganz geſtochenen Originalplatte doch nur unvollſtändig wiedergiebt, und wiedergeben konnte. Daß die erſten Stecher Goldſchmiede geweſen ſeyn müſſen wußte man freylich längſt, und erhellet auch hinreichend aus den älteſten noch vorhandnen Blättern; da bis jetzt aber noch keines bekannt war, wo Profeſſion und Namen des Stechers ausdrücklich angezeigt ſtänden, und das in einer Kirche zu Chur entdeckte Stück doch wirklich die Namen Wolfgangus Aurifaber mit der gothiſchen Jahrzahl 1477 aufweiſt, ſo verdient ſolches allerdings ſeinen Platz in deutſcher Kunſtgeſchichte; ohne deshalb, wie Herr von M. ſich ausdrückt, für dieſelbe entſcheidend zu ſeyn. Denn erſtlich kenne man der mit beſtimmter Jahrzahl verſehenen noch älteren Blätter längſt ſchon mehrere; und ſodann iſt es ja noch immer unbekannt, wo dieſer nur ſeinen Taufnamen vermuthlich angebende, am Ende ſehr unbedeutende Künſtler eigentlich gelebt, und woher ſolcher hürtig geweſen? Daß die beiden Kupferſtiche von 1466 und 77 in der Schweiz vorgefallne Dinge darſtellen, iſt noch kein Grund ihre Stecher ſelbſt für Schweizer zu erklären; weil man auſſerdem auch das in Venedig nur einheimiſche Hiſtörchen vom Markus-Löwen, in der Nähe des Adriatiſchen Meerbuſens müßte von einem Italiäner geſtochen glauben; da Zeichnung und Stich dieſes K. S. doch gar nichts Italiäniſches verrathen; geſetzt auch, daß der Mann ſich eine Zeitlang in der Nachbarſchaft Welſchlands, oder wohl gar zu Venedig ſelbſt aufgehalten hat.

III. Von der Erfindung des Maſo Finiguerra. — Des bekannten Goldſchmids zu Florenz; von deſſen in Silber geſtochnen Arbeiten es daſelbſt noch Ueberbleibſel giebt, die ſichern Urkunden zu Folge um 1452 gefertigt worden, und dieſen Künſtler, wie Vaſari umſtändlich genug erzählt, zu Erfindung des ſogenannten Kupferſtichs ſelbſt geführt haben ſollen. Elf Zwölftel von Allem, was Herr von M. in vorliegendem Aufſatze hierüber beybringt, ſind bereits von ihm ſelbſt in ſeinen frühern Schriften uns mitgetheilte Dinge. Wenn Rec. gleichwohl einen Augenblick dabey verweilt, ſo geſchieht ſolches einiger Ergänzungen halber, die man billig vom Aufſatze ſelbſt erwartet hätte. Ein Italiäniſcher Geiſtlicher, Herr Pietro Zani, der zu Parma anſäßig iſt,

aus Kunstliebhaberey aber auch in Frankreich und Deutschland sich umgesehen hat, arbeitet nämlich seit vielen Jahren schon an einer Enciclopedia metodica der Zeichnungskünste, die Alles was hierauf Bezug hat, erschöpfen soll. Mit der Subscription für dieses weitschichtige, vor mehr als 15 Jahren schon angekündigte Werk will es indeß nicht recht fort; um die Liebhaber also möglichst zu ermuntern, ließ Herr J. allerhand Probeartikel unter dem Titel; Materiali per servire alla storia dell' origine e progressi dell' *Incisione in rame e in legno* etc. Parma bey Carmignani auf 248 Großoktavseiten im Jahre 1802 abdrucken. Die Angabe, was es mit diesen schon gewaltig in's Einzelne gehenden, mitunter jedoch gar nicht unbrauchbaren Materiali etc. eigentlich für Bewandtniß habe, würde viel zu weit führen; nur Einiges also vom auf Maso Finiguerra sich beziehenden und schon auf dem Titelblatte versprochnen, will Rec. zur Ergänzung, wie schon gesagt, des von Murr'schen Aufsatzes hier ausheben. Der für die Ehre seines Vaterlandes sehr warm fühlende Italiäner glaubt nämlich darzuthun, daß die Erzählung Vasari's ihren guten Grund gehabt, und der Florentiner Goldschmidt wirklich Erfinder des so genannten Kupferstichs sey. Wie Herr J. zu dieser Entdeckung gelangt ist? Dadurch, mit einem Wort, daß unter den Schätzen des jetzt, Kaiserlich gewordnen Kunstkabinets zu Paris ihm ein Oktavblätschen aufstieß, das zwar weder Namen, noch Jahr, oder Ort angiebt; übrigens aber auf genaueste eben den sogenannten Pace (Patene, Tafel zu kirchlichem Gebrauch) nebst seinen 40 die Himmelskrönung der heiligen Jungfrau abbildenden Figürchen ganz mit dem Grabstichel gestochen, im Abdrucke aber links erscheinend, darstellt; von welchem Pace sich beurkunden läßt, daß M. F. ihn um 1452 in Silber gearbeitet, um so dann Schmelzwerk hineinzulassen, und der bis diesen Augenblick noch in Florenz vorhanden ist. Bisher hatte von der Arbeit des Mannes — im Abdrucke nämlich — sich nichts wollen auffinden lassen; von dem Oktavblättchen auf Papier aber, das Herr J. auch zu Paris sorgfältigst nachstechen ließ, und die Materiali etc. damit auszierte, glaubt er nun steif und fest, daß es nichts anders als ein Abdruck eben der Versuche sey, deren aus dem Vasari bekannte Manipulation die Erfindung des Kupferstichs zur Folge gehabt habe. Was für und wider die Sache zu sagen,

läßt

läßt unmöglich in der Kürze ſich abthun. Rec. muß alſo an die Materiali ſelbſt den Leſer verweiſen, oder, wenn dieſes Druckſtück nicht zur Hand iſt, an die Göttingſ. Gel. Zeitung vom Jahr 1805, in deren 23. Stücke ſich eine ziemlich umſtändliche Anzeige deſſelben befindet. Hat es mit dem Pariſer Funde ſeine Richtigkeit, und merkwürdig bleibt ſolcher immer: ſo ſind die aus der Stoſchiſchen Sammlung zu Florenz in die des Leipziger Kaufmanns Otto übergegangnen 23 Blätter keinesweges, wie Herr von Heinecken vermuthete, Arbeiten des Maſo Finiguerra; ſondern irgend eines andern Florentiner Goldſchmids, der jedoch um eben die Zeit vielleicht gelebt hat; denn auch ſie tragen alle Merkmale eines hohen Alters.

IV. Das in der St. Blaſius-Abtey aufgefundne, hier im Nachſtich abermals eingerückte erſte Kupferblatt kennt man bereits aus dem XI. Theile des frühern Murrſchen Kunſtjournals. Dergleichen uralte, Goldſchmidsarbeit überall verrathende Blätter giebt es noch in bedeutender Menge, ohne daß für den chronologiſchen Bedarf der Kunſtgeſchichte mit Sicherheit etwas daraus hervorgeht; denn ſelbſt nachdem ſchon weit beſſere Arbeit zum Vorſchein gekommen, ward hier und da noch immer in der alten Manier fortgepfuſchert. Eben dieſe Bewandtniß hat es mit den beyden andern im Nachſtiche hier mitgetheilten Heiligenbildern, die einem Mailänderdrucke von 1477 ſich beigeklebt fanden. Zwar ſind ſie in einer andern Manier als der damaligen deutſchen, und mögen daher wirklich zu Mailand oder wenigſtens in der Lombardey, geſtochen ſeyn; was indeß Reinheit der Zeichnung und Feinheit des Stichs anlange: ſo ſtehen ſolche weit unter den Verſuchen der Florentiner Goldſchmide; dergleichen auch Rec. ſich zu verſchaffen Gelegenheit gehabt. Als Anhang die kurze Beſchreibung eines zu Augsburg befindlichen fünfthalb Zoll hohen und vierthalb breiten, die mit Grabſtichel eingegrabne Geburt Chriſti darſtellenden, und ſchon deshalb merkwürdigen Schiefertäfelchens, weil die Jahrzahl 1467 in gothiſchen Ziffern gleichfalls darauf zu leſen iſt. Ein anderes ſich noch darbietendes Zeichen hält Rec. für nichts anders als das Werkzeug des Stechers; wie deren auch auf andern alten Blättern ſich ſehen laſſen, und die alſo wenig beytragen können, den Meiſter ſelbſt kenntlicher zu machen. — Durch mehrere

Druck-

Druckfehler werden übrigens diese Beyträge verunstaltet; worunter vermuthlich auch S. 15 das unrichtige Citat der Lettere sulla Pittura gehört, als wo im angeführten Briefe von dem zum Abdrucke des Holzschnitts und Kupferstichs, vor Erfindung der Presse, unentbehrlichen Reiber, Frotton, gar nichts vorkommt; wie denn die ganze Raccolta besagter Lettere etc. hier füglich uncitirt bleiben konnte; weil dieses Verfahren mit dem sogenannten Reiber schon hinlänglich bey Ansicht der in unserm Vaterlande zum Vorschein gekommenen alten Blätter ersichtlich wird. Und warum fährt Herr von M. noch immer fort, unsre Nachbarn, die Franzosen, mit dem Bürgertitel zu begrüßen? da doch jedes Zeitungsblatt ihn belehren muß, daß man der löblichen Citoyenschaft eben so geschwind in Frankreich entsagt hat, als nach ihr war gegriffen worden, und es daselbst jetzt wieder eben so viel Monseigneur's und Monsieur's, ja noch mehr wohl als ehedem giebt!

B.

Theater.

Harlekins Wiedergeburt. Ein Spiel der lustigen Intrigue von Heinrich Schorch. Erfurt, in der Henningschen Buchhandlung. 1805. 182 S. 8. 16 gr.

Bey den nicht ganz zu verkennenden Talenten zum komischen Dichter, die Hr. Schorch in dem obenstehenden Spiele lustiger-Intrigue verräth, würde dieß Kind seiner Laune unstreitig um vieles besser gerathen, und den lachlustigen Freunden der Bücher um vieles willkommner gewesen seyn, wenn er die Idee, den Harlekin wieder herzustellen, entweder gar nicht gehabt, oder glücklicher aufgefaßt, reifer überdacht, und überdachter ausgeführt hätte. In der That ließ diese Idee sich leichter haben, als verwirklichen. Mehr, als es den Anschein hat, ist diese Verwirklichung nicht gemeinen Schwierigkeiten unterworfen, und ihre glückliche Ueberwindung dürfte daher selbst dem sinnreichsten Kopfe zu schaffen machen. Auch hatte Lessing, als er dem lusti-

gen

gen Burschen laut das Wort redete, gewiß keinen Gedanken an seine eigentliche Verpflanzung, seine eigentliche Verwebung in unser deutsches Lustspiel. Wenigstens findet sich davon in allen seinen nachgelaßnen Entwürfen zu komischen Stücken keine Spur, auch weiß man nicht, daß er einen solchen Entschluß je im Ernste geäußert hätte. Er sprach nur für die Beybehaltung dieses Charakters in den dramatischen Produkten, in denen er sich einmal befand, in denen nun einmal auf ihn hingearbeitet war. Er wollte nur nicht, daß man den einmal vorhandnen anders taufte, und in ein anderes, als das ihm eigenthümliche Kleid, steckte. Das veränderte Kleid veränderte ja doch die Person nicht, und das, statt Harlekins, von der Neuberin eingeführte Hänschen blieb Harlekin, troz dem weißen, statt des bunten Jäkchens, das sie ihm anzog. Warum ihm auch nicht, wo er einmal sein Wesen trieb, sein Kleid und seinen Namen lassen? warum ihn durch Namen und Kleid verleugnen, da er sich doch durch Wort und That zu erkennen gab? Aber damit, daß er gegen die Verbannung des Buntrocks aus der Sphäre seiner einmaligen Existenz protestirte, erklärte sich dieser vortreffliche Kunstrichter nicht für sein Daseyn überhaupt, wollt' er ihm nicht zu dem Bürgerrechte in dem deutschen Lustspiele verhelfen. Das Indigenat dieses ausländischen komischen Charakters auf unserm vaterländischen Theater bezweckte seine Apologie desselben sicher nicht. Unmöglich konnte die Einmischung eines ans in Gestalt und Kostüme fremden Lustigmachers, und einer bloß eingebildeten Person in die Darstellung unserer Sitten und des wirklichen Lebens einem Dichter und Dramaturgen von seinen Grundsätzen, seinen Ansichten der dramatischen Kunst, Ernst seyn. Wie hätt' er ein Kunstwesen, das, weder bey uns, noch irgendwo da, also nirgend mit Wahrheit in eine Handlung aus dem Leben verflochten werden konnte mehr, als dulden wollen, er dem das ächte Drama so entschieden Spiegel der Welt um uns galt? Unmöglich, wir wiederholen es noch einmal — konnt' er mit seiner Schutzrede des Harlekins dahin zielen wollen. Sie bezog sich nur auf jene Verbannung, sans rime et sans raison, nicht auf die reale Einführung desselben.

So viel ist wenigstens gewiß, daß dieser Unvergleichliche

auch

auch bey dem ausgemachtesten Vorsatze, einen — wenn wir so sagen dürfen — siedenden Lustigmacher dem deutschen Schauspiele einzuverleiben, sicher nicht den Harlekin dazu erwählt; einen ganz neuen, deutschoriginalen Charakter erschaffen haben würde, der überall in das Stück gehört hätte, schicklich mit der Handlung desselben verbunden worden wäre.

Was nun Lessing in diesem Falle gethan haben würde, das muß jeder, wenn sein Versuch glücken soll. Aber woher einen solchen, mit der theatralischen Täuschung bestehenden, immer auf dem rechten Flecke sich befindenden Harlekin nehmen? da liegt die Schwierigkeit.

Unfehlbar müßte der in das deutsche Lustspiel eingeführte Harlekin auch deutschen Ursprungs, deutscher Natur, deutschen Gepräges seyn; nicht nur eingebildet, sondern wirklich existiren, gäng und gäbe unter uns leben und weben; eine so bezeichnende anschauliche Thorheitsphysiognomie haben, daß ihn jeder, als unter uns da, erkennete; so zu sagen, ein Haus- und Familiennarr seyn, der sich überall bey uns fände. Er dürfte, wie der wälsche Harlekin, als groteskes Charakterstück, als Zerrbild auftreten, nur als ein hogarthisches, auch in der Verzeichnung mit der Wirklichkeit verwandt. Diesem Gesichtspunkte gemäß, müßt er daher auch nichts mit der Plumpheit und Pöbelhaftigkeit unseres ehmaligen Hanswurstes oder Pulcinells gemein haben; sondern auch, als Karrikatur, dem Anstande und dem gereinigten Geschmacke huldigen.

So viel über sein Wie? Aber wo nun diesen Haus- und Familiennarren unter uns aufgreifen? Welche unserer nationalen Thor- und Tollheiten so personifiziren, und in eine organisirte Gestalt, in ein Wesen von Fleisch und Bein, in ein Geschöpf mit einer Menschenphysiognomie verwandeln? There's the Retrospect! Müßte dieser Hausnarr überall nicht auch eine allgemein verständliche Eigenthümlichkeit haben, seine Lächerlichkeit nicht, wenn sie allgemein ergötzen sollte, nicht auch jedem Zuschauer einleuchten: so dürfte unter allen unsern einheimischen Thorheiten nicht leicht eine so trefflich zu einer solchen Personifikation taugen, als unsere allerneust-philosophische und unsere allerneust-ästhetische. Ein Hausphilosoph oder

Haus-

Hanspoet aus diesem litterarischen Bedlam gäb unstreitig einen unvergleichlichen Hausmann ab, wie wir ihn hier brauchen. Diese Thoren sind die wahren Hänse überall; wollen überall ihre Thorheit gelten machen, überall durch sie die Gemüther beherrschen; überall sich zu Welt- und Hausoberhäuptern erheben. Das stempelt sie recht eigentlich zur obgenannten Rolle. Der Dichter könnte sie nun entweder, als Hausnarren einer Familie darstellen, die sie wirklich verkrüppelt hätten, oder einer, der sie nur zum Scharwenzel dienten, und in beyden Fällen würden sie sehr belustigen. Das ihnen zugedachte Hausnarrenamt paßt um so mehr für sie, je weniger sie seyn wollen, was sie sind, Thoren; je ein ernsthafteres, wichtigeres Ansehn sie ihrer Tollheit geben, je mehr sie sie uns für Weisheit verkaufen; je weniger sie wissen, was sie zu Thoren machts.

Um nun ihren Narrencharakter auch durch ihre äussere Gestalt zu bezeichnen, könnte man ihnen sogar ein eigenthümliches Kostüme geben. Der neuphilosophische Harlekin, zum Beyspiele als ein Wesen, das, nur in der übersinnlichen Welt lebend, für die sinnliche Welt so gut, als nicht da ist, würde sich durch einen vernachlässigten Anzug nicht übel charakterisiren lassen, als durch eine grelle Zusammensetzung der Kleidungsstücke, entweder in Rücksicht auf die Verschiedenheit der Farben, oder in Rücksicht auf die Verschiedenheit der Jahrszeiten und der Mode; durch ungekämmtes oder verwildertes Haar, durch unaufgezogene oder umgekehrte Strümpfe, durch schlotternde Schuhe, u. s. w.; kurz, durch eine gewisse Verkehrtheit des Ganzen. Malte man ihm noch dazu eine durch jenem Dünkel etwas aufgeblasene Physiognomie, eine hochaufgeworfene Nase, und bewaffnete diese mit einer ungeheuren, trübangelaufenen Brille; reckte man ihm den Kopf immer in's Blaue segelnd, aus der Schulter, gäb' ihm einen hoffärtigen, weite Schritte messenden Gang: so ständ auch der äussre Wind- und Querphilosoph ziemlich charakteristisch da.

Den neuästhetischen Narren hingegen, als einen eingebildeten, kecken, naseweisen, absprechenden, die Kreuz- und Quer raisonnirenden Burschen, diesen litterarischen Incroyable, würde auch die Inkroyabletracht nicht uneben bezeichnen. Hinge man ihm nun noch einen, als Medaillon

sion gefaßten Spiegel um den Hals, in dem er von Zeit zu Zeit sich selbst belächelte; gäbe man ihm eine Maske mit flachen Gesichtszügen, blöden, blinzelnden Augen, einen schlaffen, aber immer zum Peroriren geöffneten oder zum selbstgefälligen sich Angrienen verzogenen Mund; trät er immer auf die Zähen, als wäre die deutsche Erde unter ihm zu gemein, nur die Last eines Genies, wie er, ganz zu tragen; trüg er Harlekins Pritschholz zu repräsentiren, ein »Excuſez!« (ein kleines, kurzes Hakstöckchen) mit dem er die Leute, ihm zuzuhören gleichsam aufangelte, und verkündigte in jeder Miene seine eingebildete Wichtigkeit: so würde er auch in Kleid und Form den Gekken der aſthetischen Schule versinnlichen. Damit es endlich diesen neuen Komödiennatren auch nicht an einem darstellenden Namen fehlte: so könnte man den ersten, nach der Natur seiner Philosophie, Hans Dampf, und den letzten, zur Bezeichnung seiner neuästhetischen Faſeley und Windhaftigkeit Hans Quaſt nennen.

Permanente Lustigmacher auf unserm Theater könnten freylich dieser Hans Dampf und Hans Quaſt nie werden. Dazu — Dank sey der gesunden Vernunft! — ist ihre Tollheit zu temporell. Indeß könnt es nicht schaden, sie, auf eine Zeitlang, dazu zu machen, und sie auch auf der Bühne dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben, dem sie sich, außer ihr, schon so lange bloß gestellt haben. Befinge sich damit ein fähiger Kopf: so könnte ihre Darstellung wenigstens der Nachwelt beurkunden, daß der gesundere Theil der Nation, von dem neuſtphilosophischen und neuſtästhetischen Quersinne unangesteckt, seinen gesunden Menschenverstand behielt, und die Urheber deſſelben für das erkannte, was sie waren für — warum ein Ding nicht bey seinem rechten Namen nennen? — die literarischen Hanswürſte dieses Jahrzehnds.

Wie wär's nun, wenn Hr. Schorch es einmal damit versuchte? Es fehlt ihm dazu, weder an Erfindungsgeist, noch an Laune, weder am Witz noch an Spotttalent. Dazu kommt, daß die Hauptzüge des italiänischen Buffocharakters, sein Intriguiſiren, Kabaliſiren, das sein Pfötgen in alles-stecken, seine Schlauheit und Pfiffigkeit ihm auch in der Darstellung dieſer deutschen Buffons unverloren bleiben. Denn auch sie intriguiren und kabaliren: — für die Aufnahme ihr

ihrer Querköpfigkeit und ihres Aftergeschmacks; auch sie haben ihr Pfötgen überall, indem sie sich in jedes literarische Institut eindrängen oder einschwärzen, wo sie nur irgend Hoffnung haben, die öffentliche Meinung leiten zu können; auch sie verfahren sehr schlau und pfiffig, — in Parteyen gewinnen durch unverschämtes Lobpreisen, Bückseln und Beräuchern ihrer Götzen, durch dieser Götzen gekitzelte Eitelkeit und Eigenliebe, die ihnen denn aus Dankbarkeit einen Theil des empfangenen Weyhrauchs zurückblasen, und Kitzel mit Kitzel vergelten. Hinlänglicher Stoff also zu dramatischen Karrikaturen in Aristophanes und Foote's Manier. Sie würden auch wahrscheinlich Herrn Sch. glücken, und sicherer ihren Urbildern ähnlicher werden, als sein Brettino — Harlekin dem Harlekin der italiänischen Komödie geworden ist.

In der That hat dieser Brettino mit dem Charakter, den er repräsentiren soll, nichts gemein, als sein Kleid, seine Maske und seine Lazzi. Nur allzu sehr sieht man ihm den verkleideten Harlekin an; nur zu deutlich sticht der Schauspieler hervor, der sich in dieser Rolle producirt. Auch konnt' es wohl nicht anders kommen, da Harlekin nicht als handelnde Person; sondern nur als Maske der handelnden Person erscheint. Kann man nun diese Einführung des Harlekins seine Wiedergeburt nennen? Kann eine bloße Rolle für eine Person gelten? Freylich, wie hätt' ihn Herr Sch. als Person einführen können, da er, als Person, gar nicht existirt: als diese gar nicht in die Darstellung der wirklichen Welt paßt? Aber eben deßwegen ist seine Wiedereinführung in die Komödie auch ein Unding, und geradezu unausführbar. Es bleibt demnach dabey, bedürfen wir eines Harlekin's: so muß er, wie der Parasit der Griechen, wie unsere ehemaligen Hofnarren, ein wirklich existirender Narr, kein bloßes Phantasiebild, kein bloßer Komödiennarr seyn.

Kurz, der Harlekin der italiänischen Komödie läßt sich nicht wiederherstellen; er kann nicht Mitspieler seyn, wo Wesen aus der Wirklichkeit handeln, wo wir Augenzeugen der Welt und Menschen um uns sind. Es konnte denn auch nicht fehlen, daß Herrn Sch. seine Wiedereinführung verunglückte, daß sie auf Kosten aller Wahrscheinlichkeit und Täuschung geschah.

Mit ungleich mehr Wahrheit und Täuschung hätte er unsere ehemaligen Hof- und Volkslustigmacher Harlekins Rolle zugetheilt. Ein verfeinerter Hans Klaus, Ryan, Taubmann und Eulenspiegel, wären wahre Nationalharlekine; wir hatten und haben sie unter uns. Der Name des letzten konnte zugleich den allgemeinen Geschlechtsnamen dieser Narrengattung abgeben; und selbst die oben vorgeschlagenen Haus- und Familiennarren könnten ihn führen; denn was ist ihrer Urbilder Sagen, Treiben und Producten anders, als ein immerwährender Eulenspiegelstreich?

Herrn Schorchs verfehlte Tendenz aber abgerechnet, verdient sein Versuch alle Aufmunterung. Rasche Handlung, lebhafter, gerundeter Dialog, gut gehaltne Charaktere, Witz und Laune zeichnen ihn vielversprechend aus. Die vorzüglich geglückten Charaktere sind die beyden Brüder, Kommerzienrath und Hauptmann, Knauser. Beyde geben Veranlassung zu sehr komischen und unterhaltenden Scenen. Nur ist der Charakter des ersten für das Lustspiel vielleicht zu schurkisch dargestellt. Nur Thorheiten, nicht Laster sollten der Vorwurf des komischen Dichters seyn. Laster können nur Abscheu, nie Lachen erregen, sie empören zu sehr, um belustigen zu können; und es ist sicher ein Mißbrauch des Witzes, wenn er Schurkerey und Niederträchtigkeit zu Gegenständen fröhlicher Unterhaltung macht.

Pl.

Weltweisheit.

Versuch über die Seelenstärke von Jakob Friedrich Abel, Professor zu Tübingen. Erster Theil. Tübingen, bey Heerbrandt. 1804. 218 S. 8.

Von einem Schriftsteller, der sich schon mehrmals als ein beobachtender und selbstdenkender Seelenforscher ausgezeichnet hat, erwartet man über einen so interessanten Gegenstand doch gewiß etwas Vorzügliches, und, wenn er ihn auch nicht kritisch erschöpfen wollte, doch etwas Vortreffliches in der

Dar-

Darstellung und Verschönerung seines großen Vorwurfs. — Aber wir fürchten beynahe, daß philosophische Leser hier in beyderley Rücksicht nicht immer befriedigt werden dürften. Wir haben in der weitläuftigen Zergliederung des allgemeinern und engern Begriffs der Seelenstärke zwar manche treffliche Deutung ihrer Natur und des menschlichen Willens überhaupt; aber doch auch nichts Neuesdachtes, dagegen die gewöhnlichen Klassifikationen der Willensstärke unter einer Menge von Einschaltungen und Episoden gefunden, so daß man hier das Nacharbeiten und Nachtragen zu frühern Arbeiten des Verf. wohl nicht verkennen kann. Vor vielen Jahren nämlich hatte der Verf. diesen Gegenstand in einer kleinen akademischen Rede, und neuerlich wieder in zwey akademischen Dissertationen behandelt, den er nun hier aufs Neue von Grund aus untersuchen wollen.

Der Antrieb zur Herausgabe dieser Schrift wird gleich Anfangs etwas sonderbar angegeben. „Kriege, heißt es, „Revolutionen, hörten zwar einige Zeit lang wieder auf; „allein selbst nach ihrem Aufhören dauerten dennoch ihre unseligen Folgen, Herrschsucht, Zwietracht, Lasterhaftigkeit „und Irreligion unter mehrern Völkern fort. Auch in andern Sphären, auch sogar auf den stillen friedlichen Gefilden der Wissenschaft, besonders der Philosophie und Religion herrsche jetzt mehr als gewöhnliche Gährung und Zwietracht. Zwar fließe kein Blut mehr wegen bloßer Meynungen; aber dagegen könne man gegenwärtig, ohne Gefahr verspottet und mißhandelt zu werden, kaum mehr frey „und öffentlich seine Ueberzeugung äußern.“ — „in einem „solchen Zeitpunkte sey Untersuchung der Seelenstärke gewiß „aus mehr als einem Grunde wichtig.“ Der gute Verf. scheint also wirklich zu glauben, daß sein Buch mit praktischem Nutzen in das Getriebe der Welt, und in das Herz der Menschen hineinwirken werde; woran wir doch schon wegen der ganzen trocknen Einkleidung desselben zweifeln müssen, so gern wir es auch dem Publikum als ein lehrreiches anthropologisches Produkt empfehlen. Nach dem Plane des Verf. bemüht er sich im ersten Theile zunächst eine ausführliche Deduktion, und mittelst dieser eine so viel möglich genaue Schilderung der Seelenstärke darzulegen. „Durch „diese allgemeine Schilderung ist alles Folgende bestimmt:“ denn sobald diese im Reinen sey, könne und müsse nun die,

zu Folge derselben einzig richtige und ächte Handlungsweise des starken Geistes beschrieben werden, worauf alsdenn auch die Wirkungen und Folgen der letzten auseinander gesetzt werden könnten. In dem folgenden sollen theils die, in Rücksicht auf alles bisher Ausgeführte, möglichen Verschiedenheiten geschildert, theils die Regeln angegeben werden, welche man beobachten muß, um sowohl in einzelnen Fällen stark handeln zu wollen und zu können, als auch um Seelenstärke überhaupt zu erwerben.

Wir wollen nur einige Proben von des Verf. Manier und Ideenbeleuchtung geben, da er meint: daß erst nach Abschluß des Ganzen ein zuverlässiges Urtheil über sein Buch gefället werden könne. Der Verf. findet die Beschreibungen, welche die größten Philosophen bisher von der Seelenstärke gegeben, nicht nur sehr verschieden; sondern sogar höchst schwankend und unbestimmt. Die Leser mögen aus dem Folgenden abnehmen, ob der Verf. selbst bestimmter und tiefer definirt hat. Es könnte auch ein wenig vermissen scheinen, hier etwas durchaus Besseres, als Aristoteles, Cicero, Loke, Ferguson, Platner und Kant liefern zu wollen. — Bey dem allgemeinern unbestimmten Begriff der Seelenstärke überhaupt, finden sich gleich Anfangs ganz gewöhnliche Ideen: — daß Seelenstärke eine Vollkommenheit, nicht eine Unvollkommenheit sey; daß dem Manne von Seelenstärke auch Seelengröße nicht abgesprochen werden könne, u. s. w. Eindringlicher ist Folgendes: „daß die Vortrefflichkeit des bloßen Gefühlvermögens den Ruhm der Seelenstärke nicht verdiene, weil wir uns bey Gefühlen nur leidend verhalten; selbst Vorstellungskraft, großes Genie, ausgezeichnete Grade und Richtungen des Denkens erheben nicht zum Range des Seelenstarken, weil wir uns auch hier gleichsam nur leidend verhalten, und dadurch noch lange nicht eine bleibende Herrschaft über uns gewinnen; mit dem freyen Willen hingegen verhalte sich Alles anders, und Herrschaft über unser Gemüth zu bekommen und auszuüben, sey ganz gewiß nur durch ihn allein möglich;“ [Alles sehr richtig; dieß liegt ja aber schon in den ältern Definitionen, daß man den Charakter desjenigen stark und fest nennt, der bey den einmal nach vernünftigen Gründen gefaßten Entschlüssen und Absichten beharret,] „endlich könne und müsse der Wille nicht anders als nach vernünftigen Zwecken handeln,

„dein, und hier gehe der Unterschied zwischen starken und „schwachen Seelen sichtbar hervor.“ Nach diesen weitläuftigen Vorausschickungen giebt uns nun der Verf. folgende kopulente Definition von dem seelenstarken Manne. „Es „ist nämlich ein solcher, der und wiefern er, was seine Vernunft nach zureichender Ueberlegung für das Bessere erklärt, „und was er daher auch vor dem andern will, oder mit andern Worten, eine nach gehöriger Ueberlegung als vernünftig erkannten und vorgesetzten Zweck, mit so sehr überwiegender Stärke und Wirksamkeit will, daß er deßwegen oder „auch zugleich wegen Fertigkeit dieses Wollens in Hervorbringung solcher Entschlüsse und Handlungen und der Leichtigkeit dieser, der sich entgegensetzenden Hindernisse ohngeachtet, so sich entschließt und handelt, wie er es, ebenfalls „nach zureichender Ueberlegung, diesem Zwecke gemäß achtet.“ „und Seelenstärke ist diejenige fortdauernde Beschaffenheit oder Vollkommenheit des Willens eines sinnlich vernünftigen Wesens, welche dieses bestimmt, furchtbarer nur „nicht unüberwindlicher Hindernisse ohngeachtet, so zu handeln, wie es dasselbe nach Ueberlegung des Zwecks und der „Mittel dem als vernünftig erkannten und vorgesetzten Zwecke am meisten gemäß hält.“ — Wie kann man verständigen an eine bessere und anschaulichere Schreibart gewöhnten Lesern zumuthen, so etwas zu lesen? vorlesen könnte man dergleichen vollends gar nicht; — dieser Ueberladungen ungeachtet meint der Verf. selbst: daß seine Definition immer noch Etwas Unbestimmtes enthielte. Um dieses Unbestimmte zu heben, mußte natürlicher Weise noch die Frage aufgeworfen werden: ob die Seelenstärke ein für allemal auch auf Achtung für Pflicht und Tugend gegründet sey? — welches Wunderding aber doch selbst nur (S. 23.) ein Ideal genannt wird, das keiner erreiche. Wer eine noch gedehntere Definition der Seelenstärke, ob sie hier gleich die bestimmtere Schilderung genannt wird, zu lesen wünscht, den verweisen wir auf S. 27. Das Kapitul von der Tugend, — ob Seelenstärke und starke Handlungen stets auch tugendhaft sind, u. s. w. enthält mehrere durchdachte Erörterungen. „Seelenstärke sey offenbar von Tugend unterschieden; denn „im Starken preisen wir überhaupt die Herrschaft des vernünftigen Wollens über blinde Triebe und vernunftwidrige „Begierden, im Tugendhaften insbesondere Herrschaft der „Sittlichkeit über Sinnlichkeit.“ Dieß scheint fast nur in

idem per idem zu seyn; denn das Herrschen des vernünftigen Wollens über blinde Triebe ist ja wohl nichts anders, als Herrschen der Sittlichkeit über Sinnlichkeit. „Tugend, heißt es S. 34 sehr wahr, muß nothwendig wenigstens mit einer Art der Aeußerung von Seelenstärke; Laster nothwendig wenigstens mit einer Art der Aeußerung von Schwäche verbunden seyn, weil jene nicht denkbar ist ohne fortdauernde Uebermacht der Sittlichkeit über Sinnlichkeit, folglich des vernünftigern und höhern Zwecks über die vernunftwidrigen und niedrigern, diese nicht ohne fortdauernde Uebermacht der Sinnlichkeit über Sittlichkeit, und also der vernunftwidrigen und niedern Zwecke über den vernünftigern und höhern.“ Nach diesen Gesichtspunkten kommt der Verf. nun leicht mit philosophischer Konsequenz entscheiden: wie es tugendhafte Handlungen geben könne, die nicht zugleich stark sind, — und wie lasterhafte Handlungen bisweilen so stark erscheinen, ohne es zu seyn. Er führt in letzterer Rücksicht die heldenkühnen Unternehmungen des Otäli Zeb's gegen Väter, Brüder und Vettern an, Unternehmungen, die so stark erscheinen, und als unmoralisch doch schwach waren. Im Folgenden werden alle diese Begriffe noch mehr erläutert, und geradezu geläugnet: daß zu großen Verbrechen eine größere Stärke als zu großen Tugenden erfordert werde; — ein Gedanke, welchen Kant in seiner Tugendlehre vortrefflich erörtert hat. Wir müssen viele andere lehrreiche Parthien über die Wirkungsart der Seelenstärke, Herrschaft über das Gemüth, über das Vorstellungsvermögen, über das Willensvermögen selbst, über das Gefühlsvermögen, über den Körper, u. dergl. übergehen, und bitten den Verf. aus Achtung für seine Philosophie, uns bald die Fortsetzung seines Werks in einer gefälligern Schreibart zu liefern.

Br.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischen Kunde, von Gottfried Traugott Gallus, Predi-

Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafſchaft Schaumburg-Lippe. Sechſter und letzter Band in zwey Abtheilungen, welche die Fortſetzung der Geſchichte Friedrichs II., und die Geſchichte Friedrich Wilhelms II. enthalten. Züllichau, bey Darnmann. 1805. Die erſte Abtheilung hat 495 Seit.; die zweyte 360 Seit. 8. 2 Rt. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Fortſetzung und Beſchluß des Handbuchs der Brandenburgiſchen Geſchichte. Zweyte Fortſetzung.

Imgleichen:

Abriß der vornehmſten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelms I., ſeines Sohnes Friedrich II. und ſeines Enkels Friedrich Wilh. II. Zweyter Band.

Die unmittelbar vorhergehenden beyden Bände, ſind in der A. A. D. Bibl. 85. Bd. S. 456 ff. angezeigt worden. Hieraus ſieht man u. a., daß die Regierungsgeſchichte Friedrichs II. im fünften Bande bis zum Dreßlauer Friedensſchluſſe am 11ten Jun. 1742 dargeſtellt iſt. Um gerecht und billig zu ſeyn, muß Rec. aus der Vorrede zu dem genannten Bande wiederholen, daß Herr G. mit einer rühmlichen Beſcheidenheit über ſeine Unternehmung, die Geſchichte des großen Königs zu beſchreiben, urtheilt. Er will keine neue, bis jetzt unerhörte Dinge vortragen; ſondern hat bey ſeiner Arbeit, die er für ſtudirende Jünglinge, Freunde und Lehrer der Jugend, und für Liebhaber der Geſchichte aufgeſetzt hat, den Zweck, die Kenntniß der Hauptvorfälle zu befördern, richtige Thatſachen zu liefern, Ordnung in die Erzählung zu bringen, und das Ganze angenehm darzuſtellen. Dieß iſt der Geſichtspunkt, aus welchem das Buch beurtheilt werden muß. Rec. hat ſchon bey der Anzeige eines früher erſchienenen Bandes gewünſcht, die Hülfsmittel angegeben zu ſehen, die bey der Bearbeitung benutzt worden ſind.

Man kann dieses, Rec. Meinung nach, mit Recht verlangen. Auch der studirende Jüngling, und vielleicht noch öfter der Jugendlehrer, den dieses oder jenes Ereigniß besonders interessirt, und der über dasselbe eine umständlichere Auskunft zu haben wünscht, darf darauf Anspruch machen. Nur sehr selten fand Rec. im Text hier eine Schrift oder einen Schriftsteller genannt. Zu diesen Angaben gehören die Herzbergschen Abhandlungen über den Zustand des preußischen Staats unter Friedrich II. (2. Abtheil. S. 1) Büsching, (2. Abtheil. S. 13) dessen Charakter Friedr. II. sehr benutzt ist, oder (2. Abtheil. S. 131 und 139) bey dem Einmarsch in Holland unter König Friedr. Wilh. II., die Geschichte dieses Feldzugs vom Gen. von Pfau, und die Schrift: die Preußen vor Europens Richterstuhl. — Außer diesen hat der Verf. die Hallerstische Fortsetzung der allgemein. Welthistorie Th. 61. 62, und Königs historische Schilderung Berlins oft zum Grunde gelegt: so wie er auch die Zietensche Lebensbeschreibung von der Frau von Blumenthal, und den Abriß der Lebens- und Regierungsgeschichte Friedr. Wilh. II. Berlin. 1798. gekannt zu haben scheint. Diese und andere Hülfsmittel hätten immer namhaft gemacht werden können.

Die Hauptvorfälle sind zwar angegeben worden; nur ist Rec. der Meinung, daß manche Anekdoten mit eingewebt sind, die nicht in eine Geschichte der Mark Brandenburg gehören. Dahin rechnet er Abtheil. 1. S. 5 das Austrommeln des Kammerherrn von Pöllnitz aus der Schilderung Berlins, wohin sie gehörte. Gegen die Richtigkeit der Thatsachen lassen sich manche Erinnerungen machen, die der Prüfung des Verf. anheim gestellt bleiben. S. 27 ist die Rede vom Könige von Polen. Es war August III. (nicht II.) S. 43 Es ist übertrieben, wenn es heißt: „Marwitz befehligte (1744) zwar noch 22000 Mann in „Oberschlesien; wie könnte dieser aber ein ganzes Land gegen „Heere von Hunderttausenden schützen?“ Er hatte Schlesien gegen den Prinzen Karl zu vertheidigen; wo kämen hier die Hunderttausende her? S. 42 wundert sich der Verf., daß der König in seinen Werken Zietens bey dem Uebergange der Oesterreicher über die Elbe nicht erwähnt habe, da er doch mit dem Oberstlieut. von Wedel die Ehre des Kampfs

theil-

theilte. Er hält dieſes für unerklärbar, und ſagt doch S. 39 ſelbſt beſtimmt genug, daß durch ein Dienſtverſehen der Zietenſchen Huſaren einige Oeſterreicher unbemerkt über den Fluß kamen, und ungeſehen im Gebüſche Platz nahmen, welches ein wichtiges, ein unverantwortliches Verſehen geweſen wäre, das der ganzen preußiſchen Armee zum Nachtheil, und dem Plane Friedrichs zum Umſturz gereichte. Wie dankbar der König gegen Zieten war, und dieß laut äußerte, erwähnt ja Herr G. ſelbſt kurz zuvor S. 33, als Zieten beym Städtchen Tein an der Mulde die Feinde zurückgeſchlagen hatte. S. 69 Es war am 4ten Jun. 1745, als ſich die Oeſterreicher und Sachſen bey Bolkenhain lagerten. Es iſt übertrieben wenn es S. 77 heißt: „Jedes „Bund Stroh koſtete ein Treffen; Moraz, der Unmenſch „Trenk, Nadaſti und Franchini, lagen alle auf dem Felde. „Kurz, es war eine rechte Schule für den kleinen Krieg.“ Eben ſo S. 90 nach der Schlacht bey Soor. „Als in Trau„tenau das letzte Bund Stroh von den Pferden, und die „letzte Tonne Mehl von den Menſchen verzehrt war: ſo trat „die Armee den gänzlichen Rückzug nach Schleſien an.“ Wäre es nicht beſſer geſagt: Als die Magazinvorräthe faſt aufgezehrt waren, u. ſ. w.

Nach Endigung der Geſchichte des zweyten ſchleſiſchen Krieges, erſcheint wieder ein Auszug aus der hiſtoriſchen Schilderung Berlins. Ob aber die Auswahl gehörig getroffen ſey, bezweifelt Rec., da Manches vorkömmt, das für eine Geſchichte der Mark Brandenburg zu ſpeciell iſt, und wohl in die Beſchreibung des Zuſtandes der Stadt aufgenommen werden konnte.

Vom ſiebenjährigen Kriege beſitzen wir bekanntlich theils mehr, theils minder ausführliche Beſchreibungen. Auch in dieſer Schrift iſt derſelbe, der Hauptſache nach ziemlich richtig gezeichnet worden. Doch tadelt Rec. manche Ausdrücke, die im edeln hiſtoriſchen Styl nicht ſtatt finden ſollten. Auch ohne manche Ausfälle, die ſich unläugbar vorfinden, kann die Würde der Schreibart und die angenehme Darſtellung beobachtet werden. Der Lehrer Friedrichs II. hieß Duhan von Jandun. Es iſt nicht zu billigen, wenn es S. 209 heißt: Die Reichsfürſten ſandten ungebetene Leute, rohe Klöſterknechte, friedliche Schweinetreiber. S. 171

heißen die Reichstruppen deutſche Zwangfeinde Friedrichs, und S. 172 iſt dieſe Armee ein hundertarmiger Koloß Deutſchlands, der in Verbindung mit 2 Kaiſerinnen und 3 Königen einen Kampf auf Tod und Leben, auf Daſeyn und Exiſtenz gegen Friedrich bereitet. — S. 181 wo von der Schlacht bey Prag die Rede iſt, iſt der Irrthum aus andern Schriften wiederholt, daß Schwerin, (der bey ſeinem Ableben 72 Jahr 5 Monat 20 Tage alt war,) vom Pferde geſtiegen ſey, und eine Fahne ergriffen habe. Der Ausſage des Neffen Schwerins zufolge, blieb er auf dem Pferde ſitzen, und fiel vom Kartätſchenſchuſſe getroffen, vom Pferde. Er konnte daher auch den übrigen Generalen kein Beyſpiel geben, ebenfalls vom Pferde zu ſteigen. (Man vergl. die Lebensbeſchreibung Schwerins. Frankfurt an der Oder. 1790.) S. 198. 199 wird vom Kronprinzen geredet. Der Prinz Auguſt Wilhelm erhielt auf Königl. Befehl 1744 den Titel eines Prinzen von Preußen. S. 486 leſe man Gramm, und nicht Gray. — Als Haddick (S. 215) Berlin einnahm, ſoll er auch zwey Dutzend mit dem Stadtwappen geſtempelte Handſchuhe für die Kaiſerinn verlangt haben. Dieß iſt eine unerwieſene Sage, und man hat nie davon gehört, daß ſie in Wien angekommen wären. Die Oeſterreicher erhielten 200,000 Thlr. Kontribution, und ungefähr 50,000 Thlr. Douceurgelder.

In der zweyten Abtheilung findet man zuerſt die Schilderung von Friedrichs Charakter. (Sehr viel aus Büſching entlehnt.) Man leſe hier Nachrichten von Friedrichs Lebensordnung, Speiſen, Kleidung, Vergnügungen, u. ſ. w. Seine Grundſätze über den Adel, (vergl. Garvens Fragm. 1. Abtheil. S. 184) ſind aus einander geſetzt; doch iſt es unbegründet, daß der König bloß bey der Artillerie und den Garniſonregimentern bürgerliche Officiere zugelaſſen habe. Faſt jedes Regiment in der preußiſchen Armee hatte bürgerliche Officiere; beſonders die Huſarenregimenter, wo von Mehrere in der Folge gedacht worden.

Von S. 96 an iſt die Regierung Friedrich Wilhelms II. geſchildert worden. Als Prinz wohnte er nicht bloß dem Feldzuge von 1778 bey; ſondern er befand ſich auch einen Theil des ſiebenjährigen Krieges hindurch bey der Armee ſeines Onkels, und wohnte mehrern wichtigen Vorfällen bey.

Bey

Bey der Beſchreibung der holländiſchen Unruhen, hätte der Verf. manche Nachrichten in Caillard hiſt. de la republique d'Hollande, noch auffinden können. Die Unruhen in Lüttich, vom J. 1789 die Dohm beſchrieben, und mit Aktenſtücken belegt hat, ſtehen S. 139 ff. Rec. bemerkt nur, daß der damalige Fürſtbiſchof laut ſeiner eigenen Anzeige nicht beym Reichskammergericht in Wetzlar eine Klage angebracht hat, und daß das Mandat des Gerichtshofes ſich ausdrücklich alſo erklärt: „Allgemein bekannt gewordene „Nachricht und Notorietät ſey der einzige Grund ſeiner „Erlaſſung.“ — Uebrigens finden die Leſer hier das Wichtigſte bemerkt, was unter Friedrich Wilhelm II. in Hinſicht auf die preußiſche Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich und Polen geſchah. Eben ſo ſind die Bemühungen dieſes Fürſten und ſeine Verdienſte um Künſte und Wiſſenſchaften, wie auch ſeine Staatsverwaltung und Vergrößerung der Monarchie beſchrieben. Eine umſtändliche Darſtellung ſeiner Verfügungen in Religions- und Kirchenſachen, und eine Würdigung derſelben, ſtehen von S. 294 bis 350. Manche Schwärmereyen Wöllners (vergl. Fr. Nicolai's Vorrede zum 2. Stück des 68. Bandes der N. A. D. Bibl.) ſind hier aufgeführt, und zugleich die Veranſtaltungen eines Hymmen und Hillmer, in Hinſicht auf Religionsangelegenheiten geſchildert, wohin die Bekanntmachung des Religionsedikts, die Anlegung einer geiſtlichen Examinationskommiſſion, u. ſ. w. gehören. Bey der Beſchreibung der letzten Krankheit des Königs, der am 16ten November 1797 ſtarb, iſt beſonders die Luftkur merkwürdig, die von Randel und Hermbſtädt angewandten, und von deren Beſchaffenheit der Letzte in den Berliniſchen Blättern, Jan. 1798 Nachricht ertheilt hat.

Manche Begebenheiten und Einrichtungen ſind unſtreitig mit einer Freymüthigkeit geſchildert, die dem Verf. zur Ehre gereicht. Rec. rechnet dahin u. a. was er über das Warten der Vorſpannpferde, und über die Behandlung derſelben, Abtheil. 2. S. 104, ſo wie über die Lotterieeinrichtung S. 285 äußert. Möchte nur bey der Darſtellung auch jedesmal ein gemäßigter und leidenſchaftloſer Ton, eine ſorgfältigere Auswahl der Worte und Würde im Ausdruck ſich zeigen, die doch zur hiſtoriſchen Schreibart erforderlich ſind. „Der Hiſtoriker hat keine Leidenſchaften, ſagt Ramler, (in der Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von Batteux,)

„er

„er hat weder Freunde, noch Feinde, weder Aeltern noch „Vaterland. Er hat nichts zu beweisen, noch umzustoßen; „er verklagt nicht, er vertheidigt nicht. Sein ganzes Ame „ist, die Sache vorzutragen, wie sie ist.“ Nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum; casta, verecunda, virgo incorrupta quodam modo. Cic.

Ww.

Erziehungsschriften.

Der neue Landschullehrer. Eine Fortsetzung des Landschullehrers von Moser und Wittich, herausgegeben von Philipp Jacob Völter, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. Zweyten Bandes erstes Stück. Tübingen, bey Heerbrandt. 1803. 147 Seit. 8. 8 G.

Ist von eben der Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit, als die ersten Stücke. Es ist ein großer Unterschied, wenn praktische Landschullehrer selbst Etwas über das Schulwesen bekannt machen, als wenn Andre darüber Etwas schreiben, die die Landschulen nicht aus eigener Erfahrung kennen. Wir wünschen diesem Landschullehrer noch eine lange Fortsetzung.

Z.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Professor Füßli zu London, ist Vorsteher der dortigen Königl. Akademie geworden, und hat seine Professur niedergelegt.

Herr Dr. Schmieder in Petersburg, als dramatischer Dichter bekannt, hat daselbst bey dem Kaiserl. Reichs-Justiz-Kollegium der deutschen Sachen eine Anstellung erhalten.

Der Herr Professor Dr. J. A. Walter der Jüngere zu Berlin, hat den Charakter eines Ober-Medicinal- und Sanitätsraths erhalten.

Die Herren Seiler und Erdmann, Professoren der Medicin in Wittenberg, haben von dem Kurfürsten von Sachsen, für ihre thätige Bemühung bey dem klinischen Institute zu Wittenberg, eine Gratifikation von 400 Thlrn. erhalten.

Der Kurfürstl. Badensche Medicinalrath Herr Dr. Schuler zu Mannheim, hat den Hofrathscharakter, und der Physikus Herr Dr. Cramer in Ettlingen, die nachgesuchte Entlassung erhalten.

Die Societé d'Emulation zu Colmar, hat den Prediger zu Ebelshausen bey Göttingen, Herrn Dr. P. Wundsam, zum korrespondirenden Mitgliede aufgenommen.

Der

Der durch sein Gemälde von Konstantinopel und andere Schriften bekannte ehemalige Privatdocent in Göttingen, Herr Dr. C. Murhard, ist Kurhessischer Kammer-Archivar in Cassel geworden.

Herrn Bergrath und Professor Lenz in Jena, hat die Regensburgische botanische Gesellschaft zum Ehrenmitgliede aufgenommen.

Todesfälle.

1805.

Am 1sten Jul. starb zu Frankfurt am Main, der Ober-Rabbiner Herr P. L. Horwitz, 74 Jahre alt, einer der gelehrtesten Ausleger des Talmuds, auch als Verfasser zweyer Schriften bekannt.

Chronik deutscher Universitäten.

Tübingen. 1805.

Am 2ten April vertheidigte Herr F. Schnurrer seine medicinische Inauguraldissertation: Observationes quaedam de materiarum oxydatarum quarundam in germinationem efficientia, pro diversa seminum rerumque externarum indole, varia.

Am 13ten Mai hat das vom Kurfürsten gestiftete klinische Institut seinen Anfang genommen.

Erlangen. 1805.

Am 10ten Mai ertheilte die medicinische Fakultät dem Königl. Preuß. Ober-Chirurgus, Herrn J. C. Horlacher aus Crailsheim, die Doktorwürde.

Am

Am 28sten Jun. erschien das Pfingstschulprogramm des Herrn GKR. Seiler unter dem Titel: De tempore et ordine, quibus tria Evangelia priora canonica scripta sunt. 3 Bog. 4.

Am 3ten Jun. erhielt Herr J. A. Wendel, am 1sten Jul. Herr Kandidat Rohmer, und am 8ten Jul. Herr J. Bischof, als Schriftsteller bekannt, die philosophische Doktorwürde.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Helmstädt. 1805.

Am 27sten Jul. feyerte die hiesige Herzogl. deutsche Gesellschaft ihr Stiftungsfest, wozu Herr HR. Wiedeburg als Vorsteher eingeladen hatte. Herr Professor Bredow war von demselben zum Aufseher erwählt, und von Sr. Durchl. dem Herzoge von Braunschweig bestätigt worden.

Herr HR. Wiedeburg eröffnete die Feyerlichkeit mit einer kurzen Anrede an die Versammlung, über den Zweck und die Hoffnungen der Gesellschaft, und überreichte dem gerade anwesenden Herrn HR. Feder aus Hannover das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Gesellschaft. Hierauf hielt der Studiosus Herr Schmidt von Phiseldeck aus Wolfenbüttel eine Rede, in welcher er Schillers sittlichen und dichterischen Charakter aus seinen Schriften, sehr treffend und mit Begeisterung darstellte.

Erfurt. 1805.

In der gewöhnlichen Sitzung der Akademie nützlicher Wissenschaften am 4ten Jun., welcher der Königl. Preuß. Kammerpräsident Herr von Dohm beywohnte, verlas Herr Professor Dominikus zwey, vom Herrn Professor Schorch eingesandte Abhandlungen: 1) Ueber den Handelsgeist in

in der alten Geschichte; und 2) die Humanisten und Moralisten als Richter des Schönen.

Anzeige kleiner Schriften.

Rede bey der Geburtsfeyer Sr. Majestät des Königs am 3ten August 1805, im großen Hörsaale der Friedrichs-Universität gehalten von T. G. Voigtel, ordentl. Professor der Geschichte. Halle, bey Kümmel. 1805. 21 Seit. 8. 3 Gr. geheft.

Der Verfasser entwickelt in dieser, ihrem Zwecke angemessenen Rede die Verdienste des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm um den Preuß. Staat. Er zeigt in acht Abschnitten: daß derselbe den Staat von sklavischer Abhängigkeit befreyt, ihm neue Stärke und neues Leben gegeben, ihn durch wichtige Akquisitionen vergrößert, das stehende Preuß. Kriegsheer geschaffen, die Gerechtigkeit in seine Staaten zurückgerufen, Religionsbildung, Künste und Wissenschaften befördert, und sowohl seinen Unterthanen als seinen Nachfolgern ein treffliches Beyspiel der Humanität, Mäßigkeit und Sittlichkeit gegeben habe. — Diese Rede schließt mit der gerechten Anerkennung der großen Verdienste des jetzt regierenden Preuß. Monarchen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Schöne Künste.

Handwörterbuch über die bürgerliche Baukunst und schöne Gartenkunst, von Johann Gottfr. Grohmann. Erster Theil A—M mit Kupfern gr. 8. Leipzig, bey Böhme. 1804. 1 Rl. 4 Gr. Zweyter Theil N—Z mit Kupf. gr. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Jener gelehrte Mann dankte Gott jedesmal in seinem Morgengebete, daß er auch Wörterbuchschreiber erschaffen habe! Aber, wer die Arbeit eines großen Theils der Lexikographen näher zu betrachten Gelegenheit gehabt hat, der möchte glauben, der Teufel stehe dabey im Spiel, um des lieben Gottes Werk zu verderben. Wenn ein Mann, der eine Wissenschaft oder eine Kunst vollkommen kennet, ein Wörterbuch darüber schreibt: so kann es großen Nutzen haben, weil sich sodann der Leser sicher darin erholen kann. Wenn aber sogenannte privatisirende Gelehrte, die nur Bogen zusammen zu kompiliren, und aus zehn Büchern das eilfte zusammen zu stoppeln gewohnt sind, auf den Gedanken kommen, Wörterbücher zusammen zu tragen: so wird meist eine rudis indigestaque moles daraus; dieß sieht man schon z. B. an dem bekannten Krünitzschen zu unendlich vielen Bänden auseinander gesperrten, physikalisch-ökonomischen, und so Gott will seit den letzten zwanzig oder dreyßig Bänden (auch seitdem Jacobsons technologisches Wörterbuch hat können ausgeschrieben werden) auch technologischem Wörterbuche.

Darin findet man weitläuftige Artikel, wie Jesuiten, Kriegskollegium, Leiche, Leichenhaus, Leidenschaften, (diese Artikel noch dazu mit 20 abscheulichen Kupfertafeln) welche doch gewiß weder ökonomisch, noch physikalisch, noch technologisch sind.

So arg machte es nun freylich der verstorbene Prof. Grohmann in Leipzig hier nicht; aber er hat doch nicht recht gewußt, was er eigentlich mit diesem Wörterbuche gewollt hat. Er war überhaupt ein Kompilator, und ob er gleich Mancherley über Baukunst und Gartenkunst geschrieben und übersetzt hat: so hätte er doch von beyden Künsten gar keine praktische Kenntnisse. Wenigstens hätte er aber doch hier überlegen sollen, daß in ein Handwörterbuch der Baukunst, wohl nichts als Erklärungen der Kunstwörter gehören; nicht aber Anweisungen wie dieß und jenes zu bauen oder zu pflanzen ist. Also gehören z. B. die weitläuftigen Artikel Fasanerie, Festigkeit, Hafen, Kirche, Krankenhaus, Landhaus, Wasserleitungen der Römer, u. s. m. gar nicht in ein Handwörterbuch; denn wer wirklich bauen will, wird doch nicht erst dazu dieß Wörterbuch nachschlagen. Wie unvollkommen und widersinnig Manches in dieser weitläuftigen Beschreibung ist, hier anzuführen, würde zu weitläuftig werden. Wir wollen nur bemerken, daß Hr. Gr. Vieles mit so wenigem Nachdenken aus andern Büchern kompilirt hat, daß er Dinge mit abschrieb, die gar nicht zum Baue; sondern zum Gebrauche eines Gebäudes gehören. Z. B. S. 305: »Es dürfen nur so viel Kranke »in einen Saal eines Krankenhauses gebracht werden, »daß wenn man ihre Betten nahe an einander stellen wollte, ihrer noch zweymal so viel Platz haben. Mannspersonen und Frauenzimmer erhalten besondere Säle, welche alle ihre besondern Namen und Nummern haben, »wodurch die Aufwartung im Hause sehr erleichtert wird.« Dergleichen seltsame Bemerkungen findet man mehrere.

Der beste Theil dieses Wörterbuchs sind die kurzen Artikel, wo die Kunstwörter erklärt werden. Doch fehlt es sehr an der Vollständigkeit, welche doch hauptsächlich nöthig wäre; dagegen sich sehr überflüssige Artikel finden, z. B. choragische Denkmäler, Naumachie u. dgl.; besonders aber sind nicht selten die Erklärungen und die Bemerkungen un-

richt-

richtig oder schielend. Z. B. von einer Futtermauer wird gesagt: »Eine Mauer, deren äußere Seiten von Quadersteinen oder Ziegeln bestehen; deren Mitte aber mit Bruchsteinen angefüllt wird.« Dieß ist aber nicht allein bey Futtermauern ganz ungewöhnlich, sondern würde auch zweckwidrig seyn, weil dadurch die Futtermauer, welche doch dem Drucke der Erde widerstehen soll, weniger Festigkeit erhielte. Eine Jalousie wird definirt: »Ein außen vor dem Untertheile des Fensters befestigtes Gitter, das aus kreuzweis durch einander gesteckten Stäben, ausgeschnitztem Laubwerke, aus dünnem durchflechtigen Zeuge, oder aus gespaltenen und geflochtenen Rohrstäben besteht.« Dergleichen Vorrichtungen werden mit dem allgemeinen Namen Gitter oder Schirm bezeichnet. Eine Jalousie aber ist eine Vorrichtung, von schief gestellten etwa vier Zoll breiten Brettchen, so eingerichtet, daß der Schatten des obersten Brettchens das untere treffe, und so das Sonnenlicht nicht unmittelbar ins Zimmer falle. Gewöhnlich sind diese Brettchen beweglich, um sie nach dem Stande der Sonne gerader oder schiefer zu stellen, welches entweder durch eine eiserne Stange oder durch Schnüre geschieht. Eine solche Jalousie wird auch nicht am Untertheile eines Fensters; sondern am Obertheile angebracht, und deckt gewöhnlich das ganze Fenster. Mehrere Beyspiele zu geben, wäre überflüssig.

Wir wollen diesem Wörterbuche nicht allen Nutzen absprechen; aber es ist höchst unvollkommen, und es fehlt doch immer noch in unserer Sprache an einem Handwörterbuche der Baukunst, das in seiner Art so vorzüglich wäre, als das große Werk des Hrn. Stieglitz. In Absicht auf die Gartenkunst ist nun dieß Großmann'sche Werk vollends sehr seicht und unvollständig.

Wh.

Theater.

Wilhelm Tell, Schauspiel von Schiller. Ein Neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1804. 241 Seit. kl. 8.

Darin findet man weitläuftige Artikel, wie Jesuiten, Kriegskollegium, Leiche, Leichenhaus, Leidenschaften, (diese Artikel noch dazu mit 20 abscheulichen Kupfertafeln) welche doch gewiß weder ökonomisch, noch physikalisch, noch technologisch sind.

So arg machte es nun freylich der verstorbene Prof. Grohmann in Leipzig hier nicht; aber er hat doch nicht recht gewußt, was er eigentlich mit diesem Wörterbuche gewollt hat. Er war überhaupt ein Kompilator, und ob er gleich Mancherley über Baukunst und Gartenkunst geschrieben und übersetzt hat: so hatte er doch von beyden Künsten gar keine praktische Kenntnisse. Wenigstens hätte er aber doch hier überlegen sollen, daß in ein Handwörterbuch der Baukunst, wohl nichts als Erklärungen der Kunstwörter gehören; nicht aber Anweisungen wie dieß und jenes zu bauen oder zu pflanzen ist. Also gehören z. B. die weitläuftigen Artikel Fasanerie, Festigkeit, Hafen, Kirche, Krankenhaus, Landhaus, Wasserleitungen der Römer, u. s. m. gar nicht in ein Handwörterbuch; denn wer wirklich bauen will, wird doch nicht erst dazu dieß Wörterbuch nachschlagen. Wie unvollkommen und widersinnig Manches in dieser weitläuftigen Beschreibung ist, hier anzuführen, würde zu weitläuftig werden. Wir wollen nur bemerken, daß Hr. Gr. Vieles mit so wenigem Nachdenken aus andern Büchern kompilirt hat, daß er Dinge mit abschrieb, die gar nicht zum Bauen; sondern zum Gebrauche eines Gebäudes gehören. Z. B. S. 305: »Es dürfen nur so viel Kranke »in einen Saal eines Krankenhauses gebracht werden, »daß wenn man ihre Betten nahe an einander stellen wollte, ihrer noch zweymal so viel Platz haben. Mannspersonen und Frauenzimmer erhalten besondere Säle, welche alle ihre besondern Namen und Nummern haben, »wodurch die Aufwartung im Hause sehr erleichtert wird.« Dergleichen seltsame Bemerkungen findet man mehrere.

Der beste Theil dieses Wörterbuchs sind die kurzen Artikel, wo die Kunstwörter erklärt werden. Doch fehlt es sehr an der Vollständigkeit, welche doch hauptsächlich nöthig wäre; dagegen sich sehr überflüssige Artikel finden, z. B. choragische Denkmäler, Naumachie u. dgl.; besonders aber sind nicht selten die Erklärungen und die Bemerkungen un-

richtig oder schielend. Z. B. von einer Futtermauer wird gesagt: »Eine Mauer, deren äußere Seiten von Quaderstei»nen oder Ziegeln bestehen; deren Mitte aber mit Bruchstei»nen angefüllt wird.« Dieß ist aber nicht allein bey Futtermauern ganz ungewöhnlich, sondern würde auch zweckwidrig seyn, weil dadurch die Futtermauer, welche doch dem Drucke der Erde widerstehen soll, weniger Festigkeit erhielte. Eine Jalousie wird definirt: »Ein außen vor dem Unter»theile des Fensters befestigtes Gitter, das aus kreuz»weis durch einander gesteckten Stäben, ausgeschnitztem Laub»werke, aus dünnem durchflechtigen Zeuge, oder aus gespalte»nen und geflochtenen Rohrstäben besteht.« Dergleichen Vorrichtungen werden mit dem allgemeinen Namen Gitter oder Schirm bezeichnet. Eine Jalousie aber ist eine Vorrichtung, von schief gestellten etwa vier Zoll breiten Brettchen, so eingerichtet, daß der Schatten des obersten Brettchens das untere treffe, und so das Sonnenlicht nicht unmittelbar ins Zimmer falle. Gewöhnlich sind diese Brettchen beweglich, um sie nach dem Stande der Sonne gerader oder schiefer zu stellen, welches entweder durch eine eiserne Stange oder durch Schnüre geschieht. Eine solche Jalousie wird auch nicht am Unterheile eines Fensters; sondern am Obertheile angebracht, und deckt gewöhnlich das ganze Fenster. Mehrere Beyspiele zu geben, wäre überflüssig.

Wir wollen diesem Wörterbuche nicht allen Nutzen absprechen; aber es ist höchst unvollkommen, und es fehlt doch immer noch in unserer Sprache an einem Handwörterbuche der Baukunst, das in seiner Art so vorzüglich wäre, als das große Werk des Hrn. Stieglitz. In Absicht auf die Gartenkunst ist nun dieß Grohmann'sche Werk vollends sehr seicht und unvollständig.

Wh.

Theater.

Wilhelm Tell, Schauspiel von Schiller. Ein Neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1804. 241 Seit. kl. 8.

ohne Kupfer 1 Rt. 12 Gr. mit Kupfern 2 Rt. 16 Gr.

Es giebt wohl nicht leicht einen Geschichtsstoff, dessen dramatische Darstellung größere Schwierigkeiten hätte, als der hier von unserm trefflichen Schiller gewählte. Nicht, als Resultat des gegen die Unterdrückung bes schwornen Bundes, nicht beabsichtigt und selbst geschaffen; sondern unvorgesehen, Werk des Moments, gleichsam aus dem Stegreife, geschieht das entscheidende Ereigniß. Nicht sich an die Spitze der Verschwornen stellend, nicht die Verschwörung leitend; nicht aus einem Beruf, aus Selbstwahl, aus freyem, vorbedachten Willen die Gelegenheit gebietend, herbeyführend; nicht planmäßig über das Wann? und Wie? des Tyrannensturzes mit sich eins, sondern zufällig hineingestoßen in die Handlung der Entscheidung, wird Tell — seine Geschichte gegen die Zweifel neuerer Historiker für wahr genommen — der Held der den Schweizern wiedererrungenen Freyheit; Umstände, die weder die Begebenheit, noch ihren Urheber zu einem rein dramatischen Vorwurfe eignen. Dazu kommt noch, daß Tell, trotz seiner entscheidenden That, doch nicht der Hauptheld dieses Geschichtsstoffs ist; nicht der, der herrschend und hervorragend unser Interesse erregt und beschäftigte. Baumgarten, der alte Heim, Melchthal, Stauffacher und Walther Fürst theilen dieses Interesse; ihre Mißhandlung, ihre gekränkten Rechte ziehen unsre Theilnahme nicht minder an; ja die drey letzten, als die Stifter, Bewirker und Lenker des Freyheitsbundes, sind die eigentlichen Helden der großen Begebenheit, die Tell nur, von dem Zufall überwältigt, Knall und Fall, beschleunigt. Dieß alles streitet nun gegen den Geist des Drama's, das eben so sehr ein Hauptinteresse, als einen Hauptheldeu fordert, und eine Handlung will, die geschaffen wird; nicht das Werk des Zufalls ist.

Nur einem so schöpferischen Dichtergeiste, wie dem Schillerschen, konnte es gelingen, einen so unbequemen dramatischen Stoff zu einer, den Forderungen des Drama entsprechenden Dichtung umzuschaffen, und Tells zufälligen Entscheidungsstreich, so weit es nur irgend mög-

lich

sich war, in eine dramatische, selbstständige Handlung zu verwandeln. Der Beweis, daß dieß Sch. gelang, wird sich aus des Lesers genauerer Bekanntschaft mit Tells Charakter, wie ihn der Dichter auffaßte und fortschreitend entwickelte, hinlänglich ergeben.

Es sey uns erlaubt, ihn zu führen, und überhaupt länger, als es sonst die uns vorgeschriebenen Gränzen verstatten, bey dieser schönen Dichtung zu verweilen. Es ist leider! das letzte Wort, das uns diese von ihrem ehrwürdigen Herausgeber — justus et tenax propositi vir — bald geschlossene Bibliothek über diesen herrlichen Geist verstattet. So wird' es dann gesagt, bewundernd und zweifelnd, mit prüfender Anerkennung, mit bescheidner Gegenerinnerung, mit Wärm' und Freymuth!

Wir beginnen demnach mit Tells Charakterdarstellung. Strahlend hat Schiller in ihr seinen dramatischen Schöpfungsgeist verherrlicht. Nicht mehr, wie in der Geschichte, That des Zufalls, ist bey ihm Tells entscheidender Streich die Gelegenheit ergreifende Beschleunigung der beschlossenen Vaterlandsbefreyung geworden. Stiftet er gleich den Bund der Freyheit nicht, vereinigt er gleich nicht die Bundesverschwornen: so sieht man doch schon bey seiner ersten Erscheinung, daß der Geist der Vaterlandsrettung seinen Busen regt; daß der erste Aufruf kräftiger Vereinigung dazu diesen Geist beleben und zur thatvollen Mitwirkung begeistern wird. So eine glänzende Reihe von edlen, freysinnigen Gemüthern und Geistern auch der Dichter in seinem Schauspiel aufführt; so hehr uns auch Walther Fürst, Melchthal, Stauffacher und Baumgarten, Bertha von Brunek, Stauffachers und Tells Gattinn anziehen; mit so hohem Interesse sie uns für sich fesseln: dennoch hat er seinem Tell einen so eigenen, hervorstechenden, nur ihn bezeichnenden Schweizer- und Freyheitssinn eingehaucht, daß er sich nie unter jenen glänzenden Erscheinungen verliert; daß er unser Augenmerk auf ihn immer wacker und rüstig erhält, unsere Theilnahme für ihn immer lebendig beschäftigt; daß sein Bild sich vordrängend unsrer Phantasie und unseres Mitgefühls bemächtigt.

Mächtig ergreift uns sein Geist, sein Herz, sobald er auftritt. Rasch und besonnen steht er vor uns da; ein Mann von wenigen Worten; aber voll Kraft und Stärke; bereit zu jeder muthigen That, ganz der kühne Bogenschütz und Gemsenjäger; vertraut mit der Gefahr, und sie nicht scheuend! Gleich seine erste Erscheinung kündigt ihn nur als einen Helden an, der berufen ist, der Entscheider des vaterländischen Schicksals zu werden. Durch Wogensturm und Gefahr rettet er einen Verfolgten, der sich gegen die Tyranney auflehnte. Was wird er, der eines Menschen Leben zu sichern, sich in das tosende Wellengrab stürzt, erst wagen, gilt es des Vaterlandes Rettung? Keine Bedenklichkeit schreckt ihn, keine Rücksicht auf sich selbst hält ihn, wo die Tyranney drängt, wo es gilt, ihr eine Beute zu entreißen. Die That, die keinen Verzug leidet, die geschehen muß, übt er rasch und schnell, ohn' erst über ihre Möglichkeit mit sich zu Rathe zu gehn.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
— — — — — — —
Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft,
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.
— — — — — — — —
— — — — Landsmann, tröstet ihr
Mein Weib, wenn mir was menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.

Damit springt er in den Kahn, zieht Baumgarten sich nach, und mit starkem Arm,

— — — — — kräftiglich
Arbeitet sich der Wackre durch die Brandung.

Aber nützen muß seine Kraft, wo er sie anwenden, Rettung möglich seyn, wo er sie wagen soll. Unbesonnen, aufs blinde Ohngefähr steht er nicht zum Widerstand auf. Handeln ist sein Element, aber schaffendes, förderndes. Man geb' ihm dazu Feld und Spielraum, die Zeit der That sey da: dann ist er der Mann, dann übt er sie ohne Worte und langes Berathschlagen darüber. So erklärt er sich gegen Stauffacher, als dieser an seiner Mitwirkung zur Nothwehr zweifelt:

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und sollte seinen Freunden sich entziehen?

Doch

Doch, was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath,
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen.
Bedürft ihr meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.

Derselbe ist er in seinem Hause, als Gatte, Vater und Erzieher. Auch die Liebe zu seinem Weibe äußert er mit Stärk' und Kraft, und auch auf seine Söhne will er seine Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit vererben.

— — Ein rechter Schütze hilft sich selbst.
— — — — — — — —
Früh übt sich, wer ein Meister werden will.
— — — — — — — —
— — — Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüster seyn.

So ist er selbst zum Manne geworden. Für ihn hat das Leben nur Werth, wenn er es in Kraft und Stärke genießt, durch mächtiges Wirken es zu seinem Eigenthume macht:

Rastlos muß er ein flüchtig Ziel verfolgen,
Dann erst genießt er seines Lebens recht,
Wenn er sich's jeden Tag aufs neu erbeutet.

Wie könnt' er auch anders? In seiner freyen, starkmüthigen Seele wohnen zwey nie zu erschütternde Gottheiten, Selbstvertrauen und Vertrauen auf Gott; mit ihnen wirft er sich dem drohendsten Unheil' entgegen, durch sie erhält er sich aufrecht, ununterjocht vom Drucke der Tyranney.

Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

So geht er mit geradem, ungebeugtem Haupte Geßlers aufgestecktem Hute vorüber; so schreckt ihn nicht der Söldner Verrathgeschrey, nicht ihrer Waffen Geräusch; weiß er sogar, im Gefühle recht gethan zu haben, und seiner Kraft sich bewußt, fremden Beystand zurück:

Ich helfe mir schon selbst. Geht, gute Leute,
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?

Nur, wenn er, als Geßler erscheint, seine wahre Gesinnung verbirgt und erklärt:

— — — — Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung eurer ist's geschehen;
Wär' ich besonnen, wär' ich nicht der Tell.

und sogar um Gnade bittet, verspricht, daß es ihm nicht wieder begegnen soll: tritt er, wie es uns scheint, auf eine Zeit lang, aus seinem geraden, freysinnigen Charakter heraus. Was er, wenn auch vorellig, aus Kraft seines Selbstgefühls, einmal gethan hatte, mußt' er auch nicht verhehlen; frey heraus bekennen, daß er, wie Johann Müller von ihm sagt, »es verschmähe, selbst das Sinnbild der Freyheit auf willkührliches Gebot knechtisch zu verehren;« mußte frey erklären, nur vor dem Kaiser, nicht vor seinem Hute hab' er Ehrerbietung; halten es sogar für Verhöhnung der Kayserlichen Majestät, wenn man seinen Hut ihn repräsentiren lasse, und für diesen fordre, was nur dem Kaiser gebühre. Geßlers gräßliche Anmuthung, die seines Kindes Leben in Gefahr setzt, der Drang der Uebergewalt, der er nicht entgehen kann, sie allein mußten diesen seiner Kraft sichern, durch sie unbeweglichen Geist zu beugen im Stande seyn; nur sie ihn vermögen können, zur Demuthigkeit gegen den Unterdrücker. In dieser schrecklichen, empörenden Lage hört Tell, der freye Schweizer, auf; nur Tell, der Vater, bleibt, und der darf demüthig seyn, darf bitten um Schonung und Abwendung. Der hier den Vater überwältigende freye Schweizer wäre unnatürlich, und der Dichter erhält seinen Tell der Stimme der Menschlichkeit getreu, wenn er den letztern dem ersten unterliegen läßt. Aber das hinderte ihn nicht, diesem, kurz vorher, sein Recht widerfahren zu lassen.

Trefflich giebt die nun eintretende Scene Tell, den Vater. In ihrer ganzen Zauberkraft enthüllt sich hier Schillers Darstellungsgabe. Dieses erschütternde sich Hingeben in das Unvermeidliche, mit allem sich dagegen Sträuben der mächtig gebietenden Stimme der Natur; dieses tiefbewegende sich selbst dem Tyrannen zum Opfer Darbieten, und dann das wieder erwachende Vertrauen auf die Sicherheit seines Arms und der Vorsehung unterstützende

Kraft;

Knaben seine endliche Sicherheit zu der schauderhaften That und ihr herrliches Gelingen: es ist einer der ergreifendsten und gelungensten Auftritte, den das Theater aufzuweisen hat. Meisterhaft ist, in Rücksicht auf die mimische Darstellung, die dramatische Anordnung desselben. Mit der feinsten Ueberlegung, mit dem richtigsten Wahr- und Schönheitssinne werden die Augen der Zuschauer von dem gräßlichen Anblicke des Pfeilabsendens ab, auf die Gesslern umgebende Personengruppe hingezogen; und, während ihre Augen, wie ihre Ohren, an dem von Recht und Freyheit begeisterten, gegen den unmenschlichen Despoten kühn aufstehenden Rudenz hängen, geschieht, wozu sie den unglücklichen Vater, nach langem, fürchterlichem Kampfe, nur gerüstet sahen; das Freudengeschrey: »der Apfel ist durchschossen, der Knabe lebt!« Der Anblick des unbefangen mit dem Apfel daherhüpfenden Knaben, verkündet ihnen, daß das Gräßliche gethan, und mit glücklichem Erfolg gethan worden. So werden sie Zeugen des großen Ereignisses, ohne durch den Anblick des Gräßlichen in ihm empört zu werden. Zwar das Gefühl, daß dieser Anblick, theils der Schwierigkeit der Ausführung durch den Schauspieler, theils seiner innern Gräßlichkeit wegen, überhaupt unheatralisch sey, ließ sich von einem Dichter, wie Schiller, erwarten; aber das Wie? seiner Vermeidung und zugleich Nichtvermeidung war eine Aufgabe, deren befriedigende Auflösung man seinem Genie wohl zutrauen, aber nicht erahnen konnte. Sie überrascht daher um so mehr, je einfacher sie geschieht, und wirkt um so tiefer, je lebendiger sie, um ihrer Natur und Wahrheit willen, unser Herz ergreift.

Rührender, erschütternder, treuer nach seiner Vaternatur, als vor seiner schrecklichen Erziehung in das Unabhelfliche, erscheint Tell nach der vollbrachten That. Der Pfeil ist abgeflogen, hat sein Ziel schon erreicht; aber noch steht er mit vorgebogenem Leib, als wollt er ihm folgen; die Armbrust entsinkt ihm. Jetzt sieht er den Lebenden auf sich zufliegen, mit ausgebreiteten Armen eilt er ihm entgegen, hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf, und sinkt in dieser Stellung kraftlos zusammen. Der Freunde Zuruf ermannt ihn wieder. Er steht auf, der Gattinn den geretteten Gemahl, der Mutter den geretteten Sohn zu bringen. Das Gefühl dieser Rettung läßt ihn den Tyrannen

und seinen Mordanschlag, selbst die Bestimmung des zweyten, in seinem Goller verborgenen Pfeiles vergessen; auch von dem Frechen um seine Bestimmung befragt, weicht er der Frage aus. Der Vater, der das gerettete Kind nicht zur Waise machen will, unterdrückt den freysinnigen Schweizer, er verhehlt. Aber durch des gefühllosen Despoten wiederholte Aufforderung in seinem Innersten empört, bricht der verhaltne Grimm plötzlich aus; er zieht den Pfeil hervor, und mit furchtbarem Blick auf den Frechen gesteht er:

Mit diesem zweyten Pfeil durchschoß ich — euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und eurer — wahrlich! hätt' ich nicht gefehlt.

Der ganze Tell ist nun wieder erwacht, und, als dieser, erschüttert ihn auch der Erfolg seines kühnen Geständnisses nicht. Des Sohnes Leben hat er erbeutet, selbst das seinige ist noch sein; eine Bürgschaft der Vorsehung, daß auch diesem noch Rettung werden wird. Ihr vertrauend ergiebt er sich der Uebergewalt;

Der Knab' ist unverletzt, mir wird Gott helfen;

ruft er, und geht muthvoll in das ihn erwartende Schicksal.

Ungetäuscht von seinen Ahnungen, schnell und wunderbar gerettet, frey geworden seiner Ketten, aus der Gewalt seines Verfolgers, aus des Todes-Gefahr im Sturme der Wogen durch die Kraft seines Armes, seines Körpers Gewandtheit, und seines Geistes Gegenwart, sehn wir den Starken, Kräftigen, Mannhaften wieder. Die Armbrust um die Schulter, tritt er auf, rasch ist sein Gang, sein Blick schweift erstaunt umher; auf sein Knie gestürzt, betastet er mit seinen Händen den frey wieder gewonnenen Boden, und hebt dann die entfesselten Arme gen Himmel. Ein stummes, feyerliches Gelübd der Vaterlandsbefreyung! Nicht umsonst sind seine Ketten von ihm gefallen, nicht umsonst hat er seinen Bogen und den Pfeil, der des Despoten Leben galt, zurückerbeutet; nicht umsonst steht er in seiner alten Kraft da: der Wüterich soll fallen, durch ihn, durch den ihm zum Tode geweihten Pfeil. Er gelobt es der Erde, die er frey wieder betritt, dem Himmel, der dem Föhn rief, daß er seine Fesseln breche. So entschlossen steht er auf, erkundet den nächsten Weg nach Arth und Küßnacht, und sendet

den

den Verschwornen einen versteckten Wink der beschlossenen That, damit auch sie das Ihre thun:

Sie sollen wacker seyn und guten Muths,
Der Tell sey frey und seines Armes mächtig,
Bald werden sie ein weitres von mir hören.

Trefflich! So ist Tells entscheidender Streich nicht mehr ein Werk des Zufalls, sondern der Besonnenheit. Nicht mehr hineingestoßen in das Erfolgreiche Ereigniß, sich dazu berufen fühlend, Held der Freyheit, handelt er.

Schade nur, daß die Ausführung nicht ganz so geschieht, wie es Tells bisher behaupteter Charakter forderte. Ueber die Rechtlichkeit der beschlossenen That, als Gottes-Gericht, mit sich eins, sollte Tell nur handeln, nicht darüber, mit sich debattirend, zu Werke gehn; Tell fühlt nur, raisonnirt nicht. Offenbar widerspricht daher der Monolog, den der Dichter seinem Helden vor der That in den Mund legt, dem ihm gegebnen Charakter. Nicht zu gedenken, daß dieser Monolog unnatürlich lang ist, daß der mit Worten so karge Tell durchaus nicht so viel, so umständlich mit sich selbst sprechen kann: so wird auch, was rasch, mit Begeisterung, wie ein Blitz daherstürmend, begangen, reine Freyheitsthat, von der Flamme der innern Berufung entzündete Handlung wäre, durch dieses Ueberlegen und Vernünfteln mit sich selbst, überdachter Meuchelmord, und verliert dadurch an Energie und Rechtlichkeit. Sollte Tell aber, nach des Dichters Willen, den Zuschauer durchaus mit den Motiven seiner Handlung bekannt machen: so mußt' es mit rasch und kurz ausgestoßenen Andeutungen, nicht mit dieser seiner Geistes- und Sinnesart widersprechenden Umständlichkeit geschehen. Noch mehr, dieser Monolog enthält Stellen, die schlechterdings gegen die ganze Stimmung und Lage streiten, in der Tell sich befindet. Dieses sich selbst Wiederholen seines vorigen Lebens; dieses sich, Schritt vor Schritt Entwickeln des Warums? seiner That; dieses Entschuldigen derselben vor sich selbst; dieses Reflektiren über die verschiedenen Ziele der Geschäftigkeit auf Erden, sind Dinge, die Tell, weder seinem Charakter, noch dieser Situation gemäß, denken und sagen kann. Zu gewaltig fesselt ihn die Gegenwart, um sich der Vergangenheit erinnern zu können; er bedarf keiner Gründe mehr zu seiner That.

er

er fühlt sich dazu berufen, ihre Rechtlichkeit erfüllt seine ganze Seele; wozu sie vor sich entschuldigen? Und, wie sollte seine nur von seinem Geschäffte volle Seele Zeit haben, fremder Geschäfftigkeit und ihres Zieles zu gedenken? Es ist zu wetten, daß diese Scene auf dem Theater gar keine, oder doch eine sehr widrige Wirkung thut. Natürlich! der Dichter, nicht Tell treibt hier sein Spiel, wir hören Schillers schöne Verse; aber nicht Wort und Laut seines Helden. Dieser mußte, seine Nähe ahnend oder wissend, kurz vor Geßlers Erscheinung auftreten, mit dem Gefühle, des Unterjochers Stunde habe geschlagen, sein Vorhaben noch einmal ankündigen, und gleich darauf, sein Opfer erhaschend, thun.

Daß dem so ist, daß Tell nur so in seinem Charakter, und um keinen Mord zu begehen, handeln konnte; daß er sich seine That gar nicht, als Mord, dachte, durch sie sich keines Mordes schuldig zu machen glaubte; sondern nur durch des Dichters unzeitiges Gelüst nach schönen Tiraden und Reflektionen auf eine Zeitlang aus sich selbst heraustritt, beweist die Art und Weise, wie er sich dem sterbenden Geßler als Thäter, kund giebt:

Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frey sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst hinfort dem Lande nicht mehr schaden;

beweist sein Abscheu vor Parricida's Meuchelmord, durch den Kaiser Albrecht fällt:

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaisermordes,
Wagst du zu treten in mein reines Haus,
Du wagst, dein Antlitz einem guten Menschen
Zu zeigen, und das Gastrecht zu begehren?
— — — — — Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blutge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Hast du des Kindes liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beschützt? Das Schreckliche,
Das letzte von den Deinen abgewendet?
Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That. Geächt
Hab' ich die heilige Natur, die du

Er-

Geschändet. Nichts theil' ich mit dir. Gemordet
Hast du; ich hab' mein theurest vertheidigt.

Nach einmal, offenbar weicht Tell in jenem Monologe von dem ihm durch den Dichter zugetheilten Charakter ab; er verschwindet gleichsam aus sich selbst, um seinem Repräsentanten, dem Dichter, auf eine Weile Platz zu machen, der uns nun episch beschreibt, was eigentlich vorgehen sollte; kurz, wie der Chor des alten Drama, zwischen die Handlung und den Zuschauer tritt, um über Tells That mit ihm zu — discutiren. Tandem bonus Homerus dormitat!

Schweizer, wie Tell, nur in einem andern Geiste, anders getrieben und anders wirkend, charakterisiren sich die Stifter des Freyheitsbundes, Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal. Wenn sich in dem ersten der Entschluß der Vaterlandesbefreyung warm und kräftig, aber mit des Greises Ruhe, Vorsicht und Besonnenheit ausspricht; wenn der zweyte männlichfest, aber flammig, lange prüfend, und mit reifer Ueberlegung an das große Werk geht: so tritt der dritte mit Jünglingsfeuer, rasch entzündet, mit beflügelter Thätigkeit dem großen Bunde bey.

Empört durch des Unterjochers frechen Hohn, regt sein freysinniges Gemüth ihn zum züchtigenden Widerstande. Bezwungen zur Flucht, muß er den alten Vater seines Verfolgers Wuth preis geben. Dieser Gedanke läßt den Flüchtigen nicht ruhen, es treibt ihn zum Schutze des Verlassenen zurück. Kindliche Liebe nur ist jetzt die Seele seines Strebens; ihr opfert er sich und seinen Tyrannentrotz. Der Sohn verdrängt den Schweizer, um die Freyheit des Vaters giebt er seine eigene; ihn zu retten, beugt er sich in's Joch, wenn er wählen muß. Die Rache schweigt, vor der kindlichen Liebe höherm Aufrufe verstummend. Aber eine verzehrende Flamme lodert sie wieder auf, als er des Schrecklichen Schrecklichstes vernimmt, des verlassenen Vaters Blendung, des Geblendeten Verarmung und Blöße, sein Umherwandern am Bettelstabe. Ungeheuer, wie die That, ist sein Schmerz, und, von ihm ergriffen, fühlt er im ersten Momente desselben nur ihn. Nicht der Thäter, nur der Dulder steht vor seiner erschütterten Seele. Nicht, wie? und durch wen?

sich

sich dem Geächteten das Licht der Augen verschloß; nur daß es sich ihm verschloß, vermag er zu denken; nur, daß dem Unglücklichen unwiederbringlich verloren ist, was Tyrannen ihm raubte; daß er hier nicht retten, nicht zurückerstatten kann, ist das Gräßliche, das sein Herz zermalmt, es bricht, und bis zu Thränen schmilzt.

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht der Augen. Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern. — Ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts. Doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück. Warum seht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwey frische Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir in's Auge bricht.

Erst, als er in dem Blinden auch den Bettler erblickt, seine Augen dem zwiefach Elenden begegnen, führt dieser Doppelanblick auch der scheußlichen That Urheber vor seine Phantasie, wird sein wehmüthiger Schmerz — Wuth, schwillt der Rache Geist die gepreßte Brust empor, drängt, stürmt ihn zur Vergeltung hin, nichts achtend, nichts scheuend, nichts schonend!

— — — — Auf nichts,
Als blutige Vergeltung, will ich denken,
Des Vaters Augen von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden. Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuern Schmerz
In seinem Lebensblute kühle.

Thürme sich ihm entgegen, was da will, er macht sich Bahn; er erreicht den Tyrannen, würgt in seiner Veste ihn. Kein Abmahnen, keine Warnung, kein Zuruf kühlerer Vorsicht erschüttert ihn. Nichts hören will er von Abwarten und Erharren. Schnell muß geschehen, was gethan werden soll. Fort will er, erzählen das Ungeheure, und alle Gemüther entflammen zur Mitwirkung, zur Mitrache. Sein Feuereifer wirkt, Fürst und Stauffacher zögern nicht länger; des

Jüng-

Jünglings Begeisterung ergreift auch den Greis und den Mann; sie reichen ihm die Hand zum Handeln für Freyheit auf »Tod und Leben!« Und nicht bloß mehr des Vaters, auch des Vaterlandes Rächer, steht der Edle da; nicht mehr nur seine, die gemeine Sache verfechtend, regt der Freyheit Begeisterung sein hochaufschlagendes Herz:

— — — Blinder alter Vater!
Du kannst den Tag der Freyheit nicht mehr schauen,
Du sollst ihn hören. Wenn von Alp zu Alp,
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freyheitskunde tragen,
Und hell in deiner Seele soll es tagen.

Und haltend, was er gelobt, begründet, befeuert und befördert er die heilige Verbrüderung zur Vaterlandsrettung. So hat auch in ihm der Dichter einen Charakter aufgestellt, der seines Genius Stempel trägt, und für alle Zeiten ihn bewähret und verherrlicht.

Und noch nicht erschöpft, winkt sein Zauberstab auch Attinghausens und Rudenz ruhmwürdige Manen glänzend und glorreich aus der Vergangenheit Grabe hervor, lebendigen Odem ihnen einhauchend, kraftvolle, herrliche Gestalten. Der erste, ein fünf und achtzigjähriger Greis, ein starker, feuriger Geist in schwanker, von Alter gebeugter Hülle; dem Körper nach »nur noch sein Schatte;« aber frisch erhalten hat sich in ihm des innern Lebens Kraft; am Stabe schleicht sein Fuß, sein Arm bedarf der Stütze; aber rüstig lebt noch sein Freyheitssinn, des Vaterlandes Liebe, des Menschenwerthes reiches Gefühl, des Hausvaters Würde. In der Scene mit dem durch Eitelkeit, Ehrsucht und der Liebe Sirenenruf aus sich verirrten Neffen mildert die Hoheit des Richters rührende, sanfte Schonung, die Strenge des Patrioten des Freundes rührender Zuruf. Mit starker Hand greift er in die Wahngebilde, die des Abtrünnigen Verstand umnebeln, mannhaft nimmt er das Herz in die Presse, das Leidenschaft bethört, und ihn seiner bessern Natur untreu macht; im ungetrübten Spiegel zeigt er ihm seine Schmach, als Söldner der Vaterlandsunterjocher; in strahlendem Lichte die Würde der vaterländischen Sitteneinfalt, die er glänzenden Lastern, das Glück der Freyheit, das er prächtiger Sklaverey opfert.

D 5 Er-

O keine fühlen, welches Stammes du bist!
Wief nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die ächte Perle deines Werthes hin,
Das Haupt zu heißen eines freyen Volks

— — — — —

An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
Dort, in der fremden Welt, stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Noch hervorragender enthüllt der nahende Tod die Hoheit und Größe dieses Freyheitscharakters. Ganz der Tod eines freyen Mannes! Wie sanft bettet das Gefühl eines vorwurfsfreyen Lebens ihn sein Sterbekissen! Wie erhebt die Freude, den verlornen Neffen sich Selbst zurückgegeben zu wissen, seinen freyen Geist noch am Grabe; wie begeistert ihn die schöne Hoffnung von der bald wieder gewonnenen Freyheit seines Volkes! Wie feyerlich ist der Anblick seiner zum Seegen über den Knaben, Tell, ausgebreiteten Hand, wie mächtigbewegend seines Seegens prophetische Worte:

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue, bessere Freyheit grünen,
Das Alter stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Selbst seine Seherblicke in die Zukunft erhöhen die Würde seines Charakters und den Eindruck dieser Scene; denn sie sind hier kein wunderbares Vorausschen; nur ein begeisterter Vorblick natürlichen Ahnungen aus dem bereits Geschehenden; aus dem Vertrauen auf feste und vereinigte Kraft; wie denn auch die letzten Worte seines sterbenden Mundes:

— Haltet fest zusammen, fest und ewig!

— — — — —

Seyd einig, einig — einig! —

gleichsam die Bedingungen des verheißnen Seegens enthalten, den er weissagend über das Land seiner Liebe ausspricht. Mit ihnen scheidet er sanft aus dem Leben, mit leuchtenden Augen; schon entfernt, noch Fürst und Staufachers Hände fassend zum Bunde der Eintracht und Freyheit. Diese Scene, so wie Attinghausens ganzer

Cha-

Charakter, von einem mit dem Genius des Dichters wetteifernden Künstler gegeben, müssen einen um so genußreicheren Anblick gewähren, je sanfter sie einwirken, je mehr sie den bisher gewaltsam bewegten, heftig erschütterten Zuschauer durch weiche, milde Theilnahme anziehen, und ihm so, nach Sturmbewegter Thatkraft, nach die Seele mit Tumult und Aufruhe erfüllenden Situationen einen wohlthätigen Ruhepunkt geben, und durch den Anblick stiller Größe seine besänftigten Gemüthsbewegungen in eine süßwehmüthige Stimmung auflösen.

Attinghausen gegenüber steht sein Neffe, Rudenz, ein ächter Jugendcharakter. Das Blut der Attinghäuser fließt in seinen Adern, der Geist des Oheims ruht auf ihm. Aber der jugendliche, leicht bewegliche Sinn entfremdet ihn auf eine Zeitlang von seiner ursprünglichen Natur, und die verkehrte, verirrte Phantasie hat bunte, trügliche Bilder aufgenommen, die ihn aus sich selbst heraus täuschen und die Kraft, die in ihm nach Thaten strebt, zu falscher Größe hinüberlocken. Schimmer blendet ihn, statt Glanz, Wahn fesselt ihn für Wahrheit. Der Leidenschaft Zauber trübt ihm den Blick, daß er das Netz nicht sieht, mit dem durch sie List und Verführung ihn umstricken. Aber glücklicher Weise ist selbst seine Leidenschaft edler Art, und der Gegenstand, der sie entzündet, ein Weib schöner, reiner Natur. Von ihr in seiner ursprünglichen Selbstheit erkannt, um dieser willen zu ihm hingezogen, fühlt Bertha von Brunek sich berufen, ihn dieser zurück zu geben, und seine Liebe zu ihr zum Genius seiner Sichwiedergewinnung zu machen. So ist es. Nur ihrer Hand bedarf es, den Wahn von seinen Augen zu nehmen, nur ihres Aufrufes, den eigenthümlichen Geist in ihm zu wecken, ihm dem Vaterlande wieder zu zuführen, dem ihn Schein- und Schimmergröße entzog. Denn selbst in seinem Ringen nach Schimmer- und Flittergianz verleugnet er seine angeborne Natur nicht ganz. Thatendurst, Wirksamkeit und Handeln ist auch in ihm sein Hauptziel.

— — — — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich, Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müssig still zu liegen,
Und bey gemeinem Tagewerk den Lenz

Des Lebens zu verlieren. — Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge.
Mir rosten in der Halle Helm und Schild,
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein,
Nichts, als den Kuhreih'n und der Herdeglocken
Einförmiges Geläut' vernehm' ich hier.

Wie erblickt sein' umstimmertes Auge nicht, daß er auf einem Irrwege dazu ist; daß die Welt, in der er seinem Ziele zustrebt, ein Abweg ist; daß die Thaten, die ihn locken, zum Ruin seines Landes, zur Unterjochung des freyen Volkes führen, dem er gehört, dem er allein sein Leben und seine Kraft widmen sollte. Das muß er erst aus dem Munde der Geliebten erfahren, und, sobald er es von ihm hört, wie er von ihr vernimmt, daß Trug und List ihn mit Aftergröße zu ihren verrätherischen Absichten hintäuschen; daß sie damit nur Raub an seinem Vaterlande, ja selbst an ihr bezweckten; daß nur der Sohn der Freyheit an ihrem Herzen ruhen, er nur auf seinem vaterländischen freyem Boden sich der Ihre nennen darf: da regt ihn auch der bessere Geist rasch und lebendig wieder. Er entsetzt sich vor sich selbst, und seine Verblendung, seine entschlummerte Vaterlandsliebe erwacht in ihrer alten Kraft, er entsagt dem Truge, der List, seinem eigenen Wahne:

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich soll das Glück in meiner Heymath finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tausend Freudenspuren mich umgehen,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willst du die meine werden!
Ach! wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Und, wie ganz wird er wieder, was er durch seiner Ahnen Blut, durch seines Oheims verehrten Geist ursprünglich, vor seiner Verblendung war! Muthvoll und kühn steht er gegen den Despoten auf, als er das Ungeheuer von Tell fordert; nicht achtend seines Zorns und des Gebotes zu schweigen. Fruchtlos klagt er ihm des Mißbrauchs seiner Gewalt an, zeigt ihm frey sein sich dagegen empörendes Herz; klagt ihn unerschrocken des Verrathes gegen

den

hen Kaiser, gegen sein Vaterland und ihn an, und trotzt der Uebermacht, mit der er ihm droht:

— — — Ich habe still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah;
Mein überschwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen
— — — — — — — —
Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an euch mich anzuschließen.
Das Beste aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestigte. —
Die Binde fällt vor meinen Augen. Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt;
Mein freyes Urtheil habt ihr irrgeleitet,
Mein redlich Herz verführt. Ich war daran,
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.
— — — — — — — —
Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr. Frey bin ich,
Wie Ihr; geboren, und ich messe mich
Mit euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und stündet ihr hier nicht in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst, wo man ihn schändet,
Den Handschuh würf' ich vor euch hin, ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
Ja winkt nur euren Reisigen. Ich stehe
Nicht wehrlos da.

Schweizer ist er wieder, vom Scheitel bis zur Ferse, mit ganzer Seele, in aller Kraft der Freyheit und Vaterlandsliebe, und in dieser Kraft handelt er fort; schließt sich über des Oheims Leiche dem großen Bunde an und schafft und wirkt mit zum Sturze der Tyrannen, zur Entjochung seines Volkes.

Welch ein Reichthum von Seel- und Sinnvollen Charakterschilderungen in einer und derselben Dichtung, und noch ist die lebendige Dichtungsquelle, aus der sie entsprangen, nicht versiegt; auch in der Schöpfung der weiblichen Charaktere strömt sie reich und lebenvoll fort. Rudenz edler Geliebten haben wir schon gedacht. Wie schön enthüllt sich in ihr die Macht weiblicher Tugend über des Mannes Verirrung aus sich selbst, und den Zwiespalt mit seiner bessern Natur; wie freundlich bewegend unser Herz ihr hoher Sinn für das Glück eines freygesinnten Volks, für Sittenfalt,

und prunklose Größe, der Liebe stille Freuden; für ein Leben der Natur treu und seiner Bestimmung, abgeschieden von Schimmer und wesentlichem Glanze. Wessen Seele fühlt sich nicht zu ihr hingezogen, mit Liebeszauber an sie gefesselt, wenn sie zu dem sich selbst wiedergewonnenen Jünglinge spricht:

Wo wär die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden?
Da trübt kein Neid die Quelle unseres Glücks,
Und ewig hell entfliehen unsere Stunden.
Da seh ich dich in ächtem Männerwerth,
Den ersten von den Freyen und den Gleichen,
Mit einer, freyen Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in seinen Reichen?

Wer fühlt nicht des Jünglings Glück, dem ein Weib zu Theil wird, das in diesem Geiste liebt, in diesem Geiste mit ihm, für ihn und durch ihn lebt!

In Stauffachers Gattinn, Gertrud, spricht, empfindet und handelt das frey geborne, von Jugend auf unter Freyen emporgewachsene, im Geiste der Freyheit erzogene und gebildete Weib. Ihr ganzes Wesen athmet weiblichen Heldengeist, eine Schweizer Porzia steht sie neben dem Schweizer Brutus. (Denn, wie jener, brütet Stauffacher in sich verschlossen über dem Sturze der Tyrannen, schon sein Innerstes dem Lichte des Tages verbergend.) Aehnlich dieser ahnet Gertrudens ihr gleich freysinniges Gemüth, was in des Verschloßnen tiefstem Innern vorgeht, und wie die Römerinn, fordert sie seines Gehelmnisses Theilung:

So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr,
Schon viele Tage seh' ichs schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten,
Vertraue mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fodr' ich deines Grams.

Wie Porzia, entlockt sie dem Gemahle seines schwerbeladnen Busens Sorge, nennt sie ihm, noch eh' er sie enthüllt, und tritt vor ihn hin, des freyen Mannes freyes Weib. Wie er, hat sie still mit sich selbst des Vaterlandes Noth und seine Rettung bedacht; wie ihm, schwellt Unmuth ihre

Brust

Muth gegen die Greuel frechen Uebermuthes, und weisen Rath ersann sie zum Aufstand wider ihn. Nicht umsonst ist sie des edlen Therys Tochter, nicht fruchtlos hat sie, wenn des Volkes Häupter, sich bey ihm versammelnd, des Landes Wohl bedachten, manch kluges Wort vernommen; sondern tief in ihrem Herzen bewahrt. So weiß sie dann auch längst, was den Sinnenden drückt, und frey heraus spricht sie ihre stillen Gedanken, ihrer Ahnungen Rath. Starkmuthig, gleich der Römerinn, besteht des Gatten Prüfung; heldenstark vertraut sie der Kraft, die freyen Sinn und gerechte Sache geben, und achtet nicht Gut und Leben, wenn es das höhere gilt, Freyheit. Jede ihrer Gesinnungen verräth, welchem Stamme sie entsprossen ist, jedes Wort spricht die freygesinnte Schweizerinn aus:

Ertragen muß man, was der Himmel sendet,
Unbilliges erträgt kein Herz.

— — — — — —

Läßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf ich hinein mit eigner Hand.

— — — — — —

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund,
Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich.

— — — — — —

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frey.

Und doch ist sie, was sie ist, ein Charakter des Weibes, ihres Geschlechtes Hauptbestimmung getreu, Hausfrau, angenehme, gästliche Wirthinn, sorglich, wachsam, haushälterisch; weiblich liebend an dem Manne hängend, weiblich bescheiden ihm unterworfen. Eine Eigenthümlichkeit ihres Charakters, der seine Anziehung erhöht, und ihm die Wahrheit und Wirklichkeit giebt, die allein im Drama unsere Theilnahme regen und festhalten kann.

Und nun Tells Ehegenossinn, die zarte, weiche, sanfte Hedwig, ganz nur Weib, Gattinn und Mutter; wie reif überlegt, wie freymüthig hat sie der Dichter Tells Mannes-Kraft und Stärke gegenübergestellt! Die fürchtende Liebe dem Muthe, die mütterliche Sorge der Kühnheit, und die weibliche Bedachtsamkeit dem Gefahren-Trotze zur Seite, vereinigen hier Mann und Weib zu einem eben so natürlichen, als schönen Bunde. Der Muth, von der

fürchtenden Liebe beschworen, hält Maaß; die Mühseligkeit, von der Mutterſorge gezügelt, verliert den beſorgten Blick nicht; der Gefahren-Trotz von der weiblichen Beſonnenheit gewarnt, ſtürzt ſich nicht in die Gefahr; ſondern reißt ihr nur feſt, und ohne Scheu, entgegen. So iſt ein weiblicher Charakter, wie Hedwige, gerade der, deſſen Beil zum Gefährten ſeines raſtlos in das Freye, Weite hinaus ſtrebenden Lebens, zum Gebilde ſeines raſchen Feuergeiſtes bedarf; und trefflich hat ihn ſein Schöpfer gehalten und ausgeführt. Mit rührender Theilnahme regt ſie unſre Herzen, wenn der liebenden Gattinn lebhaft geregte Phantaſie den kecken Schützen auf ſeinen gefahrvollen Wanderungen begleitet; wenn wir ſie ihm die ängſtenden Vorſtellungen ſchildern hören, mit denen ſein gefährliches Tagewerk ihre Seele erfüllt:

Bey jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer wiederkehren
Ich ſehe dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh', wie die Gemſe dich
Rückſpringend, mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht, und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft.

Sie zeigt uns mitfühlend ſich an, wenn ſie das noch Gefahrloſere ahnend, (ſeine Theilnahme an dem Bunde wider die Vögte,) dem kühnen, die drohendſte Gefahr Trotzenden die waglichſte Rolle in dieſem mißlichen Spiele zugetheilt fürchtet:

Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt,
Das Schwerſte wird dein Antheil ſeyn, wie immer.

Wir empfinden die Wahrheit ihres mütterlichen Schmerzes, wenn ſie beym erſten Anblicke des geretteten Knaben nicht ſeine Rettung, nur die Gefahr ſieht, die ſeinem Leben drohte, und von ihrer durch ſie lebendig beſchäftigten Phantaſie überwältigt, in ungerechte Vorwürfe gegen den abweſenden Vater ausbricht, der ſein Kind dieſem ſchrecklichen Spiele auf Leben und Tod ausſetzen konnte:

— — Iſt es möglich? Komme er auf dich zielen?
Wie kommt' er's? O er hat kein Herz. Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind.
— — — — Kann ich vergeſſen,

Wie's

Wie's hätte kommen können? — Gott des Himmels,
Und lebt' ich achtzig Jahr. — Ich seh den Knaben ewig
Gebunden stehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.
— — — — — — —
O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr,
Sie setzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter.

Tief ergriffen hören wir hier des mächtig aufgeregten Mutterschmerzes Laut und Sprache. Nur die ungeheure That, nicht ihr glücklicher Ausgang, steht in dem ersten Wiederanblicke des Erhaltenen vor ihrer Phantasie. Ein Wunder ist dieser glückliche Ausgang, und auf ein Wunder wurde das Ungeheure gewagt. Zu gräßlich ist dieß Wagspiel, zu ähnlich einer frevlen Gottversuchung, um nicht das Herz der Mutter zu empören, und die Gattinn sie vergessen zu lassen. Aber nur auf einen Moment. Kaum lenkt Baumgarten ihren Blick auf den Gemahl, auf die Fesseln, in die Tyrannenwuth ihn geschmiedet hat: so sieht sie auch nur ihn, und ihre mütterliche Erbitterung ergießt sich in Vorwürfen des verwittweten Weibes. Schnell sich dem sie Anklagenden zuwendend, mit einem großen Blick auf ihn, bricht sie aus:

Hast du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— — — — — Hat der Tell
Auch so an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter dir die Reuter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauste? Nicht mit müßgen Thränen
Beklagt er dich; in den Nachen sprang er, Weib
Und Kind vergaß er, und befreyte dich.

Jetzt hat sie keinen Gedanken, kein Gefühl, als für den Verlornen. Ihre Phantasie folgt ihm in seinen Kerker; sie sieht ihn »verlassen, ohne Freundes Hülf und Trost, einen Raub der Verzweiflung; erkrankt, verbleicht und verkümmert!« Ihn, »dessen Athem Freyheit ist, der nicht leben kann im Hauche der Gruft;« gefangen! Groß und Ueberschwenglich äußert sich nun der Gattinn Schmerz, verzweifelnd an alle Rettung, verzweifelnd selbst an des Freundes vereinigtem Beystand.

Was thun ihr schaffen, ohne ihn? So lang
Der Tell noch frey war, ja da war noch Hoffnung,

Da hatte noch die Unschuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell. Ihr alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen.

So tritt in des empörten Mutter- und Weibesschmerzes Sturm und Woge das sanfte Weib aus seinen Gränzen, nur seinem Wehefühle hingegeben. Aber weich und zart kehrt es wieder in seine eigenthümliche Natur zurück, wenn der Starke, durch seine eigene Kraft frey, und des Vaterlandes Befreyer, ihr wiedergegeben ist. Nun zittert sie nur für Freud' und Schrecken, als er zu ihr eintritt, und mit weichem, in des Wiedersehens Entzücken schmelzendem Herzen wirft sie sich an seinen Hals.

So viel über die Charaktere dieses Schauspiels. Noch müssen wir auch der Anordnung des Ganzen, der dramatischen Zusammenstellung desselben, seiner illusorischen Einwirkung und des Dialogs gedenken. Jene — die Anordnung und Zusammenstellung des Ganzen — preisen, bis zu Geßlers Fall, den Meister; Scene reiht in Scene, und die Handlung schreitet rasch und natürlich vorwärts. Aber Johannes von Schwaben Erscheinung gehört durchaus nicht hierher. Sie giebt zwar ein paar treffliche Scenen; ist aber ein Intermezzo, das fremd und gewaltsam das herrschende Interesse störet, und unwillkommen unsere Aufmerksamkeit von der großen Begebenheit abzieht, die jetzt ganz allein uns beschäfftigen und erfüllen sollte. Nur die Scene, Seite 218—224, durfte hier noch Platz finden. Die Kunde von Kaiser Albrechts Ermordung, des Unterjochers der Freyen, begründete gleichsam die Festigkeit der wiedererrungenen Freyheit, und rundete, so zu sagen, des Dichters Darstellung derselben. Selbst der Königlichen Witwe Handschreiben war noch auf seiner Stelle; die Wirkung desselben auf die Empfänger ist festere Vereinigung zum Widerstande gegen jeden neuen Eingriff in die neugewonnene Freyheit. Weiter aber durfte der Dichter, sein Drama von allem fremden Zusatze rein zu erhalten, nicht gehen. Hier mußte die Scene 241 folgen, und so das Schauspiel, um ein schön vollendetes Ganzes zu werden, schließen. Denn, indem nun Parricida selbst vor uns auftritt, und den Mord, der uns in der bloßen Kunde davon, nur als ein Gottesgericht an einem un-

ge-

gerechten Usurpator erschien, näher vor die prüfenden Augen bringt, und so ein Meuchel- Vater- und Kaisermord wird, was uns des Himmels Strafgerechtigkeit dünkte, was wir nur, als Glückbringendes Ereigniß für den Triumph der Freyheit ansehen: so schwindet auch unsere mildere Ansicht dieser Unthat, wir theilen Tells Abscheu vor ihr und dem Thäter; und dem erfreuenden Genusse, den uns des großen Bundes hellvoller Ausgang gewährt, wird eine bittere, widerwärtige Empfindung beygemischt, die unsere volle Theilnahme daran schwächt und abkühlt.

Diese Verirrung des Dichters aus den Gränzen der ersten dramatischen Kunst ist um so mehr zu beklagen, je herrschender, bis zu ihr, sich sein Genius aufrecht erhielt. Fast möchten wir behaupten, daß dieser Genius sich noch nie so unserer Phantasie und unseres ganzen Selbstes bemächtigt hat, als in diesem Schauspiele. Mit einem wahrhaft magischen Zauber versetzt er uns, seine ganze Darstellung hindurch, in das Land, das der Schauplatz des vorgestellten Ereignisses ist. Ehe noch der Vorhang aufrollt, fesselt schon der Klang des Kuhreihens und der Heerdenglocken harmonisches Geläut des Zuschauers Phantasie an die zu erwartenden Scenen. Und nun mit der Eröffnung der Bühne der Anblick der so reich zusammengesetzten Schweizerlandschaft! die hohen Ufer des Vierwaldstädtersees, des Sees selbst, und über den See hinweg, die im Sonnenschein liegenden grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz; die mit Wolken umgebenen Hasenspitzen, die Eisgebirge im Hintergrunde; der schiffende Fischerknabe, der scheidende Hirt, der Felsenaufklimmende Alpenjäger! Und so wechselt der Zauber, von Scene zu Scene; immer neue Ansichten, die, wie mit einem Feenstabe, des freysinnigen Volkes Geburtsland uns vorzaubern, das wir handeln sehen, dessen Laut und Ton wir vernehmen. Wir leben und weben in der Schweiz.

Von der andern Seite ist freylich auch zu fürchten, daß eben dieser Wechsel von Ansichten und Landschaftgemälden, von Scene zu Scene, so anziehend für das Auge er ist, theils seiner zu großen Mannichfaltigkeit, theils seines zu schnellen Eintretens wegen, die Aufmerksamkeit auf die Handlung zerstreuen, und die Täuschung,

sie fast keinen Haltpunkt findet, stören müsse; als ob dem Zuschauer seyn müsse, er blick in einen optischen Guckkasten; sehe das bunte Spiel einer Laterna Magika. Es scheint es fast, daß des Zuschauers Augenweide mehr beschäftigt werde, als sie soll, um sich ungetheilt dem Interesse an dem, was gethan wird, hingeben zu können. Bey dem Leser, bey dem der Sinn des Gesichtes unthätig bleibt, ist der Fall anders, er vergißt die Scene über die Handlung; den Zuschauer aber fesselt der Anblick der Umgebung allzulebhaft, um nicht mehr, als einmal, zerstreut, und wenigstens auf eine Zeitlang, von der höhern Theilnahme an der Sache abgezogen zu werden. Vielleicht ist unsere Furcht, daß hier die eine Täuschung wohl die andere aufheben könne, selbst nur eine Täuschung. Recht sehr wünschen wir daher, daß Leser dieser Beurtheilung, die so glücklich waren, dieses Schauspiel vorstellen zu sehn, uns dann eines andern darüber belehren möchten.

Eine der vorzüglichsten Scenen ist unstreitig die zweyte des zweyten Aktes. Aber sollte sie nicht — sie macht beynahe allein den Inhalt des ganzen Aufzuges aus — für die Vorstellung zu lang seyn? wird sie nicht allzu umständlich vorbereitet, nicht zu viel darin debattirt und gesprochen? schreiten die Verschworenen nicht allzulangsam zur That? Man würde sie fast undramatisch nennen können, wenn nicht das mannichfaltige nach und nach Zuströmen der Verbündeten, die Abwechslung der Charaktere, der individuell sich bezeichnende Geist der Sprechenden Leben und Thätigkeit in die Verhandlung brächte. Dennoch muß die unverhältnißmäßige Länge dieses Auftrittes, trotz seiner großen Schönheit und theilweisen Energie, den Eindruck desselben schwächen, und wird daher schwerlich, wenn er des Zuschauers Aufmerksamkeit lebendig erhalten soll, ohne Verkürzung gegeben werden können.

Die Sprache hat herrschend den Stempel der Wahrheit und der Charakterbezeichnung. Selten, als in seinen vorletzten dramatischen Werken, spricht der Dichter in diesem, statt seiner Personen. Größtentheils reden sie in dem eigenthümlichen Geiste ihres Charakters, mit der Kraft und Energie des Ausdrucks, der Menschen natürlich ist, die von so

groß

großen Naturscenen umgeben, von einem so hohen Fluthsinn begeistert, von einer so reinen Sittenreinheit erhoben und von so edlen Anherrn abstammend, sich selbst fühlen, und in diesem Selbstgefühle leben. Sie sind nicht mehr idealisirt, als die Kunst idealisiren muß, und der Dichter hat ihre Idealheit meisterlich dem Geist und Tone des Volkes und des Zeitalters treu erhalten, zu dem und in das sie gehören. Nur in der Scene Seite 154 und 155 spricht schwerlich ein Fischer, z. B.:

Raset ihr Winde, flammt herab ihr Blitze,
Ihr Wolken berstet, gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und ersäuft das Land! Zerstört
Im Keim die ungebornen Geschlechter!
Ihr wilden Elemente werdet Herr,
Ihr Bären kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüste, euch gehört das Land,
Wer wird hier leben wollen, ohne Freyheit.
— — — — — — — —
— — — — O mich soll's nicht wundern
Wenn sich, die Felsen bücken in die See,
Wenn jene Zacken, jene Eisesthürme,
Die nie aufthauten seit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederschmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einstürzen, eine zweyte Sündfluth alle
Wohnstätten der Lebendigen verschlingt!

Man glaubt Shakespeares Lear zu hören, wie er, von seinen undankbaren Töchtern in die kalte, stürmische Nacht hinausgestoßen, die tobenden Elemente zu Rache und Verwüstung auffordert. Aber, dort spricht die exaltirte Phantasie eines Königs. Kann eines Fischers empörte Phantasie denselben Flug nehmen? in derselben lyrisch poetischen Sprache die sie ergreifenden Gefühle, die ihr vorschwebenden Bilder ausströmen? Wir zweifeln. Kann sie überhaupt diese Vorstellungen haben? von diesen Bildern voll seyn? Schwerlich! Wenn der Fischer nicht zugleich Dichter ist: so sind eine Phantasie, wie die hier sich äußernde, eine Sprache, wie sich hier vernehmen läßt, durchaus über den bloßen Fischer.

Spätere Nachschrift.

Den Schluß dieser Beurtheilung hinderte der plötzliche, unerwartete Tod des Herrlichen, dessen letzterm Geisteswerke

sie

sie galt. Die tiefen Gefühle eines wahren und rechten Schmerzes machten dem Beurtheiler die Vollendung derselben unmöglich. Er konnte nur trauern und trauernd verstummen. Erst, nach dem Verlaufe von drey Wochen, vermag er in Worten kund zu geben, wie groß der Verlust ist, den der deutsche Parnaß durch diesen Tod leidet. Mit in sanfte Wehmuth aufgelöstem Schmerze tritt er jetzt an des Geschiedenen Grab, wirft den mildert getrübten Blick auf des Verewigten ruhmvolle Laufbahn, sieht sie ihn beginnen, darauf fortschreiten und (ach! nur allzufrüh!) vollenden. Mächtig fesselt ihn dieser Blick, und seine ganze Seele erglüht, dem Trefflichen ein Denkmal seiner Bewunderung, seiner Verehrung und Dankbarkeit zu stiften. Aber auch seine gesänftigte Trauer bewegt ihn noch allzuergriffend, um hier und jetzt mehr, als zerstreute Züge, zu dem Bilde zu geben, das er von dem Dahingegangnen in seinem Verstande, seiner Phantasie und seinem Herzen trägt. Er erspart sich demnach die vollendetere Darstellung, die Auffassung des ganzen Bildes bis zu einer völlig beruhigten Stimmung, bis zu einem völlig entwölkten Hinblick auf des Glorwürdigen schriftstellerische Thätigkeit und den Geist, mit dem, in dem, und durch den er wirkte. Nur der Dichter sey es, dessen Entstehen, Werden und Reifen er hier mit wenigen, leisen Zügen andeutet.

Ueber die Größe seines Verlustes ist wohl nur eine Stimme in Deutschland. Aber vielleicht empfinden nur wenige, was seinen Verlust so groß und seine Trauer darüber so gerecht macht? Ach! nicht nur den gewordnen großen Dichter haben wir mit seinem Tode verloren; auch den großen Dichter, der er noch zu werden, versprach. Nur zu gewiß ist es, daß, eine so hohe Staffel der Reife er auch erklimmte, er doch noch nicht die erreichte, der er entgegenrang; die zu erringen, sein außerordentlicher Geist noch die lebendigste Kraft in sich fühlte, dessen höchste Höhe zu erstiegen, seines starken Genius Schwingen, sich schon so siegend erhoben, schon so nahe dem Ziele schwebten. Nur noch weniger Zeit, nur noch eines Werkes vielleicht bedurfte es, und er stand am Ziele, ganz er selbst!

Ich sage ganz, völlig gereinigt von dem, was zwar schon in ihm Schiller, aber noch nicht der höhere, wahre,

mit

mit seinem vollen Vermögen wirkende, der vollständig mit sich eins gewordene, durchaus sich ähnliche, eigenthümliche Schiller war. Diesem Punkte seiner sich ganz Gestimmung - und Erreichung entriß ihn sein schnell und unerwartet uns überraschender Tod. So liegt das Gewicht seines Verlustes zehnfach auf uns. So reich mit Lorbeern geschmückt er von seiner Ehrenvollen Laufbahn fortgerissen wurde, ihm winkten noch höhere, noch unvergänglichere Kränze; ihm lag eine noch glänzendere, ruhmvollere Laufbahn vor Augen, er hatte noch nicht vollendet, wie er konnte, wie er vermochte.

Wahrlich ein seltner Geist! Von wenigen so berühmten, so gefeierten, so ausgezeichnet vortrefflichen Dichtern wird man sagen können: sie hatten sich selbst noch nicht erreicht; selbst ihr Bestes, ihr vollendetstes Werk verkündigte einen Genius, der, noch nicht erschöpft, einer noch höhern Vollendung und Vervollkommnung entgegenreifte. So Schiller, der dramatische Dichter. Alles Schöne, Große und Herrliche, was er uns gab, war noch nicht das Größte, Schönste und Herrlichste, zu dem die Kraft in ihm lag; trug noch nicht das Siegel der Vollendung an der Stirne, die der Genius, der auf ihm ruhte, in der ganzen Fülle seines Schöpfungs- und Zaubervermögens ausgesprochen hätte. In jeder seiner neuesten Produktionen offenbarte sich eine neue Genialität; aber auch immer eine, die noch nicht am Ziele war, die das sich selbst Befriedigende noch nicht aufgefunden, das höchste, das ihr vorschwebte, von dem sie sich voll fühlte, zu dem ihr innerer Beruf sie hindrängte, noch nicht erschwebt, ergriffen und sich angerungen hatte.

Nur von dem lyrischen, epischen und didaktischen Dichter darf man behaupten, er trug das Siegel der Vollendung, stand an dem sich vorgesteckten Ziele, hatte sich dieser seiner Genialität ganz Meister gemacht. Entrückt dem jugendlichen Alter, den Anstürmungen einer wilden, rohen, ungezügelten Phantasie, dem unsichern, noch nicht mit sich einigen Geschmacke, den unausgebildeten, noch nicht gereiften, Ansichten, war er geworden, wozu die himmlische Berufung in ihm ihn weihte; Urania's Sternenkron um die Stirn, in ihren Azurmantel gehüllt, schlug er der Lyra goldne Saiten; Denker auch in den Feengebilden der kühnst begeisterten

Phan-

Phantaſie. Zum Manne gereift, ein ächter Dichtergeiſt, bewegt er ſich von uns auf und ab; ſeine lebendige Phantaſie der Schönheit, ſeine Kraft und Stärke der Sprache vermählend und herrlich lagen hier ſeine poetiſchen Welten vor unſern Augen, gereinigt von üppigem Auswuchs, in reicher, blühender Fruchtbarkeit! Seine Schöpfungen überraſchten nicht mehr durch bloße Originalität und Neuheit; ſie befriedigten den angebornen Geiſt auch durch Fein- und Korrektheit des Geſchmacks! Wie verſchieden Stoff und Form ſeiner Darſtellungen; wenn alle halten den eigenthümlichen Charakter eines Gedankenvollen, Gehaltſchweren Geiſtes.

So wurden ſeine mythologiſchen Dichtungen, durch die neuen Anſichten, aus denen er ſie behandelte, durch den tiefen Sinn, den er in ſie legte, durch die lebendige Farbengebungen, mit denen er ſie ausſtattete, wahre Wiedergeburten des altgriechiſchen Dichtergenius; denn, ob es gleich ſein Geiſt war, den er ihnen einhauchte: ſo war dieſer Geiſt doch ſo griechiſch zart, ſo griechiſch aufgefaßt und ausgebildet, daß er auf dieſem Boden entſproſſen und gereift ſchien.

So bezeichnete ſeine didaktiſchen Gedichte der eigenthümliche Charakter, daß ſie überall ihre Belehrungen handelnd entweder durch Veranlaſſungen aus dem Leben, oder durch fortſchreitende Gemälde der immer beweglichen, immer wirkſamen Natur entſtaketen und veranſchaulichten, und ſo in vor uns werdenden oder gewordenen Erſcheinungen, in That und Wirklichkeit verwandelt, uns ſelbſt zum Thun und Wirken auffoderten und begeiſterten.

So regte auch den lyriſchen Dichter herrſchend der philoſophiſche Genius, und lebendig, wie er ihn beſeelte, drückt er ſich auch in ſeinen Liedern ab. Was ſie auch ſeyn mochten, Ergießungen ſchöner Gefühle, oder Spiele einer lieblichen Phantaſie, immer waren Weisheit, Wahrheit und Tugend, die Muſen, die ſie ihm eingaben, und mit aller Würd' und Hoheit ihrer Natur ſich in Bild Wort und Laut enthüllten und offenbarten.

In dem epiſchen (erzählenden) Dichter endlich äußerte ſich dieſer Genius durch die pſychologiſche Charakterdarſtellung der vorgeführten Helden, durch die lebhafte Verſinnlichung

tung der Vergangenheit zur Gegenwart, durch das hohe Interesse, das er dem Dargestellten auch für unsern Verstand gab, durch die sittliche Bedeutung, die in ihnen lag, ohne als Tendenz sichtbar zu seyn. Sie ergab sich von selbst aus den Charakteren und dem Ereigniß, ungezwungen, gleichsam unerläßlich, und ebendeßwegen reine poetisch. Selbst, was die Magie dieser Dichtungen schuf, die Wahl des Sylbenmaaßes, des Beginnungspunktes, des ganz eignen Farbentons in der Darstellung des erhabenen Staffes, ergab sich aus der philosophischen Ansicht seiner Fabel: ob sie gleich durch die poetische Kunst in der Behandlung mehr das Resultat eines sichern Taktes, als der prüfenden Ueberlegung, schien.

Hier also trat seine dichterische Genialität vollendet, völlig in sich abgeschlossen, vor unsere Augen. Was hier seine Muse noch den Kennern zu erinnern übrig ließ, gehörte zu den Flecken, quos aut incuria fudit aut humana parum cavit natura, und bestand in einzelnen kleinen Vernachlässigungen des Sylbenmaaßes; in einzelnen härtern und mißtönenden Reimen, die in Dichtungen, ubi plurima nitebant, und bey einem Dichter, wie er, nur darum von den Kunstrichter bemerkt wurden, weil er auch ihrer sich zu entstremden, das volle Vermögen besaß.

So vollendet und in sich abgeschlossen aber auch der Verzweigte dem lyrischen, didaktischen und epischen Dichter entwickelte: so hatte die dramatisch-tragische Muse ihn doch vorzüglich zu ihrem Günstlinge geweiht. Jedes Talent, das zu dieser Dichtungsart Beruf giebt, fruchtbare, nie versiegende Erfindungs- und Schöpfungskraft, reiche, lebendige, männlichfach gestaltende Phantasie, tiefblickender, scharfauffassender, bis in das Innerste durchgreifender Intuitionssinn, die innigste, Geistvollste Vertrautheit mit der menschlichen Natur, den Leidenschaften und ihren Tönen und Klängen, dem Geist aller Zeiten, Völker und Sitten, höchst vergegenwärtigende Verständlichungsgabe, und das genaueste Einverständniß mit der Kraft und Energie, der Fülle und dem Reichthum unserer Sprache, alle diese Feengeschenke des poetischen Genius waren sein, und er bewährte und erhöhte ihren Besitz bis zu einer Höhe, die das non plus ultra eines Dichtergeistes scheinen könnte, wenn nicht von ihm seinen die Rede wäre; wenn er nicht dadurch, daß

er

er vom Don Karlos bis zur Braut von Messina auf einem andern, abgeänderten Wege die höchste Tendenz des Trauerspieles suchte, und erst ich Tell mit sich darüber eine gar frühern zurückkehrend, unserer Anerkennung und Verehrung seiner Talente, eine noch größere Aussicht seines dramatischen Genius eröffnete, und zu den Erwartungen einer noch höhern Reife der höchsten Vollendung desselben berechtigt hätte.

Es kann nämlich einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen seyn, daß der Mann unserer Verehrung und Liebe, seit er mit Don Karlos aus dem Jugendalter seines aufkeimenden Genies einen wahrhaften Riesenschritt in die Zeitigungsperiode desselben that, in den diesem folgenden Produktionen seiner dramatischen Muse von seiner eigenthümlichen Genialität, von seines Geistes Selbstheit gleichsam abwich, und, einem andern Genius nachstrebend, auf einen andern Weg hingeleitet, eine fremdartige Natur in sich hinüberrang, die er zwar seiner originalen incorporirte, aber doch immer sich anbildete, und so nicht mehr das ursprünglich ihm einwohnende Ideal von dramatischer Art und Kunst, das Don Karlos uns, wie einen Spiegel, vorhielt, verfolgte: die Darstellung der freyen, in sich selbst wirkenden menschlichen Natur, des Kampfes mit Leidenschaften, und eines Kampfes aus eigenem Willen, in und durch sich selbst siegend oder fallend. Der schauerliche Geist des alten Drama's:

— — — »Das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen zermalmt, wenn es den Menschen erhebt,«

ergriff seine Phantasie, bemächtigte sich ihrer überwältigend, und verdrängte jenes, eigentlich seinen Genius aussprechende Ideal.

Durch Shakespeares Riesengenius entzündet, betrat Schiller auch im Don Karlos des Dritten Bahn; aber selbstständig und kräftig; ein dem brittischen Genius verwandter, nicht mehr, wie in seinen frühern Versuchen, von ihm beherrschter, nur ihm nachahmender Dichtergeist. Der Shakespearsche Götterfunken hatte ihm nur gedient, den eigenen anzufachen, und des großen Britten Göt-

gestalten ihn nur begeistert, damit er seine eigene Schöpferkraft fühle, und durch sie den Gebilden seines Genius Leben und Daseyn gebe. So weissagen uns sein Philipp, sein Großinquisitor, sein Posa, alle drey Darstellungen eines originalen Bildnergeistes, und alle drey selbstthätige, frey in dem Geist ihrer individuellen Natur handelnde Charaktere.

Ganz in einem andern Geiste gab er uns seinen Wallenstein und seine Maria Stuart. Mit ihnen begannen eine Opfer an dem Altare des griechisch-tragischen Genius; seine ersten Schicksalshelden traten auf. Klar, und in die Augen springend, sind Wallenstein und Maria, Opfer des Fatums; sie fallen von ihm zerdrückt, ohne ihre Schuld, bloß, weil sie sollen. Dem einen fügen seine Sterne, und führen ihn so seinem Falle zu; die andere machen Zauber- und Liebestränke zur Verbrecherinn, und bringen sie so um ihre Krone, ihre Freyheit und ihr Leben.

Indeß ist wohl nichts undramatischer, als ein Held unter der eisernen Hand des Schicksals. Je zermalmender sie auf ihm ruht, je despotischer sie ihn zerdrückt, ein je schuldloseres Opfer sie ihm schlachtet, desto unpoetischer wird das Schauspiel, das sie uns mit ihm giebt. Es empört und stößt zurück. Unthätig leiden, ohnmächtig dulden, ohne Widerstand aufgerieben und unschuldig verblutend dem Schwerdstreich einer blinden Obermacht erliegen, entadelt, entweiht und erniedrigt die menschliche Natur allzusehr, um nicht durch einen solchen Anblick mit Widerwillen, Bitterkeit und Abscheu erfüllt zu werden. Ein Resultat, das durchaus gegen den Zweck jeder schönen Kunst streitet. Es giebt daher nur eine Ansicht, durch die der Held einer Schicksalstragödie poetisches Interesse erregen und eine dramatische Seite sich gewinnen kann: die, daß er im ganzem Sinne des Wortes, als Held, falle, das ist, seine Thätigkeit dagegen aufbietend, mit Kraft und Stärke sich ihm widersetzend, und, wenn er doch unvermeidlich sinken muß, nur kämpfend der Nothwendigkeit weichend. So erliegen mehrere Schicksalshelden der alten Tragödie, zum Beyspiele, Sophokles Oedip und Euripides Iphigenia in Aulis.

Diese dramatische Seite gab auch Schiller seinem Wallenstein. Er schilderte ihn im Kampfe mit sich selbst:

setzt ihn durch Wollen und Nichtwollen, durch Streit zwischen seinem Ehrgeiz und seiner Pflicht, durch Schwanken, zwischen Entschluß und That, wenigstens in eine Art von Thätigkeit; ließ uns doch einen Trieb zur Gegenwirkung bey der auf ihn eindringenden Gefahr, Sträuben gegen die ihm gebietende Nothwendigkeit und festen Entschluß in ihm erblicken, nicht freywillig des Fatum's Opfermesser sein Haupt darzubieten. Was Wallenstein also als Schicksalsheld, werden konnte, ward er durch des Dichters Genie; wie ungleich gröberer würde eben dieses Genie ihn erst gestaltet haben, wenn ihm bey seiner Darstellung das Fatum der Alten nicht vorgeschwebt, wenn er ihn zu einem selbstständigen, nur von seinem Willen getriebenen, in aller Kraft seiner freyen Thätigkeit handelnden Charakter ausgebildet hätte.

Dieser noch, zum Nachtheil einer höhern Schönheit, wirkte diese Fatumsidee auf Marie Stuart's Charakterdarstellung. Ihr Heroismus, ihre Thätigkeit äußert sich nur in großen Gesinnungen, in religiöser Ergebung. Aber diese religiöse Ergebung ist minder das Werk einer durch helle, geläuterte Erkenntniß sich gewonnenen und zur Seelenstärke gereiften Religion, als einer christlichkatholischen Gläubigkeit, eines blinden Vertrauens auf die Tröstungen der alleinseligmachenden Kirche und eines schwärmerischen Märtyrerthums. Der Glaube an ein blindwaltendes Schicksal und die gebietende Ergebung in dasselbe steht indeß mit der gebotnen blinden Gläubigkeit des Katholicismus, und die daraus folgende blinde sich Unterwerfung in seine eiserne Oberherrschaft über Verstand, Willen und Gemüth, in einer so genauen Verwandtschaft, daß seine Verchristlichung in einem Charakter, wie uns der Dichter mit seiner Maria geben wollte, sich dem Darsteller nothwendig aufdringen mußte; zumal, da diese Verchristlichung dem vorzuführenden Fatumscharakter ein neues Kolorit und eine poetische Sublimität aneignete, die, die Phantasie zu übersinnlichen Regionen erhebend, uns in den Wirkungen des Glaubens, auf seiner Heldinn Ergebung in ihr Schicksal, den Mangel an irdischer Thätigkeit gleichsam vergütigte, und so die eherne Hand des Schicksals milder auf sie fallen ließ, da es sein Opfer durch die Glorie der Märtyrerkrone über den Schmerz erhob, mit dem es sank.

Die-

Dieser Glaubenstriumph über Schmach, Erniedrigung und die Schrecken des Todes, und der aus ihm geborne Märtyrerenthusiasmus, diese Heiligengloire, mit der die katholische Religion die durch sie entsündigte, los- und seliggesprochene Maria schmückte; kurz, die poetische Blendung, die der Dichter durch den Katholicismus auf seinen Faktumscharakter warf, zog ihn bald zu einer weitern dramatischen Benutzung dieses romantisch-poetischen hin, und ließ ihn in ihm eine neue Ansicht zur modernen Ausbildung der altgriechischen Schicksalskatastrophe finden. Ein noch umfassenderes, Phantasiereicheres Gebiet bot ihm hiezu, wie er glaubte, die katholische Wunderwelt. Das Fatum in einer Heiligen dieser Kirche personificirt, so personificirt Ereignisse geleitend, leitend, und in und durch ein menschliches Individuum handelnd, schien ihm glückliches Bindungsmittel zwischen der antiken und modernen Romantik. So ward seine Johanna von Orleans, und erhielt die dieser seiner Ansicht gemäße Gestalt.

Schwerlich giebt es auch, aus einem psychologischen Gesichtspunkt angesehn, und psychologisch behandelt, einen dramatischern Geschichtsstoff, als dieser Johanna wurde. Räthselhaftes Treiben und Wirken; und wäre nicht die Vorstellung von dem »gigantischen Schicksal,« als dem höchsttragischen Vorwurf, in der Seele des Darstellers so herrschend, sein ursprünglicher Genius der ihn zur Wahl dieses Gegenstandes treibende Gott gewesen: er hätte die psychologische Ansicht und Behandlung, als die einzig wahrhaft dramatische, nicht verworfen.

Aber von jenem Schauergeiste des alten Trauerspiels geregt und bewegt, reizte ihn nur das Wunderbare in diesem Stoff und Charakter; nicht Johanna, die inspirirt sich glaubende, sondern die wirklich inspirirte, belebte und erfüllte seine Phantasie. Denn eben diese Inspiration verwandelte Johannen in das Werkzeug einer unsichtbaren Übermacht, das aus Vorherbestimmung handelte, der Nothwendigkeit gehorcht, ein geweihtes Opfer fiel, und sie so zu einer recht eigentlichen Schicksalsheldinn, nur zu einer verchristlichten, machte. Daher sehn wir sie denn auch im Trauerspiele nichts auf natürlichen, sondern Alles auf übersinnlichen Antrieb, nichts aus eigner, son-

dern Alles aus fremder Kraft thun. Was geschieht, sie verrichtet es nicht, sondern die sie leitende unsichtbare Hand; nicht sie bereitet sich, was ihr begegnet, sondern das sie prüfende, läuternde, in der Jungfrau Maria personificirte Fatum. Das Fatum allein schürzt und löst auch hier wieder den Knoten der dargestellten Handlung.

In der Braut von Messina that der Dichter nun den letzten Schritt zur völligen Gräcisirung des modernen Trauerspiels. Er ersann eine vollständige Schicksalsfabel, in der durchaus nur eiserne Nothwendigkeit herrscht, Alles unvermeidlich geschieht, die Helden gar nichts als blinde Vollstrecker des Willens einer despotischen Obergewalt sind, schlechthin unwillkührlich jeder seinem Verderben zueilt, und das ganze Ereigniß, bis zur blutigen Entwickelung, mit einem düstern, schauerlichmystischen Schleyer bedeckt ist; ließ die vorgestellte Handlung großentheils erzählend vorgehen, die nur durch das Fatum handelnden Personen ihre Gesinnungen und Empfindungen prächtig — und bilderreich beschreiben, und herrschender, als jemals, die Personalität des Dichters statt ihre eigene, heranguiren und führte endlich auch den durch Reflektion an der Handlung theilnehmenden Chor ein; kurz, modernisirte die ganze äußere Gestalt der antiken Tragödie. Daß dieser Versuch eine Verirrung dieses trefflichen Geistes war; daß er ihm, trotz einzelner Gelungenheiten, mißglückte und mißglücken mußte; daß er uns mit ihm kein Drama, sondern nur eine dramatisirte Dichtung gab, darüber sind wohl alle Stimmen der Leser, wie der Zuschauer, einig. Die Verirrung floß aus einer irrigen Ansicht der griechischen tragischen Kunst, und die fehlgeschlagne Ausführung war das unvermeidliche Resultat jener irrigen Ansicht. Für die Untersuchung des Wie? und Warum? ist hier nicht Raum und bleibt einer andern Gelegenheit aufgespart; daß der Verewigte aber seine Verirrung selbst erkannte, davon giebt sein letztes uns bekannt gewordnes Werk, Wilhelm Tell, den einleuchtendsten Beweis. In ihm waltet nirgends ein blindes Fatum, freykräftige Menschen handeln, eigner, selbstständiger Wille wirkt; nichts geschieht durch eine unbedingte Nothwendigkeit, durch eine tyrannisirende unsichtbare Obermacht. Der Dichter hat sich selbst wieder zurückgegeben.

gewonnen, sein ursprünglicher Genius, seine alte, freye Thätigkeit wieder erhalten, und sich zu der Reife erhoben, die uns in seinen nächsten Produktionen seine höchste Vollendung und in sich selbst Abgeschlossenheit erwarten ließ.

Diese gerechten Hoffnungen erhalten durch den für sein neuestes Drama gewählten Helden eine Art von Sanktion. In Attila's Geschichtscharakter sind die lebendigsten, entgegengesetztesten Leidenschaften, und die thätigsten Seelenkräfte, und der entschiedenste Selbstwille allzugeschäftig, um als Schicksalsheld, dargestellt werden zu können. Sein kriegerischer Geist, die Härte seiner Gemüthsart, die Verschlagenheit seines Verstandes, seine List im Gebrauche der Mittel zu seinen Zwecken; seine Bedachtsamkeit und Besonnenheit vor seinen Unternehmungen, und die Kühnheit, Unerschrockenheit und Beharrlichkeit bey ihrer Ausführung bieten nur einen rein dramatischen Charakter dar; und seine Milde bey demüthiger Unterwerfung, seine unverbrüchliche Treue gegen ein einmal gegebnes Wort, seine Verachtung kriechender Schmeichler mildern, sänftigen, und verkleinern die empörenden und zurückstoßenden Züge, die ihn sonst zu einem undramatischen Charakter machen würden.

Wahrlich, der genialе Geist, der des spanischen Philipp's feindseligen Charakter so treu, wahr, und doch so menschlich anziehend gestaltete, verhieß uns auch in diesem Attila ein Meisterbild, und es ist ein wahrhaft unersetzlicher Verlust für unsere tragische Bühne, daß der Tod die Vollendung desselben hinderte; daß dieses herrliche Genie dahin ging, ohn' uns mit der vollendeten Reife seines großen dramatischen Dichtertalents zu erfreuen.

Ach! auch, wie er uns verließ, läßt er in unserer dramatischen Literatur eine Lücke, die kein zweyter Schiller wieder ausfüllen wird. Zwar verkündigen voreilige Stimmen uns bereits einen neuen. Aber es dürften leicht falsche Propheten seyn, die Schillers eigenthümlichen Geist nicht in seiner ganzen Kraft und Würde anerkennt, nicht recht lebendig in sich haben werden lassen, was Schiller zu Schiller, und, als dieser, einzig

machte. Das junge Talent, das sie so auf des Geschiedenen Grabe apotheosiren, giebt schöne Hoffnungen, verspricht einen ausgezeichneten Dichter; aber einen Genius, wie den verlornen? Traun! diese Vorherverkündiger wissen nicht, wer und was uns mit ihm verloren ging.

Wer wird, wie er, die Leyer wieder schlagen?
Mit seinem Zauber, seiner Geisteskraft,
Ihm gleich, den Flug in's Land der Dichtung wagen,
Nie, seit er reift', im Adlerflug erschlafft!
So hohen Sinn in Bild und Fabel tragen,
So tief erschöpfen Kunst und Leidenschaft?
So neu und kühn der Vorwelt Hochgestalten
Aus grauer Zeit, vor unserm Blick entfalten?

Es ruht erstarrt die Meisterhand im Grabe,
Die uns so treu des Lebens Spiegel wies;
Die schöpferisch, wie mit dem Zauberstabe,
Max, Thekla, Philipp, Posa werden hieß;
Vergangenheit, entwinkt dem alten Grabe,
Wie Gegenwart, sich uns enthüllen ließ!
Ach! was er gab, wird Keiner wiedergeben,
Er wird nur fort in seinen Werken leben. *)

Wr.

Chemie und Mineralogie.

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufakturen; von D. Lorenz von Crell ꝛc. Helmstädt. 1800. Erster Band 558 S. Zweyter Band 507 S. Jahr 1801. Erster Band 516 S. Zweyter Band 524 S. Jahr 1802. Erster Band 500 S. Zweyter Band 428 S. Jahr 1803. Erster Band 524 S. Zweyter Band 512 S. (nebst einem allgemeinen Register über die vier letzten Jahrgänge.)

Es sind noch die rückständigen Theile eines wissenschaftlichen deutschen Journals anzuzeigen, welches zu den ältesten, geschätz-

*) Entliehen aus Schinks zu Schillers Todtenfeyer auf der Hamburger Bühne gesprochenen Rede.

schätzesten und wichtigsten gehört. Rec. wird mit Uebergehung aller Auszüge aus ausländischen Schriften, selbst nur die bedeutendsten unter den Abhandlungen anzeigen.

Jahrgang 1800. Hrn. Klaproth Analyse des Honigsteins. Unter den zwey sehr abweichenden Zerlegungen dieses Fossils von Abich und Lampadius, stimmt Klaproth gänzlich der ersteren bey; nur daß er die darin befindliche Säure für eine eigenthümliche hält, die Abich, als Benzoesäure angab. Gmelin Zerlegung des Mastekanischen Steins von Ochozk. Er enthält 80 Kiesel, 14 Alaun-, 0, 12 Bittererde, 2, 3 Eisen, 1 Krystallisations-Wasser Gmelin über die zoonische Säure; er bestätigt die Versuche für die Eigenthümlichkeit dieser neuen Säure. Desselben eudiometrische Versuche und Wahrnehmungen. Nach denselben zieht er Fontana's Eudiometer, dem von Volta, und dem mit Phosphor vor; obgleich auch das erste noch einige Unvollkommenheiten habe! Lowitz über die wahre Natur des mit Kohlensäure unvollkommen gesättigten gemeinen Kalis. Das Kaustische ist mit dem Kohlensauren nicht bloß gemengt; sondern chemisch damit verbunden, und übersättiget (eine ähnliche Verbindung, wie bey dem Borax). Lowitzens zwey neue Methoden, ein mit Kohlensäure vollkommen gesättigtes Kali darzustellen. Man versetze die gesättigte Auflösung des kaufbaren Kalk, so lange mit Säure, bis das Erfolgen des Aufbrausens unaufhaltlich ist. Oder man setze Schwefel zu, welcher nur das Kaustische auflöst, und lasse alsdann das Kohlensaure krystallisiren. Derselbe, über die Art, wie die Holzkohlen als Reinigungsmittel wirken. Sie äußern ihre Kraft nicht auf eine mechanische, sondern wirklich chemische Weise. Desselben vortheilhafte Methode, die sämmtliche Säure des Wein- oder Biereßig, als Eisessig darzustellen. Das essigsaure Kali übersättige man mit Vitriolsäure, die demohnerachtet nicht mit überdestillirt. Graf von Mussin-Puschkin über die Veränderung des, in Salpetersäure aufgelösten rothen Bleyerzes, des chromiumsauren Silbers und Eisens. Das erste zersetzt sich nicht bloß unter der Destillation, sondern selbst am Tageslichte; das chromiumsaure Silber, durch Salzsäure, (die dadurch nicht oxydirt wird); das chromiumsaure Eisen zerlegt man am besten durch Verpuffung mit Salpeter. Derselbe über zwey

neue Platinasalze (nach Richter's Reduktionsart) und das tungsteinsaure (sehr genau beschriebene,) Natron. Trommsdorf's Analyse des schwarzen Feldspathes aus einem Unkelschen Basalte. Er enthält 66 Thon-, 15 Kiesel-Erde, 6 Eisen- und 4 Braunstein-Oxyd; aus dem Verluste von 8, wird auf einen Antheil von Kali vermuthet. Desselben Analyse eines blauen Sibirischen Chalcedons. Er besteht aus reiner Kieselerde, ohne entdeckbare färbende Substanz. Reinecke über einige besondre Wirkungen der Laugensalze auf metallische Substanzen, und über die Farben der Metallkalke. Die kaustischen Kalien lösen die Kupferkalke nicht auf; ändern aber doch den grünen, gelben und braunen nur; das kohlensaure Bley machen sie erst gelb, alsdann roth. Desselb. Beytrag zur chemischen Naturgeschichte und Naturlehre der Harnblasensteinsäure. Sie scheine zwar menschlichen dem Körper allein zuzukommen; aber doch erst einen krankhaften Zustand zu erfordern. — Verhalten derselben zu andern chemischen Körpern; besonders zur Salpetersäure. Stänkel vom Dampfe der hohen Oefen. Es erfolge von zu roher Schmelzung, bey zu wenig Kohlen, und einer zu niedrigen Temperatur; die Dampfsäure besteht aus Wasserdämpfen. Michaelis über eine ausländische schätzbare Holzart (der China-Kiser) und chemische Behandlung einheimischer Holzarten, zur Erhöhung ihres Kunstwerths. Priestley über den Hammerschlag, das Wasser der Zinkblumen ꝛc. nebst Bemerkung des Herausgebers über diese verschiedenen Abhandlungen, welcher auch ein gutes Auflösungs- und Einhüllungsmittel für den Phosphor zum innern Gebrauche, und Bemerkungen über einige neue chemisch-technische Namen u. s. w. angab.

Jahrgang 1801. Er hebt sehr schicklich mit einer Schilderung des Zustandes der Chemie an, wie sie am Ende des 17. Jahrhunderts verglichen mit ihrem Zustande am Ende des 18. Jahrhunderts war. Trefflich ist Hrn. Gmelin's Schilderung, körnigt zusammengedrängt, und doch das Ganze umfassend! Sie zeigt die erstaunliche Vervollkommnung der Wissenschaft in dem einen Jahrhunderte, wodurch sie eine ganz veränderte Gestalt, und einen fast unübersehbaren Umfang erhalten hat. Gmelin's Zerlegung des Beryll's von Nertschinsk, und Prüfung der dar-

daraus erhaltenen Süßerde. Ihre neuentdeckten auszeichnenden Eigenschaften werden durch die gründliche Untersuchung bestätigt. Eben dasselbe Resultat ergiebt sich aus der Zerlegung desselben Berylls vom Prof. Schaub. Von ihm ist auch die Untersuchung eines unbekannten englischen Fossils, dessen Hauptbestandtheil Zinkvitriol war. Trommsdorf's Zerlegung eines sogenannten rothen Granats von Grönland. Er enthält, 50 Kiesel-, 28 Alaun-, 10 Zirkon-Erde 6 Eisenoxyd: er gehört also zu den Hyacinth-Arten. Dagegen ist der sogenannte Sibirische Hyacinth, der nach Lowitz 41 Kalk-, 35 Kiesel-, 13 Thon-Erde, 6 Eisenoxyd, 1 Wasser enthält, kein Hyacinth, da ihm die Zirkonerde mangelt. Lowitz Zerlegung des Sibirischen Topases; (welchen HR. Hermann sehr genau und gründlich beschreibt) er besteht aus 48 Kiesel, 46 Alaun-Erde 0, 69 Wasser, und einer Spur Eisen. Er ist also dem Sächsischen, bis auf die mangelnde Kalkerde, ähnlich. Hermann über den Sibirischen Pechstein; worin die bisher unbekannten zahlreichen Arten desselben musterhaft genau, mineralogisch beschrieben werden. Klaproths Untersuchung des Pharmoliths; welcher 50 Arsenikſäure, 25 Kalkerde, 24 Wasser enthält. Desselben Bemerkungen über den Gadolinit, Chryolith und die Honigsteinsäure. Brückmann's Beschreibung eines neuen Fossils; (des sogenannten edlen Baryts). Abichs Beyträge zur Oryctographie von Cornwallis. Jordans Beschreibung und Zerlegung des elastischen Erdharzes; woraus sich sehr ähnliche Bestandtheile mit dem Caoutchouc ergeben. Ebendesselben Versuche und Zerlegungen der Saamenfeuchtigkeit, des Wassers aus einem Wasserkopfe, und aus einer Bauchwassersucht; wie auch des Eiters aus einer sogenannten Milchgeschwulst. Buchholz über die Entfernung der Kohlensäure, vom kohlensauren Baryt durch die Kohle. Hier fand er nicht nur das sogenannte kohligtsäure Gas; sondern er entdeckte auch, daß dieses aus Kohlensäure und Blausäure bestand. Ebenderselbe von sicherer Bereitung des Zinnobers auf dem nassen Wege. Kirwan über die chemische und mineralogische Kunstsprache. Baste von der Bereitung des Salzäthers, (durch die einfachste, oft vergeblich versuchte, hier aber zweckmäßig angestellte Behandlung).

lung). Hildebrand über die Auflösbarkeit des Kupfers im Ammoniak, welche nicht ohne Beytritt der Luft, als nur im Oxyde, erfolgt. Wurzer über eine eigne Art der Verplatzung; sie erfolgte von den Silberkrystallen, welche man in eine Auflösung von Glauber- und Kochsalz und essigsauren Natron warf. Ritter galvanische Versuche über die chemische Natur des Wassers welches nach demselben nicht zusammengesetzt scheint. Vom Herausgeber sind Bemerkungen über die Herstellung einiger Metallkalke durch bloße Glühehitze, über Priestley's Lehre vom Phlogiston, über die Ursache der Nichtzersetzung einiger entgegengesetzten Salze, über den Schmelzstahl, über die chemische und mineralogische Kunstsprache, und schätzbare Zusätze über das Glas des Spiesglanzes, über die natürliche Aepfelsäure u. s. w.

Jahrgang 1802. Westrumb's Resultate einiger neuen Entdeckungen. Alle Metallkalke wären bloß durch Wasser verkalkt, oder gleichsam vererzt; dieses lasse sich unter drey verschiedenen Formen von jenen trennen; bey dem Anfange der Erhitzung, als Wasser; bey dem Rothglühen als Stickgas; bey dem Weißglühen, als Oxygengas. (Z. B. bey Gold-, Bley-, Quecksilber-, Spiesglanz-Kalken). Oxygengas erfolgt auch bey dem Abläschen einer glühenden Kanonenkugel im kochenden Wasser unter stets ausfahrenden Blitzen. Bey allen diesen Erscheinungen scheine der Galvanismus, (oder überhaupt elektrische Materie,) eine Rolle zu spielen; der negative das Wasser in Stickgas, der positive in Oxygengas zu verwandeln. Daß bey geglühten Metallkalken, nur azotisches und kein Wasserstoffgas sich zeige, erfolge vom Mangel des Stoffs, der die Basis des Wasserstoffs in hinlänglicher Menge liefere. — Die Wirkung des Braunsteins auf die Vitriol-, und Salzsäure (Acide sulfur. desoxygené, et A. muriatique suroxygené) sind sich gleich. Beyde sind auf ihren Säuregehalt vermindert, beyde flüchtiger, als zuvor, tödten Thiere, entfärben Pflanzen ꝛc. Und diese genannten Wirkungen erfolgen bey einer durch Verminderung, bey der andern durch Uebersetzung, mit Sauerstoffgas?? — Wichtige Angaben bestimmter Metallempfänger für Kugeln zum Artillerie-Gebrauch — — und

über

über das Schießpulver. — Bey angehender Fäulung ſaurer Milch, zeigt ſich in ihr phosphorigte Säure, bey fortgehender ſchon gebildeter Phosphor: daher der Nachtheil ſolcher Milch bey dem Bleichen des Linnens, deſſen Bäken hier auch gewürdigt wird. Weſtrumb's neu entdeckter Stoff in Deutſchlands Schwefelwaſſern. Er riecht wie Allium urſinum, und iſt ein feines flüchtiges Erdharz, das durch Schwefelgas im Waſſer auflöslich gemacht ſey. Deſſelben Anweiſung zu der Unterſuchung der Pottaſche, in Abſicht auf ihren Gehalt an Mineralalcali. Das Kali ſcheidet man durch reine Weinſteinſäure, als Weinſtein: das Rückbleibſel iſt Natron. Deſſelben neue galvaniſche Vorrichtung — und Aphorismen über die galvaniſche und elektriſche Materie. Die Vorrichtung hat mit allen bekannten nichts gemein, als daß ſie aus Metallen, Leitern, und Feuchtigkeit beſtehe. 50 Platten-Paare erregen ſolche Commotion, welche dem ſtärkſten Manne unerträglich iſt. Die Elektricität wird aus den Metallen durch Verkalkung erzeugt; die Gasbildung iſt Folge der Verkalkung, und findet zwiſchen je 2 und 2 Metallpaaren Statt. Silber, Gold ꝛc. gaben an beyden Polen Gas; an dem einen faſt rein brennbares, an dem andern unreines Oxygengas. Zink giebt an keinem Pole Gas: da er aber ſtark verkalkt wird, alſo Oxygen einnehmen muß, und doch kein Hydrogen-Gas giebt; ſo findet dort keine Waſſerzerlegung ſtatt. Das Waſſer iſt, als ſolches, der verkalkende Stoff und die Baſis der Gasarten. Die galvaniſche Elektricität läßt ſich im Nu, im Waſſer und in der Luft auf viele 1000 Fuß fortpflanzen: ſie muß deßhalb in dieſem, die Säule umgebenden Medium vorräthig ſeyn: ſie oxydirt und reducirt Metalle. Die Gasentwickelung hebt erſt an, wenn die Metalle die Zerlegung des Kochſalzes, Salmiaks ꝛc. und Entbindung der Säure bewirkt haben, und wächſt ſo ꝛc. Baſſe Erſcheinung eines fetten Oels, bey der Bereitung des Vitriolæthers und Weinöls; und Beſtätigung eben dieſer Erſcheinung durch L. v. Schmidt. So wenig an der Thatſache zu zweifeln iſt; ſo ſchwierig iſt die Erklärung der Entſtehungsart: denn das Oel iſt dem Alkohol nicht beygemiſcht, weil, wenn man zu Rabels Waſſer $\frac{1}{20}$ Baumöl ſetzt und deſtillirt: ſo wird dieſes ſogleich in Kohle verwandelt, und

es

es geht kein Oel über. v. Schmidt über die eigentlichen wahren Bestandtheile des Aethers. Die über Kali abgezogenen (Vitriol-, Salpeter- und Essig-) Aetherarten zeigten alsdann noch, auf zugesetzte fremdartige Säuren, Beweise des Daseyns von der Säure in ihnen, von welcher sie den Namen führen. Desselben neue Bereitungsart des ätzenden salzsauren Queckſilbers auf nassem Wege. Nach Vermischung des vitriolsauren Queckſilbers, und des Kochsalzes, zieht er den Sublimat durch Alcohol aus, welchen er hierauf abdestillirt. Schnauberts Darstellung einer allgemeinen Bildung der Aetherarten. Schaubs Zerlegung der braunen Blende von Holzapfel. Sie enthält 54 Zinkoxyd, 19 Kieselerde 16 Schwefel, 5 anziehbares Eisenoxyd, 4 Wasser. Desselben Untersuchung des schwefelsauren Strontians von Montmartre. Er besteht aus 50 Strontian, 25 Kalk-, 1 Kiesel-Erde 42 Schwefelsäure, 1, 6 Kohlensäure 0, 5 Eisenoxyd. Mollinghof Analyse des Bohnenerzes von Mardorf, in welchem sich 45 Eisen 15 Sauerstoff 13 Thon-, 12 Kiesel-Erde 15 Wasser befinden. Wurzer Analyse der Feuchtigkeit aus einem Wasserbruche. Lowitz über den sogenannten Sibirischen Hyacinth; hierher kann er, wegen mangelnder Zirkonerde nicht gerechnet werden: L. benannte ihn daher nach dem Fundorte Willait. Desselben neue Versuche über die künstliche Kälte. Weigels Prüfung und Zerlegung einiger Vergiftungsstoffe (als Muster medicinisch-gerichtlicher Genauigkeit). Desselben Prüfung und Bemerkungen über verschiedene Greifswaldische Wasser. Dumesnil Versuch über die Mineralwasser: (eine zusammengedrängte belehrende Uebersicht alles, zur Prüfung solcher Wasser Erforderlichen.) Derselbe über den pommeranzenfarbenen Spiesglanzschwefel. Hermanns Versuche über den damascener Stahl. Dieß sind die ersten gründlichen Nachrichten eines vollgültigen Richters von dieser geheimgehaltenen merkwürdigen Bereitungsart. Müller über die genauest Verfahrungsart bey dem Probieren des Goldes zum Gebrauche in Münzwerken, und im Goldhandel. Gadolin, über die Mühlsteine in Säkyla, und ihre Entstehungsart. Gimbernet vom geschwefelten Stickgase in den Achner Mineralquellen u. s. w.

Vom

Vom Herausgeber sind Bemerkungen über den Phosphoräther, die Ausscheidung des Phosphors aus dem Zucker, die Prüfung der Reinheit der Sauerkleesäure, die Entstehung des fetten Oels beym Weinöle, den Begriff des Kohlenstoffs, — die Aetherzersetzung, (welche immer vorhandene Säure zeigt,) und die Zerlegung einer gerichtlichen verdächtigen Arzney.

Jahrgang 1803. Eckeberg über ein neues Metall Tantalum, welches zugleich mit der Yttererde in einigen Schwedischen Foßilien entdeckt ist; nebst einigen Erläuterungen über die Eigenschaften der Yttererde, in Vergleichung mit der Beryllerde. Das Tantalum löst sich in keiner Säure, und nur in fixen ätzenden Laugensalzen auf, läßt sich in starker Hitze verflüchtigen, nimmt metallischen Glanz an u. s. w. HR. Gmelin über die chemischen Wirkungen der Metallsäure. Desselben Beyträge zur Lebensgeschichte des Dr. Garnet's — des Prof. Herrmann's zu Strasburg. Dr. Friedr. Gottl. Gmelin von Elektricität und Galvanismus. Erdmann's Beweisgründe, daß das Wasser durch die Elektricität der Voltaischen Säule in seine Elemente zerlegt werde. Gadolin Prüfung der Einwürfe des Hn HR. Gmelin gegen Lavoisiers Theorie von der Natur der Säure. Guyton, Morveau Zerlegung des feuerfesten Feldspaths und einer kieselhaltigen Talkerde von Piemont. Jener bestand aus 51 Alaun-, 29 Kieselerde 7, 8 Eisenkalk; diese aus 26 Talkerde 46 Kohlensäure, 14 Kieselerde 12 Wasser. Er handelt auch von seinem Pyrometer von Platina. Hermann mineralogische, metallurgische und andre Nachrichten von dem Uralischen Erzgebirg. Sie sind äußerst wichtig: sie geben den Reichthum der dortigen Bergwerke und der Vervollkommnung durch Hrn. H's. Einrichtung an; sie verstatten aber keinen Auszug. Holfius über die Fällung der alkalischen Auflösung durch Schwererde. Sie fället die Erde aus der Kieselfeuchtigkeit (120 Th. Barytwasser zu 6 Th. der letzten) auch aus dem Kalkwasser. Jordan über den Eisengehalt des Granits. — Zerlegung der Flüssigkeit aus einem Wasserbruche, und den Hydatiden und Analyse des menschlichen Gehirns. Linck Beschreibung und Analyse eines Foßils aus Brasilien. Es war der sogenannte edle

Ba-

Baryt; nach den äußern Kennzeichen nähert er sich dem Feldspathe am mehrsten, und könnte muschlicher Feldspath genannt werden; nach dem Mischungs-Verhältniß dem Topase. Mayer Anwendung des Kohlenpulvers zu manchen nützlichen Zwecken. Quanz Bemerkungen über die Benutzung der Frischschlacken. Angabe der Art, wie sie auf den Hannöverschen Hütten auf dem Zerren-Herde eingeschmolzen werden; und eines Hoch-Ofens, um zu versuchen, das Ganze durch Verfrischung zu erhalten. Derselbe vom rothbrüchigen Eisen. Der Spath-Eisenstein sey ein zuverlässiges Correktions-Mittel für rothbrüchige Eisensteine. Reinecke Beytrag zur chemischen Naturgeschichte und Ursachlehre des rothen geschwefelten Queckſilbers. Tiemann über die Wirkung der Kohle auf das Eisenoxyd, in Hinsicht der Eisen- und Stahlerzeugung. Nicht gleiches Volumen Kohle zum Eisenoxyd (Hammerschlag) sondern eine etwas geringere Menge, erzeuge Stabeisen; doppeltes Volumen von jenem, Roheisen und der Stahl erfolge aus einem Verhältnisse zwischen dem gleichen und doppelten Volumen. Brückmann über die Binnstein-Breſche — über das Kleven oder Spalten der Diamante — von dem Betruge mit, aus Glas gegossenen, nachgeahmten Diamanten — über eine seltene Turmalinschörl-Krystallisation — über einen Brauserhon aus Schlesien, — vom Nutzen der Kohle. Hausmann über die magnetischen Erscheinungen an den Granitfelsen des Harzes. Richter über ein neuentdecktes vollkommenes Metall, im völlig gereinigten Nickel. Weigels Versuche mit Greifswaldischen Salzsoolen, (die als Muster, ähnliche Wasser zu prüfen, dienen können). Schörlings Angaben, wie die Baumwolle zu bleichen, und sie, und die Leinwand, ächt roth zu färben sey. Renner über die Ursach der Ausdehnung des Wassers, bey dem Prozesse des Gefrierens. Vom Herausgeber sind Ideen zu einem Erklärungsversuche über die ungleiche Auflösbarkeit der Salze im Wasser. — Bemerkungen über das Platin-Amalgama als Nachtrag zum Palladium — über den Augustit — Bemerkungen über Priestley's Versuche mit dem Stickgas. Ueber einige Veränderungen im anfänglichen Lehrbegriffe der jetzigen neuesten.

sten Chemie. Hier über sieht man die ersten Hauptgrundlagen des Systems, die anfänglich unbedingt, mit leidenschaftlicher Hitze verfochten, hernach modificirt, hierauf einige ganz aufgegeben wurden (die stets wiederkehrende Geschichte aller neuen Systeme!) Den Schluß macht ein allgemeines Register über alle vier Jahrgänge, womit nach der Vorrede, Hr. C. sein Journal nun ganz beendigt. »Schon »früher würde er die Annalen mit dem andern chemisch»deutschen Journale (nach dem Vorgange der französischen »Chemisten) vereinigt haben, wenn solche Männer, wie »jetzt an der Spitze des N. A. chemischen Journals stehen. »Hermbstädt, Klaproth, Trommsdorf ꝛc., (bewährte »vieljährige Freunde,) auch schon früher die Herausgeber »gewesen wären. Allein aus Rücksicht auf den Vortheil des »chemischen Publikums, trete er, freywillig, ohne äußern »Antrieb, ab; werde aber jedoch, als Mitarbeiter, des N. »A. chemischen Journals nach besten Kräften etwas zur Er»weiterung der Chemie noch beyzutragen sich bestreben?« Aus bessern, uneigennützigern Gründen konnte Hr. v. C. seine Journale nicht schließen, welche 27 Jahre hindurch ununterbrochen mit großem Beyfall und Nutzen (selbst vom Auslande) gelesen wurden. Sie haben, vermöge seiner und seiner Freunde vereinten Thätigkeit ein neues Leben in die deutsche Chemie gebracht, für sie gleichsam eine neue Epoche begonnen; sie werden sicher auch lange noch die Quellen seyn, aus welchen man die bewährtesten chemischen Thatsachen ableiten wird. Ein freundliches Andenken vom größern chemischen Publikum (warum Hr. v. C. bittet) möchte wohl der unverweigerliche kleinste Theil der wahrhaften Dankbarkeit seyn, welche es ihm schuldig ist. Fh.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Kurzgefaßte Geschichte der Deutschen, zum Gebrauch beym Unterricht in Gymnasien, von J. Milbiller, D. München, bey Lindauer. XXIV u. 267 S. 8. 21 gr.

Der Verf., der sich schon durch die Fortsetzung der rühmlich bekannten Schmidt'schen Geschichte der Deutschen, und durch seinen Grundriß akademischer Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nation im historischen Fache gezeigt hat, giebt

giebt auch durch das vorliegende Kompendium einen Beweis, daß er mit den Eigenschaften eines historischen Lehrbuchs bekannt ist. In der Vorrede erörtert er den Zweck, um dessen willen man auf Schulen (deutsche) Geschichte lehret. Er giebt einen dreyfachen Zweck an. Der Schüler soll nämlich 1. eine kurze, aber deutliche und möglichst vollständige Uebersicht der merkwürdigsten Veränderungen im Zustande der Deutschen erhalten; 2. seine Beurtheilungskraft durch den Geschichtsvortrag schärfen, welcher ihm zugleich 3. zur Lebensphilosophie Anleitung geben soll. Hierauf läßt sich der Verf. auf die Methode beym Unterricht ein, und zeigt dem Lehrer, wie dieses Lehrbuch gebraucht werden müsse? Er erläutert seine Ideen durch einige Beyspiele, und es läßt sich von einem nach seiner Anweisung ertheilten Unterrichte gewiß Nutzen erwarten.

Die Geschichte ist in Perioden eingetheilt, von welchen jede in mehrere Abschnitte, die Aufschriften haben, zerfällt. Die Abschnitte sind wieder in §. getheilt. Die Zeiträume selbst hat der Verf. genau so beybehalten, als er sie in seinem Grundrisse akadem. Vorles. angenommen hatte. Hiernach hat er sieben Perioden, die also folgen: 1. Von den ältesten Zeiten bis auf Chlodwig, im J. 486 nach Chr. Geburt; 2. bis Ludwig den Deutschen, von 486 bis 843. 3. bis Heinrich IV., von 843 bis 1056. 4. bis Rudolph von Habsburg, vom J. 1056—1273. 5. bis Maximilian I. von 1273 bis 1493. 6. bis Franz II. von 1493 bis 1804.

Wir finden dieses Lehrbuch zum Gebrauche geeignet. Die Begebenheiten sind kurz, aber vollständig angegeben und treu aufgezeichnet. Die Namen und Jahrzahlen sind richtig, (S. 51 ist ein Druckfehler. Pipin der Kurze starb 768, nicht 568) und es ist in der That ein reicherer Vorrath historischer Materialien im Buche vorhanden, als man vermuthen könnte. Wenn daher der Lehrer der deutschen Geschichte ein größeres Werk, z. B. das Schmidtische, oder Heinrichs deutsche Reichsgeschichte, bey seiner Vorbereitung zu Hülfe nimmt, um die nöthigen Erklärungen und Erweiterungen im Vortrage, oder bey der Unterhaltung hinzufügen zu können: so kann er seinen Zweck sicher erreichen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß nicht die untersten Klassen der Gymnasien, sondern die mittleren dieses Lehrbuch gebrauchen werden, das wir zu diesem Behuf aus Ueberzeugung empfehlen.

Of.

Ver-

Vermischte Schriften.

1. Sendschreiben an den Herrn Doktor J. K. W. über die wirkliche Erscheinung seiner Gattinn nach dem Tode. Ein Nachtrag zur Volksnaturlehre, von J. H. Helmuth, Superintendenten zu Calwörde. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 1805. 6½ Bog. 8. 8 Gr.

2. Meine Gedanken über die menschliche Seele, deren Fortdauer und Erscheinung nach dem Tode. Von H. G. Cannabich, Kirchenrathe und Superintendent (en) zu Sondershausen. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1805. 2 Bogen. 8. 4 Gr.

3. Ueber Geistererscheinungen. Ein Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde, nebst einer Beleuchtung der Schrift: Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung ꝛc. von J. C. Ihling, Doktor der Philosophie u. s. w. Coburg, bey Sinner. 1805. 5½ Bog. 8. 8 Gr.

4. D. J. K. Wötzel's nähere Erklärung und Aufschlüsse über seine Schrift: Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung ꝛc. Leipzig, bey Jacobäer. 1805. 20 Bog. 8. 1 Rt. 8 Gr.

5. Euthanasia. Drey Gespräche über das Leben nach dem Tode. Veranlaßt durch D. J. K. W—ls Geschichte der Erscheinung seiner Gattinn nach dem Tode. Herausgegeben von C. M. Wieland. Leipzig, bey Göschen. 1805. 17 Bog. 8. 21 Gr.

6. D. J. K. Wötzel's abgenöthigte Antwort auf das an ihn gerichtete Sendschreiben Sr. Hochw. des

giebt auch durch das vorliegende Kompendium einen Beweis, daß er mit den Eigenschaften eines historischen Lehrbuchs bekannt ist. In der Vorrede erörtert er den Zweck, um dessen willen man auf Schulen (deutsche) Geschichte lehret. Er giebt einen dreyfachen Zweck an. Der Schüler soll nämlich 1. eine kurze, aber deutliche und möglichst vollständige Uebersicht der merkwürdigsten Veränderungen im Zustande der Deutschen erhalten; 2. seine Beurtheilungskraft durch den Geschichtsvortrag schärfen, welcher ihm zugleich 3. zur Lebensphilosophie Anleitung geben soll. Hierauf läßt sich der Verf. auf die Methode beym Unterricht, ein, und zeigt dem Lehrer, wie dieses Lehrbuch gebraucht werden müsse? Er erläutert seine Ideen durch einige Beyspiele, und es läßt sich von einem nach seiner Anweisung ertheilten Unterrichte gewiß Nutzen erwarten.

Die Geschichte ist in Perioden eingetheilt, von welchen jede in mehrere Abschnitte, die Aufschriften haben, zerfällt. Die Abschnitte sind wieder in §. getheilt. Die Zeiträume selbst hat der Verf. genau so beybehalten, als er sie in seinem Grundrisse akadem. Vorles. angenommen hatte. Hiernach hat er sieben Perioden, die also folgen: 1. Von den ältesten Zeiten bis auf Chlodwig, im J. 486 nach Chr. Geburt; 2. bis Ludwig den Deutschen, von 486 bis 843. 3. bis Heinrich IV., von 843 bis 1056. 4. bis Rudolph von Hohenburg, vom J. 1056—1273. 5. bis Maximilian I. von 1273 bis 1493. 6. bis Franz II. von 1493 bis 1804.

Wir finden dieses Lehrbuch zum Gebrauche geeignet. Die Begebenheiten sind kurz, aber vollständig angegeben und treu aufgezeichnet. Die Namen und Jahrzahlen sind richtig, (S. 51 ist ein Druckfehler. Pipin der Kurze starb 768, nicht 568) und es ist in der That ein reicherer Vorrath historischer Materialien im Buche vorhanden, als man vermuthen könnte. Wenn daher der Lehrer der deutschen Geschichte ein größeres Werk, z. B. das Schmidtische, oder Heinrichs deutsche Reichsgeschichte, bey seiner Vorbereitung zu Hülfe nimmt, um die nöthigen Erklärungen und Erweiterungen im Vortrage, oder bey der Unterhaltung hinzufügen zu können: so kann er seinen Zweck sicher erreichen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß nicht die untersten Klassen der Gymnasien, sondern die mittleren dieses Lehrbuch gebrauchen werden, das wir zu diesem Behuf aus Ueberzeugung empfehlen.

Of.

Ver-

Vermischte Schriften.

1. Sendschreiben an den Herrn Doktor J. K. W. über die wirkliche Erscheinung seiner Gattinn nach dem Tode. Ein Nachtrag zur Volksnaturlehre, von J. H. Helmuth, Superintendenten zu Calvörde. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 1805. 6½ Bog. 8. 8 Gr.

2. Meine Gedanken über die menschliche Seele, deren Fortdauer und Erscheinung nach dem Tode. Von H. G. Cannabich, Kirchenrathe und Superintendent (en) zu Sondershausen. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1805. 2 Bogen. 8. 4 Gr.

3. Ueber Geistererscheinungen. Ein Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde, nebst einer Beleuchtung der Schrift: Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung ꝛc. von J. C. Ihling, Doktor, der Philosophie u. s. w. Coburg, bey Sinner. 1805. 5½ Bog. 8. 8 Gr.

4. D. J. K. Wötzel's nähere Erklärung und Aufschlüsse über seine Schrift: Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung ꝛc. Leipzig, bey Jacobäer. 1805. 20 Bog. 8. 1 Rth. 8 Gr.

5. Euthanasia. Drey Gespräche über das Leben nach dem Tode. Veranlaßt durch D. J. K. W—ls Geschichte der Erscheinung seiner Gattinn nach dem Tode. Herausgegeben von *C. M. Wieland.* Leipzig, bey Göschen. 1805. 17 Bog. 8. 21 Gr.

6. D. J. K. Wötzel's abgenöthigte Antwort auf das an ihn gerichtete Sendschreiben Sr. Hochw. des

Herrn Superintendenten Helmuth, nebst gebührender Abfertigung des Herrn HR. Wieland und Konsorten. Leipzig, in Kommission bey Jacobäer. 1805. 17½ Bog. 8. 1 Rt.

7. Die erste merkwürdige Geistererscheinung des 19ten Jahrhunderts. Eine Kritik der Schrift: Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung und der nähern Aufschlüsse darüber. Dresden, bey Arnold. 1805. 13 Bog. 8. 18 Gr.

8. Merkwürdige Visionen und Erscheinungen nach dem Tode aus dem Gebiete der Wahrheit, zur Verminderung des Aberglaubens. Von C. E. Münter, Doktor. Mit 1 Kupf. Hannover, bey den Gebrüd. Hahn. 1805. 16 Bog. 8. 20 Gr.

9. Fortdauer und Zustand des Menschen nach dem Tode. Eine Schrift für unser Zeitalter. Leipzig, bey Seeger. 1805. 18 Bog. 8. 1 Rt.

10. Ferdinand und Karoline, oder Wiedererscheinung meiner betrogenen Mädchen. Eine Geistergeschichte. Berlin, bey Hammer. (Erfurt, bey Hennings.) 1805. 13 Bog. 8. 20 Gr.

11. Meiner Katze wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Dargestellt von Susanna Eierkuchen, einer 60jährigen Jungfrau. Zehnte Auflage. Schilda, bey Spaßvogel. (Berlin, bey Schmidt.) 1805. 9 Bog. 8. 12 Gr.

12. Meiner Großmutter wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Eine wahre Geschichte, dargestellt von C. M. Erste Auflage. Zeitz, bey Webel. 1805. 5 Bog. 8. 6 Gr.

13. Mei-

13. Meines Gatten wirkliche Erscheinung nach seinem Tode. Auch eine wahre Geschichte für Jedermann, und zugleich ein Seitenstück zu der Schrift: Meiner Gattinn wirkliche Erscheinung u. s. w.; herausgegeben von H. R. M. Leipzig, bey Schödel. (Ohne Jahrszahl, aber 1805.) 14 Bog. 8. 20 gr.

Die große Anzahl von Schriften, welche bis von uns N. A. D. Bibl. 95. Band S. 237 — 239 angezeigte Wötzelsche Visionsgeschichte veranlaßt hat, gehört eben nicht zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit, und beweiset, daß, trotz unserer vermeintlichen Kultur und Aufklärung, die Liebe zum Wunderbaren und Uebernatürlichen, nicht einmal vermindert, geschweige denn ausgerottet ist.

Nr. 1. Der wackere Geist, von welchem diese kleine Schrift herrührt, sucht den Verf. des oben erwähnten Buchs, durch sehr einleuchtende Gründe zu überzeugen, daß es mit der angeblichen Erscheinung seiner verstorbenen Frau sehr natürlich zugegangen, und sowohl das erste Geräusch, die Zugluft, das Fensterklirren, u. s. w. als auch die erste nächtliche Erscheinung, durch einen der Bekannten des Dr. Wötzel, vielleicht durch seinen Freund, den Advokaten K — vermittelst einer sogenannten Zauberlaterne verursacht; der am Tage, bey der Mittagsruhe erhaltene zweyte Besuch aber nichts als ein lebhafter Traum gewesen sey. Diese Hypothese wird so äußerst wahrscheinlich gemacht, daß, den versteckten Visionair selbst ausgenommen, wohl Niemanden ein Zweifel an derselben übrig bleiben kann. Die schonende, wirklich väterliche Art, mit welcher der sogenannte Philosoph und Psychologe hier zurechtgewiesen wird, verdient Lob. Ueberhaupt gehört dieß kleine Buch zu den vorzüglichsten und zweckmäßigsten, durch Herrn W — ls Ammenmährchen veranlaßten Schriften.

Nr. 2. ist dagegen völlig unbedeutend. Gewöhnliche allgemein bekannte Dinge über Fortdauer und Unsterblichkeit, Unsichtbarkeit der Geisterscheinungen u. s. w., werden hier in einem alltäglichen Tone vorgetragen.

Nr. 3. Eine wohldurchdachte, in einer fliessenden, allgemeinverständlichen Schreibart abgefaßte Schrift, die dem Verf. Ehre macht. Was er über Geistererscheinungen vorausschickt, erschöpft zwar diesen reichhaltigen Gegenstand nicht, welches auch bey dem beschränkten Raum nicht thunlich war; enthält aber auf wenigen Bogen Alles, was dem Fremdlinge im Gebiete der Psychologie, über diese Materie zu wissen noth ist. Die Beleuchtung der oft genannten Visionsgeschichte ist mit dem Geiste ruhiger, parteyloser Prüfung abgefaßt, und ganz dazu geeignet, der Ausbreitung und Beförderung des Aberglaubens, zu welcher jenes berüchtigte Buch Veranlassung geben kann, kräftig entgegen zu wirken.

Dasselbe Lob gebührt einer, in dem Septemberstücke 1805 der neuen Berlinischen Monatsschrift eingerückten Abhandlung des Herrn Prediger Märtens zu Gr. Quenstädt im Fürstenthume Halberstadt: „Beyträge zur „Erklärung der W—lschen Erscheinung, durch eine eigene „Erfahrung." Der Verf. hat eine, der W—lschen ähnliche Erscheinung gehabt; versteht sich — im Traume.

Nr. 4. liefert einen Nachtrag zu der ofterwähnten Erscheinungsgeschichte von demselben Verfasser. Die Veranlassung dazu gab zunächst die strenge, aber gerechte Würdigung jenes Weltenstreumährchens in der Baireuther politischen Zeitung, und die Aufforderung eines Kammerherrn von Kamptz zu Mirow im Mecklenburg-Strelitzischen, an den Verfasser, das angebliche Faktum der Wiedererscheinung einer Verstorbenen, mit Angabe seines Namens, vor Gerichte eidlich zu bekräftigen. Allen diesen Zumuthungen zu genügen, ist der Verf. bereit; ja er hat wirklich den Unverstand so weit getrieben, daß er, nach seiner eigenen Versicherung S. 13 bey dem Konsilium der Universität Leipzig um die Abnehmung des über die Wirklichkeit seiner gehabten Erscheinung zu leistenden Eides nachgesucht hat. Wahrlich! einen sprechendern Beweis von seiner Geistesschwäche konnte er wohl nicht geben! —

Die Durchlesung dieses Buchs, in welchem einige wenige, theils triviale und armselige Ideen, theils abenteuerliche und ekstatische Vorstellungen, in einer wahren Sündfluth von Worten und pleonastischen Phrasen schwimmen, ist ein eben so unangenehmes als undankbares Geschäfte. Wir schrän-

schränken uns daher zur Schonung des Raumes, so wie der Geduld unsrer Leser, darauf ein, die Hauptmomente; rari nantes in gurgite vasto, herauszuheben.

Nachdem der Verf. die vorhin gedachte, höchst unüberlegte und seltsame Forderung des Herrn von Kamptz, und die hauptsächlichsten Einwürfe der Baireuther Zeitung, hat abdrucken lassen, und sich gegen die letztern, ohne Erfolg, zu vertheidigen gesucht hat, läßt er, — sonderbar genug! — eine Beleuchtung seiner ersten Schrift folgen. Man sollte glauben, das Beleuchten derselben, könnte schicklicher und zweckmäßiger durch Andere, als durch ihn, der sonach sich in seiner eigenen Sache zum Richter aufwirft, geschehen. — Diese Bemerkung, die doch sehr nahe liegt, scheint ihm ganz entgangen zu seyn; denn weiterhin S. 195—251 beschäftigt er sich gar mit der von ihm selbst angestellten Prüfung seiner eigenen Glaubwürdigkeit, und bemüht sich zu beweisen, daß er die Wahrheit habe sagen können und wollen. — Bey jener Beleuchtung holt er gewaltig weit aus, und giebt sein ganzes, äußerst unhaltbares System der Psychologie zum Besten, um den Leser davon zu überzeugen, daß die Wiedererscheinung verstorbener Personen möglich sey. Dieser sogenannte Beweis, dem es aber leider! — an allen Eigenschaften eines solchen fehlt, ist S. 32 fg. auf nachstehende Hypothese gebaut:

„daß der Mensch aus zwey Elementen zusammengesetzt sey, „nämlich dem Lichtstoffe (Saamen- und Nervengeiste,) „und der Lebensluft oder dem Sauerstoffe in Verbindung „mit andern Stoffen. Ersterer sey eine materialisirte (???) Lichtmasse, aus welcher in Verbindung mit „sinnlichen Stoffen, die Anlage zur Geistigkeit der menschlichen Natur entwickelt werde, während die mit ihr vereinigte Sinnlichkeit aus der Lebensluft und andern Stoffen allmählig hervorgehe."

Auf diese höchst absurde, durch gar nichts unterstützte Voraussetzung, und die eben so unhaltbare Hypothese:

„daß die Seele, nach abgelegter, grober Körperhülle, eine „feinere annehmen müsse,"

baut er S. 112 den Satz:

„daß ein solcher, bis auf den Lichtstoff verdünnter „Mensch, (!!!) auch der Ausdehnung, wenn gleich nicht „der Dichtigkeit nach, seine Gestalt behalten, den Raum „erfüllen, in Lebensgröße erscheinen, folglich von den, auf „der Erde lebenden Menschen gesehen werden könne."

Ja nach S. 129 hält er es sogar für möglich, „daß „Jemand, schon jetzt, (also lebend,) einem andern Men„schen, vermöge des bloßen Denkens an sie, vermittelst des „Seelenorgans erscheinen könne" !!!!

Wenn das nicht aegri somnia sind: so wissen wir nicht, was man dazu rechnen soll!

Wenn der Verf. nicht so oft, mit stolzem Selbstgefühle, daran erinnerte, oder darauf hinwiese, daß er ein Philosoph sey: so möchte man sich, durch mehrere seiner Aeußerungen, bewogen finden, es zu bezweifeln. Z. B. wenn er S. 102 u. fa. die Wahrheit seiner gehabten Vision dadurch beweisen zu können vermeint, daß der Buchhändler Fruiauf in Leipzig, auch eine Erscheinung gehabt zu haben glaube; wenn er ferner S. 222 daraus, daß glaubwürdige Männer fast ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben glauben, (denn nur diese, und mehr nicht, können sie versichern!) die Folgerung zieht:

„daß sein Zeugniß alle Erforderniße der Wahrheit und „Glaubwürdigkeit habe;"

und wenn er endlich S. 187 versichert:

„daß er, vor der oft erwähnten Erscheinung an Allem, „selbst am Daseyn Gottes gezweifelt habe; aber, durch „dieselbe, wie ein zweyter Paulus, gleichsam bekehrt „worden sey."

O! über den, durch eine Erscheinung vom Atheismus oder doch vom Skepticismus zum Glauben an Gott bekehrten Philosophen. — Wirklich bey solchen handgreiflichen Erbärmlichkeiten sollte die Kritik ihr Geschäft aufgeben, und es der Satyre überlassen, ihre Geißel über den Phantasten, der für einen Philosophen gehalten seyn will, zu schwingen! — —

Eben

Eben so inkonsequent, als lächerlich ist es, wenn dieser sich mit dem würdigen Herausgeber unsrer Bibliothek in Hinsicht auf dessen, in der Berlinischen Monatsschrift mitgetheilte Nachricht von, durch krankhaften körperlichen Zustand veranlaßten Phantasmen vergleichen, und in eine Kategorie stellen will; da die Absicht jenes verdienten Gelehrten dahin ging, dem Aberglauben entgegen zu arbeiten, und dem Anscheine nach wundervolle Begebenheiten, durch den Erfolg natürlich zu erklären; er dagegen aber Dinge, die natürlich zugegangen sind, als durch übernatürliche oder wenigstens unbekannte Kräfte bewirkt, darzustellen bemüht ist. Daher sind die sehr anmaaßlichen Ansprüche auf gleiche Achtung, die er S. 258 macht, völlig ungegründet; dürften auch wohl schwerlich von einem denkenden Wesen anerkannt werden. — Eine grobe Unwahrheit ist es, wenn S. 233 behauptet wird, Herr Nicolai habe die Geschichte seiner Phantasmen viel ausführlicher erzählt, als der Verfasser die seiner Vision. Jene füllt einige Bogen, diese ein ganzes Buch.

Schließlich empfehlen wir unserm soi-disant Philosophen ein fleißiges Studium des Auszuges aus Adelungs deutscher Sprachlehre, und Scheller's lateinischer Grammatik, damit er nicht schreibe, wie S. 16 „ich kann jenen Fürsten „nicht ganz verdenken, oder wie S. 267 Recensionsschreiber.“ Auch das S. 175 und 177 dreymal vorkommende kothgepeitzte Pult und Gestell, wird sich dann in ein gebeitztes, und die S. 271 seinem Recensenten angeschuldigte Dreustigkeit, in Dreistigkeit verwandeln. — Was die Antikritik S. 169 bis S. 272 anbetrifft: so widerlegt sie sich selbst. Wer nur solche, zum Theil grundlose Mikrologieen für sich anzuführen hat, mit dem steht es gar schlecht. So will er z. B. sein Hannchen nicht bestürmt haben; und doch finden sich Seitenlange blutische Vorstellungen, doch ja sich handgreiflich bey ihm einzustellen. Heißt das nicht mit Bitten den abgeschiedenen Geist bestürmen? — Ferner sagt er selbst, er habe neben seinem Hunde geruht; aber nicht geschlafen, so wenig als dieser; er könne also auch nicht aufgeschreckt seyn; wird denn ein, in der Ruhe gestörter Hund, nicht aufgeschreckt? — Ueber die elende, eines Philosophen ganz unwürdige Sykophantecherey! —

Nr. 5. Unter den vielen Büchern und Büchlein, welche durch die W—lsche Erscheinungsrelation veranlaßt worden sind, gebührt dieser Schrift des ehrwürdigen Wieland gewiß der erste Platz; und dieß nicht sowohl, wegen der, obgleich sehr bündigen Widerlegung der Träumereyen des Leipziger Doktors, als wegen der anziehenden lehrreichen Untersuchungen und interessanten Bemerkungen, zu welchen ihm jenes, an sich sehr unbedeutende Buch Veranlassung giebt. — Man ist es an diesem vortrefflichen Schriftsteller schon gewohnt, daß jede Materie, welche er behandelt, durch seine Darstellungsart ein eigenthümliches Interesse für jeden gebildeten Leser gewinnt. Dieß ist auch hier in hohem Grade der Fall; wenn man gleich nicht läugnen kann, daß, vorzüglich im ersten Gespräche, die ausführliche wörtliche Wiederholung der gedehnten und weitschweifigen W—lschen Erzählung, hier und da Langeweile erregt.

Die Personen, welche hier redend eingeführt werden, sind zwey Freunde, Wilibald und Selmar, von welchen der erstere, ein entschiedener Skeptiker, in Hinsicht aller Erscheinungen verstorbener Personen, der andere sie zu glauben geneigt ist; und Blandine, Willbald's Schwester, zwischen beyden mitten inne steht, doch sich mehr auf die Seite ihres Bruders neigt.

Das erste Gespräch beschäftigt sich mit einer ausführlichen und genauen Prüfung der W—lschen Schrift, deren geringer Werth sehr anschaulich gezeigt wird. Hier wird man beynahe bis zur Evidenz davon überführt, daß, bey der ersten angeblichen Erscheinung irgend ein Spötter den leichtgläubigen Wittwer zum Besten hatte, und dieser, bey der zweyten, am hellen Mittag gehabten Vision, lebhaft träumte. Auch der leichtgläubigste Leser jener Apparitions-Legende, wird, nach Lesung dieser Prüfung, in seinem Vertrauen auf W—ls Versicherung wankend werden müssen; indem hier das Unzusammenhängende, Widersprechende und Unhaltbare seiner Erzählung im hellsten Lichte erscheint. — Auf den ersten Anblick könnte man meinen, als ob die Schrift, welche zu dieser Widerlegung Veranlassung gegeben hat, es gar nicht verdiene, einen so ausgezeichneten, und überlegenen Gegner zu finden, als den ehrwürdigen Verfasser Euthanasia; da wie hier S. 90 sehr richtig gesagt wird,

„die

„die Art, wie W — l von der Sache spricht, so beschaffen ist, „daß man glaubt, einen Fieberkranken irre reden zu hö„ren.“ — Wenn man jedoch erwägt, daß unser zum Unglauben geneigtes Zeitalter, es nicht minder zum Aberglauben ist, (wie dieß schon das Aufsehen, welches das W — lsche überdieß schlechtgeschriebene Buch gemacht, und die drey Auflagen, welche es erlebt hat, sattsam beweisen): so muß man allerdings den würdigen Männern Dank wissen, welche mit den Waffen der Vernunft und des Spottes solche Spukgestalten in ihrer Blöße und Armseligkeit zur Schau stellen.

Im zweyten Gespräche, welches unsers Dafürhaltens, bey Weitem das anziehendste und reichhaltigste ist, nimmt der Verf. von zwey aus Thiebault's im vorigen Jahre in Paris erschienenen Souvenirs entlehnten Anekdoten aus dem Leben des bekannten Swedenborg, Gelegenheit, von der Unwahrscheinlichkeit der Wiedererscheinung verstorbener Personen überhaupt, und den mancherley Ursachen der Täuschungen der Phantasie, welche dabey statt finden, zu reden. Er stellt mehrere sehr stringente Gründe für die Meinung auf, daß der Tod allen Verhältnissen zwischen den Lebenden und Verstorbenen ein Ende mache; indem es mehr als bloß wahrscheinlich ist, daß der menschliche Geist, das Bewußtseyn dessen, was er, vermittelst der Sinnenwerkzeuge, war, erfuhr und that, mit dem Körper verliere. Er zeigt sehr überzeugend, daß wir, bey Annahme dieser Hypothese, keinen Grund haben, uns zu beklagen, und hebt die Einwürfe, welche man daraus herleiten könnte, daß mit dem Verluste dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung des Bösen, und Belohnung des Guten, im künftigen Leben wegfalle. Sodann stellt er den etwas paradox scheinenden Satz auf:

„daß wir an ächtem Lebensgenusse und an Humanität sehr „Viel gewinnen würden, wenn der Glaube, daß der Tod „allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein „Ende mache, allgemeiner werden könnte.“

Diese gewagte Behauptung unterstützt er mit folgenden Gründen: S. 221 fg.

„1) Die Ueberzeugung, daß der Tod das eigentliche gänzli„che Ende des Menschenlebens sey, würde bey allen, nicht

„von Grund aus verdorbenen Menschen alle Bande der „Liebe, Verwandtschaft und Freundschaft enger zusammen „ziehen.

„a) sie würde uns bewegen, sparsamer mit der Zeit, deren „beschränkte Dauer wir kennten, umzugehen; und

„b) würde sie ein mächtiger Antrieb seyn, dieses so kurze „Daseyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen aus„zufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen, „und nach Vollkommenheit zu streben."

Es würde uns zu weit führen, wenn wir diese Behauptung, welche doch wohl mehr äußere Scheinbarkeit, als innere Begründung haben möchte, hier einer genauen Prüfung unterwerfen wollten. Wir beschränken uns daher auf die, unsers Dafürhaltens unbestreitbare Bemerkung: daß das Menschengeschlecht auf einer weit höhern Stufe der sittlichen Kultur und wahren Aufklärung stehen müßte, wenn nicht der vom Verf. als wohlthätig geschilderte Glaube, an Nichtfortdauer nach dem Tode, sobald er allgemein würde, äußerst gefährlich und verderblich werden sollte; indem mit der Ueberzeugung von der Fortdauer des Lebens nach dem Tode, für die Mehrzahl der Menschen das Hauptmotiv zur Ausübung des Guten und Unterlassung des Bösen wegfallen würde.

In dem dritten, dem Umfange nach sehr kurzen, aber an anziehenden Bemerkungen reichen Gespräche, wird, auf Veranlassung einer höchst merkwürdigen und ziemlich konstatirten Erscheinungsgeschichte, bey welcher es wirklich schwer ist, dem Zufalle und der Phantasie Alles zuzuschreiben, sehr anschaulich gezeigt, daß diese, so wie alle ihr ähnliche Erzählungen, so wahr sie auch immer seyn oder doch scheinen mögen, immer unerklärlich und unbegreiflich bleiben, und daher kein Resultate geben können. Aus diesem unläugbar wahren Satze zieht der würdige Verf. den Schluß: S. 260

„Wir thun also wohl am Besten, wenn wir uns unsere „Unwissenheit in dämonischen Dingen aufrichtig gestehen, und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß „Etwas, was wir unmöglich wissen können, uns vernünftiger Weise eben so wenig kümmern dürfe, als wen der

„Mann

„Wenn im Monde, (wenn einer ist, und wenn er was „zu essen braucht und hat,) heute zu Mittag gegessen „habe.“

Wir können unsern Lesern, welchen die Euthanasia noch unbekannt ist, den Genuß nicht versagen, eine treffliche Stelle, in welcher Wilibald das Resultat seiner Forschungen, am Schlusse des letzten Gesprächs zusammendrängt, für sie abzuschreiben: S. 162 fg.

„Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das „Gute gewollt, und nach Vermögen gethan hat, setzt das „Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, „in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Selig„keit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. „Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut „der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge „für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost, was „da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein „Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht „in den Schooß des Unendlichen, und schlummert unver„merkt aus einem Leben heraus, in welchem sie nie wie„der erwachen wird. Dieß ist nach meiner Ueberzeugung, „im reinsten Sinne des Worts, was meine alten Griechen „Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu ster„ben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die im„mer in unserer Gewalt ist, warum sollten wir uns ver„gebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang „wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns ver„birgt?

— — — — — — — —

— — — — — — — —

„Von Allem, was guten Menschen gewiß ist, bleibt doch „immer das Gewisseste, daß sie sich nicht betrügen können, „wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit ge„schlossenen Augen, bis zum letzten Athemzug das Beste „hoffen.“

Schließlich bemerken wir noch, daß wir zweyen Vermuthungen des Verf. unmöglich beypflichten können. Die erste ist die, wenn er S. 211 es wahrscheinlich findet: „daß Ro„bespierre im vollem Ernste gewähnt habe, ein Brutus, „ein ächter Patriot zu seyn, der so und nicht anders verfah„ren

„ren müsse, um der guten Sache den Sieg zu verschaffen.“ Gewiß war dieß nicht der Fall: vielmehr ward dieser bezüchtigte Tyrann durch Herrschbegier, angebornen Hang zur Grausamkeit, Vorurtheil, und Parteywuth geleitet. — — Die andere uns unrichtig scheinende Behauptung ist die, wo S. 118 der bekannte Verf. der obenerwähnten Souvenirs, Thiebault „ein Gewährsmann genannt wird, der eine „ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwieget“ Als einen solchen hat er sich, in jenem von Unwahrheiten und Irrthümern strotzenden Buche, wenigstens nicht gezeigt, wie dieß ein höchst einsichtsvoller und kompetenter Recensent in der Halleschen Allg. Lit. Zeitung, und Herr Nicolai in der N. Berlinischen Monatsschrift außer allen Zweifel gesetzt haben.

Nr. 6. ist ein höchst elendes, jeden gesitteten Menschen anekelndes Pamphlet, bey welchem wir daher kurz seyn wollen. Nachdem der Verf. die oben angezeigten Helmuth- und Cannabichschen Schriften theilweise hat abdrucken lassen, und nach seiner bereits bekannten weitschweifigen und geistesarmen Art, zu widerlegen gesucht hat, bestreitet er, auf eine wahrhaft verächtliche Weise die ruhige, schonende Prüfung, welcher der ehrwürdige Wieland sein erstes erbärmliches Produkt, ganz unverdienterweise aus gar zu großer Herzblasen, werth gehalten hat. Wir wollten unsern Augen nicht trauen, und unsere Leser werden es kaum glauben können, daß dieser elende Skribler sich selbst, und die dem Publikum schuldige Achtung so weit hat vergessen können, sich unter andern zahlreichen, eben so ungezogenen Ausfällen folgende Ausfälle gegen einen von Deutschlands ersten Klassikern zu erlauben.

S. 165 „Wieland besitzt, als großer Dichter, keine „ganz kleine (eine nicht ganz kleine) Dosis Unsinn.“

S. 173 „Wieland sollte seinen abgestumpften Kiel in „Ruhe lassen, da er denselben Zeitlebens genug abgekrützelt „hat.“

S. 177 wird Wieland ein „verschrobener Kopf“ genannt. (Wie sehr paßt dieß Epitheton auf Herrn Wörk!)

S. 240 wird in Bezug auf Wielands obenerwähnte Aeußerung: es sey das Gewisseste, das Beste zu hof-

fen,

fen, hinzugesetzt: „recht so! das thut der Hund auch!“ (Wie unwürdig und pöbelhaft!)

S. 245 findet unser Philosoph sich dadurch beleidigt, daß seine verstorbene Frau Madame und nicht Frau Doktorinn genannt wird, und meint, die von Wieland redend eingeführte Blandine, kenne wohl ihrem Stande nach, nur bloße Madames (Mesdames). — Diese Rüge ist so arm selig und lächerlich, daß sie den Verf. des Lustspiels, die Kleinstädter gegen den Vorwurf, als habe er sich der Uebertreibung schuldig gemacht, und seine Personen als Karikaturen dargestellt, in Schutz nehmen kann. Herr W—f qualificirt sich völlig zu einem der Honoratioren von Krähwinkel.

S. 252 spricht er, mit Bezug auf Wieland, von dummdußlichten Leuten, und vergleicht ihn S. 253 mit einem Dummdussel von Thümmer. Nach S. 260 soll Wieland nur Erscheinungen aus der Bouteille gehabt haben.

S. 235 wird vermuthet, daß Wieland ein Heldengedicht über W—ls Wohnung machen wolle, und ihm empfohlen, die geheimen Departements nicht zu vergessen.

S. 268 wird Wieland ein alter Knackbart genannt, u. s. w.

Doch wir sind müde, mehrere Beweise von dem Aberwitze, der Sittenlosigkeit und Pöbelhaftigkeit zu geben, mit welcher ein sogenannter Weltweiser sich ausgedrückt, und von ganz Deutschland, das ihn bisher nur wegen seines verbrannten Gehirns bemitleidete, verächtlich gemacht hat. Er schäme und bessere sich! —

Wahrhaft lächerlich ist es, wenn er sich erdreistet S. 238 Wielanden Unkunde der Sprache vorzuwerfen, und sich anheischig zu machen: auf jeder Seite der Wielandschen Schriften, Sprach- oder Schreibfehler, unrichtige Interpunktion u. s. w. zu finden. Diese handgreifliche Unwahrheit und Absurdität will er durch das Zeugniß eines jetzt verstorbenen Korrektors in der Göschenschen Offizin rechtfertigen, der gesagt habe: daß Wieland durch seine Schriften der deutschen Sprache mehr geschadet, als genutzt habe.

Da-

Dabey schreibt Herr W—l, dieser große Purist: ein Köpschen, (kleiner Schlag) im Todte, ein Wüschchen, Bechkügelchen, u. s. w. O si tacuisses! —

Wir hegen das Vertrauen zu der Einsicht und Gerechtigkeitsliebe des deutschen Publikums, daß es nach so sprechenden Beweisen des W—lschen Unverstandes, und seiner groben Unwissenheit, seines Gewäsches müde seyn, und es ihm unmöglich machen werde, die beyden Schriften, mit welchen er es am Schlusse der vorliegenden bedroht, erscheinen zu lassen.

Nr. 7. Diese, in dem Ton ruhiger Ueberlegung und parteyloser Würdigung abgefaßte Schrift, kann vorzüglich den Schwachen am Geiste, welche etwa durch W—ls ohnmächtige Bemühungen verleitet worden seyn könnten, seinem Ammenmährchen Glauben beyzumessen, zu einer nützlichen belehrenden Lektüre dienen. Für vorurtheilsfreye und unbefangene Leser bedarf es einer so umständlichen Widerlegung wirklich nicht.

Mit vorzüglichem Scharfsinne rügt der Verf. die vielen Widersprüche, in welche sich der oftgenannte Visionnär verwickelt. Die Inkonsequenz desselben wird hier so deutlich dargethan, daß, ihn selbst etwa ausgenommen, gewiß jeder davon aufs Unzweifelhafteste überzeugt werden wird.

Nr. 8. Diese Sammlung enthält 81 Erzählungen, in welchen Spuk- und Erscheinungsgeschichten natürlich erklärt werden, wobey Wagners unter dem Titel: „die Gespenster“ erschienenes Buch, dem Verf. zum Vorbilde gedient hat. Sie kann allerdings dazu dienen, die Gespensterfurcht vertilgen zu helfen; nur sind die mehresten gar zu einfach, und leicht erklärlich, so daß sie die zahlreichen Liebhaber des Wunderbaren schwerlich anziehen möchten. Dagegen ist die Schreibart mitunter pretiös; z. B. S. 83 „Das Roth ihrer „Wangen schien abzufallen, und Schnee sie zu decken, eine „Alpenkuppe diese schöne Wange geworden zu seyn, von welcher, mit der Sonne letztem sinkenden Strahle der Purpur „dahin schwindet, den sie darüber gehaucht, und von welcher, im düstern Abendgraue (!!) das tausendjährige „Eis wieder hervorstarrt.“

Das ist ja wahrer Bombast!

Nr. 9.

Nr 9. Eine weitschweifige, redselige, asketische Abhandlung über die auf dem Titel genannten Gegenstände. Man findet hier die bekannten, tausendmal wiederholten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, und die Fortdauer nach dem Tode gesammlt, und mit Aussprüchen der Bibel, die zum Theil paraphrasirt werden, unterstützt. Was S. 219 — 225 über den Zwischenzustand der Seele vom Tode an, bis zur Wiedergeburt eines neuen schicklichen Organs gesagt wird, ist nichts als eitle Träumerey, welche nicht einmal die Wahrscheinlichkeit für sich hat, und überdieß gar nicht hierher gehört. Der Vers. nimmt eine Art von Seelenwanderung an, nach welcher die Thierseelen, nach dem Tode der Thiere, die Organisation der Menschen erhielten. Bey dieser Veranlassung heißt es S. 222: „Scheint nicht der finstere Nachtwandel noch in manchem Hause zu spuken? — Wodurch? — „durch einen eben so finstern Lupin." Wir gestehen gern, daß wir in dieser Phrase keinen vernünftigen Sinn finden, und nicht errathen können, wer mit dem Lupin gemeint sey. Sehr intolerant ist es, wenn der Vers. S. 208 nicht zufrieden mit dem Ausspruche in der Offenbarung Johannis: „draußen sind die Zauberer" ihnen den Pfuhl, wo Feuer und Schwefel brennt, zur Wohnung anweisen, und Alle, die das Volk täuschen, eigenmächtig dort einquartiren will.

Nr. 10. Ein Roman von ganz gewöhnlichem Schlage, dem der Vers. dadurch einiges Interesse zu geben gesucht hat, daß er einige Scenen sinnlichen Genusses mit grellen Farben ausmalte, und den höchst ausschweifenden Helden der Geschichte durch unaufhörliche Erscheinungen mehrerer von ihm verführter Mädchen langsam zu Tode quälen läßt. Uebrigens in Hinsicht auf Materie und Form ein elendes Machwerk aus der berüchtigten Erfurter Fabrik! —

Nr. 11. und 12. Zwey derbwitzige Satyren oder vielmehr Pasquille, welche gegen die bekannte W — lische Schrift gerichtet, und deren Hauptbestandtheile Aberwitz und Unflätherey sind. Die vielen, selbst dem stumpfsinnigsten Leser in die Augen springenden Blößen, welche jener Visionnär giebt, machen es dem Satyriker leicht, ihn zu karikiniren. Dieß ist aber hier auf eine so armselige Weise, mit Beymischung der gröbsten pöbelhaftesten Späße geschehen, daß wir zu der Bildungsstufe, auf welcher die Mehrzahl der Leser

sol-

solcher Schriften steht, das Vertrauen hegen, daß die vorlesenden, außer etwa in Wachtstuben und auf Bierbänken, kein Glück machen werden.

Nr. 13. Man weiß nicht recht, was man aus dieser Schrift machen soll; und ob der Zweck derselben dahin geht, ein Seitenstück zu Herrn W — ls Spukgeschichte zu liefern, oder diese lächerlich zu machen. Der Inhalt ist kürzlich folgender: Die angebliche Verfasserinn, welche ihren jungen schönen Gatten zärtlich liebt, verliert ihn an der Schwindsucht, und verlobt sich bald nach seinem Tode, mit einem einnehmenden jungen Manne, dem Kommerzienrathe Truthahn. Sie hat sich von ihrem ersten Gemahle, das Versprechen geben lassen, daß er, nach seinem Tode, ihr wieder erscheinen wolle. Diese Zusage wird in welchem Maaße erfüllt; denn als die junge Wittwe, ihrem etwas begehrlichen Verlobten Freyheiten gestatten wollte, die eigentlich der Brautnacht aufbewahrt bleiben sollten, knipp es sie dreymal heftig in die Waden; die von dem Truthahn zum Geschenk erhaltenen Aprikosen schmeckten nach altem Wildprett, einem Lieblingsgerichte des Verstorbenen; in ihrem Zimmer verbreitete sich Nelkenduft, den der gewesene Gatte vorzüglich liebte; noch mehr! sie fühlte sich, von einer unsichtbaren Macht den Arm gehalten, als sie den Namensbuchstaben des neuen Geliebten, auf einem, demselben zum Geschenke bestimmten Tabacksbeutel sticken wollte. Da dieß Alles aber nichts verfangen wollte, erschien der Verstorbene bey nächtlicher Weile kurz vor der Hochzeit leibhaftig, und warnte seine vormalige Ehefrau vor einer Verbindung mit dem obgedachten Truthahn, weil derselbe ein schlechtgesinnter Mensch sey, wodurch sie auch so erschüttert ward, daß sie sich, an dem zur Hochzeit bestimmten Tage, von ihm loskaufte. — Die von dem, aus dem Reiche der Todten wiedergekehrten Gemahle ertheilte Nachricht, bestätigte sich vollkommen; indem Truthahn eines begangenen Mordes beschuldigt, und wegen mehrerer schändlicher Verbrechen gefänglich eingezogen ward. Dieser Vorfall hat die Erzählerinn bestimmt, bis an ihr, Gott gebe! seliges Ende, ledig zu bleiben. — In einer beygefügten Nachschrift wird ein Versuch gemacht, jene Erscheinungen natürlich zu erklären.

Wg.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unsers Erdtheils; von C. Meiners, Hofrath und Professor in Göttingen. Dritter Band. Göttingen, bey Röwer. VI u. 416 S. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Wie sich zu benehmen sey, auch von diesem dritten Bande, dem noch ein vierter folgen soll, eine nur halbweg genügeleistende Anzeige zu liefern, ist Rec. wirklich in Verlegenheit. Daß hinter- oder nebeneinander aufgestellte Geschichte aller europäischen Universitäten das langweiligste Ding von der Welt seyn würde, muß man freylich gestehen; was seit 6 oder 700 Jahren aber für Veränderungen mit diesen sogenannten hohen Schulen sich etwan ereignet, unter ein paar Schock Rubriken zu werfen, ohne für innern Zusammenhang, fruchtbaren Ueberblick und schickliche Ruhepunkte anders als durch kurze Aufschriften zu sorgen, scheint doch auch keine Methode, die, so leicht sie dem Sammler selbst geworden seyn mag, den besonnenen Leser anziehen und festhalten wird. Zwar selbst die allerneuesten Universitäten tragen in Hinsicht auf Zuschnitt und Verfassung, mehr oder weniger nur, noch immer das Gepräge ihrer ältesten Vorgängerinnen; und somit, möchte man denken, wäre das Ausmitteln gewisser Zeitperioden nicht eben nöthig. Wer indeß auch nur

solcher Schriften geht, das Vertrauen hegen, daß die vorlies genden, außer etwa in Wachtstuben und auf Bierbänken, kein Glück machen werden.

Nr. 13. Man weiß nicht recht, was man aus dieser Schrift machen soll; und ob der Zweck derselben dahin geht, ein Seitenstück zu Herrn W — ls Spukgeschichte zu liefern, oder diese lächerlich zu machen. Der Inhalt ist kürzlich folgender: Die angebliche Verfasserinn, welche ihren jungen schönen Gatten zärtlich liebt, verliert ihn an der Schwindsucht, und verlobt sich bald nach seinem Tode, mit einem einnehmenden jungen Manne, dem Kommerzienrathe Truthahn. Sie hat sich von ihrem ersten Gemahle, das Versprechen geben lassen, daß er, nach seinem Tode, ihr wieder erscheinen wolle. Diese Zusage wird in reichem Maaße erfüllt; denn, als die junge Wittwe, ihrem etwas begehrlichen Verlobten Freyheiten gestatten wollte, die eigentlich der Brautnacht aufbewahrt bleiben sollten, knipp es sie dreymal heftig in die Waden; die von dem Truthahn zum Geschenk erhaltenen Apelosen schmeckten nach altem Wildprett, einem Lieblingsgerichte des Verstorbenen; in ihrem Zimmer verbreitete sich Nelkenduft, den der gewesene Gatte vorzüglich liebte; noch mehr! sie fühlte sich, von einer unsichtbaren Macht den Arm gehalten, als sie den Namensbuchstaben des neuen Geliebten, auf einem, demselben zum Geschenke bestimmten Tabacksbeutel sticken wollte. Da dieß Alles aber nichts verfangen wollte, erschien der Verstorbene bey nächtlicher Weile kurz vor der Hochzeit leibhaftig, und warnte seine vormalige Ehefrau, vor einer Verbindung mit dem obgedachten Truthahn, weil derselbe ein schrecklichgesinnter Mensch sey, wodurch sie auch so erschüttert ward, daß sie sich, an dem für Hochzeit bestimmten Tage, von ihm loskaufte. — Die von dem, aus dem Reiche der Todten wiedergekehrten Gemahle ertheilte Nachricht, bestätigte sich vollkommen; indem Truthahn eines begangenen Mordes beschuldigt, und wegen mehrerer schändlicher Verbrechen gefänglich eingezogen ward. Dieser Vorfall hat die Erzählerinn bestimmt, bis an ihr, Gott gebe! seliges Ende, ledig zu bleiben. — In einer beygefügten Nachschrift wird ein Versuch gemacht, jene Erscheinungen natürlich zu erklären.

Wg.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unsers Erdtheils; von C. Meiners, Hofrath und Professor in Göttingen. Dritter Band. Göttingen, bey Röwer. VI u. 416 S. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Wie sich zu benehmen sey, auch von diesem dritten Bande, dem noch ein vierter folgen soll, eine nur halbweg genügeleistende Anzeige zu liefern, ist Rec. wirklich in Verlegenheit. Daß hinter- oder nebeneinander aufgestellte Geschichte aller europäischen Universitäten das langweiligste Ding von der Welt seyn würde, muß man freylich gestehen; was seit 6 oder 700 Jahren aber für Veränderungen mit diesen sogenannten hohen Schulen sich etwan ereignet, unter ein paar Schock Rubriken zu werfen, ohne für innern Zusammenhang, fruchtbaren Ueberblick und schickliche Ruhepunkte anders als durch kurze Aufschriften zu sorgen, scheint doch auch keine Methode, die, so leicht sie dem Sammler selbst geworden seyn mag, den besonnenen Leser anziehen und festhalten wird. Zwar selbst die allerneuesten Universitäten tragen in Hinsicht auf Zuschnitt und Verfassung, mehr oder weniger nur, noch immer das Gepräge ihrer ältesten Vorgängerinnen; und somit, möchte man denken, wäre das Ausmitteln gewisser Zeitperioden nicht eben nöthig. Wer indeß auch nur

den gewaltigen Einfluß beobachtet hat, den die im XVI. Jahrhundert angefangne Glaubensreinigung auf alle Staats- und bürgerliche Verhältnisse, so wie auf den Geist der Sprachen selbst zeitig genug äußern müssen, wird hieraus allein schon entnehmen können, daß z. B. Eintheilung einer Universitäten-Geschichte in die vor und nach der Reformation gar nichts Ueberflüssiges; sondern ein sehr verkürzter Weg zu Ansichten und Vergleichungen gewesen wäre, die der Beobachter nunmehr aus einer fast unübersehlichen Menge hier aufgehäufter, nur sehr lose zusammenhängender Notizen sich erst selber bilden muß; wenn ihm anders so viel Geduld bleibt, durch das unbehülfliche Ganze sich bis an's Ende zu arbeiten! Auch im vorliegenden Bande stößt man häufig auf Gegenstände, wovon Herr M. bereits in den frühern Abtheilungen, und das mehr als einmal gesprochen gehabt. Diese werden daher gleichfalls immer zur Hand seyn müssen; denn wer darf sich ein so festes Gedächtniß zutraun, von einer Messe zur andern nichts vergessen zu haben? Auch die aus seiner unermüdeten Feder indeß erschienenen zwey Bände über Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten ꝛc. enthalten Manches, was nicht nur vaterländisches, sondern Universitätswesen überhaupt betrifft. Hierzu kommt noch, daß Herr M. als Mitglied der Göttinger Gelehrten-Societät seinen Kollegen Abhandlungen vorzulesen anfängt, die einzelne Seiten eben dieses Gegenstandes noch näher beleuchten, und ohne Zweifel ebenfalls für den Abdruck bestimmt sind. Sogar vor Beendigung der Universitäten-Geschichte noch, kommen aus seinem Schreibepult schon akademische Annalen zum Vorschein, (s. 98. Band unsrer Bibl.) worin abermals Dinge stehen, die man billig in jener erwartet hätte; zum Theil auch wirklich darin berührt worden, hier aber sich von neuem erörtert oder nachgeholt finden. Alles Nebenumstände, die den Gebrauch des mit gut beurkundeten Thatsachen sonst überreichlich ausgestatteten Hauptwerks ungemein erschweren, und doch so leicht würden zu beseitigen gewesen seyn, wenn der Verf. entweder bessere Methode gewählt, oder sich hätte entschließen können, einen Theil wenigstens seiner Materialien lieber ganz aufzuopfern: eine Entsagung, die so rastlosen Sammlern freylich sauer genug ankommen mag! ohne die aber ein klassisch bleibendes Werk sich nicht wohl denken läßt.

Bey so bewandten Umständen und aus Besorgniß, Angaben zu wiederholen, die von Rec. schon aus den frühern Theilen gehoben worden, ist für dießmal nichts weiter zu thun, als die Inhaltsanzeige des vorliegenden Bandes geduldig abzuschreiben; weil unsre Leser doch wenigstens werden wissen wollen, an was für Gegenstände in demselben die Reihe gekommen; da sich denn von selbst ergeben wird, daß an Aushub des Wichtigern, oder Auszug des umständlicher Vorgetragnen sich in so beschränktem Raume gar nicht denken läßt. — Die vom V. bis XI. fortlaufenden sieben Abschnitte, oder wie Herr M. sie nennet: Bücher, enthalten nämlich die Geschichte: V. der Erhaltet der Privilegien und Gesetze hoher Schulen, der Konservatoren, Protektoren, Kuratoren, Visitatoren, Reformatoren, Kanzler (von dieser Würde hatten zwey Vorlesungen in der Götting. Societät umständlicher gehandelt, noch aber den Gegenstand nicht erschöpft; was indeß hier auszugsweise geschieht,) Superintendenten, Direktoren und Präsidenten akademischer Korporationen. VI. der großen sowohl als kleinen akademischen Räthe, wie auch der akademischen Gerichte, der Comitiorum Universitatis, der Senate, Konsilien, Kongregationen, Konsistorien, Deputationen, Konvokationen, wöchentlicher Gerichte. VII. der Würde von Rektoren, Prorektoren und Direktoren, wie auch der Aemter von Syndicis und Sekretarien, nebst einem Anhange über die Pedellen. VIII. Geschichte der Lehrer hoher Schulen. IX. Geschichte der Hörsäle, Schul- und Lesezeiten, der Vorleser und Uebungen, auch der Ferien auf Universitäten. X. Geschichte der Universitäts-Verwandten. XI. der Privilegien von Studierenden, der Inskription und Matrikel; besonders der Klassen, oder der Ungleichheit von Studierenden. —

Daß, wie schon mehrmals geklagt, weder Kolumnentitel, noch Marginalien bey'm Abdrucke des Werks angebracht, ja in der Inhaltsanzeige nicht einmal bemaerkt worden, mit welcher Blattseite die Hauptabschnitte anheben, macht die Benutzung des Ganzen von Band zu Band immer beschwerlicher; und solcher Leser (es müßten denn die Plagiarier seyn; als worin es bekanntlich niemals gefehlt hat, oder je fehlen wird!) die mit der Feder in der Hand sich hier selber zu helfen genejgt seyn möchten, dürfte es doch fürwahr, in unsern arbeitsscheuen Zeiten besonders nur sehr we-

nige geben! Auch deßhalb schon, weil diese Lesrey unaufhörliche Rückblicke auf Stellen verlangt, wo von denselben Gegenständen bereits die Rede gewesen. Allein statt seine Klagen hierüber, als denen ein genaues Register, zum Theil wenigstens, vielleicht noch abhilft, weiter zu verfolgen, will Rec. die bey Anzeige des 2ten Theils dieser Universitätens Geschichte (89. Bd. S. 367 u. f. unsrer N. A. D. Bibl.) das ehemalige Censurwesen auf hohen Schulen betreffende, und von ihm beygebrachte Motiz lieber in der Kürze ergänzen. Wenn nämlich die beyden daselbst erwähnten Ausgaben der Varii articuli *Parisius* Studiose condemnati etc. unter der Presse geschwitzt? hatte sich damals noch nicht angeben lassen. Auch jetzt noch läßt es sich nicht. Seitdem ist jedoch Rec. auf ein andres, aus dem XV. Jahrhundert sich herschreibendes, und mit Jahrangabe versehenes Buch gestoßen, das besagte Articulos condemnatos gleichfalls enthält. Die Folioausgabe nämlich der Libri IV. Sententiarum des P. Lombardus, Basel, bey Kesler. 1488; wo solche gegen das Ende zu unter der Aufschrift eingerückt stehen: Sequuntur Varii articuli erronei omnium pene facultatum in *anglia* et *parisius* studiose et autoritative condemnati cum revocatione eorundem — und 15 enge gedruckte Blätter in doppelter Kolumne füllen. — Wie P. Lombardus zur Ehre kam, daß diese Articuli condemnati in sein Werk aufgenommen wurden? Weil mitten unter denselben auch aus ihm 28 Stellen befindlich sind: in quibus magister sententiarum non tenetur communiter ab omnibus. Nach seinem Tode versteht sich; denn während seiner Lebenszeit hätte man schwerlich sich an ihm vergriffen, weßhalb auch von einem Widerrufe hier eben so wenig Etwas vorkommt, als von dem Hauptumstande, wer die Gegner gewesen, die sich das Recht angemaaßt, besagte 28 Aeußerungen für solche zu erklären, an die man unbedingt nicht zu glauben brauche? Uebrigens wurden die Articuli condemnati doch schon für so anlockend gehalten, daß selbst auf dem Haupttitel des derben Folianten ihrer ausdrücklich erwähnt wird; als wo es heißt: Textus Sententiarum cum Conclusionibus (nämlich dem Kommentar des damals sehr beliebten Henricus de Gorichem) ac Titulis Quaestionum S. Thomae *Articulisque Parisiensibus*, et in quibus Magister communiter non tenetur. — Auch fand das Werk, obgleich in Folio, so guten Absatz, daß man im folgenden

Jahre

Jahre es abermals auflegen mußte; wie denn überhaupt die Libri Sententiarum mit Gorichem's Konklusionen bey dem einzigen Kesler zu Basel von 1486 — 98 sechsmal abgedruckt wurden: eine Ehre, die den Hirngespinsten unserer Schellinge und andrer allerneuesten Idealphilosophen, wie man hoffen muß, wohl nicht zu Theil werden dürfte! Ob die Articuli Parisius condemnati etc. in allen Basler Ausgaben stehen, wird aus Panzers Annalib. typograph. nicht ersichtlich.

Bey der von 1488 hat der Basler Buchdrucker zwar keine richtigere Handschrift, oder einen korrektern frühern Druck vor Augen gehabt; denn die chronologischen und andern Fehler finden größtentheils auch hier sich wieder; seine Ausgabe hat indeß den Vorzug, aus vollständigern Akten gezogen zu seyn; weil noch zwey, fünf ganze Blätter füllende, und der von Rec. beschriebnen Quartausgabe fehlende Verhandlungen sich angehängt finden. Nämlich eine per *Cancellarium* (damals der bekannte Joh. Gerson; seinen Vorgängern in der Kanzlerwürde hatte man das Recht in Censurangelegenheiten mit zu sprechen, mehrmals streitig gemacht,) et almam facultatem theologicam im Jahre 1398 — zweymal der Druckfehler 1318 — ausgefertigte Determinatio super quibusdam *superstitionibus* noviter exortis: magische Gaukeleyen nämlich und Sophistereyen darüber, die in 27 Artikeln kurz angegeben, und geradehin als vernunft- und schriftwidrig verdammt werden. Sodann die sehr umständlichen Excerpta principalium articulorum tractatus ejusdem contra errores fratris *Johannis de Montesono* ordinis praedicatorum Parisius condemnatos. Gegen die immaculatam virginis Mariae conceptionem besonders, so wie gegen die Gerichtsbarkeit des Pariser Bischofs und dasiger Universität hatte dieser Jean de Montson, aus Arragonien gebürtig, sich mit vieler Kühnheit erklärt, und war von dem Bischof von Evreux, Beichtvater des Königs, gleichfalls einem Dominikaner, geraume Zeit hindurch darin bestärkt worden. In welchem Jahre dieses geschehen, wird nicht erwähnt, und eben so wenig wer den Aufsatz gefertigt; wohl aber, daß die Deliberatio universitatis studii Parisiensis et specialiter *Doctorum Baccalaureorum* facultatis theologicae, die hierbey auch Mitglieder der drey andern Fakultäten zu Rath gezogen hätten, überall zum Grunde

lleae. Aus Buläus und Crevier, als die den Handel selbst umständlich genug beschrieben, weiß man indeß, daß solcher im Jahre 1387 seinen Anfang nahm, und der Streit mit großer Erbitterung geführt wurde; endlich aber doch zu Gunsten der unbefleckten Empfängniß und der Pariser Universität, zum Nachtheil also der Thomisten, ausfiel; wie denn auch der Beichtvater des Königs, und das in Gegenwart desselben, sich zum Widerruf bequemen mußte. Da der ganze Dominikanerorden sich seines Mitbruders angenommen gehabt, und hierbey nur zu oft grobe Bößen gegeben, benutzt der ihnen wenig geneigt sich zeigende Crevier diese Gelegenheit, alle dem Orden während gedachter Streitigkeit in Frankreich widerfahrnen Demüthigungen, auch aus andern Quellen noch, uns mit großer Beßflenheit zu erzählen. Uebrigens ist dieser, wie zu vermuthen, auf Vorlangen der Universität geschriebne, und in der Basler Ausgabe von 1488 wirklich befindliche Aufsatz des Ungenannten gerade derjenige, dessen Buläus im 1sten Bande S. 632 als eines noch handschriftlich vorhandnen, in drey Kapitel getheilten und merkwürdigen Aktenstücks erwähnt, und ohne zu wissen, daß solches schon mehrmals unter der Presse geschwitzt, sich die Bekanntmachung desselben durch den Druck für einen bequemern Ort vorbehielt: der sich jedoch, so viel Rec. davon weiß, in der Folge nicht weiter finden lassen.

Do.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Neueste allgemeine Geographie der gegenwärtigen Zeiten. Ein vollständiges geographisch-statistisches Handbuch der gesammten Erd- und Länderkunde in vier Bänden von Chr. Adam Müller. Zweyter Band, Europens sämmtliche Staaten beschließend. Hof, bey Grau. 1804. XII und 660 Seit. gr. 8. nebst 28 Seit. Register. Dritter Band, Asien, Afrika und Westindien enthaltend.

tend. XIV und 520 Seit. Register 18 Seit. Vierter und letzter Band, Amerika und Australien enthaltend. 1804. XX und 456 Seit. Register 12 Seit. 4 Rl. 16 gr.

Wie schon der Titel anzeigt, enthalten die 3 letzten Bände, da der erste einzig vom deutschen Reiche handelte, die übrigen Staaten Europens, und die Erdbeschreibung der andern 4 Erdtheile. Rec. hat bey der Anzeige des ersten Bandes im 91. Bande unserer Bibl. S. 161 — sowohl über den Plan selbst, als auch über die Art der Ausführung desselben ausführlich seine Meinung gesagt. So wie der Verf. bey Bearbeitung dieser 3 Bände sich im Ganzen gleich geblieben ist: so muß auch Rec. seinem über den ersten Band gefällten Urtheile getreu bleiben, und wenn gleich Rec. weniger auffallende Fehler und Unrichtigkeiten bemerkt hat: so könnte er doch auch aus diesen 3 Bänden eine große Anzahl von Fehlern ausheben; doch er traut es dem Verf. zu, daß, wenn es zu einer neuen Auflage dieses Werks kommen sollte, er mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit dasselbe durchgehen werde, um es vollkommener zu machen. Der Verf. vertheidigt sich zwar in der Vorrede zur 2ten Abtheilung des 3ten Bandes gegen die Bemerkungen des Rec., welche er über den ersten Band mit Freymüthigkeit seiner Ueberzeugung gemäß gemacht hat; er schreyt, wie gewöhnlich, über Ungerechtigkeiten, seichte Kenntnisse, und das boshafte Betragen mancher Recensenten; aber was er als Gegenbemerkungen beybringt, beruht theils auf Mißverstand, theils bestätigt es selbst des Rec. Bemerkungen, theils verweiset er auf den 2ten Band, wo man das Wahre und Richtige finden werde. Auch verdreht der Vertheidiger des Rec. Meinung. So z. B. schiebt derselbe bey der Bemerkung des Rec.: ganz unnöthig ist diese besondere Rubrik — in einer Parenthese die Worte „von künstlichen Produkten" — ein, und redet nun von Albernheiten — ja freylich! wenn man solche Albernheiten hineinträgt, und so sinnlos den Sinn des Schriftstellers interpretirt! Rec. redete ja ganz offenbar von dem, worauf der Verf. als auf etwas Eigenes und Auszeichnendes einen besondern Werth zu setzen scheint — daß er nämlich die natürlichen Erzeugnisse des Landes besonders

anführt, ehe er von der künstlichen Kultur redet. Er müsse also bey dem Worte „Rubrik“ die Worte „von natürlichen „Erzeugnissen“ hinzusetzen; dann möchte die Bemerkung des Rec. einen ganz andern Sinn haben. Eben so redet er von einer Klassifikation des Bodens, welche Rec. gemacht haben soll, wovon wieder in der Recension nichts gefunden wird. Doch man vergleiche, wenn man Lust hat, selbst Recension und Vertheidigung mit einander!

Benjamin Bergmann's nomadische Streifereyen unter den Kalmüken in den Jahren 1802 und 1803. Dritter Theil. Riga, bey Hartmann. 1804. 302 Seit. 8.

Dieser Theil beschäftigt sich mit dem Religionssysteme der Mongolen. In der Einleitung zeigt der Verf., daß die Religionsideen und religiösen Gebräuche der ältern Völker sehr übereinstimmend sind, und besonders mit denen in Indien die auffallendste Aehnlichkeit haben. Die Indier hätten aber von keinem andern Volke ihre Religionsmeinungen hergeholt; sondern hätten vielmehr ein ursprüngliches Religionssystem, aus dem andere Völker mehr oder weniger geschöpft hätten, wenigstens müsse man dieses in Ansehung des mongolischen Religionssystems zugestehen; denn die Mongolen behaupten selbst, ihre Religion unmittelbar aus Tibet, und mittelbar aus Aemätkät (südlichem Asien, Indien) erhalten zu haben, so wie sie auch noch die ämätkätischen Schriftzeichen zum Andenken des Ursprungs aufbehalten hätten. Der erste Aufsatz giebt einen kurzen Abriß von dem tiberanisch-mongolischen Lehrsystem. Den Inhalt hat der Verf. meistens aus Original-Urkunden mit Benutzung der mongolischen Nachrichten von Pallas entlehnt; doch ist er in einigen Stücken durch Nachforschung auf andere Resultate gekommen. Der zweyte Aufsatz ist eine sehr kurze Abhandlung von dem kalmükischen Religionsdienste. 3. Der Weltspiegel — eine mongolische Urkunde — hat zwar nicht den praktischen Werth anderer Werke der Mongolen; giebt aber doch manche Aufschlüsse über die lamischen Träumereyen, und ist in einem verständlichen Style abgefaßt. Man findet hier verschiedene Angaben, die den mongolischen Nachrichten des

Herrn

Herrn Pallas zuwiderlaufen. 4. Bokdo Güssürchan, eine mongolische Religionsschrift in 2 Büchern, hat bey den Kalmüken das Ansehen einer ehrwürdigen Urkunde. Der Inhalt dieser Schrift verbreitet einiges Licht über die mongolische Vorstellung von der Seele, so wie über die Eigenschaften und Kräfte der mongolischen Gottheiten. 5. Der Uschandarchan, eine andere mongolische Religionsschrift, verräth durch die darin liegenden Grundsätze von Kasteyung des Fleisches seinen indischen Ursprung; er steht bey den Kalmüken noch in großem Ansehen.

Mm.

Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder- Menschen- und Produktenkunde. Für jede Klasse von Lesern, von E. A. W. von Zimmermann. Vierter Jahrgang für das Jahr 1805. Leipzig, bey Fleischer dem jüng. 283 Seit. 16. Mit 9 Kupfern. 1 Charte. 2 Rl. 6 gr.

Der vierte Jahrgang dieses beyfallswürdigen Taschenbuches, empfiehlt sich durch eine ungemein koncentrirte Darstellung der unter Canada gelegnen Theile von Nordamerika. Der treffliche Verf. hat dabey sein größeres Werk: Vergleich zwischen Frankreich und den Freystaaten von N. A. zum Grunde gelegt; zugleich aber auch alle später über diesen Gegenstand erschienenen Schriften benutzt, wodurch seine Schilderung dann, neben dem Verdienste eines eigenthümlichen Fleißes, auch noch das Verdienst einer besondern Vollständigkeit erhalten hat. Nord-Amerika in seiner Gestalt, vor der Ansiedlung der Europäer, seine alten Völkerschaften, nach ihrem physischen und moralischen Charakter, seine damalige Beschaffenheit und Naturerzeugnisse; die ersten europäischen Ansiedlungen, die anfängliche Kultur des Landes durch sie; die Fortschritte dieser Kultur bis zur Erhebung eines ordentlichen Staates, und die neuste Verfassung desselben, werden dem Leser mit großer Lebhaftigkeit und Verstinne

lichung vorgeführt. Mit steigendem Interesse und befriedigter Wißbegierde folgt er dem glücklichen Darsteller aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus der Urzeit in die jetzige; weilt sinnend bey den großen Naturmassen — und Erscheinungen dieses fernen Welttheils, und steht schöpfend aus dem Quell des Menschenstudiums. Bewundert er in jenen den unendlichen Reichthum einer nie ermüdenden Schöpfungskraft: so weckt ihn dieses zum fruchtbaren Nachdenken über seine eigene Natur, ihre Energie auch in dem rohesten Wilden, und ihre Gott ähnliche Wirksamkeit, wenn sie sich auf die Stufe ihrer Ausbildung und Reife erhoben, und den promethäischen Funken in sich, ihrer Bestimmung gemäß, entwickelt hat. So gewährt ihm dieses Buch eine eben so anziehende, als nützliche Lektüre.

Selbst die Kupferbilder sind hier nicht bloße Zierrathen, sie dienen sämmtlich zu einer höhern Veranschaulichung der beschriebenen Gegenstände, und machen den Künstlern, wie dem Verleger, Ehre. Möge ein so belehrend-unterhaltendes Institut, wie dieses, noch lange bestehn. An Lesern wird es ihm hoffentlich nie fehlen, so lange ein Herausgeber, wie Herr von Zimmermann, es besorgt.

Be.

Allgemeines Handbuch der Statistik, enthaltend eine möglichst vollständige und pragmatische Uebersicht des statistischen Gehalts sämmtlicher europäischen Mächte gegen den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, in vier Abtheilungen. Erste Abtheilung, welche die großen Kontinental und primären Seemächte begreift, von Müller, Professor auf der Kurhessischen Universität Rinteln. Bremen, bey Seyffert. 1804. 33½ Bogen. 4. 2 Rt.

Da der Vers. nur eine statistische General-Uebersicht der Reiche Europa's zu geben verspricht: so hat er sich auch in keine ausführliche Darstellung der innern Regierungsverfassung

sung in allen ihren Details, noch anderer politischer oder gar mikrologischer Objekte eingelassen. Er will nur die Data, woraus man zusammengenommen sich einen ziemlichen vollständigen Begriff von der politischen Macht eines Staats in Vergleichung mit der anderer Staaten machen kann, sammlen und ordnen. Welche Hülfsmittel er an seinem von unentbehrlichen literarischen Hülfsmitteln ganz entblößten Orte hat benutzen können, hat er treu, verständig, und mit kritischem Sinne gebraucht. In diesen 3 Stücken befindet sich die statistische Uebersicht der großen Republik Frankreich, des großbritannischen Reichs, und des gesammten russischen Reichs. Dem Handel dieser 3 Staaten hat der Vf. besonders seine Aufmerksamkeit gewidmet. Bey Frankreich hat er die Größe und Volksmenge, theils der einzelnen ehemaligen Provinzen nach Schlözers Staatsanzeigen und Neckers bekanntem Werke traité de l'administration des finances de France 1784, theils der 88 Departements, welche Frankreich bis zum Jahre 1795 enthielt, nach Posselts europäischen Annalen berechnet, und bey Rußland giebt er in einer Tabelle eine Uebersicht sämmtlicher Völkerschaften des russischen Reichs nach ihrer Abstammung und Religion. Gegen die Ordnung, wie die Materien auf einander folgen, die sehr willkührlich ist, könnte man Manches einwenden.

1. Neuestes Staats- Zeitungs- Reise- Post- und Handlungs-Lexikon, oder geographisch-historisch-statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde — verfaßt von P. A. Winkopp, Kurfürstlich-Erzkanzlerischem Hofkammerrathe. Zweyter Band. Leipzig, in der von Kleefeldschen Buchhandlung. 1804. 1805. 71 Bog. 4. 4 Rt. Dritter Band. 640 Seit. 2 Rt. 12 Gr.

2. Allgemeines historisch-statistisch-geographisches Handlungs- Post- und Zeitungs-Lexikon für Geschäftsmänner, Handelsleute, Reisende und Zeitungsleser — von einer Gesellschaft kundiger Männer,

ner, größtentheils aus handschriftlichen Nachrichten gesammelt; ausgearbeitet und herausgegeben von Theophil Friedrich Ehrmann. Erster Band. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandlung. 1804. 1652 Seit. 4. 3 Rt. 8 Gr. Zweyter Band, fortgesetzt von D. Heinrich Schorch, Professor zu Erfurt. 1805. 1440 S. 2 Rt. 16 Gr.

1. Was Rec. bey Anzeige des 1sten Bandes jenes Werks schon bemerkt hatte, daß dieses Werk dem Titel: Zeitungs- und Handlungs-Lexikon — wenig entspreche, daß die geographischen Artikel zu dürftig ausgestattet, auch bey der Auswahl der Oerter nicht auf Wichtigkeit und Merkwürdigkeit derselben Rücksicht genommen worden sey, diese Bemerkung muß er bey der Durchsicht dieser beyden Bände wiederholen. In der Vorrede zum dritten Bande versichert zwar der Verf., daß er sein Werk nicht für bloße Zeitungsleser bestimmt; sondern auf den Kaufmann, auf den Postofficianten, auf Beamte, und auf solche besonders Rücksicht genommen habe, welche sich die unabsehbare!! Menge topographischer Werke wohl nicht anschaffen können, oder wollen; aber warum nennt er denn ein Zeitungs- und Handlungs-Lexikon, wenn es nur ein geographisches Lexikon seyn soll, und Topographie Hauptsache in demselben ist? Diese beyden Bände schließen die Buchstaben E bis L in sich.

2. Der Professor Ehrmann, welcher als Haupt-Redakteur angeführt wurde, hatte schon vor Erscheinung des zweyten Bandes öffentlich angezeigt, daß er an der Herausgabe dieses Werks jetzt keinen Antheil mehr habe; von ihm sind auch nur die beyliegenden Ländertafeln von Afrika, Amerika, Asien, Australien, Deutschland, Frankreich, Europa, und die statistische Uebersichtstabelle von Europa — diese Tabellen sind sehr lehrreich, und enthalten, wie sich vom Professor Ehrmann wohl mit Recht erwarten ließ, größtentheils richtige geographische Darstellungen. Die Redaktion des Werks hatte zwar der Doktor Hufnagel übernommen; aber mit der Bearbeitung des Buchstabens F hört auch die Theilnahme der vorigen Mitarbeiter

ter an diesem Werke auf, und die Verlagshandlung hat nun die Ausarbeitung und Redaktion desselben dem Professor Schorch aufgetragen, welcher außer der speciellen geographischen Darstellung, auch vorzüglich auf das Statistische, Technologische und Merkantilische, weniger auf das Historische Rücksicht zu nehmen sich vorgesetzt hat. Mit dem Buchstaben H, mit dem des neuen Redakteurs Bearbeitung erst begann, hat er zur Ersparung des Raums Abkürzungen eingeführt. Von dem Professor Ehrmann sind auch dem 2ten Bande 3 Tabellen beygelegt worden: eine Posttabelle von Deutschland, welche alle gangbaren Postrouten nebst den Distanzen enthält; eine allgemeine Uebersichtstabelle des Handels der europäischen Staaten, und eine kurze Uebersicht der Nebenländer, Besitzungen und Niederlassungen der europäischen Staaten in andern Erdtheilen. Das geographische Fach ist nach dem Plane des Werks am ausführlichsten bearbeitet worden. Im 1sten Bande zeigen die Verfasser die wichtigsten Schriften an, aus welchen sie geschöpft haben; versichern aber, handschriftliche Nachrichten als ihre vorzüglichste und eigentliche Quelle benützt zu haben. Aber von diesen vorher wenig bekannten, oder auch nur zuverlässigern Nachrichten, als die bekannten waren, hat Rec. wenige Spuren gefunden; wenn nur das Bekannte immer richtig und genau vorgetragen wäre: dann würde man schon zufrieden seyn können! Doch die Verfasser haben ja schon selbst in der Vorrede den Anfang gemacht, Unrichtigkeiten zu verbessern, und der neue Herausgeber verspricht in der Vorrede zum 2ten Bande, ein nach der nähern Detaillirung des Plans geordnetes Register der Quellen, so wie einen berichtigenden und ergänzenden Anhang über sämmtliche Länder nach Vollendung des Ganzen frey nachzuliefern! — Der 1ste Band schließt mit dem Buchstaben Ez; der 2te mit dem Buchstaben J.

2. Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt, und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortge-

fortgesetzt von J. F. Ehrmann. Zehnter bis sechszehnter Band. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Komtoirs. 1804. 8. Mit Charten und Kupfern. 17 Mg. 6 Gr.

2. W. Wittmann's, der Arzneykunde Doktors, Reise in der europäischen Türkey, Kleinasien, Syrien und Aegypten, in den Jahren 1799—1802. Nebst Bemerkungen über die Pest und andern in der Türkey herrschenden Krankheiten, wie auch einem meteorologischen Tagebuche. Aus dem Englischen mit Anmerkungen, und übersetzt von J. A. Bergk. Erster Band. Leipzig, bey Rein und Komp. 1804. XXI und 293 Seit. 8. Mit illum. Kupfern. 3 Mg.

1. Die zu große Konkurrenz der Uebersetzer hat verursacht, daß diese Bibliothek im vorigen Jahre durch viele Theile vergrößert worden ist; aber die Theile folgen fast zu schnell auf einander, als daß theils der Herausgeber die Reisebeschreibungen mit den nöthigen Einleitungen hinreichend ausstatten; theils die Uebersetzer bey den für die Geographie und Statistik, für welche diese Sammlung eigentlich bestimmt ist, ose unwichtigen Nachrichten die zweckmäßigste Auswahl und Abkürzung treffen können. Am Ende muß man befürchten, daß bey dem hochstrigenden Preise dieses Werkes die Käufer ermüden, und die Sammlung unerwartet ihr Ende erreicht. Die Weitläuftigkeit dieses Werks erlaubt nur eine allgemeine Anzeige der Reisebeschreibungen, welche es enthält, und dessen, was in Ansehung derselben zum Besten des Lesers geschehen ist.

Der zehnte Band enthält 2 Werke. 1) Die Schilderung von Louisiana aus dem Französischen des von Duvalon herausgegebenen Werkes abgekürzt. In einer Einleitung hat der Herausgeber die Geschichte dieses Landes kurz erzählt, und eine Literatur der Kunde von demselben hinzugefügt. Der Verf. dieser Schilderung scheint zwar gegen

diese

diese Landschaft und ihre Bewohner ziemlich eingenommen zu seyn, und hat auch seinem eigenen Geständnisse zu Folge das Innere des Landes selbst nicht gesehen; indessen trägt dieß Werk doch alle Merkmale der Glaubwürdigkeit an sich. Die Berichte des Verf. sind sehr lehrreich, und enthalten sehr viele schätzbare Angaben und Nachrichten zur nähern Kenntniß dieses Landes. Der Herausgeber hat noch ergänzende und berichtigende Beyträge aus Baudry de Lozières voyage à la Louisiane hinzugefügt; auch befindet sich bey diesem Werke eine Charte von Louisiana. 2) A. Rochón's Reisen nach Maroko und Indien in den Jahren 1769—1773 aus dem Französischen Auszugsweise übersetzt. Der Verf. hatte schon im Jahre 1791 eine Reisebeschreibung von Madagaskar geliefert, welche vielen Beyfall erhielt, und auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Da er seine Papiere verloren hatte: so konnten dem ersten Bande die andern Theile nicht sogleich nachfolgen; erst jetzt war er im Stande, diesen Verlust wieder zu ersetzen, und dem ersten Theile noch 2 Theile, welche seine Reise nach Maroko, und seine beyden Reisen nach Indien weitläuftig beschrieben enthalten, hinzuzufügen. Aus diesen beyden letztern Theilen wird nur ein kurzer Auszug geliefert, weil das Original theils zu viel nautisches und astronomisches Detail und eine Menge Digressionen enthält; theils auch die Reisen selbst in einen frühern Zeitraum fallen. In einem Anhange befindet sich noch die aus dem Französischen übersetzte Reise des Herrn von Crusmont, Ober-Kriegs-Kommissairs auf der Insel Bourbon nach dem Vulkan auf dieser Insel, welche sich in Frerons Année littéraire 1772, Th. VII. S. 73 befindet.

Den eilften Theil füllt größtentheils die wichtige Beschreibung der Insel Ceylon und ihrer Bewohner, von Robert Percival Esq., Officier unter dem 19ten Regimente der engl. Infanterie. Der Verf. hat sich 3 Jahre auf dieser Insel aufgehalten, und ob er gleich nicht Alles sehen und untersuchen konnte, was zu einer vollständigen Beschreibung dieser Insel gehört; auch, wie er selbst gesteht, nicht alle hierzu erforderlichen gelehrten Kenntnisse besaß: so enthält sein Werk doch die neueste, ausführlichste, und wie alle Umstände beweisen, glaubwürdigste Beschreibung von Ceylon, die ganz auf eigene Erfahrung gegründet ist, und deren Verf. sich als einen treuen Beobachter und Erzähler darstellt. Aber

so

so schätzbar auch diese allgemeine Beschreibung von Ceylon ist: so hat doch der Verf. dem Länder- Natur- und Menschenforscher noch eine große Nachlese übrig gelassen; es ist aber zu hoffen, daß, da diese Insel jetzt den Britten gehört, und sie mit den Waffen bis ins Innere des Landes gedrungen sind, bald ausführlichere und vollständigere Nachrichten nachfolgen werden. Die Uebersetzung ist von dem Legationsrath Weyland sorgfältig bearbeitet worden. Der Herausgeber hat eine historisch-literarische Einleitung, welche zugleich Vergleichungen mit den ältern Nachrichten von dieser Insel enthält, und eine kleine Zugabe von den Wedah's oder Wedassen aus Wolfs Reise nach Zeilan mit einigen Anmerkungen hinzugefügt. Dieser Reisebeschreibung ist eine reducirte Charte von Ceylon, welche Arrowsmith dem Originale beygefügt hat, beygelegt worden. Außerdem befinden sich in diesem Bande noch Karl Paultre's kurze geographische Nachrichten von Syrien, als Kommentar zu dessen neuen vortrefflichen Charte von Syrien, welche hier beygelegt ist; ferner des brittischen Schiffskapitäns Elmore's vermischte Nachrichten von verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien und vorzüglich in Ostindien. Das nautische Detail ist sehr abgekürzt, und nur die wichtigsten Schilderungen und Beyträge zur Völker- Länder- und Handelskunde ausgehoben worden.

In dem größten Theile des zwölften Bandes befindet sich Bory de St. Vincents, eines französischen Officiers, Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln. Der Verf., ein talentvoller junger Franzose, begleitete den Kapitän Baudin auf seiner Entdeckungsreise; besuchte selbst die Kanarien-Inseln, untersuchte die Naturmerkwürdigkeiten, zog von Allem genaue Erkundigung ein, und benutzte auch die besten spanischen Original-Schriftsteller über diese Inseln. Die Geschichte dieser Inseln ist ausführlich und gut vorgetragen, die Schilderung ihres natürlichen und sittlichen Zustandes, ihrer alten Bewohner, ihrer heutigen Verfassung, und ihrer Naturmerkwürdigkeiten, ist genau und interessant. Auch untersucht der Verf. ob die Kanarien-Inseln wirklich die glückseligen Inseln der Vorzeit, und ob sie die Ueberreste eines im Atlantischen Ocean versunkenen ehemaligen großen Landes sind. Endlich beschließt er mit einem Versuch über den Ursprung der Guanchen, der ursprünglichen

Be-

Bewohner dieser Inseln. Die Uebersetzung ist etwas abgekürzt, und die häufigen Digressionen und Deklamationen des Verf., so wie auch die drey letzten Kapitel, welche bloß antiquarischen Inhalts sind, weggelassen worden. Gegen den Engländer Glas, der vor ihm eine Beschreibung der Kanarien-Inseln bekannt gemacht hat, zeigt er eine besondere Animosität, und doch sind es nur Kleinigkeiten, worin er mit ihm verschiedener Meinung ist; in der Hauptsache stimmen sie überein. Der Herausgeber hat eine kurze Einleitung, worin die Schriften über diese Inseln angezeigt werden, vorangesetzt, einige berichtigende und erläuternde Anmerkungen und in einem Nachtrage mehrere Zusätze, als über die Guanchen, eine neue Reise auf den Pik von Teneriffa (Auszug aus einem Briefe von A. Cordier, französischem Bergwerks-Ingenieur) und eine Stelle aus Scherif Edrisi's Geographie, welche die Entdeckung der Kanarischen Inseln durch die Araber betrifft, hinzugefügt. Von den Kupfern des Originals sind nur die zwey schönen Charten von den Kanarischen Inseln überhaupt, und von der Insel Teneriffa insbesondere, beybehalten und in treuen Kopien zu dieser Uebersetzung geliefert worden. Das Beschluß dieses Theils macht des Esq. Mich. Devezins, vormaligen Königl. Großbritannischen Konsuls in Cypern und zu Aleppo, Nachrichten über Aleppo und Cypern, welche aus der noch ungedruckten Englischen Original-Handschrift von D. Harless, Prof. zu Erlangen, welcher die Witwe des Verf. geheyrathet hat, übersetzt und herausgegeben worden. Der Verf. hatte diese Nachrichten auf Verlangen des Englischen Ministeriums in englischer Sprache aufgesetzt; aber nicht abgeschickt; der Tod überraschte ihn 1793 zu Larnica auf der Insel Cypern, ehe er diese Arbeit vollendete. Dieses kleine Werk enthält mehrere schätzbare Nachrichten.

Der dreyzehnte Band ist bloß zur nähern Kenntniß Aegyptens bestimmt. Zum Grunde ist gelegt: Reise nach Aegypten und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände, während des dreyjährigen Aufenthalts der französischen Armee in diesem Lande (1798 — 1801 gesammelt von A. G....d, (Gollard) vormaligem Mitgliede der Kommission der Künste und Wissenschaften zu Kairo. Der Verf. hat sein Werk ein Gemälde von Aegypten

ten genannt; aber dieß ist es nicht; sondern vielmehr ein Tagebuch seiner Reise nach und aus Aegypten und sei-nes Aufenthalts daselbst, mit manchen interessanten Bemerkungen durchwebt, und mit einem Anhange vermehrt, der aus Aufsätzen, Berichten und Abhandlungen über al-lerley Aegypten betreffende Gegenstände besteht, welche beynahe alle aus dem Courier de l'Egypte und Décade Egyptienne entlehnt sind. In der Uebersetzung sind die Relationen von Kriegsvorfällen und die Aktenstücke der Verhandlungen weggelassen, und aus den Zusätzen der Vf. nur diejenigen ausgehoben worden, die für jeden deutschen Geographie-Freund Interesse haben können. Dafür ist aber dieser Uebersetzung ein neuer Anhang von interessanten Aufsätzen, die mit Auswahl aus den Mémoires sur l'Egypte, aus der Decade philosophique und dem Moniteur übersetzt sind, beygefügt worden, um soviel wie möglich die Kunde von Aegypten zu vervollständigen. Die vorangeschickte Einleitung des Herausgebers enthält eine kurze literarisch-geographische Uebersicht der Kunde von Aegypten; endlich ist auch noch eine reducirte, aber treue Kopie von der schönen Charte von Nieder-Aegypten beygefügt worden, welche Vouet an Ort und Stelle, selbst nach den Ortsbestimmungen, entworfen hat.

Den vierzehnten Band zeichnet besonders das Joh. Barrows Esq. lehrreiche Beschreibung der Reise aus, welche derselbe durch China von Peking nach Canton im Gefolge der Großbritannischen Gesandtschaft (Barrow war damals Privatsekretär des Grafen von Macartney) in den Jahren 1793 und 1794 gemacht hat. Sie ist von Joh. Chr. Hüttner aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet worden. In diesem Bande befindet sich nur der erste Theil. Im ersten Kapitel giebt der Verfasser die Ursachen an, welche ihn bewegt haben, nach der vortrefflichen Nachricht, welche der verstorbene Baronet George Staunton von den Verhandlungen und vom Erfolge der Britischen Gesandtschaft an den chinesischen Hof, gegeben hat, auch sein Tagebuch herauszugeben. Staunton konnte, wenn er seinem Plan getreu bleiben wollte, manche wichtige Gegenstände bloß berühren, und andere ganz übergehen, da er hauptsächlich die Absichten der Gesandtschaft entwickeln und zeigen wollte, daß dieselbe alles Mögliche gethan hätte, um das Beste des Britischen

Volks

Volks zu befördern, und der Würde des Britiſchen Charakters nichts zu vergeben. Daher hat Barrow auch jene ſchon bekannt gemachten Umſtände, wenn er ſie wie derholen mußte, nur kurz angeführt, und nur um entweder eine Behauptung zu erläutern oder einen allgemeinen Schluß daraus zu ziehen. Auch der verſchiedene Geſichtspunkt, aus dem er manche Gegenſtände betrachtet, und andere Schlüſſe, welche er aus wichtigen Thatſachen gezogen hat, müſſen den Leſer durch Vergleichung und gegenſeitige Ergänzung der verſchiedenen Beſchreibungen und Farbengebungen derſelben Dinge beſſer in den Stand ſetzen, um die richtigſten Begriffe von ſolchen Sachen zu erlangen, die man bloß aus Reiſenachrichten ſchöpfen kann. Vorzüglich hat der Verf. manche Irrthümer der Miſſionarien und anderer aufgedeckt, und ſich bemüht dieſes außerordentliche Volk in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, und von den Sitten, dem Zuſtande der Geſellſchaft, der Sprache, der Literatur, den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, den bürgerlichen Einrichtungen, der Religion, der Volksmenge und dem Fortſchritte im Ackerbau, dem bürgerlichen und ſittlichen Charakter des Volks wo möglich einen ſolchen Riß zu geben, damit der Leſer aufs richtigſte den Rang beſtimmen könne, welchen die Chineſer auf der Stufenleiter der geſitteten Völker einnehmen dürften. Der Verf. widerlegt die Meinung, welche nach der Rückkehr der Geſandtſchaft aus China ſich verbreitete, daß, wenn Lord Macartney unbedingt in alle die erniedrigende Ceremonien, welche die Chineſer von ihm gefordert haben dürften, gewilligt hätte, die Geſandtſchaft einen glücklichen Erfolg gehabt haben würde. Die Beſchreibung dieſer Reiſe iſt im höchſten Grade intereſſant und lehrreich; und giebt über manche wichtige Punkte in Anſehung des Charakters, der Lebensweiſe und Regierungsverfaſſung der Chineſer nähere Aufſchlüſſe. Rec. muß aber den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen. Dieſem Bande ſind noch Beyträge zur Länder- und Staatenkunde der Tartarey aus ruſſiſchen Berichten beygefügt, und eine neuberichtigte Karte von dem Kirgiſenlande beygelegt worden; auch dieſe Nachrichten, welche theils Taſchkent und China, die aus den deutſchen Petersburger Zeitung entlehnt ſind, theils die Kenntniß des Kirgiſenlandes betreffen, welche der ruſſiſche Kollegien-Aſſeſſor D. Schneegaß mitgetheilt hat, wird jeder

Genauigkeit zu schätzen wissen. Die Einleitung, welche der Herausgeber vorgesetzt hat, enthält theils literarische Nachrichten über die Kunde der Tartarey, theils eine kurze Uebersicht derselben.

Der funfzehnte Band hat ist Volney's Schilderung von Nordamerika und Malouets, französischen Seewesens Administrators, Reise nach dem französischen Guiana und nach Surinam in sich. Volney ist als ein tiefer Denker, gründlicher Forscher und genauer Beobachter dem Leser schon durch seine Schriften und durch die Beschreibung seiner Reise nach Syrien und Aegypten zu bekannt, als daß man nicht vermuthen sollte, auch in diesem Werke viele scharfsinnige und wichtige Winke über Nordamerika zu finden; und in Wahrheit, es gehört dasselbe zu den nützlichsten und die Wissenschaft bereichernden geographischen Schriften. Der Verf. kam 1795 nach Nordamerika, nachdem er 10 Monate in Gefängnissen hatte zubringen müssen. Er hielt sich bis zum Juni 1798 in den vereinigten Staaten auf, die er in verschiedenen Richtungen durchreiste und mit seinem bekannten Beobachtungsgeist durchforschte. Gern hätte er dort sein Leben beschlossen, wenn er nicht auch hier, von Parteygeist verfolgt, in sein Vaterland zurückzukehren genöthigt worden wäre, wo er nun Ruhe und Ehre wiedergefunden hat. Dieses Werk enthält nur einen kleinen Theil, der vom ihm während seines dreyjährigen Aufenthalts in Nordamerika mit seinem gewohnten Scharfblicke und Nachdenken eingesammelten Erfahrungen, Beobachtungen und Bemerkungen, weil er durch Kränklichkeit, Altersschwäche und Geschäfte gehindert, nicht glaubte im Stande zu seyn, das Ganze seiner eingesammelten Nachrichten und durchdachten Beobachtungen gehörig bearbeitet herauszugeben. Dieser erste Theil seiner größern Sammlung betrifft hauptsächlich Lage, Naturbeschaffenheit und Ureinwohner von Nordamerika, und enthält einen reichen Schatz der trefflichsten Bemerkungen, die dem Geographen, wie dem Philosophen gleich willkommen sind. Doch ist das Werk hier nur in einem gedrängten Auszuge geliefert worden, weil es auch sehr Vieles enthält, das mehr den eigentlichen Naturforscher und Arzt, als den Geographen und Geographie-Freund interessiren kann. Eben so ist auch nur eine von den

Char-

Theilen des Originals beybehalten worden, die zur Erläuterung des Syſtems der Winde und Strömungen.

Die aus dem Franzöſiſchen überſetzte Reiſe Maloues iſt eigentlich ein Auszug aus einer Sammlung von Staatsſchriften und Aktenſtücken von Guiana, welche im Originale 4 Groſſoktav-Bände enthalten; hier iſt alles Fremdartige, das Detail der Aktenſtücke und die Correſpondenz weggelaſſen, und nur das Wichtigſte aus den eigentlichen Reiſebemerkungen des Verf. beybehalten worden.

Nach dem Frieden von 1763 glaubte der Herzog von Choiſeul den Verluſt von Kanada durch eine große Niederlaſſung in Guiana zu erſetzen. Durch Elſäſſer und Lothringer Bauern wollte man Moräſte in der heißen Zone urbar machen. Dem Verf., welcher damals bey der Verwaltung des Seeweſens angeſtellt war, wurde das Geſchäft aufgetragen, alles, was zu dieſer Expedition beſtimmt war, Menſchen und Vorräthe zu muſtern. Landleute, Kapitaliſten, junge Leute von guter Erziehung, ganze Künſtler-Familien, Handelsleute und eine Menge Civil- und Kriegsbediente gehörten zu dieſen Kolonißen, und an ſie ſchloß ſich eine Truppe Komödianten und Muſiker, um die neue Kolonie zu ergötzen. Aber dieſe Expedition koſtete dem Staate 9000 Menſchen und 30 Millionen Livres; denn bald unterlagen die dahin geſchickten Menſchen der Arbeit in einem ungewohnten heißen Klima. Deſſen ungeachtet wurde 3 Jahre nach Errichtung dieſer Kolonie am Kuru ein neuer Plan entworfen, in einem andern Theil von Guiana am Fluſſe Aprouage eine Niederlaſſung zu veranſtalten. An der Spitze dieſer neuen Geſellſchaft war ſelbſt der Miniſter des Seeweſens, der Herzog von Praslin und M. Dulucq, unter deren Befehlen die Verwaltung der Kolonie ſtand. Der Plan war zwar nicht ſo verwerflich, als der erſte; aber er hatte doch das nämliche Schickſal: die Regierung verlor ihre Vorſchüſſe und die Geſellſchaft 800,000 Franken. Allein in wenigen Jahren vergaß man auch dieſen Stoß, und 1776 entwarf ein gewiſſer Baron von Beauer, der die Abſicht hatte, Gouverneur von Guiana zu werden, zu welcher Stelle er auch in der Folge gelangte, einen neuen Plan, Cayenne durch Kolonißen anzubauen. Er verwickelte durch täuſchende Vorſpiegelungen viele angeſehene Männer, Gelehrte,

Finanziers und Hofleute in seinen Plan; selbst des Königs Bruder glaubte seine Einkünfte nicht besser erhöhen zu können, als wenn er an dieser Spekulation Theil nähme. Der Verf. dieses Werks, der damals General-Kommissär bey dem Seewesen und Mitglied der gesetzgebenden Komité der Kolonie war, erhielt von M. de Sartines den Auftrag, alle Projekte, die in Rücksicht Guiana's gethan waren, genau zu prüfen. Der Verf. überzeugte sich nach gründlicher Untersuchung des Plans, daß kein festes Grund da wäre, auf den man eine so wichtige Unternehmung hätte bauen können, und da ihm heftig widersprochen wurde: so bewirkte er sich, daß das Projekte in Guiana untersucht werden sollte, und ihm wurde dieß Geschäffte mit aller möglichen Vollmacht aufgetragen. So reiste dann der Verfasser im September 1777 ab. Im 2 — 4 Kapitel theilt er Reisebemerkungen mit; dann liefert er Nachrichten von dem Zustande der Kolonie von 1709 — 1775, von der Güte des Bodens, den Ursachen des Verfalls der Kolonie, beschreibt die physikalische Beschaffenheit von Guiana, verbreitet sich über die Anlage und Einrichtung der dortigen Kolonie, und deckt so manche wichtige Fehler auf. Die Absicht seiner Reise nach Surinam, die zu der folgenden lehrreichen Beschreibung dieser Kolonie ihm den Stoff darreichte, war, sowohl den Boden und das Klima von Surinam, als auch die Anstalten und Arbeiten daselbst kennen zu lernen, um daraus für Guiana einigen Nutzen zu ziehen. So konnte dann dieser sachkundige und erfahrne Mann unstreitig die schätzbarsten Nachrichten von diesen beyden Ländern mittheilen. Die beygefügte Charte ist eine reducirte Kopie der neuesten und besten französischen Originalcharte von Guiana.

Der sechszehnte Band enthält größtentheils den zweyten Theil der Reise des Johann Barrows durch China von Peking nach Canton. Dieser Theil begreift nur 4 Kapitel in sich, von welchen das 7te die Regierung, Gesetze, Landpacht und Taxen, Staatseinkünfte, Rang und Einrichtungen im Civil und Militär betrifft; das 8te Kapitel stellt Vermuthungen über den Ursprung der Chineser auf, und betrachtet ihre religiösen Sekten, Grundsätze und Ceremonien; die beyden letzten Kapitel enthalten die Reise aus Tongtschu, fur in und durch die Provinz Kanton.

Ei-

Einen kleinern Theil dieſes Bandes füllen des William Wittmanns Reiſen nach der Türkei, Klein-Aſien, Syrien und Aegypten in den Jahren 1799 — 1801. Der Verfaſſer war Feldmedikus bey der von dem Königl. Miniſterium in England zur türkiſchen Armee abgeſchickten militäriſchen Sendung. Zu einem ſtarken Quartbande mit einer Menge Kupfer, unter denen viele illuminirte ſind, auch Karten, Plänen und Anſichten hat der Verf. die Beſchreibung ſeiner Reiſe ausgedehnt; zwar enthält ſie manche leſenswerthe und auch dem Geographen ſchätzbare Nachrichten; aber ſie iſt ſo weitſchweifig geſchrieben, ſo ſehr bis zum Ekel detaillirt und mit fremdartigen Dingen untermiſcht, daß der Herausgeber ſehr wohl daran gethan hat, nur das Wiſſenswertheſte auszuheben; auch das bloß Hiſtoriſche Militäriſche und der Anhang über die Peſt, die meteorologiſchen Nachrichten, u. ſ. w. ſind gänzlich weggelaſſen worden. Dieſe deutſche Ueberſetzung hat ein gebohrner Engländer, der Prof. Schall, beſorgt; ſie iſt ſehr gut gerathen!

e. Eben dieſe Reiſebeſchreibung iſt aber von dem bekannten Ueberſetzer mehrerer Reiſebeſchreibungen Hrn. Bergk vollſtändig überſetzt, und mit vielen Anmerkungen, ſo wie auch mit illuminirten Kupfern, welche größtentheils angeſehene Perſonen am osmaniſchen Hofe und den Großherrn ſelbſt in ihren Staats- und Amtskleidern vorſtellen, noch bereichert. Der Ueberſetzer geſteht ſelbſt, daß der Verfaſſer dieſer Reiſebeſchreibung nicht alles geleiſtet hätte, was man von ihm in einer ſolchen günſtigen Lage erwarten konnte; daß er die eingeſammelten Materialien nicht gehörig verarbeitet und zweckmäßig geordnet; ſondern ſeine Nachrichten nur als Tagebuch bekannt gemacht habe; daß daher eine Weitſchweifigkeit in einzelnen unbedeutenden Dingen, und die öftere Wiederhohlung einer und derſelben Sache entſtanden ſey. Zwar hat der Ueberſetzer auch theils unbedeutende Dinge weggelaſſen, theils kleinliche Gegenſtände zuſammengezogen; aber dieß iſt doch viel zu wenig geſchehen, und wahrlich! dieſe ſo wenig intereſſante Reiſebeſchreibung verdiente weder die Vergrößerung durch Anmerkungen, noch die Verheunung durch illuminirte Kupfer. Aber auch der Ueberſetzer hat zum Vortheil des Publikums das nicht geleiſtet, was der Prof. Schall geleiſtet hat: die Ueberſetzung iſt theils an vielen Stellen

unverständlich; ohne fehlt es ihr an der nöthigen Kürze. Einige Beyspiele mögen das Urtheil des Res. bewähren:

Schalls Uebersetzung.	Bergks Uebersetzung.
S. 23. Auf ein auf dem Boden ausgebreitetes Tuch wird ein kleines Tischchen umgekehrt, oder so gesetzt, daß die Tischbeine aufwärts stehen; auf diese wird ein sehr großer Präsentir-Teller von verzinntem Kupfer gelegt. —	S. 62. Auf dem Boden breitet man ein Tuch aus, auf welches man einen Tisch, oder mit Drehfüßen setzt, und auf dem Tische steht ein großer runder Teller von überzinntem Kupfer.
S. 31. Das Stück Marmor, das die Inschrift enthält, gehörte ursprünglich zu dem Fußgestelle einer Hermes-Säule. Die Worte der Inschrift waren bald von der rechten zur linken, bald auch wieder von der linken zur rechten geschrieben.	S. 83. Der Marmorblock, auf dem die figurische Inschrift eingehauen ist, — mochte ursprünglich einen Pfeiler einer memetischen (vermuthlich hermetischen) Säule aus. Die Worte der Inschrift sind abwechselnd vor- und rückwärts geschrieben.
S. 38. Das dritte und letzte Verfahren bestand darin, daß wir mit Seife tüchtig gewaschen und sodann in den Vorsaal geführt wurden, in welchem wir unsere Kleider zurückgelassen hatten.	S. 107. Die dritte und letzte Operation bestand darin, daß wir von dem Kopfe bis zu den Füßen vermittelst eines leinenen Lappens tüchtig eingeseift wurden, und nachdem man das Seifenwasser wieder abgewaschen hatte, wurden wir mit weißen Linnen reinlich abgetrocknet, und in das äußere Zimmer gebracht, wo wir uns ausgekleidet hatten.
S. 97. Seine besten Absichten wurden übel gedeutet; er wird unverschuldet ein Gegenstand des Hasses, und jede Gelegenheit wird gesucht und ergriffen, die seinem Untergang	S. 134. Auf diese Art wurde er in seinen Absichten getäuscht und in seinen Erwartungen betrogen; man ergreift die erste beste Gelegenheit, um ihn gänzlich zu Grunde zu rich-

ten

beschleunigen und den Geist der Rache befriedigen kann.

ten und seine schändliche Rachsucht an ihm zu befriedigen.

Mm.

J. G. Ebel, M. D., Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen. *Vier Theile.* Zweyte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit drey geäzten Blättern. Zürich, bey Orell, Füssli und Comp. 1804 u. f. Zusammen XXVII und 1349 Seiten. 8.

Was der Titel von dieser neuen Ausgabe des besten Werks über die Schweizerreisen verkündiget, ist, wie schon aus der Bogenzahl erhellet, nichts weniger als übertrieben. Es ist in demselben ein Vorrath wichtiger Notizen niedergelegt, den man so reichlich und von solchem Werthe kaum über irgend ein zu bereisendes Land in Einem Buche beysammen finden wird. Der erste, die allgemeinen Regeln enthaltende Theil hat, obwohl berichtiget und mit den neuesten Angaben bereichert, gleichwohl verhältnißmäßig die wenigsten Veränderungen bekommen; unzählich sind diese in den folgenden Theilen, wo alle irgend merkwürdige Orte und Gegenden alphabetisch verzeichnet, und von jedem und jeder die geographische Lage, die Geschichte, mit besonderer Hinsicht auf den letzten Krieg, die Sehenswürdigkeiten mit genauerer Bestimmung der wichtigsten, wenn sie zumal auf Landbau, Kunstfleiß oder Wissenschaften sich beziehen, die Aussichten, Spaziergänge, Reiserouten und Merkwürdigkeiten des Pflanzenreiche, der Mineralogie, auch Zoologie, mit größter Bestimmtheit und Genauigkeit angegeben werden.

Vorerst wird der Ausländer zu dem hohen Schauspiel der »unermeßlichen Weltruine,« von der nach den schrecklichsten Stürmen das Alpgebürge über 5000 Fuß hohen Schutt pfeilermäßig noch hervorraget, feyerlich eingeführt; die Ewigkeit der Natur und der Augenblick des Menschen- und Völkerlebens strahlt von diesen weißen Tafeln mit schauererregendem Lichte entgegen; man erfährt zugleich, daß wir dieses erhabene Denkmal voriger Welten eigentlich nur wenig erst

kennen; Saussure und Escher besser was nur mangelt, gezeigt, als ihre und unsere Wißbegierde zu befriedigen vermocht haben. Indeß werden alle Bücher, worin erhebliche Nachrichten von irgend einer Art (brauchbar für Reisende) über die Schweiz zu finden sind, mit einigen Worten angezeigt, und Recensent wüßte weder an der zweckmäßigen Vollständigkeit, noch an Richtigkeit der Urtheile irgend etwas auszusetzen. Mit verdientem Lobe wird Hrn. Prof. Normann's Werk als das beste gerühmt; obwohl theils die Zeit Vieles verändert, theils der Fleiß Neuerer (zumal in der Orographie) Vieles besser gezeigt hat. Es wird auch ein zwar nichts weniger als vollständiges, (wie wäre das möglich?) doch dem Reisenden bequemes Idiotikon gegeben, welches aus demjenigen sich nicht wenig wird ergänzen lassen, das der würdige Herr Pfarrer Stalder von Eschholzmatt über die Sprache seiner Entlibücher wirklich herausgiebt. Uebrigens wäre unter den Dialekten dieser Gegend wohl der allermerkwürdigste jener in den höchsten, an die Centralkette stoßenden Alpthälern der italiänischen Schweiz auch von dem Hrn. Verfasser (IV, 150 f.) bemerkte; es ist fast nicht möglich, die Sprache der er angehöre, zu bestimmen. Könnte er nicht über die ältesten Lepontier, Taurusken, Tusken, über den Ursprung der lateinischen Sprache, Aufschlüsse verschaffen?

Der geognostische Theil ist beyweitem der wichtigste: alle bisher beobachtete Thatsachen sind, wie noch nirgend, hier beysammen, und erregen Erstaunen. Alles leitet auf ungeheure Wasserfluthen, welche von Südosten her das hohe Land überstürzt, zerrissen, zerklüftet haben. Einsmals mit einer unerhörten Gewalt müssen sie gekommen seyn; das Werk derselben wurde später durch Ergießung der zurückgelassenen Seen, das Einfressen der wilden Wasser und fürchterliche Erderschütterungen vollendet. Allerdings müssen Epochen unterschieden werden; aber alsdann selbst läßt sich eine ganz deutliche Vorstellung der Begebenheiten kaum denken. Der Jura z. B. muß gewesen seyn: bis 2400 Fuß hoch liegen an ihm gewaltige Trümmer des entfernten rhätischen Gebürgs, deren Fortsetzung wegen der Abgründe so vieler Seebecken sich schwer begreifen läßt. Wie? Vier bis sechshundert Fuß tief herein in die Gründe des lemanischen, lucerner, walenstadter Sees stürzten die vielen Centner schweren Blöcke, blieben da nicht liegen, wurden heraus und bis

3000

3000 Fuß hoch gehoben? Es läßt ſich nicht anführen, daß die Tiefe dieſer Becken, ehe die Waſſer ſo eingefreſſen, unbeträchtlicher ſeyn mußte; der Sand, Grieß, Schlamm, den ſeit Jahrtauſenden die Ströme hereingeſchwemmt, muß jener Wirkung wenigſtens das Gleichgewicht gehalten haben. Iſt alſo anzunehmen, daß dieſe Tiefen gar noch nicht waren, daß als hoch über Helvetien Meer ſtund, oder die Waſſerkammern Südens, durch eine Revolution über dieſe höchſten Höhen der alten Welt erhoben, mit aller Macht eines Weltmeers von da nordweſtlich hinunter ſtürzten, zwar der Wall des Jura, nicht aber die Klüfte der helvetiſchen Seen bereits beſtanden? In der That, wer mag die Finſterniſſe vorweltlicher Oceane ergründen! die Wirkungen liegen vor uns: wie es zuging, wie Alles war, iſt kaum möglich, nach einigermaaßen wahrſcheinlicher Muthmaaßung darzuſtellen. Alles erfüllt mit einem grauenvollen Gefühle unſerer Wenigkeit. Was wird aus uns, wenn wir vollends von Planeten Trümmer entdecken! Etwas doch ſehr Großes; denn alles das faſſen wir; uns faßt der Montblanc nicht.

Die hiſtoriſchen Angaben ſind nicht ganz ſo ſicher; ſie ſind bisweilen durch kleine Verſehen entſtellt, welche wir nicht zu Herabſetzung des vortrefflichen Werks, wovon ſie nicht der weſentliche Theil ſind (was man ſieht, nicht was man leſen kann, iſt der eigentliche Zweck); ſondern darum angemerkt wollen; weil es ein Vergnügen iſt, von einem ſchönen Gemälde auch den geringſten Fleck zu tilgen.

Denkwürdig iſt's, wenn II, 36 der Untergang von dem Oſtfränkiſchen Ludewig im fünften Jahrhundert vergebet worden ſeyn ſoll; er wurde es im neunten, 853. So wie II, 80 Veſpaſians Vater nicht Florus; ſondern Flavius hieß. Eben daſelbſt wird Aventicum's Zerſtörung durch Attila wie ein ungezweifeltes Factum angegeben; man hat aber keinen Beweis, daß er je in dieſe Gegend gekommen ſey. Nicht 1388, wie II, 83 ſteht; ſondern 1386 iſt bey Sempach geſtritten worden. Nicht 50 Jahre vor unſerer Aera (II, 99) ließ Auguſt Augſt bey Baſel anlegen; er war damals ein 12jähriger Knabe; auch von der Zerſtörung dieſer Stadt durch Attila iſt nirgend Beweis. Bilitio, nicht Bilifio hieß Bellinchona, und ergab ſich nicht im Jahre 1499; ſondern im folgenden, als Ludwig Mo. o gefangen worden.

Wie

Wie sollte hienächst (II, 104) der Damm vor dem Ort von den Franzosen unter Franz, unternommen worden seyn, da dieser Bellenz nie besessen! Die Schlacht am Donnerbühel (II, 117 f.) geschah 1298, nicht 91. Ein Druckfehler hat II, 124 die Annales Bertinianos in eine Chronik von Berlin verwandelt. Bey Burgdorf wird bemerkt, seit Bern diese Stadt erworben, »habe dieses Dunkel sie bedeckt.« Nicht mehr noch weniger als andere, die nicht Residenzen oder Hauptstädte sind; es ist uns nichts von besonderer Daniederhaltung Burgdorfs bekannt; es blühete im guten Wohlstand. II, 267 ist auch eine unerwiesene Angabe, daß im zweyten punischen Kriege eine Auswanderung der (schon längst auf Toscana beschränkten) Tusken nach Rhätien geschehen seyn soll. II, 329 und 331 ist statt Lenk im Simmenthale das Dorf an der Lenk zu lesen; und so 397 statt Mainthal Mayenthal; S. 408 Montaany für Mantigny. Die eben dort vorkommende Manier Charakter zu schreiben, hat der Hr. Verfasser mit Mehreren gemein, die sich auch Christus und ähnliche, den Ursprung und die Etymologie der Wörter ohne Nutzen verwischende Besonderheiten gefallen lassen. S. 412 wird vom Wildhaus von Landenberg erzählt, er sey unter den 72, die mit ihm Greifensee vertheidigten, der Letzte hingerichtet worden; er war im Gegentheil der erste. III, 3 werden die von Hallwyl unter die ersten Bürger des »jungen Freystaats Bern,« also in chronologischem Sinne gezählt; bey ihrem ersten Bürgerrechte war Bern 224 Jahre alt. III, 8 (und einige mal) wird Hohenstoffeln unweit Schafhausen mit Hohenstaufen verwechselt. Für Mamre S. 40 ist Mammern zu schreiben. II, 44: Das Kloster Schönthal ist aus dem zwölften, nicht neunten Jahrhundert. S. 52 wird bey Laufenburg bemerkt, am 16ten D.c. 1795 seyn die Prinzessinnen Maria Theresia Charlotte, Tochter Ludewigs XVI. und Maria Antonia von Oesterreich daselbst eingetroffen; es wird überhaupt wie von zweyen gesprochen, da bekanntlich erstgenannte die einzige, und Maria Antonia ihre Mutter, leider nicht bey ihr; sondern bereits unter der Guillotine gefallen war. Bey S. 54 ist zu bemerken, daß der bey Lanzien erschlagene Joh. v. Savoyen kein Herzog war; sondern seiner Geburt nach Graf, und nach seinem zu erwartenden Erbe nur Freyherr; daß auch der umgekommene Gerhard nicht vom Hause Kiburg; sondern von Aarberg-Valengin gewesen. Das Mährchen S. 55. »Lausanne

von

von Laus Annae wegen S. Annen Reliqu'en « ſondern hoch'ſchätzen, da Lauſonium ſchon unter den Römern vorkömmt. S. 56. Der gelehrte Bochat hieß nicht Louis; ſondern Karl Wilhelm; Lops war ſein Familienname. Es iſt ein etwas kühner Ausdruck, wenn die wenigen Franzoſen, welche in der Nacht vom 2 März 1798 ein Bataillon Berner Milis überfielen, durch den »Donner ihres Geſchützes die Gebürge der Schweiz ſollen erbeben« gemacht haben. (S. 78) Nicht 1173; ſondern bey hundert Jahre ſpäter, kam Lenzburg an Oeſtreich (oder vielmehr Habsburg) S. 94; und nicht auf dem Schloſſe Tegerfelden; ſondern zu Rheinfelden geſchah der S. 97 erwähnte Brudermord. Lugano wurde nicht 1513 an die Schweiz abgetreten; (S. 115) ſondern 1512, weswegen auch Appenzell kein Antheil bekommen. S. 168 iſt für Kayſer Maximilian Maximian zu leſen; S. 189 Balenſtadter, für Buchſtedter See. Obwohl König Rudolf der Erſte von Burgund Streitlingen beſeſſen und bewohnet haben mag: war doch nicht von da, ſondern aus dem Welfen ſein Stamm. S. 208 unten: Friedrich von Tarent wurde gewöhnlich nicht Graf; ſondern Prinz genannt, und S. 229 Rudolf nie Graf; ſondern Herzog zu Lothringen. S. 249 iſt das Haus Nidau nicht im dreyzehnden Jahrhundert; ſondern 1376 erloſchen. Nicht 202 Jahre; ſondern zwey (1512 bis 14) ſtand der durch einen Bergfall verurſachte See des Bregnz; es wird ein Druckfehler ſeyn. Th. IV, 22: die Schweden konnten 1655 zu Rheinfelden keine Beſorgniß erregen; es wird hießen ſollen 1635. S. 43 f. Die Herren, welche 1261 Rolle angelegt, heißen nicht Etrel; ſondern Edal oder Thal des Mons. Daß 809 Schwyz einem (damals nicht exiſtirenden) Kayſer Ludewig ſich ergab (S. 91) iſt ſo unhiſtoriſch, als die von demſelben dazumal den Uranern gegeben ſeyn ſollende Freyheits-Bulle, welche von Anderen angeführt wird. Es iſt auch wohl im J. 750 (S. 176) zu Tulis kein Dominicanerkloſter geſtiftet worden. Gewiß hat nicht Kayſer Konrad der zweyte 1033 einen Herzog von Zäringen zum Reichsvogt über Wallis geſetzt; erſt Friedrich Barbaroſſa geſtund einem ſolchen die kayſerliche Schirmvogtey über Sitten zu. S. 242 wird von der Versumpfung der Gegend an dem Walenſtädterſee recht gut gehandelt, und gezeigt, was für ſchreckenvollen Einfluß der Fortgang haben würde: Ueber die Urſache ſind wir noch nicht befriedigt: »Der angeſpülte Schutt, welchen die Linth vor

»dem

»dem Einflusse der Mag und in ihrem eigenem Bett seit »sechzig Jahren aufgehäuft, sey Ursache der Erhöhung des »Wasserstandes; um zehen Fuß habe der See zugenommen,« u. s. f. Warum hat aber der böse Fluß seit sechzig Jahren dieses gethan, da er seit mehr als anderthalbtausend Jahren, daß wir die Gegend historisch und urkundlich kennen, dergleichen Unfug nie getrieben? Ist das Gebürge lockerer geworden, daß er mehr Unrath herführen kann? Waren altrömische oder fränkische Dämme wider ihn, die versunken seyn? Unstreitig sollte erörtert werden, warum eben seit 60 Jahren. Wir halten für wahrscheinlich, daß die äußerst vernachläßigte Kultur der Gegenden (es waren gemeine Herrschaften) viel gethan hat; in alten Zeiten mag für die Zurückhaltung der Wasser in reingehaltenen Betten besser gesorgt worden seyn. Welcher Kirchhof wird Venedig werden, wenn man die Lagunen versäumt! Daß, S. 249, im sechsten Jahrhunderte im Aargau Warnen gewohnt haben sollen, ist eine grundlose Fabel. Daß der berühmte Sulzer nicht 1776, und nicht in Winterthur gestorben (S. 252) braucht kaum erinnert zu werden. So hat auch (S. 293) nicht Herzog Albrecht von Oesterreich 1292 die Schlacht bey Winterthur angeführt; sondern Graf Hugo von Wardenberg. Endlich war (eb. das.) Pipin, Karls des Großen Vater, nicht Kayser; es gieng zu selbiger Zeit noch nicht so rasch.

Alle diese kleinen Mißgriffe sind, mit Abrechnung der Druckfehler, einiger Eile im Hinschreiben dieser historischen Artikel; besonders aber dem zuzuschreiben, daß in vielen Büchern, welche die Lesewelt noch in den Händen hat, gewisse Fabeln, ohne Rücksicht auf zeitherige Erörterungen, immer stehen bleiben; dem Hrn. Verfasser konnte wohl nicht zugemuthet werden, die Angaben alle kritisch zu sichten. Der topographische und geognostische, eigentlich hier die Haupttheile, sind um so besser ausgefallen. Wir beziehen uns auf den Artikel von Chamouny, den recht vorzüglichen über die Gletscher, die Lavinen, den Gotthard, Gemmi, das Thal Olivone, und — in der That fast alle, welche in obiger Hinsicht wichtig sind. Kein die Schweiz bereisender Mann, Inländer oder Fremde, kann dieses Buch entbehren. Wir würden von einzelnen Bemerkungen, woran es so reichhaltig ist, Proben anführen, wenn beym Schlusse der allgemeinen deutschen Bibliothek solche Ausführlichkeit noch schicklich wäre.

Bg.

Ein

Encyklopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten, insbesondere aus der Betrachtung der Natur und der Menschen gesammelten Kenntnisse. Von Georg Simon Klügel, Prof. zu Halle. Sechster Theil. Die außereuropäische Geographie. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1805. VIII Seit. Vorr. und 412 S. gr. 8.

Auch unter den Titeln:

Allgemeine Erdbeschreibung. Erster Theil, die außereuropäische Geographie, von Asien, Afrika, Amerika und Australien, vers. von Paul Jacob Bruns, Herz. Braunschw. Hofr. und Prof. zu Helmstädt.

Außereuropäische Geographie, nach den bewährtesten Augenzeugen dargestellt, oder Erdbeschreibung von Asien, u. s. w. von P. J. Bruns.

In diesem Theile behandelt Hr. Bruns Asien nach der bekannten Eintheilung in Nord-, Mittel- und Süd-Asien. Der Verf. beschreibt zuerst den bergichten Theil, Mittel- oder Hochasien. Kaukasien theilt er nicht, wie manche seiner Vorgänger ins nördliche und südliche; sondern nach dem Laufe der Flüsse Terk und Kur nennt er das ostwärts dieser Flüsse gelegene Land das östliche, und das westwärts gelegene das westliche Kaukasien. Diese natürliche Benennung wird gewiß Beyfall finden. Von S. 86 geht die Beschreibung von Nordasien oder dem asiatischen Rußland an. Wir bemerken hier aus S. 94, wo sich die Beschreibung der mineralischen Produkte Sibiriens befindet, daß man auf dem altaischen Gebirge um das Jahr 1786 eine neue Silbergrube im kuznetzkischen Kreise entdeckt hat, deren Ertrag jetzt sehr ergiebig zu werden anfängt. Nicht weit von Katharinenburg, d. i. auf dem Ural soll 1803 eine neue Goldgrube entdeckt seyn. In den sibirischen Berg- und Hüttenwerken arbeiten gegen 90,000 Menschen, außer 300000 Bauern, die durch ihre Arbeit an den Bergwerken sich ihr Kopfgeld ab-

abzuleiten. Die jährliche Erzeugung aller zum uralischen Bergzuge, 20000 Q. Meilen groß, gehörigen Hütten beträgt an Stabeisen 3,885000 Pud, der Kolywanschen und Nertschinskischen 30000 Pud, der uralischen an Kupfer 154750 Pud. Der Ertrag aller Bergwerke im Gelde ist 9,920366 Rubel, mit dem Ertrage an Salz 12 Mill. Pud. und seinen Steinen 11, 920366 Rubel, und wenn man hiervon nur die Metalle berechnet: so hat die Krone eine Einnahme von 8, 413706 Rubel, nach Abzug der Unkosten 3, 025993 Rubel. — Die Ausfuhr des in beträchtlicher Menge sich findenden Salpeters ist 1795 verboten worden. (Die physikalische Erdbeschreibung ist bey Sibirien sehr reichhaltig.) Von den mannigfachen sibirischen Nationen ist eine kurze, aber hinreichende Schilderung entworfen. Angesehene Kaufleute führen ihre Waaren aus den entlegensten Landschaften Sibiriens und aus Kjachta, auf welchen der chinesische Handel beschränkt ist, gerades Weges nach Moskau und in andere russische Städte, und verschicken die russischen Waaren nach Kjachta zu und weiter. Im Nov. 1802 wurden in Kjachta für 2,120000 Rubel Waaren abgesetzt.

S. 135 ff. ist die Beschreibung von Südasien enthalten. S. 406 wird der moralische Charakter der Japaner und Chineser verglichen. Es heißt nämlich: »der moralische Charakter der Japaner ist dem der Chineser vorzuziehen. Sie haben mehr Neugierde und Wißbegierde, als diese; sind trotz alles Stolzes und Dünkels, der ihnen anklebt, doch mehr geneigt, von den Europäern zu lernen, und empfänglicher für Unterricht, als irgend eine andere Nation in Asien, sind reinlicher auf ihren Körper, in ihrer Kleidung und Nahrung, sanfter, gutmüthiger, ehrlicher, erfinderischer.«

Der Verf. hat glücklich die Trockenheit bey seiner Beschreibung vermieden, und aus den neuesten Nachrichten und Reisebeschreibungen geschöpft. Er erwähnt mehreremal seine Gewährsmänner, z. B. bey Japan Kämpfer und Thunberg. Die Schilderungen, welche er von der Gestalt, den Sitten, Gebräuchen, Trachten, Speisen, Vergnügungen, den Handlungs- und Nahrungszweigen der verschiedenen Nationen Asiens geliefert hat, tragen viel zur nähern Völkerkunde bey. Ueber die physische, mathematische und statistische Beschaffenheit der einzelnen Länder und Provinzen ist

gleichfalls ein zweckmäßig ausgemalter Vorrath von Notizen im Buche aufbewahrt, der von dem Fleiße des Verf. ein rühmliches Zeugniß giebt.

Of.

Das deutsche Reich vor der französischen Revolution, und nach dem Frieden zu Lüneville. Eine geographisch-statistische Parallele, nebst Urkunden und einer Karte, von Carl Ernst Adolph von Hoff, Herz. Sachs. Goth. Legationsrath. Zweyter Theil. Gotha, bey Perthes, 1805. XVI Seiten Vorr. und Inhaltsanz. und 495 Seiten. 8 2 Mg.

Der erste Theil erschien 1801. und ist im 78sten Bande der N. A. D. Bibliothek S. 425 f. angezeigt worden. Auch in dieser Fortsetzung sind die dort schon genannten Schriftsteller benutzt worden, wozu noch Gaspari, Höck, Häberlin, Posselt und einige andere kommen. In Hinsicht auf die größern Staaten dienten dem Verf. für Baiern Hazzi, für Preußen die Zeitschrift: Hön. Preuß. Indemnitätsland, für Würtemberg Röder, für Würzburg Schöpf, für Bamberg Koppelt, und für Hessen Bundschuh zu Rathgebern. Hier sollte nun ein Gemälde von dem jetzigen Zustande des deutschen Reichs aufgestellt werden. Da aber über die Reichsverfassung selbst bisher nichts weiter festgesetzt ist, als die Verehrung der Kurfürsten, und die Neutralität der übrig gebliebenen 6 Reichsstädte in den Reichskriegen: so konnten hier nur die Veränderungen der Länder selbst, die Entschädigungen und Vertauschungen unter den Fürsten aufgeführt werden. In diesem Theile sind die unsichern Landeseinkünfte ausgelassen worden, über welchen Mangel sich der Verfasser in der Vorrede befriedigend erklärt.

Zuförderst wird eine Uebersicht der Lage des Reichs in dem Zeitraume vom Friedensschlusse zu Lüneville bis zur Eröffnung der Reichsdeputation mitgetheilt von S. 1 — 58. Die geistlichen Wahlfürsten waren über den siebenten Artikel des Friedens, nach welchem die Erbfürsten für die auf dem linken Rheinufer gelegene Besitzungen entschädigt werden sollten, unruhig. Dieser Artikel drohete ihnen die Vernichtung der

reichsständischen Existenz. In demselben Artikel war aber auch zuvor festgesetzt, »daß es dem versammelten Reiche (collectivement) obliege, die aus den Stipulationen des Friedens entstehenden Verluste zu tragen:« so legte jeder Reichsstand zu seinem Vortheile diese Worte aus. Hieraus entstanden mehrere Fragen und Interpretationen; besonders aufmerksam war man auf das Benehmen des östreichschen und preußischen Hofes, als der beyden mächtigsten Höfe. Es erfolgten Streitigkeiten über den Punkt, wem man die Besorgung des Entschädigungsgeschäfts übertragen sollte? Endlich gieng die Stimmenmehrheit dahin über, daß der Kayser das Friedensberichtigungsgeschäft einleiten sollte. Rußland und Frankreich waren die vermittelnden Mächte. Das Reichsgutachten kam am 4ten Oct. 1801 zu Stande, da der Kayser zuvor in die Niedersetzung einer außerordentlichen, mit unbeschränkter Vollmacht versehenen, Reichsdeputation gewilligt hatte. Der wesentliche Inhalt des Reichsgutachtens war: »Die Reichsdeputation sollte unbeschränkte Vollmacht »erhalten, die in dem Lüneviller Frieden Art. 5 und 7 einer »besondern Uebereinkunft nach vorbehaltenen Gegenständen, »in Einverständniß mit Frankreich näher zu untersuchen »und zu erledigen. Sie sollte jedoch angewiesen werden, bey »Bestimmung der Entschädigungen durch Säkularisation, jene »Beschränkung, womit die Rastadter Reichsdeputation ihre »Einwilligung zu gedachten Entschädigungen am 4ten April »1798 begleitet hatte, als eine genau zu beobachtende Di»rectivnorm stets vor Augen zu haben, und dieser gemäß, »mit allen jenen Maaßregeln und beschränkenden Vorschriften, »welche zur Erhaltung der Reichsconstitution, wie auch zur »Wiederherstellung und Befestigung des darauf gegründeten »Wohls der Reichsstände, der unmittelbaren Reichsritter»schaft und der übrigen Reichsangehörigen erforderlich sind, »bey diesem Ausgleichungsgeschäfte zu verfahren, u. s. w.« Diese Reichsdeputation constituirte sich endlich am 24n Aug. 1802 unter Direction des trefflichen Fürsten von Dalberg und seines Ministers, Freyherrn von Albini.

Von S. 53 bis 96 ist die Geschichte der Reichsdeputation in Regensburg dargestellt worden. Preußen hatte schon vor Eröffnung derselben einen Theil seiner Entschädigungsländer besetzt. Während dieser Zeit erfolgten die Streitigkeiten zwischen Oestereich und Pfalzbaiern wegen der Besitz-

nah-

nahme von Passau, der Vertrag zwischen Oestereich und Frankreich, den Herzog von Modena und den Großherzog von Toskana, und diesen Entschädigungen betreffend. Am 25n Febr. 1803 wurden alle Beschlüsse der Deputation in einen Hauptschluß zusammengefaßt, welchen man der Reichsversammlung übergab.

Die merkwürdigen Vorfälle nach Auflösung der Reichsdeputation sind S. 96 — 110 beschrieben worden. Man bat den Kayser um Bestätigung des Hauptschlusses, welche auch erfolgte; aber unter den Bedingungen, „daß der Pariser Vertrag, worin die Kayserl. Gerechtsame reservirt waren, ungeschmälert erhalten werden sollte, und daß die Bestätigung der Reichsgrundgesetze des westphälischen Friedens und der Reichsverfassung in wirkliche Ausführung übergehen müßte.“ Der neuen Stimmenvertheilung hingegen — da im Reichsfürstenrath die katholischen Stände nur 53 (zuweilen) 54 statt ehemal. 55, (oder 57) und die protestantischen 78, (zuweilen 77) und sonst nur 45 (im Alternationsfalle 43) Stimmen erhalten hatten — versagte der Kayser durchaus die Bestätigung.

Der Verf. setzt dieses umständlich, nicht ohne Winke und Bemerkungen in Hinsicht auf die Politik der Mächte und ihre Einwirkungen, und auf das mehr oder minder rechts- und gesetzmäßige Benehmen der Interessenten auseinander. Er redet mit Wärme und patriotischem Sinn für das Wohl des deutschen Vaterlandes, das so viel gelitten hat.

Von S. 111 — 274 werden die neuen Ländervertheilungen beschrieben, die schon durch andere Schriften bekannt sind. Rec. findet die Angaben richtig; nur hätte er gewünscht, die neuen Würden der säkularisirten Entschädigungsländer zugleich neben den vormaligen Benennungen zu finden. Dadurch würde die Schrift noch gründlicher geworden seyn, und hätte dabey nach dem Muster Kasparts verfahren werden können, z. B. S. 165 f. beym Kurfürstenthum Salzburg, 1. das Fürstenthum, — nach einigen Nachrichten Herzogthum — (vormals Erzbisthum) Salzburg. 2. Das Fürstenthum (vorm. gef. Probstey) Berchtolsgaden. 3. Das Fürstenthum (sonst Bisth.) Eichstädt. 4. Das Fürstenthum (sonst Bisth.) Passau. Von den Ländern selbst ist keine trockene Nomenklatur gegeben; sondern es sind nach

den bekanntesten und sichersten Angaben das Areal, die Seelenzahl, Producte, Handels und Nahrungszweige mitgetheilt worden. Vorzüglich ist es zu billigen, daß der Vers. nicht allein den ersten Entschädigungsplan angegeben; sondern auch die darauf erfolgten Veränderungen und Umtauschungen der Landesherren untereinander beygebracht hat. Hierzu gehören der Tauschvertrag zwischen dem Könige von Preußen und dem Kurfürsten von Pfalzbaiern, wegen einiger Besitzungen vom 30n Junius 1803, S. 148 — 149 wobey hier nur bemerkt wird, daß zu mehrerer Bestimmtheit S. 234 bey den einzelnen Stücken des Bisthums Eichstädt der Zusatz nicht hätte fehlen sollen, daß der Kurfürst von Pfalz-Baiern ein kleines Stück noch behalten hat, da es doch S. 150 benannt ist, indem es heißt: das Amt Sandsee, doch mit Ausnahme des rechts von der schwäbischen Rezat liegenden Distrikts. — S. 187, stehen die Bestimmungen, die der Kurfürst von Baden mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt ausgetauscht hat. Der Vers. zweifelt zwar, daß dieser Tausch, den er einem Zeitungsbericht nach erzählt, zu Stande gekommen sey. (Es ist aber demselben auch, soviel bekannt ist, nicht widersprochen worden.) Aus S. 222 und 223 ist zu bemerken, daß Preußen im Frühjahre 1803 die Taxischen Postämter aus seinen Staaten eximirte, und der Fürst von Thurn und Taxis in einer am 12ten Nov. 1803 abgeschlossenen Convention seinem Postrechte in den Preußischen Entschädigungslanden entsagte. Nach dem Vertrage vom 19ten Dec. 1803 hat der Fürst von Löwenstein-Wertheim Homburg und Holzkirchen an Pfalz-Baiern gegen eine jährliche Rente von 28000 Gulden abgetreten. Auch ist S. 243. richtig eingetragen, daß der Fürst von Bretzenheim seine ganze Entschädigung, bestehend in der Reichsabtey Lindau und Reichsstadt Lindau, dem Hause Oestreich gegen eine Herrschaft in Böhmen überlassen hat. (Rec. vermißt die Herrschaft Ortenburg im Baierschen Kreise, die ihren eignen Grafen hatte, der sie nebst seinen übrigen in Baiern gelegenen Besitzungen an Pfalzbaiern gegen ein in Franken angewiesenes Aequivalent am 28n Febr. 1805 abtrat.)

Es folgen darauf in alphabetischer Ordnung die Namen der Länder und Städte, mit den Fürsten, welchen sie jetzt zu Theil geworden sind. Von S. 281 — 340 sind verschiedene Verfügungen über Nebenpunkte mitgetheilt. Hierzu gehören

hören die Bestimmung der Lehensverhältnisse der Entschädigungsländer, die Versorgung der entsetzten Geistlichkeit, die Abtragung der Jahrrenten, die Verhältnisse zwischen dem deutschen Reiche und der Helvetischen Republik, u. dgl. Der Anhang enthält erstlich den Deputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803, nebst dem Reichsgutachten über denselben, vom 24n März, und der Kaiserl. Ratification desselben vom 28n Apr. d. J. Die erste Urkunde geht von S. 350 — 476, und ist sowohl deutsch als französisch, und für Mit- und Nachwelt äußerst wichtig.

Die Karte ist vom Legations-Sekretär Stieler gezeichnet, und von Knittel gestochen. Sie enthält Deutschland nach dem Reichsschlusse vom 27ten Apr. 1803. mit den Veränderungen bis zum Sept. 1804. Sie ist recht gut gezeichnet, und gewährt ihrer Größe nach wenigstens eine Uebersicht der Länder, die durch ihre Illumination ihren jetzigen Besitzer anzeigen.

Das dem Buche angehängte Register erstreckt sich auf beyde Theile, und ist zum leichtern Auffinden der Länder und Städte sehr nützlich.

Ww.

Vermischte Schriften.

Johann Nikolaus Martius, Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von Gottfr. Erich Rosenthal. Vierzehnter Band. Berlin, bey Nicolai. 1800. gr. 8. 1 Rl. 8 Gr. Funfzehnter Band. eds. 1801. gr. 8. 1 Rl. 8 Gr. Sechzehnter Band. eds. 1801. gr. 8. 1 Rl. 8 Gr. Siebzehnter Band. eds. 1802. gr. 8. 1 Rl. 8 Gr. Achtzehnter Band. eds. 1804. gr. 8. 1 Rl. 8 Gr. Neunzehnter Band. eds. 1805. Zwanzigster Band, welcher das Register enthält. eds. 1805. gr. 8. Die beyden letzten Bände. 2 Rl.

Der 11te, 12te und 13te Theil dieses bekannten Werks, die in den Jahren 1796, 1797 und 1798. herauskamen in dem 26sten Bande dieser N. A. D. B. und im 55n Bande S. 453, angezeigt. Das Werk ist bis zu seinem Ende sich am Werthe ziemlich gleich geblieben. Zwar ist freylich Vieles darin, was eigentlich nicht zur sogenannten Magie: sondern vielmehr zur Physik und Mathematik gehört. Indessen ist es auch wahr, daß in vielen Ländern, und unter vielen Klassen von Menschen, dasjenige, was den Gelehrten bloß als zur Naturlehre gehörig bekannt ist, noch für eine Art von natürlicher Zauberkunst gehalten wird. Es ist also immer hier eine große Sammlung von Auflösungen solcher Probleme, welche Unerfahrnen wunderbar scheinen müssen. Es kann also nicht nur die Lektüre dieses Buchs und die Nachahmung der darin angezeigten Versuche ein unschuldiges Vergnügen gewähren; sondern auch zu vielen nützlichen Sachen Anlaß geben, und ein Mittel werden, den Abergläubischen zu verscheuchen, der noch mehr im Finstern herumschleicht, als sich viele Leute vorstellen können, welche sich einbilden, es wäre eine vernünftige Aufklärung an allen Orten und unter allen Ständen in gleichem Maaße ausgebreitet. Das vollständige Register, welches den 2ten Band ausmacht, giebt dem Buche eine große Brauchbarkeit zum Nachschlagen; da es, außer seinem Hauptzwecke, auch als eine Sammlung von Nachrichten von vielen neuern Entdeckungen in der Physik, Chemie und Oekonomie betrachtet werden kann, und in sofern einen bleibenden Nutzen hat. Es wäre freylich wohl zu wünschen, daß Hr. Rosenthal in der Wahl dessen, was er gesammelt hat, etwas strenger gewesen wäre. Aber übrigens kann man die Spreu wegwerfen und sich an die vielen gesunden Körner halten; theils, wenn man diese Sammlung der Herren Wiegleb und Rosenthal gegen ähnliche Sammlungen, z. B. gegen die ganz unförmliche und hin und wieder ganz unverdauliche Kompilation des Hrn. Hasse hält: so erscheint sie immer noch in einem vortheilhaften Lichte.

Gt.

Charakterzüge aus dem Leben edler Geschäftsmänner und berühmter Kaufleute. Zur Lehre und Nachahmung der merkantilischen Jugend, gesammelt

von

und herausgegeben von S. G. Meißner. Elberfeld, bey Büschler. 1803. 9½ Bog. 8. 01 gr.

Diese kleine Schrift enthält die Biographien von zehn Kaufleuten: Hickert, Ballabene, Thurneisen, Graf Fries, Graf Schimmelmann, Burdales, Fadebeck, Hasenclever, Tschepke und Schedel und von einem Oekonomen Rindenschwender. Sie sind aus bekannten, hier größtentheils angegebenen Quellen, fast wörtlich entlehnt, und können allerdings jungen Handlungsbedienten zu einer belehrenden und unterhaltenden Lektüre dienen.

X.

Calender (Kalender) für das Volk. Auf das Jahr 1803. Herausgegeben von (den Pastoren) J. C. Fröbing und F. J. Kutscher. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. Mit einem Kupfer. 192 Seiten. 8. 9 gr.

Auch diese Volksschrift erhält sich in ihrem Werthe durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit, durch Popularität und Gemeinnützlichkeit des Inhalts. Der Gedanke, hier unter der Rubrik des nützlichen Allerleys, eine Hausapotheke, d. h. eine Sammlung leicht anwendbarer, aus Erfahrung bewährter Hausmittel wider allerley Hauskreuz und häusliche Verlegenheit liefern zu wollen, ist vortreflich; aber bis jetzt nur noch sehr unvollkommen ausgeführt, und gewissermaaßen noch unreif. Möchten die Bearbeiter dieser wahrscheinlich stehenden Rubrik sich besonders auch hüten, durch Ueberschreitung der Gränzlinie das Volk zu medicinischen Pfuschern zu machen! —

Pm.

Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte. Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde. Drey Bände, jeder von vier Stücken. Halle,

in der Weisenhausbuchhandlung. 1802. 1803. Jeder Band 1 Rg. 12 Gr.

Eine Sammlung gutgeschriebener Biographien, die man als eine Einleitung zu dem bekannten Schlichtegrollschen Nekrolog betrachten kann. Bey der beträchtlichen Anzahl der Mitarbeiter (unter welchen wir mit Vergnügen die Namen J. A. Eberhard, Reuter, Henke, M. C. Sprengel, u. s. w. gefunden haben) ist nicht zu erwarten, daß weder einerley Grundsätze bey Abfassung dieser Lebensbeschreibungen befolgt, noch diese selbst von gleichem Werthe seyn sollten; jedoch haben wir keine der Aufnahme unwerthe Biographie gefunden; wohl aber hätten einige, z. B. die des Sebastian Schärtlin in Burtenbach kürzer abgefaßt werden können. Die kurzen biographischen Notizen sind sehr mager ausgefallen.

E.

Arzneygelahrheit.

Journal für Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, vorzüglich mit Rücksicht auf Aetiologie und Semiotik. Von einer Gesellschaft deutscher Aerzte. Herausgegeben von Dr. *Johann Friedrich Siegesmund Posewitz*, Professor in Giessen. *Erstes Heft.* Herborn und Hadamar, in der neuen gelehrten Buchhandl. 1799. 222 Seit. 8. *Zweytes Heft.* 1800. 171 Seit. —

Wurde fortgesetzt unter dem Titel:

Aetiologisches und semiologisches Journal für Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Herausgegeben von Dr. *J. F. S. Posewitz*, Professor in Giessen. *Erstes* und *Zweytes Heft.* Giessen und Darmstadt, bey Heyer. 1802. 322 Seit. 8.

In unserer journalreichen Zeit, in welcher auch das medicinische Publikum mit Ring- und Tage-Blättern, von verschie-

schon an Schrot und Korn, überflüssig versehen wurde, fehlte es doch an einem Journale, welches in der medicinischen, geburtshülflichen und chirurgischen Praxis, die einzelnen Fälle, vorzüglich in Rücksicht auf Aetiologie und Semiologie, behandelte. Der nun verstorbene Herausgeber hatte den Zweck, diesem Bedürfnisse durch die rubricirte Zeitschrift möglichst abzuhelfen. Diese war also zunächst bestimmt zur Aufnahme wichtiger, besonders aetiologischer und semiologischer Abhandlungen, die in das Gebiet der medicinischen und chirurgischen Praxis, der gerichtlichen Arzneykunde und Geburtshülfe gehören, oder doch den besondern Zweck haben, diese Doctrinen mehr aufzuhellen, und von der gröbern Empirie zur rationellern Behandlung hinzuführen. Der Plan des Herausgebers war gut; und seine in dieser Hinsicht aufgestellten Grundsätze bezeichnen einen aufgeklärten Arzt, dem es um Wahrheit und Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zum Behufe der Kunst und zum Besten der Menschheit, zu thun war. Er verband sich mit verschiedenen, meistens vaterländischen (Hessischen) Aerzten, die in den Rufe einer nicht beschränkten Praxis standen, und diese lieferten ihm, aus dem Kreise ihrer gemachten Erfahrungen, manche brauchbare Aufsätze, als Beyträge zu denen, die ihn, den Herausgeber, selbst zum Verfasser haben. Indessen hat dieses Journal, wie Rec. weiß, kein großes Publikum gefunden: sey es nun, daß die Schuld daran lag, weil auf dem Aushängeschild kein sogenannter großer Name glänzte; oder die Zeitschrift, durch den Wechsel der Verlagshandlung, zu langsam fortrückte; oder Herausgeber und Verfasser die eigentliche Absicht derselben darin verfehlten, daß sie ihren Aufsätzen mehr eine praktische (therapeutische) Tendenz zu geben bemühet waren; oder vielmehr, weil das journalmäßige medicinische Publikum mit Speisen dieser Art, in glänzenden Gefäßen aufgetragen, schon gesättiget war — genug, Rec., der das Entstehen und Vergehen dieses aetiologischen und semiologischen Journals unter verschiedenen Umständen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, ist überzeugt, daß es vor dem Tode des würdigen Posewitz, sein Ende erreicht hatte. Dessen ungeachtet ist R. c. verpflichtet, gewissenhaft zu bezeugen, daß die meisten Abhandlungen in diesem Journale zweckmäßig, gut, und für angehende Aerzte, die mit Ueberlegung an das Krankenbett gehen und nach Gründen handeln wollen, lehrreich

ſind. Blos in dieſer Hinſicht folgt hier eine kurze Inhaltsanzeige ſämmtlicher Hefte, mit einigen Bemerkungen begleitet, um ſich aus der Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der abgehandelten Gegenſtände zu überzeugen, daß das Werk nicht verdiene — einen Ladenhüter abzugeben.

I. Vorrede und Einleitung. S. 1 — 20. (Wie geſagt, die hier aufgeſtellten Grundſätze ſind richtig und für beobachtende Aerzte brauchbar.) John Brown's Erregungstheorie, in einer kurzen tabellariſchen Ueberſicht. Vom Herausgeber. S. 23 — 82. Beſchreibung einer heftigen Gehirnerſchütterung mit vielem Extravaſat. Vom Hofrath Dr. Baumer zu Nidda. S. 83 — 93. Aetiologiſche Entwickelung der Aeußerungen des Senſoriums beym Foetus und jungen Kinde ſogleich nach der Geburt bis zum 247ſten Tage. Vom Herausgeber. S. 94 — 137. (Ein vortrefflicher Aufſatz, der keines Auszugs fähig; aber für Aerzte und Pſychologen, beſonders für Erzieher ſehr lehrreich iſt!) Medicinisch-chirurgiſche Beobachtungen. Von Dr. J. Stoll, zu Alsfeld. S. 176 — 194. (Der Beobachtungen ſind drey, nämlich: von der Behandlung einer Spinae biſidae, wozu die Kupfertafel gehöret; von einer angebornen Verſchließung der Eichel, mit einer Mißbildung des männlichen Gliedes verbunden; und von der Heilung einer beſondern Art von Mutterməlern.) Beobachtung und Heilung einer Convulſio thoracis. Vom Dr. Dörel zu Darmſtadt. S. 195 — 208. Recenſionen. S. 209 — 222. Beurtheilung einiger in Gießen herausgekommenen akademiſchen Schriften von ungleichem Werthe.

II. Vorrede und Einleitung. S. 1 — 23. (Iſt eine Fortſetzung der im erſten Hefte enthaltenen Grundſätze des Herausgebers.) Ueber ein Exanthem. Von J. J. Schmitt, ausübendem Arzte zu Bolzenburg. S. 27 — 43. Beobachtungen über die Behandlung der Wunden, welche die Integumente und Knochen des Kopfs penetriren. Vom Hofrath Dr. Baumer zu Nidda. S. 44 — 61. Pathologiſche Exiſtenz; exiſtirt ſie, oder exiſtirt ſie nicht? Eine Abhandlung von Dr. G. F. Chriſt. Wendelſtadt, Phyſikus der Reichsſtadt Wetzlar. S. 62 — 81. Ueber ein Deſtrium. Vom Herausgeber. S. 82 — 127. (Ebenfalls ein vortrefflicher Aufſatz, der zuerſt die Krankheitsgeſchichte, ſodann Bemerkungen über dieſes Deſtrium und Verfolg der Krankheit, in

Rück-

Rücksicht auf die sensoriellen Aeußerungen in derselben, und endlich Vergleichung der Rückkehr dieser Aeußerungen in diesem Delirium mit der Entwickelung ebenderselben, bey dem jungen Kinde nach der Geburt, enthält.) Geschichte eines Todtschlags, ohne das geringste Zeichen einer äußerlich beygebrachten Gewaltthätigkeit, nebst Erklärung, und zwey Fällen zur Erläuterung. Vom Hofrath Dr. Müller in Hungen. S. 128—133. Kurze Untersuchung der Frage: ob die Zufälle bey beträchtlichen Kopfverletzungen von der Wirkung auf die Leber und Galle entstehen, oder ob das Gehirn idiopathisch leide? Von Ebendemselben. S. 134—138. Grundsätze, nach welchen über die Frage entschieden werden muß, ob und wenn die schwere Dentition als Ursache von besondern Krankheitszufällen, bey Kindern in den ersten beyden Jahren zu betrachten ist? Vom Herausgeber. S. 139—148. Recensionen. S. 149—172.

I. und II. Semiologische und aetiologische Abhandlungen über den Gesichtsschmerz, und Bestimmung des Heilplans in demselben, nebst einer Beobachtung über diese, auf eine und dieselbe einfache Art, bey ebendemselben Kranken, zweymal glücklich geheilte Krankheit. Vom Herausgeber. S. 1—84. Ueber die Wassersucht der Bauchhaut. Vom Hofrath Dr. Müller in Hungen. S. 85—107. Kurze Geschichte einer Nachgeburtsoperation, nebst Epikrise. S. 108—119. Versuch einer Aetiologie und Therapie der Saamenflüsse, mit vorzüglicher Rücksicht auf Brown's Erregungstheorie. Von Dr. J. Groll in Alsfeld. S. 120—164. (Diese Monographie handelt von der Diagnostik und Aetiologie der Saamenflüsse überhaupt, und von der Behandlung der sthenischen, indirekt- und direkt-asthenischen Saamenflüsse insbesondere. Die örtlichen und gemischten sollten in einer Fortsetzung nachgeliefert werden.) Ueber den Winzenberger Scharlachfieber. Vom Herausgeber. S. 165—188. Ueber die Diagnose der Hirnwassersucht und des äußern und innern Wasserkopfs. Von Ebendemselben. S. 189—198. Konvulsionen. Ein Beytrag zur Aetiologie. Von M. S. 199—212. Ueber die Diagnose derjenigen sehr verschiedenen, aber einander sehr ähnlichen Geschwülste, welche in der Gegend des Saamenstrangs und des Hodensacks vorkommen. Vom Herausgeber. S. 213—226. Ueber die unregelmäßigen, besonders Wasser- und

Fleisch-

Bleischbrüche, nebst einigen Krankheitsgeschichten. Vom Hofrath Dr. Baumer zu Nidda. S. 227 — 254. Was kann man jetzt über die Kuhpocken und ihre Impfung urtheilen, und was kann, in Hinsicht auf dieselben, noch geschehen. Vom Herausgeber. S. 255 — 268. Ueber den Krebs an der Brust. Von Dr. J. J. Schmidt, emeritirtem Arzte zu Beizenburg an der Elbe. S. 269 — 283. Kurzer Auszug aus C. J. R. Scheidleri Dissertatio inauguralis medica, sistens Cardialgiae brevem nosologiam, methodum curandi rationalem ac morbi feliciter curati historiam — Giessae. 1800 — nebst einigen Zusätzen, Vom Herausgeber. S. 284 — 316. Anwendung des Galvanismus bey einem taubstumm gebornen Mädchen. Vom Hofrath Dr. Linz zu Darmstadt. S. 317 — 322.

Rec. hält diese bloße Inhaltsanzeige für hinreichend, praktizirende Aerzte vorzüglich darauf aufmerksam zu machen, daß die meisten Abhandlungen und Aufsätze den schwierigsten Theil der Heilkunde, nämlich die Diagnose und Aetiologie der örtlichen oder chirurgischen Krankheiten, zum Gegenstande der Untersuchungen haben.

Mo.

Kriegswissenschaft.

Neue Bellona, oder Beyträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Bearbeitet von einer Gesellschaft Hessischer und anderer Officiers, (s) und herausgegeben von *N. V. R.* von *Porbeck*, Churfürstl. Badi(en) schen(m) Hauptmann und Flügel-Adjudant (en). *Vierter*, *fünfter* und *sechster Band*, oder *dreyzehntes* bis *vier und zwanzigstes Stück*. Mit Kupfern und Planen. Leipzig, bey Hinrichs. 1803 und 1804. 3 Alph. 20 Bogen. gr. 8. Geheftet. 8 Rthlr.

Da die Anzeige dieser drey Bände einer örtlichen militärischen Zeitschrift, deren Vorgänger in der A. A. D. Bibl.

Band

Band LXXX. S. 105 f. angezeigt worden, sich zufällig sehr verspätet hat: so müssen wir uns auf eine kurze Angabe und summarische Würdigung der erheblichsten Artikel beschränken.

Band 4. S. 111 — 137. **Fragmente zur Geschichte des Feldzugs der Montenegriner gegen Ali Pascha von Janina im Jahre 1798.** Dieser Aufsatz, welchen der Verfasser, Herr Archivar Murhard, aus dem Manuskripte eines Theilnehmers an diesem Feldzuge, eines griechischen Kalugers, gezogen haben will, verbreitet allerdings ein helleres Licht über diese ziemlich unbekannte Expedition, welcher nur Rußlands thätige Mitwirkung fehlte, um sie in ihren Folgen höchst denkwürdig zu machen; nur wäre sehr zu wünschen gewesen, daß man sie des exotischen Schmucks und orientalischen Bombastes entlastet hätte, der gerade hier am allerwenigsten an seiner Stelle ist.

S. 142 — 152. **Einige Worte über Alexanders des Großen Feldzug nach Hindostan.** Von demselben Verfasser. Hier wird eine Parallele zwischen dieser Merkwürdigkeit der Vorzeit, und den Uebergängen Bonaparte's und Macdonal's über die Gebirge der Schweiz und Graubündtens gezogen, die größeren Schwierigkeiten der erstern gezeigt und das Studium der Alten, als sehr wohlthätig zur Bildung des Kriegers empfohlen.

S. 211 — 247. **Ueber militärische Ausbildung insbesondere des hessischen Officiers.** Ein sehr gründlicher und belehrender Aufsatz, in welchem Manches, im Militärstande eingewurzelte, dem Aufkommen desselben, nachtheiliges Vorurtheil glücklich bestritten, und mit erprobter Sachkunde Vorschläge zur Bildung junger dem Kriegsstande bestimmter Männer gethan werden, deren Erwägung und, dem verschiedenen Lokale angepaßte Benutzung höchst wünschenswerth wäre. Dieser Aufsatz ist in den folgenden Stücken fortgesetzt.

S. 285 — 327. **Denkschrift über den letzten Krieg zwischen Frankreich und Spanien in den Pyrenäen.** Je unbekannter die nähern Umstände und erheblichen Details dieses zwischen zwey fast immer sonst befreundet gewesenen Nationen, in den unwegsamen Gebirgen der Pyrenäen statt gefundenen Kampfes, geblieben sind, da man darüber nur flüchtige einseitige Kriegsberichte hat; je erwünschter

ter muß nicht nur jedem Manne vom Metier; ſondern je dem unſmerkſamen und unbefangenen Beobachter der Zeitgeſchichte dieſe umſtändliche und genaue Darſtellung von der Hand eines Augenzeugen ſeyn. Man findet hier eine ſehr einleuchtende Entwickelung der Urſachen, welche Veranlaſſung wurden, daß dieſer im Anfange für Spanien ſo vortheilhaft ſcheinende Krieg, bey ſeiner dreyjährigen Dauer eine für dieſes Reich ſo nachtheilige Wendung nahm. — Es zeigt ſich, daß auch hier ein Hauptvorzug der franzöſiſchen Generale in der Benutzung auch der unvortheilhafteſten Terrains, ſo wie in der ſchnellen, den oft plötzlich veränderten Umſtänden angemeſſenen Umwandelung des Plans, welchen man befolgen wollte, beſtand. — Auch dieſer Aufſatz, welchem nur eine beſſere Schreibart zu wünſchen wäre, wird in zwey folgenden Heften fortgeſetzt, und beendigt.

S. 152 — 187 und 335 — 423. Ueber die Urſachen der vielen Siege und des Kriegsglücks der Franzoſen auf dem feſten Lande im franzöſiſchen Revolutionskriege, beſonders in Hinſicht der flandriſchen Feldzüge, von dem heſſiſchen Major von Porbeck. Ein ſehr belehrender, vielſeitig intereſſanter Aufſatz, welcher einen neuen Beweis für den durch die Erfahrung aller Zeiten und Völker bewährten Satz: »daß jede Koalition mehrerer Mächte zu einem gemeinſchaftlichen Kriegszweck, mit faſt unüberſteigl. Hinderniſſen zu kämpfen habe,« aufs einleuchtendeſte beſtätigt; aber freylich jeden Deutſchen, der nicht ganz entartet iſt, zu den niederſchlagendſten Reſultaten führt, und zu den gerechteſten Beſürchtungen veranlaßt. Der Verf. war um ſo mehr im Stande, authentiſche Nachrichten zu liefern, da er nicht nur den für Oeſtereich und deſſen Alliirte ſo nachtheiligen Feldzug in Flandern mitmachte; ſondern auch bey einer Sendung, zu welcher ihn der K.K. General von Salis an den Feldzeugmeiſter, Grafen Clairfait, gebrauchte, Gelegenheit hatte, die unverantwortliche, durch üble Laune und verwerfliche Zurückſetzung veranlaßte Zögerung des letztgenannten Feldherrn zu beobachten. Hätte derſelbe einige Tage früher die Lys paſſirt; wäre die Communikation und das Einverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzoge von York beſſer geweſen: ſo wären Pichegrüs wirklich rieſenhafte Fortſchritte gehemmt, und der deutſchen Tapferkeit ein unvertilgbarer Flecken erſpart worden. — Möchte man doch die hier, auf

eine

einer so empfindlichen Art gemachten Erfahrungen, künftig dazu benutzen, ähnliche Fehler, bey welchen gleiche Folgen unvermeidlich seyn dürften, zu vermeiden! — Der Hofkriegsrath in Wien sollte billig diesen wichtigen historischen Beytrag besonders abdrucken lassen, ihn selbst fleißig studieren, und allen kommandirenden Generalen zur reiflichen Erwägung dringend empfehlen! —

Band 5. S. 100 — 112. Noch ein Beytrag zur (Geschichte der) letzten Einnahme von Koskheim. Der Verf. sucht, mit sehr überzeugenden Gründen, die Ehre derselben, wider gegentheilige Behauptungen, einem sächsischen Officier, dem Lieutenant von Brandenstein, zu vindiciren.

S. 189 — 227. Versuch über die geschlossene Colonne. Der wohlunterrichtete Verfasser dieses sehr verständlich geschriebenen Aufsatzes, der Pr. Lieutenant v. Brömbsen im Reg. v. Reinhardt, stellt in der Einleitung zu denselben Betrachtungen über die Menge neuer, von der bisherigen Vorstellungsart ganz abweichender Meinungen an, welche durch den französischen Revolutionskrieg in Umlauf gekommen sind. Er zeigt, in welchem, gegen die sonst herrschende Ansicht, vortheilhaftem Lichte die mehresten Officiere die Colonne und den sogenannten Choc ansehen, und als beynahe ausschließliche Hauptmanöuvres betrachten, ohne deshalb richtige Begriffe mit beyden Wörtern zu verbinden. Hierauf wird die Vervollkommnung, welche der Kriegskunst durch die Vereinigung der Vortheile der Colonne mit den vortheilhaften Stellung in Bataillone zu Theil geworden ist, gezeigt, und über die zweckmäßigste Art, wie die erstere anzuwenden ist, viel Durchdachtes und praktisch-Brauchbares beygebracht. — Die Einwürfe der Gegner, z. B. daß die Colonne, vermöge ihrer Tiefe, dem Artilleriefeuer in seiner furchtbarern Wirkung zu sehr ausgesetzt sey; daß es schwer, ja oft unmöglich sey, sie schnell, leicht und regelmäßig zu bewegen ꝛc. werden unpartheyisch geprüft und bündig widerlegt. Was hierauf von der defensiven Colonne gesagt wird, ist vorzüglich der reiflichen Erwägung aller Sachkundigen zu empfehlen. Der Verf. ist der Meinung, daß, bey den, in dieser Stellung statt gefundenen glücklichen Vertheidigungen, von welchen die vaterländische Geschichte Meldung thut, der Grund des Gelingens, nicht sowohl in der gewählten Position, als in der

Ver-

Bravour der Truppen lag. Sehr wahr ist, was der Verf. S. 213 sagt; »Je mehr sich militärische Stellungen der »Vollkommenheit nähern, je einfacher sie sind, je weniger »Kunst mit ihrer Marschart verbunden ist, und je sicherer »sie den vorgesetzten Zweck erreichen, desto eher verdienen »sie bey der Schlachtordnung den Vorzug.« Die Anwendung, welche auf die obige Behauptung des Verfassers, von der zweckmäßigen Verbindung beyder Positionen gemacht wird, macht seinem Scharfsinne und seinem militärischen Kenntnissen Ehre.

S. 252 — 293. Gedanken über einige, die Taktik der mit der Infanterie verbundenen Scharfschützen betreffende Fragen. Der Verfasser hält dafür, daß die Zahl der Scharfschützen bey der Infanterie vermehrt werden müsse; daß es in den mehresten Fällen vortheilhaft sey, die Schützen im Gefechte, weiter als vorschriftsmäßig vorzuziehen, und, nach Beendigung des Gefechts nicht, wie dieß gewöhnlich geschieht, hinter der Fronte ihrer Compagnien zu stellen; sondern sie concentrisch fortfeuern zu lassen. Er sucht den Vortheil zu zeigen, welcher aus dem Gebrauche der Scharfschützen, bey dem Angriffe und der Vertheidigung der Festungen gezogen werden könnte, u. s. w.

S. 414 — 435. Ein Beytrag zur Geschichte der Ueberfälle. Der Ueberfall, welcher hier, sehr belehrend, im minutiösesten Detail beschrieben wird, geschah am 8ten Decbr. 1800, also einige Tage nach der bekannten Schlacht bey Hohenlinden, von den Oesterreichern auf die französischen Vorposten zu Scamfs im Ober-Engaddin in Graubünden, und ist nicht sowohl durch den, nicht sehr bedeutenden Verlust, den die Ueberfallenen erlitten, als durch ihre Sorglosigkeit und Nachlässigkeit merkwürdig und wurde von östreichischer Seite, trotz der furchtbaren Kälte und vieler erheblichen Schwierigkeiten mit großer Planmäßigkeit und trefflicher Kombination, durch den Oberst-Lieutenant und Regiments-Kommandanten von Salis-Samada ausgeführt. — Die Franzosen gaben hier ein warnendes Beyspiel, wohin die Verachtung eines für unbedeutend gehaltenen Feindes führen kann; wozu noch kam, daß sie sich (ganz wider ihre sonstige Gewohnheit) gar keine Mühe gegeben hat, ihre Position und ihr Terrain gehörig kennen zu lernen. —

Die

Die am Schlusse dieses Aufsatzes aus der Erzählung des Faktums gezogenen Resultate, sind aller Aufmerksamkeit werth.

S. 435—442. Ein Beytrag zur Kenntniß der Verfassung des römischen Militärs. Herr Archivar Murhard liefert hier fleißig gesammlete Notizen über den Unterhalt und Sold der alt-römischen Armeen.

Band 6. S. 14—80. Militärische Bemerkungen über Deutschlands Kriegsverfassung von einem Staabs-Officiere. Der sachkundige Verf. klagt mit dem größesten Rechte, über die fast allgemeine Vernachlässigung der Erziehung und Bildung der jungen Officiere, und thut Vorschläge zur Anlegung von Instituten zur Abhelfung dieses wesentlichen Mangels. Gewiß würde eine, nach diesem Plane angelegte Militär-Akademie von den wohlthätigsten Folgen seyn, und dazu erfreulich mitwirken, dem Militärstande gegründete Ansprüche auf die allgemeine Achtung zu verschaffen, welche er jetzt, dem größesten Theile nach, der Konvenienz, dem Andenken an sonstige Großthaten, und nur zu oft — dem Regimentsschneider und Waffenschmidte verdankt. — Möchte doch der Zeitpunkt nicht mehr ferne seyn, wo der Militärstand seine Ansprüche auf den ersten Rang im Staate, nicht bloß machen; sondern auch behaupten könnte! —

S. 97—104. Notizen zur Biographie des K. K. Generalmajors von Briten. Er zeichnete sich in dem letzten französischen Kriege sowohl durch persönliche Tapferkeit, als seine Kenntnisse in der Kriegshaukunst vortheilhaft aus, und ist des ihm hier von einer geschickten Hand gesetzten Ehrendenkmals vollkommen würdig. — Ueberhaupt würden Biographien verdienter Krieger in dieser Zeitschrift sehr an ihrer Stelle seyn.

S. 109—171. Ist kriegswissenschaftliche Bildung dem Officiere wahrhaft nützlich? Von einem Officiere beantwortet, der die Erfahrung auf seiner Seite hat. Eigentlich sollte es befremdend scheinen, wie eine solche Frage, deren Bejahung bey keinem vernünftigen Menschen einem Zweifel unterworfen ist, aufgeworfen werden könne. Indeß lehrt die Erfahrung, daß bey mehreren

besonders ältern Militärpersonen das Vorurtheil, als ob wissenschaftliche Kenntnisse der Bravour Abbruch thäten, noch lange nicht ausgetilgt ist. Daher kann diese reichhaltige, wohldurchdachte Abhandlung immer als ein Wort gesagt zu seiner Zeit gelten.

S. 381 — 393. Feldzug der Donau-Armee, aus dem noch unübersetzten Werk des Brigade-Chefs Dedon d. A. Wenn man gleich nicht läugnen kann, daß diese Darstellung der Begebenheiten des Feldzugs an der Donau etwas einseitig abgefaßt, und hier und da vielleicht nicht ganz zuverlässig ist: so gehört sie doch zu den schätzbaren Materialien zur Geschichte des Revolutionskrieges. Dazu kommt, daß diese einen sehr thatenreichen Abschnitt der Donau-Kampagne befassende Nachricht sehr gut geschrieben ist.

S. 398 — 420. Ueber den Schwerinschen Feldzug; (sollte wohl richtiger heißen: über das Benehmen des Generallieutenant Grafen von Schwerin in dem Polnischen Feldzuge 1794.) Der Verf. glaubt, daß der eben genannte Feldherr vorzüglich darin gefehlt habe, daß er

1) einen zu sehr ausgebreiteten Kordon gehalten;

2) zweckwidrige Anstalten zur Aufhebung des Dombrowskyschen Korps getroffen;

3) daß er das Pollische Körps nicht zu rechter Zeit an sich gezogen habe.

Wir übergehen mehrere minder wichtige Abhandlungen und Notizen, ohne ihnen deßhalb ihren subjektiven Werth absprechen zu wollen, und schließen diese Anzeige mit einer gedoppelten Rüge.

Die erste betrifft mehrere Aufsätze, die uns dem Zwecke dieser Zeitschrift nicht angemessen zu seyn scheinen, z. B. der Kriegsgesang der Osmannen, der Streit mit dem Recensenten der A. L. Zeitung, die Schilderung der Araber, welche allgemein bekannte Dinge enthält, u. a. m.

Die andre hat die äußerst vernachlässigte Schreibart in vielen Aufsätzen zum Gegenstande. Es ist beynahe unglaublich, wie undeutsch und nachlässig viele Verfasser derselben schreiben. Da lieset man z. B. von der Quee (Queue) der

Kolon-

Kolonne) an (en) Bivouac, Ruhmrederey befindet sich das Annegriffene unterlegen, Frankreich in ein Republik konstituirt, das Diplomen (Deployiren) der Ausstand, eine Leine charakteristische (e) Präge (Gepräge) u. s. w. Dergleichen grobe Bamitzer sollte der Herausgeber vor dem Abdrucke ausgemerzt haben.

Die gut gestochenen Bildnisse des Kurfürsten von Baden, des Generals Jourdan und Admirals Nelson, sind diesen drey Bänden vorgesetzt.

Wg.

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Historischer Kalender für 1804. von L. Westenrieder. München, bey Lindauer. 1804. 12 Bog. 12. Mit Kupfern. 1 Rl. 12 gr.

Derselbe für 1805. 12 Bog. 12. 1 Rl. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, von L. Westenrieder.

Eine, im Ganzen fließend und lesbar geschriebene Geschichte eines immer denkwürdig bleibenden Krieges; welche uns aber, nach so vielen gelungenen Bearbeitungen desselben Gegenstandes, vorzüglich der meisterhaften Schillerschen, ziemlich überflüssig zu seyn scheint. — Manche Wörter und Ausdrücke, z. B. so dürften den künftigen Unternehmungen eben keine großen Vortheile zugegangen seyn, wenigst (für wenigstens) zum Ausriß genöthigt werden, die Habschaften, die Regimenter waren durch Niederlagen verdünnet, während der Unterhandlungen (statt: während der U) ein Instand (Waffenstillstand) u. s. f. dürften, außerhalb Süddeutschland, manchem Leser zum Anstoße gereichen.

Die von Wettenleiter erfundenen und gestochenen Kupfer sind sehr sauber gearbeitet, und verdienen Lob. Nur sind die auf denselben abgebildeten Gegenstände nicht alle glücklich gewählt; wie ist es z. B. möglich, eine Begebenheit, wie die Eroberung Magdeburgs, auf einem Raume von etwa anderthalb Zollen darzustellen?

T.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Das Riesengebirge, in einer statistisch-topographischen und pittoresken Uebersicht, mit erläuternden Anmerkungen, und einer Anleitung, dieses Gebirge auf die zweckmäßigste Art zu bereisen. Von D. F. K. E. Hofer, K. K. Hofmechanik. *Zweyte Abtheilung.* Wien, bey Geistinger. 1803. 142 Seit. 8. Mit Kupfrn. und 1 Charte.

Diese Abtheilung enthält blos Zusätze und ausführlichere Vorstellungen einzelner Gebirgsgegenstände, auch genauere topographische Schilderungen mehrerer Gegenden, worauf sich der Verf. in dem Hauptwerke, ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, nicht einlassen konnte. Herr H. verräth überall, nicht allein einen richtigen Beobachtungsgeist, sondern auch eine genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande, den er abhandelte, welches man bey Reisebeschreibungen nur zu oft vermißt. Wir können daher dieses Werk nicht allein dem Statistiker, sondern auch dem Technologen, wie vorzüglich dem Reisenden mit gutem Gewissen empfehlen, indem dieser alle Angaben von denjenigen Gegenden, welche er selbst zu bereisen Gelegenheit hatte, sehr getreu und richtig befunden hat. — Nur der Mineralogie und Botanik sind leer aus, und es ist sehr zu bedauern, daß Herr H. diesen Theil nicht mit derselben Gründlichkeit behandelte, wie den statistischen.

Az.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die durch den Abgang des Herrn Geh. Raths Ackermann erledigte Professur der Anatomie zu Jena, hat Herr Dr. und Prof. Fuchs, bisher in Würzburg; die Professur der Chirurgie aber Herr Rath und Professor Dr. Stark d. J. nebst einem außerordentl. Assessorat erhalten.

Nachdem auch Herr HR. Thibaut Jena verlassen hat, wird Herr HR. Seidensticker in die Professur des Kodex und der Novellen, Herr HR. Hübner in die Professur der Pandekten, und Herr JR. Gensler in die Professur der Institutionen rücken; die Professur des Lehnrechts aber noch nicht besetzt werden.

Der Bürgermeister und Kommissionsrath zu Hamm in der Grafschaft Mark, Herr J. J. A. Möller, hat für seine Bemühungen zur Verbreitung landwirthschaftl. Kenntnisse von dem Königl. Geheim. Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Generaldirektorium die goldene Medaille, mit der Umschrift: dem Verdienste, erhalten.

Die Königl. Großbritannische Societät der Wissenschaften zu Göttingen, hat den Herrn Dr. J. Gall bey seiner Anwesenheit, zum Mitgliede aufgenommen.

Herr Professor Herholdt, praktischer Arzt in Kopenhagen, und Herr Dr. Castberg daselbst, sind zu auswärtigen

[illegible] worden.

Der bisherige Rektor des Andreaneums zu Hildesheim, Herr Billerbeck, ist an Ruhkopfs Stelle Direktor dieser Anstalt geworden.

Herr J. J. Prechtl aus dem Würzburgischen, Verfasser des Buchs: „über die Fehler der Erziehung," hat für seine Beantwortung der von der Batavischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem aufgegebenen Preisfrage: Ueber die Physik des Feuers, die Ersparniß des Brennmaterials zu verschiedenem Gebrauche betreffend, von dieser Gesellschaft den Preis und die goldene Medaille erhalten.

Herr W. Jungius, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, hat von dem Könige von Preußen zur Bezeugung der Zufriedenheit desselben, mit der von jenem eben so glücklich unternommenen, als glücklich ausgeführten Luftreise, ein Geschenk von 500 Thlrn. in Golde bekommen.

Der Herr Dr. Gall hat, für die dem Herzoge von Sachsen-Weimar gehaltenen Vorlesungen 100 Karolin, und von der Erbprinzessinn von Weimar einen kostbaren Ring zum Geschenk erhalten.

Herr Dr. B. Galura, bisher Stadtpfarrer zu Freyburg im Breisgau, ist zum K. K. Regierungsrath in Studien-Stiftungs- und geistlichen Sachen ernannt worden.

An der Jerusalems- und neuen Kirche zu Berlin, ist der bisherige zweyte Prediger, Herr Schulze, erster, der dritte, Herr Stegemann, zweyter, und der Prediger beym Invalidenhause zu Berlin Herr Grunow, dritter Prediger geworden.

Herr Rektor Henrici zu Neu-Ruppin, ist Rektor der gelehrten Schule in Stendal, und der dortige Rektor Herr Thormeyer Rektor zu Ruppin geworden. Beyde haben sich als Schriftsteller bekannt gemacht.

Der französische Sprachlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, Herr Marnalle, hat von der philosophi-

[illegible] zu Frankfurt an der Oder die Doktorwürde erhalten.

Herr Dr. C. F. Eichhorn in Göttingen, Assessor des Spruch-Kollegii und Privatdocent daselbst, geht als ordentlicher Professor der Rechtsgelahrheit und dritter Fakultist nach Frankfurt an der Oder.

Die Universität zu Moskwa hat den Herrn HR. Meiners in Göttingen, Herrn HR. Eichstädt in Jena, die Geheim. Räthe Herrn von Göthe und von Wollzogen, und Herrn HR. Wieland in Weimar, und Herrn HR. [illegible] in Petersburg, zu Ehrenmitgliedern aufgenommen.

Der Generallieutenant Herr von Tempelhof in Berlin, hat den großen schwarzen Adler-Orden erhalten.

Der, auch als Schauspieldichter bekannte Schauspieler Herr Arresto, sonst in Hamburg, hat die Direktion des Petersburger Theaters übernommen.

Der Redakteur der bey Cotta erscheinenden Italiänischen Miscellen, Herr Rehfues, hält sich jetzt in Tübingen auf.

Der bisherige Schloß- und Garnison-Prediger Herr Dr. Wolfrath in [illegible], ist Superintendent der Grafschaft Schaumburg, und Professor der Theologie in Rinteln geworden.

Herr Franz Horn, der bisher in Berlin als Mitglied des Königl. Seminariums für gelehrte Schulen lebte, ist an Heeren's Stelle Grammatikus am lutherischen Lyceum zu Bremen geworden.

Der Verfasser der „staatswirthschaftlichen Abhandlungen über Magazin- und Versorgungsanstalten," Herr F. C. Franz, Privatgelehrter zu Dresden, hat von dem Kurfürsten von Würtemberg, mittelst eines gnädigen Kabinetsschreibens eine kostbare goldene Uhr zum Geschenk erhalten.

Dem Herrn Professor Goeß in Ansbach, ist der von der Akademie der Wissenschaften zu Turin, für die Beantwortung der Frage: Ist die Statistik eine neue Wissenschaft, und welche Vortheile verschafft sie den Regierungen? ausgesetzte Preis zuerkannt worden.

Die Akademie der Wissenschaften zu [illegible] hat die Herren Professoren Scherer und Herrmann, bisherigen Inspektor des akademischen Kollegiums, wie auch den Hofmeister in Moskwa Herrn Kreutz, zum Adjunkten aufgenommen. Letzter ist auch Substitut des Hofraths Köhler in der Eremitage.

Der Herr Kammerpräsident von Vinke, durch seine Reise nach Spanien bekannt, ist Kurator der Universität Münster, (mit welcher die zu Duisburg vereinigt wird,) geworden.

Herr Mag. C. F. Hipp, ist an Brodhagens Stelle Professor der Mathematik am Johanneum und Gymnasium zu Hamburg geworden.

Der bisherige Kollege an der Nicolaischule zu Leipzig, Herr Mag. C. G. Schneider, ist Tertius geworden, und Herr Mag. C. G. Schenk hat die erbetene Dimission mit Beybehaltung seines Gehaltes, erhalten.

Der berüchtigte Mag. Laukhard, als Mousquetier, Privatdocent, Spion und Polygraph bekannt, hat Halle verlassen, und soll, (einer, im Freimüthigen mitgetheilten Nachricht zufolge,) in seinem Vaterlande der Pfalz (jenseits des Rheins,) als Prediger angestellt worden seyn.

Der Liefländische Gouvernements-Schuldirektor Herr Albanus, hat den Wladimir-Orden der dritten Klasse erhalten.

Der Professor der Rechtsgelahrheit Herr Dr. Rosenmüller zu Dorpat, ist als Herzogl. Sachsen-Weimarscher Justizrath nach Weimar abgegangen. Seine Lehrstelle erhält der Lehrer am Mitauer Gymnasium, Herr Dr. Kachy.

Der Dr. der Medicin Herr Ehlers in Kiel, hat die Direktion des für Schleswig und Holstein neuerrichteten Vaccinations-Institutes übernommen.

Der Herr Dr. Rehmann, Sohn des Fürstl. Fürstenberg. Geheim. Raths und Leibarztes, ein Schüler J. P. Frank's, bisher Arzt eines russischen Fürsten, ist von dem Kaiser von Rußland zum ersten Arzt bey der nach China gehen-

[illegible] Gesandtschaft mit einem Jahrgehalte von 1000 Rubeln, und 1000 Rubeln zur Equipirung ernannt worden.

Der Prosektor am anatomischen Theater zu Königsberg, Herr Dr. Reich, hat eine ordentliche Professur der Medicin daselbst erhalten.

Todesfälle.

1805.

Am 28sten Jul. starb zu Heidelberg Herr Dr. P. Wolfter, Professor der Geschichte, Universitätsbibliothekar und Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, 47 Jahre alt. Zwey Tage vor seinem Tode war er von der katholischen zur lutherischen Konfession übergetreten.

Am 20sten August zu Hamburg, der als Schriftsteller rühmlich bekannte Senator Herr J. A. Günther, 50 Jahre alt.

An eben diesem Tage zu Stralsund, der Lehnssekretär der dortigen Landesregierung Herr Dr. J. J. Nettelbladt, 56 Jahre alt.

Am 23sten August zu Dresden, der emerit. Ober-Konsistorialrath Herr Dr. C. F. Behrisch, im 74sten Lebensjahre.

Am 10ten September zu Leipzig, Herr J. F. Burscher, Mag. der Philosophie, Dr. der Theologie, Professor Primarius derselben zu Leipzig, Ephorus der Kurfürstl. Stipendiaten, Senior der Polnischen Nation, Kollegiat des Fürsten-Kollegii, Senior des Meißnischen Domkapitels, 73 Jahre alt.

Um die Mitte des Septembers zu Frankfurt an der Oder, Herr C. R. Hausen, Dr. der Philosophie, ordentl. Professor der Geschichte und Bibliothekar daselbst, 65 Jahre alt.

Am 16ten September zu Königsberg in Preußen, Herr J. D. Metzger, Dr. der Arzneygelahrheit, Königl. Preuß.

Geheim-Rath und Leibarzt, erster Professor der Medicin und Assessor des Königl. Collegii medico-chirurgici, daselbst, wie auch Lehrer der Hebammen, und Kreisphysikus im ostpreußischen Distrikt, 66 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Helmstädt. 1805.

Herr HR. Bruns, welcher das Prorektorat von Johannis 1804 bis dahin 1805 verwaltete, ist für das Jahr 1805 abermals zu dieser Würde erwählt worden. Am gewöhnlichen Tage des Prorektoratswechsels am 25. Jun., hielt er eine lateinische Rede, in welcher er eine Uebersicht der Erfahrungen der Universität Helmstädt im abgewichenen Jahre gab. Er hatte dazu durch ein Programm eingeladen, in welchem er ein Privilegium, das Kaiser Friedrich II. im Jahre 1219 der Stadt Goslar gab, mit den alten Gesetzen dieser Stadt vergleicht.

Am 20sten Jul. ertheilte die philosophische Fakultät Herrn Plamann in Berlin die Doktorwürde.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1805.

Die Leipziger ökonomische Societät gab im Jahre 1803 drey Preisfragen auf, welche 1) die Vertilgung der Raupen und Borkenkäfer; 2) die Ausrottung der Gartenraupen; und 3) die Einreichung von Rissen und Modellen zu Sparöfen betrafen. Sowohl den Preis für die erste, eine goldene Medaille von 50 Thlrn. an Werth, als den für die zweyte derselben, 20 Thlr., hat Herr Buhle, Lehrer der Naturgeschichte auf der Universität zu Halle, erhalten. Das Accessit mit der silbernen Medaille ward dem Herrn Oberforstmeister von Trebra zu Schleusingen zu Theil; letztere ward auch, wegen der zwar nicht vollständigen, aber

ganz

ganz uneigennützigen Beantwortung der zweyten Preisfrage dem Herrn Oberförster König in Kulmbach, zu Theil.

Da die Beantwortung der dritten Frage nicht befriedigend von den sechs Konkurrenten beantwortet worden ist: so wird sie nochmals ausgesetzt, und der Preis von dreyßig auf funfzig Thaler erhöht, und dahin bestimmt, daß:

„wer unter Beyfügung der erforderlichen Risse und Modelle die Societät mit den zweckmäßigsten, anwendbarsten Sparöfen, durch welchen die Verbrennung des Heizmaterials sowohl, als vorzüglich des Rauchs nicht nur leicht und vollständig bewirkt; sondern auch die gleichste Wärme in dem zu heizenden Raume, auf das vollkommenste ohne Gefahr zu verbreiten, erhalten wird, schriftlich bekannt macht, und solchen überzeugend erweiset, die goldene Preismedaille von 50 Thlrn. ertheilt werden soll."

Die konkurrirenden Schriften werden vor Ende des Decembers 1805 an das Sekretariat der Leipziger ökonomischen Societät zu Dresden, eingesandt.

Erfurt. 1805.

Am 2ten August wurden mehrere Schreiben verlesen und beantwortet. Herr A. von Humboldt hatte der Gesellschaft in einem früher eingegangenen Briefe die Einsendung einer Abhandlung versprochen, worin von einer an der Südsee gefundenen Erde Nachricht gegeben werden wird, die nach Vauquelin $\frac{41}{100}$ Harnsäure enthält. Herr Prälat Pl. Muth verlas eine Abhandlung über die beste Einrichtung eines Seminariums für katholische Weltpriester.

Anzeige kleiner Schriften.

Précis succinct de la méthode d'instruire de Mr. Pestalozzi par C. L. Ström, Professeur d'une école normale prés de Copenhague. à Copenhague, de l'imprimerie d'A. Seidelin, 1805. 30 S. 8. gebund.

Die

Diese kleine, mit eben so vieler Bescheidenheit als Gründlichkeit abgefaßte Schrift, hat das, den meisten denselben Gegenstand betreffenden fehlende Verdienst, außerordentlich deutlich und verständlich abgefaßt zu seyn; daher sie allen denjenigen, welche sich einen richtigen Begriff von Pestalozzi's Methode, und den Eigenthümlichkeiten derselben machen wollen, sehr zu empfehlen ist. — Der Verfasser, welcher durch Autopsie darüber zu referiren im Stande ist, zeigt zuerst, worin das Wesentliche der Pestalozzischen Lehrart bestehe; macht sodann auf ihre Abweichungen von der bisher üblichen Methode, und ihre Vorzüge vor derselben aufmerksam; widerlegt einige der ersteren gemachte Vorwürfe, und macht am Schlusse auf den wohlthätigen Einfluß aufmerksam, den der Unterricht in der Religion nach Pestalozzi's Grundsätzen auf die sittliche Bildung der Jugend zu äußern verspricht.

Anordnung des Unterrichts für die Pestalozzische Knabenschule in Berlin, von J. E. Plamann, Dr. der Philosophie. Berlin, gedruckt bey Hayn. 1805. 4½ Bog. kl. 8. 4 Gr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich von der P — schen Unterrichtsmethode an der Quelle selbst unterrichtet, und durch sein in der letzten Ostermesse begonnenes Werk: Grundregel der Unterrichtskunst nach P — s Methode. Halle. 1805. 22 Gr.; als einen fleißigen und sachkundigen Forscher auf diesem neuen Felde der pädagogischen Art und Kunst gezeigt. Vor einigen Monaten machte er das Publikum in öffentlichen Blättern mit seiner Absicht nach P — s Grundsätzen eine Knabenschule in Berlin anzulegen, bekannt. Die vorliegende kleine Schrift ist dazu bestimmt, diejenigen, welche sich dafür interessiren, mit der Organisation dieses zu errichtenden Instituts bekannt zu machen. Der parteylose Beobachter und theilnehmende Jugendfreund, muß dem Verfasser billig die Eigenschaften zugestehen, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich sind, da derselbe gereifte Kenntnisse mit Scharfsinn und ausdauerndem Fleiß, so wie mit entschiedener Vorliebe für die Bildung der werdenden Menschengeneration verbindet. — In der Vorerinnerung entwickelt er die Haupttendenzen der P — schen Methode, und beantwortet die sehr interessante Frage: ob eine

P — sche

P—sche Schule sich blos auf die drey von ihm angegebenen Elementarmittel beschränken, oder sich weiter, und worauf und wie weit ausdehnen könne? Er beantwortet sie bejahend, und nebst Naturgeschichte, Geographie, und einige Vorkenntnisse der politischen Geschichte als diejenigen Gegenstände an, auf welche sich jene Elementarmittel vorzüglich anwenden lassen. S. 63 sucht der Verfasser zu zeigen, daß die P—sche Methode höchst wohlthätige Einflüsse auf die sittliche Bildung und den Religionsunterricht der Kinder haben müsse, indem sie das Gemüth zur Befolgung des Rechts dadurch praedisponire, daß sie den Geist für die Erkenntniß desselben empfänglicher mache.

Wer in dieser, so wie in manchen andern Behauptungen von dem Verfasser abweicht, wird der Absicht desselben, (selbst wenn er sie nur als Experiment betrachtet,) Gerechtigkeit widerfahren, und sie seiner Aufmerksamkeit werth halten müssen.

Ausführlicher Bericht über meine Luftreise am 16ten September d. J. Aufgesetzt von W. Jungius. Berlin, bey Maurer. 1805. 2½ Bog. 8. mit einer Vignette das Aufsteigen des Ballons vorstellend. 5 Gr. geheftet.

Diese erste gelungene Luftreise eines Deutschen verdiente es wohl, von dem Reisenden selbst, mithin authentisch beschrieben zu werden. Dieß geschieht hier eben so einfach und anmaaßungslos, als sachkundig und belehrend. Wenn man gleich bedauern muß, daß die ungünstige Witterung und mehrere zusammentreffende Umstände den Verfasser hinderten, dieses aëronautische Experiment so nützlich für die Naturkunde zu machen, als sein löblicher Eifer es beabsichtigte: so ist doch die Ausbeute derselben allerdings gar nicht unerheblich. — Allgemein interessant ist es, wenn er S. 15 erzählt, daß ihm Berlin, in dem weiten Gesichtskreise, den er überschaute, als ein Häufchen Steine am Wege erschien, und der Totalanblick der Erde, von der höchsten Höhe, aus welcher sie ihm noch sichtbar blieb, dem Anblicke des Vollmondes, durch ein gutes Teleskop gesehen, den Glanz abgerechnet. Der Himmel über ihm hatte eine reine dunkel-

schwarz-

schwarzblaue Farbe. Je höher er stieg, desto stärker und unruhiger ward die Luft. — In der höchsten von ihm erreichten Höhe, zeigte das Renaldsche Heberbarometer 12½ Zoll, und das 80theilige Thermometer — 5°. Das ganze Gewicht des Ballons betrug 590 Pariser Pfund.

Möchte doch Herr Jungius, der soviel Geschicklichkeit und Beruf zu Unternehmungen dieser Art besitzt, durch thätige Unterstützung vermögender Personen in Stand gesetzt werden, seine uneigennützigen Untersuchungen fortsetzen zu können! — — —

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Massow, Anleitung zum praktischen Dienste der Königl. Preuß Regierungen, wovon die im Jahre 1795 bey Fr. Nicolai zu Berlin herausgekommene erste Ausgabe schon seit einiger Zeit nicht mehr zu haben ist, wird zur Ostermesse 1806 in einer neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe erscheinen.

Der Physikus zu Hersprück bey Nürnberg, Herr Dr. Panzer, wird eine Lebensbeschreibung seines verewigten Vaters, des verdienten Schaffers zu Nürnberg Herrn Dr. G. W. Panzers, herausgeben.

Der Professor Dannecker zu Stuttgard, hat ein äusserst ähnliches Brustbild Lavaters verfertigt, welches sich auf der letzten Züricher Kunstausstellung befand.

Herr KR. von Kotzebue hat ein neues Lustspiel: „Carolus magnus, oder die deutschen Kleinstädter zweyter Theil,“ und Herr Mahlmann, gleichfalls eine Komödie: die neue Gurli, geschrieben.

Der Landesdirektionsrath Herr von Aretin in München, will außer seinem großen Werke über die Mnemonik, auch noch einen Auszug aus demselben liefern, der ungefähr 30 Bogen stark zu Michael d. J. hat erscheinen sollen. Das

groß-

[illegible] in der That groß seyn, wenn ein [illegible] Auszug schon 30 Bogen stark seyn soll!

Die freye ökonomische Gesellschaft zu Petersburg, giebt eine Monatsschrift: „Sammlung wirthschaftlicher „Kenntnisse zum Nutzen und Vergnügen für Städte „und Landwirthe," heraus.

In Wien erscheint seit dem Januar 1805 eine neue französische Zeitschrift; „L'hebdomadaire au Journal lite„raire de Vienne," im Ederschen Verlage, und eine neue „politisch-statistisch-ökonomisch-literarische Zeitung" in lateinischer Sprache, deren Herausgeber der Ungarische Hofagent St. Rosenmann ist.

Das Original, des in der letzten Ostermesse erschienenen Buchs: Rameaus Neffe, nach Diderot, verdeutscht von Göthe, dessen Aechtheit man in Frankreich bezweifelt, soll durch den in Gotha lebenden Baron von Grimm, ein Freund Diderot's nach Deutschland gekommen seyn.

Der bekannte Exjesuit, Giovanni Andres zu Neapel meldet, daß, unter den, im Herculanum gefundenen und neuerdings aufgewickelten Rollen, sich einzelne Fragmente aus dem Buche Epikur's περὶ φύσεως, auch Einiges vom Polykrates, einem Epikuräer gefunden habe; auch einige lateinische Schriften, die aber völlig unleserlich sind.

Seit einiger Zeit darf in Rußland keine gelehrte oder politische Zeitung und keine Zeitschrift, durch Buchhändler, weder zu Lande noch mit Schiffsgelegenheit eingeführt werden; sondern alle müssen mit der Post kommen, durch welches Monopol die willkührlich erhöheten Preise erstaunlich drückend werden. Mit Ausnahme der Hamburger politischen Zeitungen, müssen alle Zeitschriften, bevor sie ausgegeben werden, in Petersburg nochmals die Censur passiren, welches beträchtliche Verzögerungen für die Abonnenten zur unausbleiblichen Folge hat.

Einer, in der Zeitung für die elegante Welt enthaltenen, jedoch unverbürgten Nachricht zufolge, soll der Kurerzkanzlerische Staatsminister Graf von Benzel-Sternau,

Ver-

Verfasser des bekannten Romans: Das goldene Alter, seyn.

Gellerts moralische Vorlesungen, an die wohl jetzt in Deutschland Wenige denken, sind jetzt zu London, ins Englische übersetzt, herausgekommen. Der Uebersetzer heißt Douglas. Aber wohl zu merken, die Uebersetzung ist nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Französischen gemacht.

Verbesserungen.

Im	C.	Bd.	2.	St.	S.	318.	Z.	32.	st. bühlen l. rühlen
—	—	—	—	—	—	320.	—	31.	st. erstießen l. fließen
—	—	—	—	—	—	324.	—	16.	st. jedes l. indeß
—	—	—	—	—	—	325.	—	1.	st. Leben l. leben
—	—	—	—	—	—	—	—	21.	st. platten l. platten
—	—	—	—	—	—	326.	—	13.	st. Felicität l. Felicitas
—	—	—	—	—	—	328.	—	34.	st. du Gefahren ziehende l. in Gefahren ziehende

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Weltweisheit.

Ideen über Kunst und Religion, ein Beytrag zur Philosophie der Kunst, von F. Reubel. München, bey Scherer. 1804. 77 S. 8. 36 Kr.

Daß ein neues System der Philosophie, vorzüglich unter jungen, für alles Neue ohnehin eingenommenen und zu Exaltationen und Excentricitäten geneigten Köpfen die meisten Anhänger zu gewinnen pflege, ist in der Regel; daß aber das des neuesten transcendentalen Idealismus und der Identität, vorzüglich unter jungen Leuten des katholischen Deutschlandes die meisten und einseitigsten Jünger gefunden hat, wird billig zu den Eigenheiten desselben gerechnet, deren genauere Entwickelung allerdings eine eigne Untersuchung verdiente. Da hier nun aber der Ort dazu nicht ist: so mag es genug seyn, wenigstens darauf aufmerksam gemacht zu haben. Die Thatsache zeigte sich nicht nur durch manche einzelne Stimmen und Erscheinungen bestätigt; sondern auch in größern Wirkungen ins Ganze eingreifend, indem z. B. in Salzburg für jene Schule in den zwar bald wieder hingeschiedenen pragmatischen Annalen ein eigner Tempel und Altar errichtet wurde, wo sich ihre Priester jeden neuen im leisesten Widerspruch betroffenen Schriftsteller selbst zum Opfer brachten und gegenseitig sich, wenn sie es auch einige Zeit später selbst für einen bloßen Scherz erklärten,

vor dem Publikum in dicke Wolken von Weyhrauch verhüllten, und in Baiern selbst ihr Oberpriester vor Ihren auf der neuen Landesuniversität angestellt ward, von dem sich also das neue Licht über Alle mächtig verbreiten konnte. Zwar dauerte es auch hier nicht allzulange, indem bald manche, da sie nahe in die Sonne zu sehen Gelegenheit hatten, nun auch ihre Flecken desto größer und schwärzer zu sehen anfiengen, und wie der Prophet gewöhnlich nirgends weniger gilt, als in seiner Heimath: so standen auch nirgends für den des neuen philosophischen Evangeliums so heftige, und, wie aus seiner Erklärung zu schließen seyn dürfte, so furchtbare Gegner auf, als in Baiern. Doch gab es noch manche schwache Augen, die geblendet von dem nahen Glanze, Alles in einer heiligen Glorie sahen, und bloßen Reverbern gleich das empfangene Licht nur in desto stärkern Massen zurückwarfen. Zu diesen gehört nun auch der Verf. vorliegender Schrift, Hr. J. Reubel (die Leser der N. A. D. B. kennen schon Reubel, den Schwaben, und seine lächerliche Originalität aus dem 78. Bde. S. 25. 27.) in vorzüglichem Grade, der hier es selbstumfassend, das mystische Licht ungetrübt wieder zurückgiebt, und die leider ohne ihn unbekannt gebliebene Originalansicht der Religion mittheilt; nicht aber zur Erleuchtung der Heiden und Ungläubigen, sondern nur »um sie in dem Leser, der noch »nicht mit ihm vertraut ist, derselben aber sich schon nahe »oder doch fähig fühlt, zu erwecken, die Religion nicht »nur im Olymp in Göttergesellschaft thronend, sondern auch in ihrer Person den Musen eine Königinn gekrönt zu sehen.« Welche göttliche Sprache! die Glücklichen, denen diese Verklärung zu sehen vergönnt ist! Zwar erklärt Hr. R. noch, daß »die Form dieser kleinen Schrift allerdings in sofern (?) unvollständig und mangelhaft sey, als darin auf kein System (außer dem Schellingschen; oder ist dieß keins? oder soll es heißen, auf keine systematische Darstellung?) Rücksicht genommen ward, da sie zum theilweisen Einrücken in andre Blätter (die solche Weisheit doch nicht unverständig zurückgewiesen haben werden?) bestimmt, und in jeder Rücksicht eine Gelegenheitsschrift sey.« Sie also einer strengern Kritik zu unterwerfen, wäre so undankbar, als ungerecht. Unsere Leser wissen nun schon, was sie hier zu suchen haben. In hoch-

klingenden Worten werden sie mit wenigem in die tiefste Tiefe der mystischen Weisheit eingeführt; Moralsinn, Kunstsinn, Intussusception und Verachtung des Verstandes sind die Brücken, auf denen sie leicht und schnell ins Heiligthum eingeführt werden, um einzusehen, daß Volksreligion und Volkspoesie sich völlig gleich und sonst kein Heil zu finden sey, wenn Priester (die die christliche Religion doch eigentlich nicht hat!) nicht aufhören Volkslehrer zu seyn, und wenn nicht, so bald als möglich — eleusinische Mysterien eingeführet werden. Zwar scheint der Verf., ob er gleich viel von Griechenland spricht, damit so bekannt nicht zu seyn, daß er nicht Phönomene, Empyrie schrieb; auch war die gründliche Abhandlung von Prof. Müller in Kopenhagen, über die Mysterien, die neu im 69. und 70. Bande der Bibl. der schönen Wissenschaften übersetzt steht, ihm noch nicht bekannt, woraus er sich wohl auch darüber eines bessern hätte belehren können; allein, je weniger man weiß, desto leichter läßt es sich über »allene Dinge« absprechen. Und daß dieses der hier herrschende Ton sey, erhellt schon aus dem bisher angeführten, und wird sich auch aus dem kleinsten noch abzuschreibenden Pröbchen ergeben. »Die vollendetsten Totalitäten, in denen eine unendliche »Idee zur anschaulichen Wahrheit der Gegenwart übergieng, »die ganz auf sich selbst beruhen, von außen herein keinen »Erklärungsgrund, der ihre Ganzheit trennt, gestatten, »müssen erklärt, d. i. aufgelöst und so ihr höchster Sinn, die »sprechendste Bedeutung destruirt werden. Daher die prosaische Erklärungssucht der Mysterien, Wunder, Symbole, »Ceremonien; weil der Schöpfer der Lehre, der Verstand »zu beschränkt ist« u. s. w. Der arme Verstand Reubels des Schwaben!!!

Eb.

Ueber Pflicht und Glück. Von J. H. E. Rautenberg, vormals Artillerie-Sekretär in Kurhannöverschen Diensten. Hannover, in Kommission bey den Gebrüdern Hahn. 1804. XVI u. 232 S. 8. 18 gr.

Nicht etwa einer der einzig möglichen Erweise, womit die Philosophaster unsrer Tage so überaus freygebig geworden, und wohl auch den Eudämonism mit dem Pflichtgesetz in Uebereinkunft haben zwängen wollen; sondern Versuch eines Geschäftsmannes, der in nur drey Zeilen langer Vorrede ihn als Erstlingsfrucht seiner jetzigen Muße dem Publikum übergiebt, und diesem die Bestimmung ihres etwanigen Werths ganz bescheiden anheim stellt. Was den Rec. sogleich anzog, war der Umstand, hier einen Schriftsteller vor sich zu sehen, der nicht sowohl darauf ausgieng, seinen Gegenstand zu popularisiren, (ein Ausdruck, der dem Rec. niemals recht gefiel, und überdieß etwas verspricht, das im reinphilosophischen Gebiete höchst selten nur sich erreichen läßt,) als ihn zu humanisiren. In sich selbst hinein führt er also den kordaten Leser, und sucht in diesem Labyrinth ihn so gut zu orientiren, daß er am Ende der eigenen Urtheilskraft desselben es überlassen darf, sich wieder heraus zu finden, und auch die äußern Erscheinungen gehörig zu benutzen. Da die Uebersicht oder das Inhaltsverzeichniß, worin er in seinem Verfahren Schritt vor Schritt Bericht erstattet, allein 12 Seiten füllt: so leuchtet die Unthunlichkeit ein, in bloße Anzeige seines Buchs eben so genau zu Werke zu gehen. Hier also nur Angabe der Hauptrichtungen, die sein Weg nimmt, so wie einiger Ansichten, die von den bisherigen bald mehr, bald weniger sich unterscheiden. Das Ganze zerfällt in drey Hauptabschnitte, deren erster bis S. 76 reicht, und es mit Darstellung und Prüfung der Gründe und Gegengründe derer zu thun hat, die entweder Glückseligkeit, oder das Motiv der Pflicht zum eigentlichen Gegenstande der Moral machen. Hier fällt sogleich die Kürze auf, womit die Gründe für das Glückseligkeitsmotiv in Vergleichung mit denen für das der Pflicht sich darstellen ließen. Hr. R. erklärt sich das aus der vortheilhaften Lage der Eudämonisten. Beati possidentes. Jedermann hatte bey ihrem System sich bisher beruhigt: »Mit den Anhängern des Pflichtmotivs verhält es »sich anders. Sie sind bey diesem wissenschaftlichen Streite »diejenige Partey, die sich außer dem Besitze desjenigen »befindet, worauf sie Anspruch macht, und diejenigen Do»kumente, deren sie zum Beweise ihres Rechts bedarf, bis »lang noch nicht vollständig hat auffinden können. — Hier»aus muß man sich die Verdrehungen, falschen Darstellun»gen

»gen und Ansichten, Konsequenzenmacherey aller Art und »sogar das Schimpfen erklären, welches die Anhänger des »Pflichtmotivs sich gegen Andersdenkende mitunter haben »zu Schulden kommen lassen.« — Uebrigens gesteht Hr. R. selber, nicht Alles mühselig zusammengesucht zu haben, was sich in den Schriften beyder Parteyen darüber finden mag; nur das, für die eine oder die andere Meinung am haltbarsten Scheinende, sey von ihm treulichst auseinander gesetzt worden; wem andere Gründe und Widerlegungen bekannt wären, möge diese nach eigner Einsicht erwägen.

Weil nun bey jeder Untersuchung, wo es auf Ueberzeugung angesehen ist, nichts den Erfolg so sehr vereitelt, als die voreilige Anwendung vieler zweckloser Mittel; hier mithin Alles darauf ankommt, die zweckmäßigen zu wissen, indem jeder Streit sonst auf bloßes Spiegelgefecht hinauslaufen würde: so beschäfftigt der zweyte Hauptabschnitt bis S. 198 sich mit Erörterung der wichtigen Fragen: Was ist Wahrheit, und wie gelangt man dazu? Da hierbey, wie natürlich auf die ersten Quellen unsrer Erkenntniß muß zurückgegangen werden, und der Verf. also über das Bewußtseyn, über Empfindung und Vorstellung, über Sinnlichkeit und Verstand, Einbildungen und Schein u. s. w., das ihm so ziemlich ausgemacht Dünkende beygebracht hat, weiß er sich freylich die Frage: Was ist Wahrheit? ganz konsequent zu beantworten; braucht aber auch hierzu eine volle Seite, die Rec. ins Kürzere zu bringen sich nicht getraut, ohne die Begriffe des Autors unvollständig wieder zu geben; denn mit kahler Angabe, daß Wahrheit der Inbegriff derjenigen Vorstellungen sey, die wir durch unsre Wahrnehmungen in uns antreffen — wäre doch bey weitem noch nicht Alles erschöpft, was man bey diesem Worte sich denkt, und auch Hr. R. wirklich mag gedacht haben; aber noch viel bestimmter und von höher genommenem Standpunkte sich darüber hätte sollen vernehmen lassen! Was auch schon deßwegen um so nöthiger für ihn war, da er als selbstdenkender Kopf es vermuthlich keiner Partey recht gemacht haben wird, und die, irgend einem System, am willigsten dem eignen, sich Hingebenden, das ganze Unternehmen unsers nicht zünftigen Dilettanten wohl gar mitleidig belächeln dürften.

Daß der zweyte Theil dieses Abschnitts: Wie man nämlich zur Wahrheit gelange? größtentheils nur Anwendung des erstern sey, ergiebt sich von selbst. Nur über die beyden Fragen: Woher nehmen wir Vorstellungen? und: Wie nehmen wir sie wahr? bleibt noch Manches zu erörtern übrig, da sich denn, wie zu erwarten war, Philosophie und Gelehrsamkeit, Spekulation und Beobachtung als Quellen der wahren Vorstellungen; Vernunft aber und Erfahrung, Analyse und Synthese als Arten der Wahrnehmung fanden. Damit man indeß nicht meine, als ob unser Wahrheitsforscher der Spekulation einen zu weiten Spielraum öffne: mag der hiervon handelnde Paragraph S. 149 u. f., auch als Probe des Vortrags zur Belehrung dienen.

»Auf den ersten Blick hin scheint die natürliche Antwort auf die Frage nach den Quellen der Wahrheit, die, daß die Gegenstände selbst die beste und einzige Quelle wären, aus denen wir unsre wahren Vorstellungen zu schöpfen hätten. Wenn man indessen durch einige Versuche erfahren hat, wie lang und mühselig dieser Weg ist: so kommt man leicht auf die Gedanken, wie bequem es seyn müßte, wenn schon Andre vor uns eigne Untersuchungen angestellt hätten, und wir dieselben benutzen könnten. Dieser Wunsch ist gegenwärtig jedem Menschen schon im Voraus gewährt, und es giebt ein fast unübersehbares Feld fremder Kenntnisse, in denen man sich nach Belieben umsehen kann, ehe man sich an die eigne Untersuchung eines Gegenstandes macht. Es ist indessen nicht rathsam, sich zu lange in dem Reiche der Gelehrsamkeit aufzuhalten, wenn man das Gebiet der Philosophie auch zu bereisen gedenkt. Je nach den verschiedenen Eigenschaften der Geister kann es sogar vortheilhafter seyn, mit der Philosophie den Anfang zu machen. So viel ist unstreitig, daß Gelehrsamkeit ohne Philosophie sich am Ende zu einer Masse versteinert, in welcher man weder Leben noch Bewegung weiter gewahr wird, während Philosophie ohne Gelehrsamkeit zu Spitzfündigkeiten und Träumereyen ausartet, die allmählig wie ein Luftgebilde verschwinden.« — Niemand wird in Abrede seyn, daß Wahrheiten dieser Art, nicht laut genug in einem Zeitraume wiederhallen können, wo man

durch

durch die müssigen, schon so oft als unnütz verworfenen Spekulationen und Fiktionen noch immer sich auszeichnen zu wollen, mit einer Halsstarrigkeit und einem Eigendünkel fortfährt, die gerade das Widerspiel ächter Philosophie sind.

Nach aufgefundener Wahrheit, fragt sich nunmehr, wie man sie denjenigen zu beweisen habe, die man davon zu überzeugen wünscht? wo denn Alles auf Beantwortung der Frage: Soll der Mensch nach Glück oder nach Pflicht handeln? von S. 161 bis Ende der Diatribe angewandt wird. Im ersten Kapitel, wo der Verf. von den Erfordernissen zum tüchtigen Beweise spricht, läßt sich um so leichter ihm folgen, da hier von lauter Wahrnehmungen die Rede ist, die jeder gehörig organisirte Kopf schwerlich bezweifeln wird. Schon etwas mehr Geistesanstrengung kostet es, ihn durch das zweyte Kapitel zu begleiten, wo die in oben aufgeworfener Frage enthaltenen Begriffe sich entwickelt finden. Da nämlich vor allen Dingen, und überall es darauf ankommt: »Verknüpfen wir, die wir mit einander sprechen, dieselben »Vorstellungen mit denselben Zeichen?« — so werden die Begriffe, die er, der Verf., mit den Wörtern, Sollen, Mensch, Glück, Pflicht und Handeln verbindet, erst aufs genaueste von ihm zergliedert. Die Verhältnißwörtchen der, nach, oder, meint er, hätten eine ziemlich klare Bedeutung. Von der und oder wird man dieß allenfalls zugestehen; schwerlich aber von der Partikel nach; als die in der Aeußerung: nach Glück handeln, doch in Wahrheit eine ziemliche Dunkelheit zurückläßt. Freylich erlaubt der Sprachgebrauch den Ausdruck: nach Pflicht, das heißt seiner Pflicht gemäß, handeln; statt aber: mit Hinsicht auf sein Glück, oder: dem Triebe zum Glücke gemäß handeln, kurzweg zu sagen: nach Glück handeln, würde, wenn man es irgendwo ohne Gegensatz läse, entweder ganz unverständlich seyn, oder zu Mißdeutungen Anlaß geben; z. B. niemals hab' ich nach Glück handeln mögen. Was Hr. R. damit gemeint, ergiebt sich freylich schon aus der Ueberschrift seines Buchs; in hundert andern Verbindungen aber würde dieses keineswegs der Fall seyn. — Weil einmal von Ausstellungen die Rede ist, will Rec. hier lieber sogleich hinzufügen, daß, so gern auch die ganze Abhandlung von ihm gelesen worden, er doch mitunter auch auf Provin-

zialismo und Sprachwendungen stieß, die dem Verf. wohl noch aus der Kanzley her anhängen mögen; z. B. das schon oben vorgekommene bis lang statt bis jetzt; oder das mehrmals sich zeigende hört zu, statt: gehört zu. In der unglücklichen Lage indeß, die sein Vaterland noch immer drückt, mag dem wackern Manne mehr um die Trostgründe der Philosophie selbst, als um die letzte Feile des Vortrags zu thun gewesen seyn; weshalb man ihn gern entschuldigen, und nur wünschen wird, daß wenn es mit dem Versuch zur zweyten Auflage gedeihen sollte, solcher durch hier und da geänderten Zuschnitt, weniger daher nöthig gewordne Wiederholungen, ebenmäßigere Behandlung der Theile und gründetern Vortrag einen Grad von Vollendung erreiche, den dieser philosophische Kopf zu ersteigen gewiß fähig ist! Den Sinn störende Druckfehler in der Interpunktion, ganzen Phrasen und einzelnen Wörtern, so unangenehm sie in Büchern dieser Art auch bleiben, gehören nicht auf seine Rechnung, und werden ihm selber nicht entgangen seyn. Von einzelnen Wörtern will man nur das auffallende Aethos, statt Ethos, ἔθος, erwähnen; denn ἦθος kann er hier wohl nicht füglich im Sinne gehabt haben.

Nicht Unverständlichkeit, sondern leidige Trockenheit (was über der Verf. sich jedoch zu rechtfertigen weiß) wird man den Paragraphen Schuld geben, die Untersuchung desjenigen enthalten, was uns vom Menschen aus der Vernunft mittelst reiner Begriffe bekannt ist; wo dann an Kraft und Materie, Ursache und Wirkung, Selbstständigkeit, Wechselwirkung, Freyheit und Nothwendigkeit, Zufall und Mechanismus u. s. w. die Reihe kommen mußte. Bey der Anwendung ihrer Gesetze im Gebiete der Erfahrung wird der Verf. wieder desto kürzer; denn die Finalbeantwortung der vorgelegten Frage hat auf einem einzigen Blatte Platz, und giebt zum Resultat Folgendes, das Rec. nicht umhin kann mit des Verf. eignen Worten zu wiederholen: »Der Mensch, »in so weit der äußere Organismus seine Funktionen nicht »von selbst versteht, oder durch physische Nothwendigkeit »den Menschen dazu zwingt, muß sich nach Pflicht bestim»men. — Auch wenn er nicht durch seinen äußern Orga»nismus und die gewaltsamen Reize desselben zum Vergnü»gen und Glück hingezogen wird, soll er, unabhängig, und »ohne die Zustimmung der Vernunft zu erwarten, sich nach

»Glück

»Glück bestimmen. Frägt man nun ferner: Soll der »Mensch allein, oder wenigstens vorzugsweise, sich nach »Pflicht oder Glück bestimmen? so heißt dieß eben so viel, »als: Soll der Mensch vorzugsweise handeln oder empfin»den? Nun ist nicht zu läugnen, daß immer eines von »beyden die Oberhand haben müsse, indem sonst ein Gleich»gewicht eintreten würde, wodurch jede Wechselwirkung un»möglich wird; so wie es ferner außer Streit ist, daß keine »von beyden Funktionen die Herrschaft im Uebermaaße aus»üben kann, ohne selbst eher Vernichtung zu erwarten. »Aber welche von beyden im Allgemeinen, ob Empfindung »oder Vernunft herrschen müße, das bleibt eine Thatsache, »die nur durch eine ganz specielle Erfahrung entschieden »werden kann; indem man nämlich wahrnimmt, welche »von beyden bey einem Menschen oder einer Nation herrscht. »Haben wir jedoch Gelegenheit, auf uns selbst oder Andre »einen Einfluß in dieser Hinsicht auszuüben: so bleibt es »allerdings räthsam, demjenigen Elemente, welches sich ohe»nehin schon überwiegend bey einem Individuum vorfindet, »nicht etwa überflüssige Nahrung zuzuführen. Da nun »also Empfinden und Handeln zwey gleich wesentliche Bestand»theile in der Wechselwirkung sind, welche den Menschen »bezeichnet: so kommt es in der Wissenschaft des sinnlichen »Menschen auf zwey Punkte an: Worin bestehen seine »Pflichten? Worin besteht sein Glück?«

Wort für Wort, wie man sieht, entspricht die unterstrichene Zeile dem aus Cicero entlehnten Titelmotto: Omnis de *officio* duplex est quaestio: unum genus est, quod pertinet ad *finem bonorum*: alterum, quod positum est in *praeceptis*. Die beyden Hauptfragen nun hat Hr. R. freylich noch unbeantwortet gelassen; das dringende Bedürfniß indeß, Glückseligkeitsprincip mit Pflichtmotiv in der Moralphilosophie zu vereinigen, nicht ohne Scharfsinn darzustellen gewußt; was ihm besonders in denjenigen Fällen glückte, wo von Anwendung beyder aufs wirkliche Leben die Rede war. Sollten auf sich selbst und ihr Benehmen in zweydeutigen Lagen längst schon aufmerksam gewohnte Leser hier auch nicht viel ihnen ganz unbekannt Gebliebenes antreffen, muß und wird es sie doch freuen, mit andern noch unbefangenen Denkern in ihren Ansichten zusammenzutreffen. Desto besser vielleicht, wenn in vorliegen-

dem Falle deß bloß Neuen weniger angeboten wird, als in unsern allerneuesten, so verschwenderisch damit ausgestatteten Philosophieen! die am Ende doch nur Einseitigkeit und Träumereyen zu Markte bringen, quae vitae rationem evertunt et usum. Daß unser Dilettant nicht ohne Kenntniß der philosophischen Literatur seinen Versuch wagte, zeigt sich in mehrern gut durchgeführten Vergleichungen; und wenn er auf einigen der allerjüngsten Systeme bloß im Vorbeygehn und nur ein paar mal anspielt, wird man um so leichter sich darüber zufrieden geben, da die Schöpfer derselben sogleich über Gewalt und Unrecht schreyen, wenn man ihre Sätze einzeln ins Auge fassen will. Erasthafter, wie billig, und mit Achtung, wo er nöthig fand, von Kantschen Principien abzugehen; in Betreff z. B. des sogenannten kategorischen Imperativs und der Achtung, die, dem königsberger Weltweisen zu Folge, das Bewußtseyn des Gesetzes in uns hervorbringen, und die uns zur Befolgung desselben bestimmen soll; nachdem er doch zum Begriff des Pflichtmotivs alle Sinnlichkeit, mithin auch alle Empfindung, davon gänzlich ausgeschlossen gehabt! — wie Hr. R. denn überhaupt gegen Kants Erklärungen der Empfindung sehr Vieles, und nicht ohne Grund zu erinnern fand. Freylich ist das Meiste hierüber bereits von Andern gesagt worden; nicht immer aber so faßlich und ad hominem. Eben dieß gilt von S. 225 u. f., wo der so berühmt gewordne Satz: »Handle so, daß das Princip deiner Handlungen zugleich Princip einer allgemeinen Gesetzgebung »seyn kann« — abermals beleuchtet, und die Zulänglichkeit desselben bezweifelt wird. Dergleichen Erörterungen (z. B. nach der Kantschen Kategorientafel, und der dabey angebrachten Veränderungen, die jedoch hier am unrechten Orte zu stehen scheinen), woran es vorliegender Abhandlung, wie schon gesagt, keineswegs fehlt, lassen auf genugthuende Weise sich nicht in Auszug bringen, und Rec. muß mit der wiederholten Versicherung endigen, daß noch zu keiner Partey gehörende, und, was wohl zu merken, sich selbst besser kennen lernen wollende Leser, dem zum erstenmal auf dem Schauplatz erscheinenden Schriftsteller nicht ohne Nutzen ihr Ohr leihen werden; dieser mithin Aufmunterung verdient.

Rk.

Botanik

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Taschenbuch auf das Jahr 1805; für Natur- und Gartenfreunde. Mit Kupfern. Tübingen, bey Cotta. 213 S. 16. 1 Mg. 8 Gr.

Unter den Taschenbüchern dieser Gattung gewiß eins der vorzüglichsten. Mit Einsicht und Geschmack zusammen gesetzt, giebt es uns das Schöne und Nützliche in anmuthiger Verbindung, erfreut unsern Sinn für das erste, und befördert das letzte durch einen eben so gründlichen, als gefälligen Unterricht. Bey aller Mannichfaltigkeit des Inhalts, stößt man doch auf keinen Lückenbüßer; was auch aufgenommen worden, es verdient seinen Platz; denn immer findet der Gartenfreund seine Kenntnisse entweder berichtigt oder erweitert. So wird er hier von den Nachtheilen des Versetzens der Obstbäume im Herbste, durch Hrn. Dr. Plouequet belehrt; erhält dort aus dem Tagebuche eines Reisenden die Beschreibung einer englischen Gartenanlage, interessant durch ihren Gegenstand und die versinnlichende Darstellungsgabe des Beschreibers. Hr. W. A. Becker erzählt ihm von einem Landanus odoratissimus in der Pflanzensammlung des Dresdner Hofgärtners Hrn. Seidels, deren merkwürdige Eigenheiten seiner Aufmerksamkeit werth sind; und Hr. Doct. Rössig belehrt und unterhält ihn mit einer Familiengeschichte der Rosen, und thut einige Vorschläge zur Auffindung ihrer Abstammung. Hr. Doct. Römer hingegen unterrichtet ihn anziehend, wodurch die Gartenliebhaberey der Botanik und die Botanik der Gartenliebhaberey nützlich werden könne? Vorzüglich aber wird seine Wißbegierde und seine Liebe des Schönen reichliche Genüge in dem trefflichen Aufsatze: Landschaftgärtnerey, erhalten. Er besteht aus einem fragmentarischen Auszuge des 1803 zu London erschienenen Prachtwerkes: Observations on the theory and practice of Landscape Gardening etc., dessen Verf. Englands größter Gartenkünstler, Repton, ist. Feine, tiefgedachte, scharfsinnige, aus einer höchst wahren Ansicht des Gegenstandes und einem vieljährigen Studium der Natur geschöpfte Bemer-

merkungen, und der geläuterste Geschmack, der gebildetste Schönheitssinn zeigen sich in diesen Bruchstücken dem Verstande, wie der Phantasie des Lesers freundlich an, und läutern und bilden so seinen eignen Geschmack und Schönheitssinn. Aber nicht bloß für Gartenfreunde und Gartenkünstler; auch für die Freunde und Ausüber aller schönen Künste, geben diese Fragmente belehrende und nützliche Winke. Wie wahr, und wie sehr unsern neuesten Aesthetikern und Pentastern zur Anwendung zu empfehlen, sind nicht folgende Stellen?

»Beydes, Geschmack und Kenntniß, wollen ausgebildet und verbessert werden. Möge immerhin natürlicher Geschmack, wie natürlicher Verstand, bis auf einen gewissen Grad vorhanden seyn; komme nicht Studium, Beobachtung und Erfahrung dazu: so verleiten sie zu Irrthümern. Nichts bezeichnet wohl stärker den Verfall des öffentlichen Geschmacks, als jener ungemessne Beyfall, der an die zu frühzeitigen Kraftäußerungen ungelehrter und ungebildeter Genies verschwendet wird. — Außerordentliche Fälle von frühzeitigen Geistesanlagen mögen immer aufgemuntert und von hohen Gönnern unterstützt werden; aber der öffentliche Geschmack läuft Gefahr, wenn ein gleiches solchen rohen Produkten zu Theil wird, die nur wegen der Jugend und Unwissenheit ihrer Verfasser merkwürdig sind.«

»Der Mann von gutem Geschmack wird den Ursachen des Vergnügens, das er genießt, nachspüren, wird darauf achten, ob Andere auch Vergnügen daran haben. Er weiß, daß die Grundsätze des Geschmacks in den schönen Künsten mit den Beurtheilungsgrundsätzen des moralisch Schönen verschwistert sind; kurz, daß die Kenntniß dessen, was gut oder schlecht, und was gleichgültig ist, sey es in Handlungen, in Manieren, in der Sprache, in den Künsten oder Wissenschaften, die Grundlage des guten Geschmacks ausmacht, und die Gränzlinie bezeichnet zwischen den höhern Stärken in der polizirten Gesellschaft und der niedern Klasse, deren tägliche Beschäftigung ihm für keine andere, als sinnliche, individuelle und persönliche Freuden Gefühl übrig läßt.«

So

So gewiß es indeß leider ist, daß Wahrheiten, wie diese, für die armen Sünder, die sie eigentlich angehen, in den Wind geredet sind: so wird es doch dem deutschen Leser Freude gewähren, daß die Zeit dieser Asterganies bey uns bereits vorüber ist, und ihr Getreibe, wie ihre Namen, der gesunden Vernunft zum Preise, fast allgemein ein Gegenstand des Gelächters und der Verachtung geworden sind.

Die äußere Gestalt dieses Taschenbuchs entspricht seinem Inhalte. Ohne überflüssigen Zierrath ist sie geschmackvoll und elegant. Die wohlgerathnen Kupferbilder dienen, theils zur höhern Versinnlichung des beschriebenen englischen Gartens; theils verlebhaftigen sie Reptons Vorschläge und Schilderungen. Einen sehr widrigen Anblick gewähren das Landhaus in altrömischem Styl, und das Badhaus vor und nach dem Titelblatte.

Rf.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Handwörterbuch der alten Welt- und Völkergeschichte; oder alte Welt- und Völkergeschichte nach dem Alphabet im Abriß, erläutert durch historische, mythologische, genealogische Literatur- und Kulturtabellen, von Chr. Fr. Wetzel, Doktor der Philosophie und Rektor des Lyceums zu Prenzlau. Erster Theil, und die Tabellen mitgerechnet. Zweyter Theil. Lignitz, bey Siegert. 1804. gr. 8. Der erste Theil XXVI und 340 S.; der zweyte Theil

Auch unter dem Titel:

Alterthumskunde, vorgestellt in Tabellen XVI und 303 S. Der Dritte Theil 434 S. 3 Rt. 8 gr.

Der

Der Verf. dieses Werks hat von seinem Fleiße und seiner Geschicklichkeit schon mehrmals zu rühmliche Beweise gegeben, als daß man nicht auch über dieses neue Werk das günstigste Urtheil fällen sollte. Rez. hat dieses Buch sehr zweckmäßig gefunden, und empfiehlt es der studirenden Jugend als ein unentbehrliches Nachschlagebuch, und als ein wichtiges Hülfsmittel, sich in Schulkenntnissen selbst weiter fortzuhelfen. Ueberdieß zeichnet es sich auch noch durch einen sehr wohlfeilen Preis aus. Aber eben daher ist auch dieser oder jener Artikel fast zu kurz abgefaßt; denn der Verf. mußte sich bey seinem Vortrage nur auf das Hauptsächlichste einschränken. Die alte Erdbeschreibung hat der Verf. in seinen Plan nicht mit aufgenommen. Dieß ist zu bedauern! zwar führet er die Ursache an: er hätte derselben ihre systematische Ordnung nicht wohl rauben können; aber Tabellen hätten auch hier eine allgemeine Uebersicht gewähren können. Der Verf. verspricht dafür ein eignes Werk von derselben; aber so muß sich der Schüler nun schon ein Werk mehr anschaffen, und hier hätte er in aller Kürze Alles beysammen gefunden. Dieses Werk hat noch besonders durch die mühsam ausgearbeiteten Tabellen, welche eine vortreffliche Uebersicht gewähren, sehr gewonnen. Die Tabellen erstrecken sich über Geschichte, Mythologie, Chronologie, Philosophie, Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte; sie sind theils allgemeine, theils specielle; z. B. eine specielle chronologische Tabelle der römischen Geschichte, auch eine Tabelle der Erfindungen aus Plinius. Vor diesen Tabellen steht eine allgemeine Einleitung, welche für die Jugend sehr lehrreich und interessant ist. Verschiedene Tabellen haben noch ein besonderes Register erhalten. Der dritte Theil hat auch 3 Anhänge: 1) Kurze Geschichte der griechischen und römischen Literatur; 2) Parische Marmorchronik; 3) Alphabetisches Verzeichniß der Philologen, deren Ausgaben der alten Schriftsteller und andern sie erläuternden Schriften in diesen 3 Bänden angeführt sind.

Mm.

Mittlere,

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Potemkin. Ein interessanter Beytrag zur Regierungsgeschichte Katharina's der Zweyten. Halle u. Leipzig. 1804. 214 S. 8. 1 Rg.

In den 4 Jahrgängen (1797—1800) der Minerva erschienen viele Aufsätze unter dem Titel: Potemkin der Taurier, welche interessante Nachrichten von diesem berühmten Feldherrn enthalten. Diese Aufsätze sind hier größtentheils wörtlich abgedruckt. Zwar wird es in der Vorrede auch bemerkt, daß jene Nachrichten bey dieser Darstellung zum Grunde liegen, und daß man sich nur an das Wichtigste in Potemkins Leben gehalten und die Anmerkungen bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt habe; aber ungeachtet der geringern Veränderungen und Weglassungen und der unbedeutenden Zusätze ist dieses Buch doch immer nichts weiter, als ein unrechtmäßiger Nachdruck jener Aufsätze.

Mm.

Erziehungsschriften.

Beyträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den Königl. Braunschweig-Lüneburgischen Kurlanden, gesammelt und herausgegeben von D. J. C. Salfeld. Sechster Band. Erstes Heft. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1804. 144 S. 8.

Dieselbe Wichtigkeit und Nutzbarkeit des Inhalts und dieselbe treffliche Bearbeitung der Materien, wie wir sie schon in den vorhergehenden Stücken dieses Werks gefunden und gerühmt haben. Unter IV Rubriken enthält dieses Stück folgende Materialien: I. Geschichte der Stiftung und Einrichtung der Königl. Hofschulinstitute zu Han-

Hannover. II. Ueber Unterrichtspolizey. III. Beytrag zu der Klassifikation der Pflichten in der Moral. IV. Liturgische Versuche, Trau-, Tauf- und Einsegnungsreden; eine Eidesermahnung.

O.

Reitkunst

Anleitung zu dem Unterricht der Rekruten der Kavallerie auf der Reitbahn, vorzüglich für die Unterofficiere bestimmt, von August v. Lindenau, Kurfürstl. Sächs. Husaren Premierlieutenant, u. des Königl. Preuß. Verdienstordens-Ritter. Leipzig, bey Böhme. 1804. 8. 10 Gr.

Wenn diese Anleitung von den Unterofficieren völlig begriffen, und eben so richtig ganz im Sinne des Verfs. angewandt wird, beym Unterricht der Rekruten: so würde sie gewiß sehr nützen. Der Verf. lehrt den Rekruten sein Pferd führen, sucht ihm die dazu nöthigen Handlungen der Faust und damit korrespondirenden Hülfen der Schenkel, aufs Möglichste deutlich und begreiflich zu machen, und ihm darin eine Fertigkeit durch gut gewählte praktische Uebungen zu verschaffen; nur bemerkt Rec., daß die Ruhepunkte, worauf der Reuter eigentlich sitzen soll, und welche ihm hauptsächlich Haltung und Sicherheit geben, nicht bestimmt sind; welches sowohl dem unterrichtenden Unterofficiere als lernenden Rekruten von großem Nutzen seyn, und beyden Alles erleichtern würde.

Aw.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Zufällige Gedanken eines Weltbürgers über gegenwärtige Brodtheuerung. Germanien. (Königsberg,

berg, bey Göbbels und Unzer). 1805. 83 S. 8. 4 Gr.

Es ist gewiß für die deutschen Staaten und deren Verwalter und Regenten eine große wichtige Angelegenheit, Brodtmuch und Theuerung von ihrem Lande abzuwehren, da die fürchterlichen Folgen hiervon erst in dem abgelaufenen Winter und Frühjahr so sichtbar geworden sind. Jede Schrift, die diesen Gegenstand zur reifern Erwägung und Berathigung bringt, verdient daher Beyfall und eine günstige Aufnahme. Der Verf. der vorliegenden »Gedanken« bezieht sich vorzüglich auf den Preußischen Staat, dem er die Verfahrungsart des großen Friedrichs II. in Ansehung der Kornwirthschafft ins Gedächtniß zurückrufen zu müssen glaubt. Er bemerkt, daß der große König den Grundsatz angenommen habe: »daß in den Provinzen seiner Monarchie, der Preiß eines Scheffels Roggen, nie 1 Thlr. oder 1 Thlr. 2 Gr. überschreiten müsse.« Er hält eine reichliche Anfüllung der Kornmagazine auch noch jetzt für diesen Staat äußerst zweckmäßig, und glaubt, da sich seitdem die Verfassung Polens, der vormaligen Kornkammer für die Preußischen Staaten, so sehr verändert hat, daß der Landesherr als Verpächter seiner Domainen, sich die Naturalpächte der Amtsunterthanen, die bisher den Beamten für einen äußerst niedrigen Anschlagspreiß verpachtet sind, reserviren und in seine Magazine liefern lassen müsse. Der Verf. hat indeß diesen Vorschlag fast nur hingeworfen, und es würde nunmehr auf das Urtheil sachverständiger Kameralisten ankommen, in wiefern die Ausführung desselben nach der Kameralverfassung des Preuß. Staats möglich und zweckmäßig sey. Inzwischen verdient diese kleine Schrift, die im Ganzen, nach dem Urtheil des Rec., eine richtige Tendenz hat, in einer Sammlung der über diesen Gegenstand sprechenden Flugschriften aufgenommen zu werden.

Md.

Technologie.

1. Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Künst-

ler, Oekonomen u. s. w. Herausgegeben von S. F. Hermbstädt, Königl. Preuß. Geh. Rath u. s. w., K. L. Seebaß, Professor u. s. w., und F. G. Baumgärtner, in Verbindung mit mehreren Sachverständigen. Mit vielen Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. (Ohne Jahrszahl, aber 1805). Fünften Bandes viertes, fünftes und sechstes Stück. 178 S. 4. Das Heft 1 Rth.

2. Neues Magazin der Handels- und Gewerbskunde. Herausgegeben von J. H. Hildt und K. L. Seebaß. Jahrgang 1804. Viertes Stück. Mit ausgemalten Kupfern, Karten und natürlichen Waarenmustern. Leipzig, bey Baumgärtner. 95 S. 8. Das Heft 12 Gr.

Da der Endzweck dieser beyden technologischen Zeitschriften bereits im LXXXIX., XCI., XCV. und XCVI. Bande der N. A. D. Bibl. näher angezeigt ist: so hält Rec. die Anzeige der erschienenen Fortsetzungen derselben für hinreichend, um solche bey der fortdauernden Gemeinnützigkeit des Inhalts zur Durchsicht zu empfehlen.

Einige Bemerkungen über die Holländische Ziegelfabrikation, von F. J. E. Schulz, Königl. Pr. Kriegs- und Domainenrath und Wasserbaudirektor u. s. w. Mit einer Kupfertafel. Königsberg, bey Göbbels u. Unzer. 1805. 34 S. 8. 6 Gr.

Wem ist unbekannt, wie sehr es bey dem Bau unserer Häuser und anderer Mauerwerke auf die Güte und Kernhaftigkeit der Ziegel ankömmt. Um so auffallender ist es, wenn man die Unkunde und Prudeley bemerkt, womit man gewöhnlich die Verfertigung dieser Thonwaaren in vielen deutschen Ziegeleyen betreibt. Holland hatte von jeher den Ruhm, bey der Fabrikation der Mauersteine, Dachpfannen, Klinker u. s. w., mit der größten Sorgfalt und Sachkunde

zu

zu Werke zu gehen. »Es tritt, sagt der Verf. der vorliegenden Schrift, dort eine förmliche fabrikmäßige Theilung der Arbeit ein, so daß ein Holländischer Ziegelbrenner, der vielleicht die schönsten Mauerziegel macht, die Dachpfannen zur Deckung seines Ziegelofens lieber von seinem Nachbar kauft, der etwas eisenhaltigern Thon auf seinem Grundstück hat, und ihn daher zu lauter Dachpfannen benutzt; sich aber auch wieder die Fliesen zum Pflaster seiner Stube bis aus Gröningen kommen läßt, weil der dasige Thon mehr zu Fliesen geeignet ist. Aber nicht bloß zwischen Ziegeln, Dachpfannen und Fliesen wird dort ein Unterschied gemacht; sondern wirklich die Erdart einer Gegend nur zu einer gewissen Sorte ganz kleiner Ziegel, und die Erde einer andern Gegend wieder zu lauter Ziegeln von einer andern Sorte benutzt.«

Es ist daher sehr interessant, daß Hr. Schulz in der vorliegenden Schrift in sechs Abschnitten von den Eigenschaften der Ziegelerde, der Zubereitung derselben, dem Streichen, dem Trocknen und Schneiden, und dem Einsetzen, Herausnehmen und Sortiren der Ziegel, Dachpfannen, Fliesen u. s. w., auf den Ziegeleyen in Holland und Norddeutschland, wo gerade die vorzüglichsten Ziegel bereitet werden, handelt, und die verschiedenen Verfahrungsarten beschreibt. Rec. empfiehlt in dieser Rücksicht das vorliegende Werk allen Eigenthümern von Ziegeleyen, Baumeistern und Bauunternehmern zur nähern Durchsicht und Nutzanwendung.

Md.

Vermischte Schriften.

Der Französische Merkur. Herausgegeben von Julius Grafen von Soden. Dritter Jahrgang. Erster Band. Erstes bis viertes Heft. Osnabrück. 1802. 1803. 8.

Dieses Journal, dessen Fortdauer nach wiederholten Anzeigen Trotz allen Hindernissen versprochen wurde, hat doch

früher aufgehört, als der Herausgeber es erwartete. Aber kein Wunder! denn theils waren alle Nachrichten, welche es enthielt, zu fragmentarisch; theils verloren sie durch die späte Mittheilung zu viel von ihrem Interesse, als daß das Publikum sehr geneigt seyn konnte, dieses Journal zu unterstützen.

Mm.

Pokeach Iwrim. Beleuchtung einiger mystischen Allegorien und Hieroglyphen in nächster Beziehung auf den durch Bohemanns Mißbrauch und die Bekanntmachung seiner Urkunden merkwürdig gewordenen Orden der asiatischen Brüder, in Briefen an einen Freund in Amerika. Von Joh. Casp. Velthusen. Stade. 1804. 319 S. 8. 1 Rf.

Der Verf. ist zwar dem Publikum aus einigen seiner Schriften z. B. über das Hohelied schon als ein paradoxer und excentrischer Schriftsteller bekannt; allein diese Schrift übertrifft Alles dieser Art, was man bisher von ihm kennt, und der hebräische Titel (zu Deutsch: Der dem Blinden die Augen Oeffnende) widerspricht manchem Theile des Inhalts so sehr, daß man dadurch wohl geblendet; aber nicht erleuchtet wird. Rec. giebt es gern zu, daß Hr. V., zufolge seines eigenen Berichts S. 28. 29, bey der Okkupation seines Vaterlandes von fremden Truppen, wodurch seine Hauptberufsgeschäffte, die Kirchenvisitationen und Synoden, gehemmt wurden, in den Zustand gerathen konnte, wo »bey oftmals sorgenvoll durchwachten Nächten allers »ley kleine harmlose Witzspielereyen seine gespannte »Einbildungskraft durchdrängten;« allein dieß berechtigt ihn noch nicht, sie nun auch dem Publikum Preis zu geben; besonders wenn sie von der Art sind, wie die auf dem ersten Bogen dieser Schrift, (der eben darin verdruckt ist), die auch ein divinirender Apoll schwerlich zu deuten wissen wird. Rec. hat wenigstens nach mehrmaliger Durchlesung keinen vernünftigen Sinn hinein bringen können, und muß sich daher begnügen, einige Stücke davon zur Probe abzuschrei-

schreiben, um dem Publikum das Urtheil zu überlassen. S. 11: »Der wahre Jude, wie ihn der humanste Ge»setzgeber, der beste Lehrer und größte Menschenfreund, »und die beyden rastlosen Apostel, zu Folge echter Urkun»den und unkastrirter Protokolle in genauester Ueber»einstimmung und Harmonie untereinander uns charakte»risiret haben. Moses. Jehova euer Gott hat die Fremd»linge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gab; da»rum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben, denn ihr seyd »auch Fremdlinge gewesen in Aegyptenland Deut. X, 18. »ffg. Vergl. Spicil. Fasc. 3. p. 518 sqq. thes. 2. Chri»stus mit dem Zeugnisse seines liebenswürdigsten, ver»trautesten Busenfreundes: siehe! ein rechter Israelit, in »welchem kein Falsch ist.« Und nun höre man die Note zu den unterstrichenen Worten: »Schade, daß der Sig»natstern seine Dokumente nicht allein bey der Redaktion, »wie der durchgängige Mangel des Zusammenhangs er»weist, sondern auch bey der Censur, wie man aus der »Lücke in den Seitenzahlen, und den Lappen der ausge»schnittenen Blätter (wenigstens in zwey von mir ver»glichenen Exemplaren) sieht, uns nur zerrissen liefert! »denn aus diesem gerichteten Buche lernte ich recht viel; »unter andern mit Hülfe ehemaliger Wahrnehmungen »von Spuren, wie Phönizier von der westlichen afrika»nischen Küste weggeblasen, durch den innerhalb der »Wendezirkel beständig aus Osten besonders Nordost we»henden Wind nach Cuba hingetrieben worden, also »von den reisenden Zimmergesellen aus dem Ge»birgsdistrikt Giblim über Land nach Peru kom»men konnten (Hohel. S. 291 ff.) den Vogel Phö»nix (Hohel. S. 276. 285 ff.) noch genauer kennen, als »ich ihn zwar schon seit dem Jahre 1785 (unterstützt »durch belehrende Gespräche und die Bibliothek des sel. »Grafen von Oelrheim) gekannt hatte. Ich verstehe, »und begreife nämlich jetzt, wie, wann von der Hitze »des Feuers unter dem Schmelztiegel oder von der »Sonnengluth dem flüchtigen Merkurius beyde Flüs»sel verbrennen, unter Einfluß des Morgensterns »♀ aus Quecksilber, Kupfer, und, nach der aller»neuesten Erfindung des Oberachams, den geheim»nißvollen Punkt aller Wesen Ursprinzip, zu Folge »des manichäischen (von Bayle vertheidigten) Idea»lis»

»lismus, in den Zirkel hinein geschoben, ☉ und »den vierstrahligen Stern behende unten abgelöst, »aus der Venus und ihrem Kupfer ♀, zuletzt das »*astrum solis*, sein astralisches Gold im Munde, »hervor geben muß!!! Ω βαθος πλουτου και σοφιας »και γνωσεως!!!« Rec., der von der ganzen Note so gut wie gar nichts versteht, sieht sich wenigstens zu einer Verwunderung veranlaßt, wie der Verf. solche Nachtschwärmereyen einer gespannten Einbildungskraft an die Spitze eines Buchs stellen konnte, welches den Blinden (wozu Rec. mit dem größten Theil des Publikums gehört) das Licht geben soll? Dennoch sind von dieser Art fast alle Stücke des ersten Bogens. Geht man zu der folgenden Vorrede über: so wird man durch den Anfang derselben fast eben so überrascht. »Seele oder Psyche »hieß in der gemeinen Volkssprache der Pelasger, lange »vor den aufgeklärten Zeiten Alexanders, wie uns dessen »Lehrmeister Aristoteles der Weltweise meldet, die Kohl»raupe, wann sie als Schmetterling aus ihrem platzen»den Leichentuche hervor flog. Ein noch fröhlicheres »Sinnbild von einer uns Menschen bevorstehenden großen »Verwandlung, würde da das freundliche, Unschuld »sprechende Gesicht eines Jünglings seyn, der seine »noch blühendere mit heitern schmachtenden Blicken »aufwärts schauende Schwester in seine Arme ein»schließend sanft empor schwebt, wie die Engel Got»tes an den Sprossen der Leiter Jakobs, oder den »kranken Lazarus auf ihren Händen hinübertragend »in Abrahams Schooß!!??« Schreitet man aber zur Einleitung fort: so wird man in ein stummes Erstaunen versetzt. Der Anfang derselben hebt als eine wahre Apokalypse des Orients so an: »Um die Zeit der Meise »des terroristischen Aprilmonaths, unsers blutschnaubenden »1803ten Jahres fiel mir in der ersten Nachricht »des Hamburgischen Korrespondenten (Beylage zu Nr. 66) »unter den vier dort zuerst ans Licht gezogenen Vorsteher»namen der sogenannten asiatischen Länder in dem Titel »Pokeach Ibrihm das zweyte Wort mit einem griechi»schen Betha ausgedrückt, und das zum B gehörige H »hinter dem Buchstab I herum gedreht, wie ein Blitz»strahl ins Auge, der nothwendig blenden mußte. Je»ne unsichtbaren Befehlshaber von Goldmachern und Gei»sterer

»ſtarſehern, dachte ich anfangs, ehe ich noch ihren neueſten »Thalmud erblickt, oder die kaſtrirten Fragmente ihrer Ge»mara, der Signatſtern betitelt, geleſen hatte, wenn der »Venusſtern oder Luciſer, genannt Sohar-Aſter, ♀, Bru»der des Soar-Apis oder des Adon Oſiris, ☉, der Iſis»Aſtarte, ☽, und des Hermes-Anubis ☿, vielleicht hier »als Chacham-Hackolit ſeinen magiſchen Einfluß in dieſes »geheimnißvolle Zahlenlotto ausgeübt haben ſollte, können »wohl ſchwerlich einen andern, als den Ibrahim-Zerduſcht, »den Freund Gottes und des Feuers [illegible] das iſt den Abra»ham-Abraxas der gnoſtiſch-alexandriniſchen Kabbaliſten »im Sinne gehabt haben. Allein ſobald ich das Ohr ſpre»chen ließ (wie war dieß anders möglich, als etwa in einer »Viſion?) hörte ich auf den erſten Klang, daß die alte »ſieben Farben ſpielende roſenrothe Maske des Sohns »der Morgenröthe, nach deſſen zoroaſtriſchen Kunſtre»geln ich zwar die todten Konſonanten allerdings richtig »buchſtabirte (völlig apokalyptiſch und dem Rec. ganz unver»ſtändlich) mein Auge getäuſcht hatte. Beyde Wörter ſind »nämlich (ſo wie aus Pſ. 145, 14. der Schomech Nophe»lim) aus Pſ. 146, 8. entwandt. Ihre Bedeutung iſt »»Einer, der den Blinden die Augen öffnet,«« oder nach »der welſchen Prieſterzunge des Frater a Scrutato in der »römiſchen Kirchenbibel, deren Gebrauch im Signate»ſtern noch auffallender wird, dominus *illuminat* coecos. »Alſo bereits ehe ich das Hauptbuch kannte, welches uns »der Herausgeber am Schluſſe des Werks, vor dem epilo»gus galeatus gegen ſeinen moraliſchen Feind Foßler, als »bis auf die zahlloſen Schreibfehler und groben Grammati»kalſchnitzer mit gewiſſenhafter Genauigkeit abgedrucktes »diplomatiſches Dokument, und folglich authentiſches Ori»ginal ankündigt, konnte mein Ohr ſofort zwiſchen der he»bräiſchen Hauptſprache eines geübten Sprachmeiſters die »alexandriniſche Zunge unterſcheiden (wie? wird nicht »geſagt). Zum Beweiſe, daß der theologiſche Jüng»ling und künftige Landprediger, welcher auf eigne »feſte Ueberzeugung als ein freyer Vernunftmenſch »(wie man jetzt ſpricht!) Anſpruch machen, und dem »nach feſten Ueberzeugungen handelnden freyen deut»ſchen Landmanne ſich dereinſt zum Volkslehrer an»bieten will, einige Bekanntſchaft oder vielmehr Ver»trau-

»traulichkeit mit dem hellenistischen Dialekt schlechter»dings nicht entbehren kann.« — Eine seltsame Konsequenz! Als wenn jeder Landprediger auch dazu berufen wäre, die Geheimnisse der asiatischen Maurerey zu entdecken! Indessen sieht man doch aus S. 52, was dem Verf. eigentlich in Harnisch setzte. Es war die entdeckte Gefährlichkeit dieses Ordens. Er erschrack vor dem Kabbalistischen Worte der Thurnim Behmaloth. »Denn entweder ich befragte »mein Ohr: so tönte Turumin; mit einem Ter, nach der »hellenistisch-chaldäischen Zunge τυραννοι, oder nach der he»bräischen Grammatik und als Losungswort gerüsteter Rit»ter schneller ausgesprochen Turnim, τυραννοι, Fürsten »und ihre Minister! oder mit Buxtorfs eigenen Worten »(Lex. Chald. p. 519) tyranni satrapae, principes; po»tentes etc.« Wie es aber nur wahrscheinlich, daß der Orden das vermuthete Wort, welches ganz das griechische τυραννοι mit chaldäischen Buchstaben und Konjugation ist, gewählt haben sollte, wenn er eine blutdürstige Absicht dahinter verbergen wollte, da es so leicht zu entdecken war? Das Unterrichtendste in dieser ganzen Einleitung ist ein Brief des Pastor Storch aus Nordkarolina, welcher dem Verf. Veranlassung giebt, die Abhandlung selbst, oder besser seine Rhapsodie, in Briefen fortzusetzen. Dieß muß um so mehr auffallen, je weniger dem Pastor Storch an der asiatischen Brüderschaft gelegen seyn kann. Der erste Brief enthält zunächst fast nur einen Auszug aus des Vfs. »Kommentar über das Hohnlied« und dem »Amethyst,« woraus dem Rec. ebenfalls kein Licht für den gegenwärtigen Zweck hervorleuchtet. Durch die seltsamsten Kombinationen vermittelst einer noch seltsamern Alliteration werden alle Weltgegenden in Verbindung gesetzt; z. B. Phönizien mit Cuba und Peru mit Ceylan, wobey man kaum seinen Augen traut. S. 92. »War Cuba von »der arabischen ältesten Venus, der noch jetzt in Mekka mit »Oskulation verehrten Caba die frühere Aussprache (wie »denn in der pelasgischen und hetruskischen Uebersetzung von »Caba Rybos, Kubus das u geblieben; die arabische Be»deutung aber Cuba die Jungfrauschaft, die aus einem in »Syrien noch jetzt wahrzunehmenden Gebrauche zu enträth»seln, auch nicht weniger in dem aus Cuba und Bel zu»sammen geflossenen uralten Mondgötzen Kübebe und Kü»bele sehr deutlich ist); so schiene, weil seine Hauptinsel, »auf

»auf welche der Meerkesfröhm den Phönizier Hintrieb, »grade unter den Eingebornen bey Columbus Landung »diesen Namen als einheimisch geführt hat, die Spur »nicht schlechterdings zu verachten; [daß nämlich ein nach »Westindien verschlagener Phönizier über die Landenge »nach Südamerika gegangen sey, und weil er dort die »Zimmthölzungen wieder fand, die er von Ostindien her »kannte, das Land Peru (wie Ceylan wegen der Fruchtbarkeit in seiner Muttersprache hieß) genannt habe].« Befindet man sich einmal nach Weise älterer Theologen auf dem Felde einer solchen Alliterationsfabrik, wo aus der hebräischen Sprache Alles erklärt werden soll: so ist man für die historische Kritik verloren; denn der Sinn dafür kann nicht mehr aufkommen. Mit dem zweyten Briefe fängt das zweyte Heft der mystischen Allegorien und Hieroglyphen an, worin der Verf. zuerst den Brief des Pastor Storch beantwortet, und alsdann durch einen gewaltsamen Uebergang auf seine Materie zurück kommt. Darauf folgen »Mauterische Phantasien und »Träume eines Pilgers auf seinem Durchzuge durch »das Land *Bochim* in den letzten sieben Monathen »des Jahrs 1803 nebst etlichen ernsthaftern Geistes»erhebungen.« Hier findet man theils poetische Uebersetzungen aus den Psalmen und Propheten, theils Lieder von schwacher Poesie vermischten Inhalts, und im Geist der asiatischen Brüderschaft, gleichsam als wenn der Verf. dadurch den Orden aufs Neue beleben will. Rec. kann hier, um des Raums zu schonen, nur den Anfang eines Liedes von der letzten Art zur Probe aufstellen: »Der fechtende Dachdeckergesell von St. Janus zum »hohen Giebel.«

Ob ein Turkopal mein Vater ist;
Ich bin ein recht getaufter Christ,
Im Wasser, nicht im Sonnenstrahl:
Und ob ich auch stürze vom Giebel ins Thal,
Wo Räuber und Mörder wohl ohne Zahl
Auflauren; kein Tieger, kein brüllender Leu
Macht im schaudrigen Walde mich furchtsam und scheu.
Ich fahre stets fröhlich vom Giebel herab,
Denn mich decken der Stecken des Herrn und sein Stab.
Einst fährt die Seele, die Gott mir gab,
Schnell ohne Sturm im feurigen Lauf,
Mit Elias Wagen zum Himmel hinauf, u. s. w.

Ob nun dieses so recht ist, darüber mag der Dachdeckergesell der asiatischen Brüderschaft entscheiden; denn die Kritik schweigt lieber aus Schonung. Darauf folgen zum Schluß noch Glossen als Noten zu dem vorangegangenen poetischen Text; welche aber eben so verworren sind, als alles Uebrige. Der Verf. scheint dieß selbst gefühlt zu haben; denn er entschuldigt sich in der Nachschrift, daß er aus Mangel an Raum beschränkt worden sey, den noch erforderlichen oder versprochenen Beweis der zum Theil nur hingeworfenen Ideen schuldigermaaßen abzutragen. (Immer ein schlimmer Umstand für diese Schrift!) Auch gehe es ihm für jetzt wie Haller'n

Ich fühle meinen Geist in jeder Zelle ermatten,
und keinen Trieb, als nach der Ruh!

Davon kann sich Rec. um so lebhafter überzeugen, weil er sich durch die Lesung dieses Buchs in eine ähnliche Stimmung versetzt fühlt. Allein da noch Materialien genug zu einem zweyten Buche übrig sind; so kündigt der Verf. dieses unter folgendem Titel an: »Befestigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit, und ächt biblisches Christenthum mit ernster Warnung vor Schwärmerey und Mystik, nebst fortgesetzten Briefen an einen Freund zu Salzburg, ohnweit Salem in Nordkarolina, über den Unterschied zwischen Maurerey und edler Bauherrn menschenfreundlichen Bruderverein, unbeschränkt durch Rücksichten auf Erdboden, Zungen, Meinungen, Klassenabtheilungen, oder sonstige äußere Verhältnisse«. Der Preis soll auf jeden Fall für die Subskribenten nicht über einen Thlr. gehen. — Fragt man nun nach der eigentlichen Meinung des Verfs. über den Orden der asiatischen Brüder, und nach den historischen Resultaten, die er darüber herausgebracht hat; so läßt sich beydes sehr schwer bestimmen. Die Vermischung unter einander, die Verworrenheit und unendlichen Abschweifungen (bis zu dem armen Sünder in Hameln, den der Verf. zum Schafot begleitet) sind so groß, daß man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, der Verf. habe statt die Apokalypse der asiatischen Brüder zu entziffern, eine neue Apokalypse geschrieben, die ein jeder erklären mag, so gut er kann. Bey dem Geständniß S. 61, daß er

nie

nie zu einer geheimen Gesellschaft und auch nicht zu den Freymaurern gehört habe, muß es schon auffallen, daß er dennoch die Geheimnisse der asiatischen Brüderschaften zu enträthseln suchte, wozu sich wohl nur ein Bruder aus den höhern Graden aufgelegt finden kann. Die bloße Entzifferung und Erklärung einzelner orientalischen Worte ist dazu nicht hinreichend, sobald man ihre symbolische Bedeutung nicht weiß, welche durch bloßes Rathen und Konsequenzmacherey herauszubringen ein mißliches und hartes Unternehmen ist, dem sich der Verf. als Menschenfreund, wovon er selbst in dieser Schrift so viele Beweise giebt, nicht hätte unterziehen sollen. Wenn er aber dessen ungeachtet über den Orden der asiatischen Brüder etwas schreiben wollte: so erforderte es unstreitig die Achtung für das Publikum, daß es mit Ordnung, Deutlichkeit und Präcision geschah, wovon sich in dieser Schrift gar keine Spur findet. Kann ihn etwas dieserhalb entschuldigen: so ist es seine durch schwermüthige Ahndungen der Zukunft beym Erinnern an die verflossenen blutströmenden zehn letzten Jahre des vorigen, und die furchtbaren Vorzeichen des jetzigen Jahrhunderts allzu stark angegriffene, kränkelnde Phantasie, wovon er S. 50—52 spricht. Irrt Rec. nicht: so sind die Hauptideen des Verfs. etwa folgende: »Der benannte Orden ist höchst »gefährlich für bestehende Staatsregierungen und Regenten. »Selbst die Ermordung des letzten Königs von Schweden »scheint damit in Verbindung zu stehen.« (Erwiesen ist diese harte Beschuldigung nicht, und ohne den bündigsten Beweis sollte man nie eine solche wagen). »Der Orden »scheint bey den Kreuzzügen entstanden zu seyn, viel aus »den Meinungen der Druſen aufgenommen zu haben, lange »mit einigen Mönchsorden der römischen Kirche, den Dominikanern und Jesuiten, in Verbindung gewesen zu seyn, »und sich endlich auch über die Protestanten ausgedehnt zu »haben.« So ungefähr hat der Rec. den Verf. dieses auf schlechtem Papier schlecht gedruckten Buches, durch welches er sich mit Mühe durchgearbeitet hat, verstanden. Vielleicht protestirt aber der Verf. gegen alle diese Meinungen als die seinigen, und so würde dieß nur ein Beweis mehr von der enormen Verwirrung seyn, die in dieser Schrift herrscht. Da der Verf. endlich S. 40 seine Gründe zu haben versichert, »die ihn bewogen, die Societäten alle »am Titelblatte dem Publikum zu bekennen, deren Genosse

»zu

»zu seyn er sich zur Ehre rechnet:« so hält sich Rec. verpflichtet, die ganze Titulatur am Schlusse noch hinzuzufügen. Herr V. ist »Doktor der biblischen Theologie und Magister der Philosophie, Ehrenmitglied der Herzogl. Braunsch. Lüneb. deutschen Gesellschaft in Helmstädt, der Kurfürstl. Hess. Gesellschaft der Alterthümer in Kassel, und der zu christlich-patriotischen Diensfleissungen vereinigten Gesellschaft der Deutschen im Staate von Neuyork; Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, Konsistorialrath, auch Mitglied der ehrwürdigen Antonitasbrüderschaft in Stade.«

Rec. verbindet hiermit eine kurze Anzeige von zwey Bogen, die ihm noch zur Recension nachgesandt sind, und folgenden Titel führen:

Historische Winke über ächte und unächte Freymaurerey, von D. Johann Caspar Velthusen, Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden. Leipzig, bey Crusius. 1804. 31 S. 8.

Die N. A. D. Bibl. pflegt sonst nicht Schriften über die Freymaurerey anzuzeigen. Da aber der Verf. einen gewissen Namen in der gedachten Welt hat, und so originalseltsam ist: so machen wir eine Ausnahme. Hier macht der Verf. dem Publikum bekannt, daß er Einiges, was er in der vorigen Schrift noch nicht deutlich sagen durfte, näher aufklären will, und kündigt ein neues Buch an, unter dem Titel: »Historisch-kritische Nachforschungen über Ursprung, Fortschritte und allmählige Ausartung der Baukunst isländischer Aloschotten aus der asiatischen Johannisschule in Schwärmerey und Mystik, Pucianismus, Rosenkreutzerey, Idealismus u. s. w. Leipzig, bey Crusius. 1805.« Subskriptionspreis 1 Thlr. Zugt ich soll es für die Besitzer des Pokeach Iwrim, welcher mehr eine ästhetisch bearbeitete Schrift sey, (Ein ganz unerwarteter Gesichtspunkt, auf den Rec. nie von selbst gefallen seyn würde) durch einen besondern

Re-

Nebentitel der zweyte Band der Beleuchtung einiger Allegorien und Hieroglyphen werden. Die Proben, welche der Verf. hier vorläufig daraus giebt, erregen nicht das beste Vorurtheil; denn es wird hier abermals das Verschiedenste an Ort und Zeit gepaart und unter einerley Gesichtspunkt gebracht, so daß sich wieder gar keine Spur von historischer Kritik findet. Man höre z. B. S. 7. folgendes: »Wichtig werden, so bald man »das Band zwischen jenen auf eine fünfte Universalmo»narchie in Jerusalem oder in der Melchisedeckloge zu »Salem (Pokeach S. 149) hoffenden Levellers, und »dem mystisch politischen Thabor der Mährischen Brüder »kennt, (auch die Volksmenge der Abrahamiden in Böh»men, besonders in Prag, zur Zeit des Hussitenkrieges, »erwägt und damit vergleicht) Trajans Bedenklichkeiten, »warum er des Plinius Vorschlag einer Hülfsanstalt ge»gen das in Nikomedien bemerkenswürdige Anhäufen von »Feuersbrünsten, die Errichtung einer nur aus 150 »Mann bestehenden Zimmergesellenzunft, mißbilli»te, weil er davon, besonders in Bithynien, Kon»spirationsverbrüderungen (Klubs, Hatäricks) be»sorgte u. s. w.« Es heißt zum mindesten die Gelehrsamkeit mißbrauchen, und sie dem Gespötte Preis geben, wenn man auf diese Weise aus der Geschichte aller Zeiten und Länder Etwas heraus greift, und ihm eine paradoxe Verbindung zu geben sucht, die nur für einen Schwachsinnigen bedeutungsvoll seyn kann, einen verständigen Mann aber anekeln muß. Würde ein solcher Mißbrauch der Gelehrsamkeit allgemeiner werden: so wäre es um die Achtung derselben geschehen; denn selbst der Ungelehrte von Bildung, besitzt zu viel gesunden Menschenverstand, als daß er die Mißgriffe und Auswüchse einer phantastischen Gelehrsamkeit nicht von Herzen verlachen sollte. Am Schluß hört man noch, daß Hr. Bobemann, jetzt Kaufmann in Hamburg, niemals ein Mitglied des asiatischen Ordens gewesen zu seyn versichert, und den Pokeach Iwrim in einer öffentlichen Gegenschrift zu berichtigen gedenkt, welches ihm leicht werden dürfte. Die blosse Entschuldigung des Verfs. in Hinsicht des ersten Punktes, daß er dieses mit dem Publikum bona fide geglaubt habe, wird Hr. Bobemann schwerlich genügen, in sofern sich Hr. V. darin immer übereilt hat, daß er

auf

auf das erste Gerücht von der Verwandschaft des Hrn. B. mit dem Orden eine öffentliche Anklage ergehen ließ. Uebrigens wäre zu wünschen, daß der Verf. bald wieder durch die Kirchenvisitationen und Synoden in eine nützlichere Thätigkeit versetzt werden möchte, als diese Schriftstellerey ist, wobey ganz gewiß nichts Heilsames heraus kommt, wie den Verf. alle verständige Freunde versichern müssen, wenn sie aufrichtig seyn wollen.

K.

Der rechtschaffne Professionist, ein Taschenbuch für alle Handwerker. Erster Theil, 165 S. Zweyter Theil, 130 S. Aus eigner Erfahrung aufgesetzt von einem ihrer Freunde. Neue Auflage. Meißen, bey Uz. (Ohne Jahrszahl). 8. 2 M. 12 gr.

Der zweyte Theil auch unter dem Titel:

Allgemeines Handbuch beym Handel und in bürgerlichen Haushaltungen.

Der erste Theil dieses nützlichen Taschenbuchs enthält eine Anweisung für reisende Handwerksgesellen, wie sie geschickte, gute und glückliche Menschen werden und mit Vortheil ihre Wanderschaft zubringen können; der andere ein Hand- und Hülfsbuch mit allerley zweckmäßigen Aufsätzen und Tabellen für Handwerker, Hausväter und Handelsleute. Der Verf. zeigt sich darin, als einen erfahrnen sachkundigen, für das Wohl seiner Mitbürger herzlich erwärmten Mann, und hat zugleich sehr glücklich den seiner Leserklasse angemeßnen Ton getroffen. Auch beweist die neue Auflage desselben, daß sein wohlmeinender Rath, seine bidachten Vorschläge und sein gesammelter Erfahrungssatz in die Gemüther Eingang gefunden hat, denen er nützen wollte. Möchte doch auch die praktische Anwendung nicht fehlen und recht viel taugliche Menschen durch sie gebildet werden! Herzlich wünschen wir dem braven Verf. diesen Lohn seiner preiswürdigen Bemühungen.

L. Go.

1. Gothaisches Taschenbuch auf das Jahr 1805. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 108 S. 12. 1 Mg. 3 Gr.

2. Tyroler Almanach für 1805. Wien, bey Degen. 332 S. kl. 8. 2 Mg. 18 Gr.

3. Hamburg und die umliegende Gegend, in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht. Ein vaterländisches (?) Taschenbuch auf das Jahr 1805. Mit 3 großen und 4 kleinen ausgemalten Kupfern. Hamburg und Altona, bey Vollmer. 94 S. kl. Taschenform. 14 Gr.

Das Taschenbuch Nr. 1, obgleich an Bogenzahl geringer, als gewöhnlich, behauptet, dem Inhalte nach, noch immer seinen alten Werth. Die historisch-statistische Uebersicht des schwedischen Reichs, die politische Rechenkunst, die Bemerkungen über das Ritterwesen des Mittelalters, das Chaos, und die Beschreibung einer sonderbaren Wild-Schweinsjagd auf Sumatra, sind insgesammt lesenswürdige und interessante Aufsätze. Dieß das Verdienst des Herausgebers. Der Verleger hat für ein anständiges und gefälliges Aeußeres gesorgt. Außer den Titelkupfern des deutschen Kaisers, und des Schwedischen Königpaars, findet man noch zwölf andere, zum Theil ganz artige Bildchen von alten Gebäuden und ausländischen Völkertrachten.

Nr. 2 ist der vierte Jahrgang eines Almanachs, der seiner nützlichen Tendenz wegen, Aufmunterung verdient. Zufolge dieser harren des Lesers historische und politische Aufsätze, statistische und naturhistorische Nachrichten, interessante Anekdoten und Lebensbeschreibungen verstorbener, um Tyrol verdienter Männer. Diese Erwartungen werden hier auch zum Theil erfüllt. Der Herausgeber giebt die Geschichte des tyroler Bauernkrieges von 1525 aus einer Handschrift des tyrol. Kanzlers Burchlechner, und historische Notizen von den Herzogen von Meran; beschreibt mehrere römische Monumente in Tyrol; liefert den Nekrolog dreyer,

er, als Staatsmänner und Gelehrte, verdienter Tyroler, einen statistischen Abriß von Vorarlberg, eine Beschreibung der Reichsstadt Lindau, und der Reichsgrafschaft Rothenfels; aber das wie? mit dem dem Leser das alles geboten wird, ist nicht das empfehlungswürdigste. Die drey ersten Nummern sind kaum lesbar, so barbarisch, langweilig und trocken sind Styl und Vortrag. Erträglicher findet man sich in den folgenden Aufsätzen unterhalten. Aber auch ihnen mangelt es an aller historischen Kunst, an jeder Anmuth der Diktion: Eigenschaften, die einer Lektüre, wie dieser, durchaus nicht fehlen müßten. Besser empfiehlt sich der Verleger. Format, Papier und Druck sind freundlich, und die schmückenden Kupfer nicht ohne künstlerischen Werth. Wir wünschen, daß der Herausgeber künftig seinem Verleger nicht nachstehe. Sein Unternehmen ist löblich, mög' es mit dem nächsten Jahrgange auch die Ausführung werden?

Nr. 5 zeichnet sich durch nichts, als eine unbeschreibliche Magerkeit und Flachheit aus.

Pl.

Der Spottvogel unter Satanskindern. Leipzig, bey Graffé. 1804. 346 S. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Wie der Titel des Buches, so auch sein Inhalt, derbe, handfeste Satyre, in Form und Ton. Da giebt es 1) Gespräche zwischen einem Juden, Schmuel, und einem Doktor Ehrmann über die Handlungsweise der Juden und Christen. (Die letztern erscheinen in einem ziemlich grellen; aber leider nur zu wahrem Lichte. Nur zu oft hat der christliche Kaufmannsgeist den wucherischen, hervortheilenden, geldplündernden Charakter, der hier, einem rechtschaffenen Israeliten gegenüber, sein Wesen treibt). 2) Aerztliche Besuche des Doktors Ehrmann, bey dem Kommerzienrathe Beil. (Ein schauerliches Gemälde medicinischen Unfugs in einem Märtyrer desselben, mit etwas harten, brennenden Farben aufgetragen; aber nicht ohne Treue). 3) Der Pfänderverleiher und Prinzessinn Wollust, beyde Satanskinder. (Allegorische, nicht sonderlich geglückte Schilderungen. Steif, schwerfällig und

ge-

gezwungen, matt- und geistlos, ermüdend durch ihre Weitschweifigkeit und allzu umständliche Ausmalung, geben sie weder der Phantasie, noch dem Verstande des Lesers Nahrung, und schläfern ein, statt zu unterhalten. Das beste darin ist die Darstellung Ludwig des Funfzehnten von Frankreich unter der Herrschaft seiner Maitressen, aus Soulavie's Memoiren dieser Regierung, und dem vie privée de Louis XV. gezogen. Aber auch in diesen stößt die grelle und harte Farbenmischung das Interesse des Lesers anwiderend zurück). 4) Endlich Briefe an den Kommerzienrath Bell, von dem Rektor Klinz. (Wieder ein schneidendes Karrikaturstück medicinischer Todsünden und Quacksalbereyen, nicht selten bis zum Ekel ausgepinselt, und recht con amore bey schmutzigen Gegenständen verweilend. So nehmen die Debatten über die Ursachen und die Heilung der Hämorrhoiden, ganze Seiten dieser Korrespondenz ein. Ein höchst unästhetischer Vorwurf, der in einem nicht medicinischen, sondern zur Unterhaltung bestimmten Buch durchaus einen höchst unschicklichen Platz erhalten hat.

Ueberhaupt sind Delikatesse in der Wahl seiner Gegenstände und Anstand, und Schicklichkeit in der Behandlung derselben, eben nicht des Verfs. Sache. Er verschmäht auch das Gemeinste nicht, sobald es nur seinem Spotte dient, und dieser Spott ist größtentheils plump und unmanierlich. Daß er trifft, läßt sich nicht läugnen; aber er gleicht mehr einer Fuhrmanns- und Hetzpeitsche, als einer Juvenalischen Geissel. So ohngefähr steht es auch mit des Verfs. Witz, mehr mit Kayennischem Pfeffer, als Salz gewürzt; und wann mit Salz, oft nur mit taubem geschmacklosen. Kurz, seine Satyre stammt nicht aus Momus Schule, die Grazien fliehen vor ihm; sein Tanz ist nur Bocksprung, und sein Lachen nur Faunengelächter.

Wr.

Der schöne Tag. Ein rührendes Fest, gefeyert in der Kirche zu Schottenstein, und als Beytrag zum Guten gezeichnet von einem Augenzeugen. Leipzig, bey Gräff. 1805. 120 S. 8. 10 gr.

Dergleichen Schilderungen rührender Religionsfeste pflegen tiefere Eindrücke, als die besten Predigten selbst zu machen, und ihre Feyer sollte mehr benutzt und empfohlen werden; aber wo findet man auch viele solcher trefflichen Männer, wie hier der würdige Pfarrer Bäumenburg zu Schottenstein von seinem ungenannten Freunde geschildert wird! Das Interessanteste in diesem Büchlein ist unstreitig die Schilderung einer Konfirmationshandlung in jener Dorfgemeinde, die der ungenannte Freund mit Recht einen dankenswerthen Beytrag zur zweckmäßigen Feyer dergleichen festlicher Tage nennt. Ob übrigens das Religionsexamen selbst überall den Fähigkeiten der Kinder vollkommen angemessen war, möchten wir fast bezweifeln.

1. Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Von Friedrich Ehrenberg, reformirtem Prediger in Iserlohn. Mit einem Kupfer. Elberfeld, bey Büschler. 1804. 328 S. gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

2. Das Schicksal. Von Friedrich Ehrenberg. Elberfeld, bey Büschler. 1805. 247 S. 1 Rthl. 12 gr.

1. Diese Reden eines schon durch mehrere geistreiche und geschmackvolle Schriften bekannten Kanzelredners verdienen wirklich in den Händen aller gebildeten Weiber zu seyn. Der würdige Vf. bestimmt sich über den Gesichtspunkt derselben folgendermaaßen: »Sie sollen zunächst keine Belehrungen über die Bestimmung des Weibes im häuslichen Leben, keine Klugheitslehren, (und doch kommen derselben darin nicht wenige vor) wie man Achtung und Liebe gewinnen kann, keine Vorsichtigkeitsregeln zur Vermeidung derjenigen Gefahren, welchen das weibliche Herz vorzüglich ausgesetzt ist, keine Rügen derjenigen Fehler, denen es sich am leichtesten ergiebt, — auch überhaupt keine allgemeinen moralischen Vorschriften mit besonderer Anwendung auf weibliche Bedürfnisse und Sitten enthalten.« Hierüber sey schon genug geschrieben

Sein

Sein Gesichtspunkt sey folgender: »Welche Forderungen an die Bildung des Weibes und an seinen Charakter ergehen sich aus der besondern Einrichtung seiner Natur in Verbindung mit den moralischen Anlagen derselben? wodurch soll sich seine Aufklärung, seine Tugend und seine Religiosität auszeichnen, und welche sittliche Eigenschaften sollen in seinem Leben vorherrschen, welche Züge vor allen andern entwickelt werden; kurz, was ist die veredelte Menschheit im Weibe? was soll das Weib als Weib seyn?« Der Vf. befürchtet aber selbst nicht ohne Grund, daß diese hohen Gesichtspunkte von wenigen Frauenzimmern aufgefaßt werden dürften. Es gebe ihrer selbst unter den Gebildeten eben so viele, deren ganze Weisheit aus Romanen und Schauspielen geschöpft sey, oder höchstens in einigen nachgesprochenen schimmernden Sentenzen bestehe. Vornehmlich urtheilt er über seine lieben Westphälingerinnen nicht sehr günstig, und wir setzen hinzu, wohl etwas zu hart. — »Leerheit und Geistlosigkeit, verbunden mit einem ausschweifenden Hange zu sinnlichen Vergnügungen und einer grenzenlosen Eitelkeit, die nur durch das Gemeinste und Verächtlichste befriedigt seyn will, das sey es, was man überall antreffe. Das Bestreben, etwas aus sich selbst zu machen, gehöre bey diesem Geschlechte zu den Seltenheiten« u. s. w. Von solchen Weibern kann man denn freylich nicht viel Aufmerksamkeit auf Schriften solcher Art erwarten, die, wie diese, der Weiblichkeit eine so hohe Tendenz vorschreibt, und sogar bisweilen in das Idealische hinüberfliegt. Das Ganze besteht aus 13 Reden folgenden Inhalts: Edle Weiblichkeit. Weibliche Bildung. Weibliche Würde. Weibliche Religiosität. Das häusliche Weib. Hinderungs- und Beförderungsmittel der Häuslichkeit. Weiblicher Lebenssinn. Weibliche Fülle. (Ein leicht mißzudeutender Ausdruck; worunter aber der Verf. hier die größere Umfassungskraft des weiblichen Herzens versteht). Das reine Herz. Weibliche Schwäche und weibliche Seelenstärke. Wir mögen aus diesen vortrefflichen Reden keine Auszüge liefern, da sie ganz gelesen zu werden verdienen. Die Diktion ist meistentheils hochveredelt, warm und hinreißend; aber auch nicht selten mit Dekorationen überladen; ein gerechter Vorwurf, den man sonst schon dem würdigen Verf. gemacht hat. Das Kupfer einer am Arm des Genius über die Erde sich emporhebenden Verklärten, ist nicht

sehr geistig; vielmehr — etwas zu stark materiell gezeichnet.

2. Dieses Werk hat einen größern philosophischen Standpunkt, als das vorhergehende, und ist in sofern schon etwas Neues und Vorzügliches, da man, so viel Rec. sich erinnert, selbst bey den neuern philosophischen Revolutionen diesem Gegenstande keine besondere Schrift gewidmet hat. Der Vers. hat mit möglichster Popularität das hier zu Untersuchende mehrmals glücklich erschöpft, und die Probleme, welche zwischen der Freyheit des Willens und der Nothwendigkeit des Fatums liegen, scharfsinnig erläutert. Durch diese Entgegensetzungen zerfällt sein Buch in zwey Haupttheile, wovon der eine bildlich die Schattenseite der Erfahrung, der andere die Lichtseite der Philosophie genannt wird. Im erstern wird Folgendes meistentheils nur fragmentarisch, ohne Zwang eines erkünstelten Zusammenhanges, vorgetragen. Stimmung und Zustand des Menschen. Thätigkeit und Leiden. Das Schicksal. Doppelte Wirkungsart des Schicksals. Einfluß des Schicksals in unsern physischen Zustand. Einfluß des Schicksals in unsern geistigen Zustand. Einfluß des Schicksals in unsern sittlichen Zustand. Abhängigkeit des Menschen vom Schicksale. Das Schicksal, eine Gewalt. Der Mensch vermag nichts an seinem Schicksale. Keiner entgeht seinem Schicksale. Härte und Gunst des Schicksals. Gerechtigkeit des Schicksals. Veränderlichkeit und Unzuverlässigkeit des Schicksals. Zwecke des Schicksals. Ordnung des Schicksals. Gleichförmigkeit des Schicksals. Launen und Paradoxien des Schicksals. Ungewißheit des Schicksals. Unerforschlicher Plan des Schicksals. Resultat. Zweyter Theil. Moralische Freyheit. Wahrheit und Würde. Der Mensch ringt sich los vom Schicksale. Die Welt des Scheines, das Gebiet des Schicksals. Schranken der Freyheit. Moralische Weltordnung. Das Schicksal als Vorsehung. Gewalt des Menschen über sein Schicksal. Wahres Verhältniß der Stimmung zum Schicksale. Pflichtmäßiges Verhalten gegen das Schicksal, oder Grundzüge der Lebensweisheit in Beziehung auf das Schicksal. Eine in jedem Betracht lesenswerthe Schrift für alle denkende Leser.

Vr.

3. Vaters

1. Vaterländisches Taschenbuch für Freunde des Guten und Schönen, zur Unterhaltung und Belehrung. Mit Kupfern und Musik. Frankfurt am M., bey Jäger. 1805. 12½ Bog. gr. 8. Gebunden im Futteral 1 Rthlr. 20 Gr.

2. Taschenbuch für bildende, dichtende und historische Kunst. 1804. Herausgegeben von Aschenberg. Mit Kupfern. Dortmund, bey Mallinkrodt. 1805. 16. 19½ Bog. 1 Rthlr. 8 Gr.

Nr. 1. enthält eine Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze, von welchen sich keiner über das Mittelmäßige erhebt, und mehrere besonders von den letzten noch darunter stehen, wie z. B. die (sogenannte) naive Antwort S. 169 der leere Raum S. 176, der auf den Dichter selbst Anwendung leidet, u. a. m. Die aus dem Roman Albano Giuletto ausgehobenen Bruchstücke erregen von dem Ganzen keine vorzüglichen Erwartungen. Die im Busen wühlende Gluth, und Reime wie: gesagt und gelacht, Weisen und verheissen, beuget und reichet, nicht und besiegt verrathen einen unbärtigen Musenjünger. Die Kupfer, welche pittoreske Rheingegenden naturgemäß darstellen, verdienen Lob; noch mehr das allegorische Titelkupfer. Dagegen ist das sehr große Oktavformat zum Taschenbuche nicht glücklich gewählt.

Nr. 2. steht seinen Vorgängern an Werthe noch. Unter den Gedichten haben wir, so zahlreich sie auch sind, nur eins der Auszeichnung werthes gefunden, welches wir seiner Kürze wegen abschreiben:

Der Blumenstreuer S. 119. von Klein.

Eine Blume zu streu'n auf's Grab der treuen Geliebten,
Stand der zärtliche Hirt, konnte sie aber nicht streu'n;
Seiner Hand entfiel die Blume, die schönste der Rosen,
Von magnetischer Kraft ward sie gezogen in's Grab.

Die kurze Darstellung der Bergischen Landesgeschichte dürfte als sehr ausführliche Monographie, außerhalb dem Vaterlande ihres Verfs., nicht genugsames Interesse haben; Hrn. Bothe's Erzählung vom Großoheim ist langs-

weilig und einschläfernd; und Hrn. HR. Jungs »Mineralogen« ganz in seiner bekannten manierirten und frömmelnden Art. Einer ehrenvollen Erwähnung ist Hrn. HR. C. A. Böttigers Aufsatz: Das Menschenleben werth; nur ist der diesem Gelehrten eigenthümliche Zitationsprunk hier nicht an seiner Stelle. Die auf diesen Aufsatz Bezug habenden Kupfer sind ihrem Zwecke gemäß, und nicht übel gerathen.

T.

Mémoires de l' Academie royale des sciences et belles - lettres depuis l' Avénement de Frédéric Guillaume III. au Trone. MDCCCI. et MDCCCII. Avec l' histoire pour le meme tems. à Berlin ches Decker. MDCCCIII. 5 Alph. 15½ Bogen. Mit Kupfern. 7 Mg.

Jahrgang 1802.

Mit der durch die Begränztheit des Raumes nothwendig werdenden Beschränkung auf einige der erheblichsten Abhandlungen heben wir folgende derselben aus.

Analyse chymique du Mililith (Honigstein) Par Mr. Klaproth.

Dieses erst etwa seit 10 Jahren bekannte Fossil, welches seine Benennung durch den berühmten Werner erhalten hat, ist bisher noch nicht hinreichend bekannt gewesen, um ihm seinen Platz in der systematischen Nomenclatur der Mineralogie anweisen zu können. Man findet es zu Artern, einem thüringischen Städtchen; gewöhnlich ist es von honiggelber, sehr verschieden nuancirter Farbe; bisweilen aber auch hell blaßgelb. Man findet es immer in Krystallen, welche jedoch unter sehr unvollkommenen Gestalten vierwinklichter Pyramiden erscheinen. Die Oberfläche ist gewöhnlich glatt und glänzend; im Innern haben die Krystallen einen glasartigen Schimmer. Man zählte dieses Fossil zuerst bey seiner Entdeckung zu den brennbaren Substanzen, und glaubte eine Aehnlichkeit mit dem grauen Ambra zu finden, mit welchem auch der

der äußere Charakter Einiges gemein hat. Es fehlt ihm aber das charakteristische innere Merkmal seiner Gattung; die Flamme kolzinirt ihn weiß, ohne durch seine Substanz unterhalten zu werden. Eben so wenig ist der Honigstein krystallisirter gelber Ambra, wie Born glaubte, oder mit Harz geschwängerter und gelbgefärbter Selenit, wie andere Mineralogen gewähnt haben. In den neuesten Zeiten haben Lampadius und Abich sich mit der chemischen Zergliederung dieses Fossils beschäfftigt und sehr verschiedene Resultate gefunden. Nach den von unserm Verf. mit der großen von ihm gewohnten Sorgfalt und Genauigkeit angestellten Untersuchungen auf dem trocknen und feuchten Wege ist dieses Fossil das Einzige, in welchem Alaun mit einer Pflanzensäure verbunden ist, daher er ihm auch den Namen Acidum melilithicum beilegt.

Recherches chimiques sur la Gadolinite. Par le même. Das hier gemeinte Fossil findet man in den Bergwerken zu Ytterby in Schweden, daher es auch Ytterbit oder Yttria genannt wird. Den ersten Namen hat es von dem gelehrten schwedischen Chemiker Gadolin erhalten, der sich hauptsächlich mit der Untersuchung desselben beschäfftigt hat. Es fand, daß diese neue Erdart in vielen Eigenthümlichkeiten mit dem Alaunn, und in einigen mit dem Kalke zusammentrifft; sich aber doch von ihnen, so wie von allen ähnlichen Substanzen durch wesentliche Merkmale unterscheidet; daher ihr unter den sogenannten einfachen Erdarten ein Platz anzuweisen sey. Aus den von M. angestellten Experimenten ergiebt sich gleichfalls, daß die Yttria eine mit ganz eigenthümlichen unterscheidenden Qualifikationen begabte Erdart ist, welche daher eine Stelle unter den Elementarsubstanzen der Chemie gebühret, d. h. unter denen, deren Analyse man bis jetzt noch nicht hat bewerkstelligen können. Merkwürdig ists jedoch, daß, neben den Charakteren, welche ihr ihren Platz unter den einfachen Erdarten sichern, sie auch einige zeigt, welche sie auf der zweyten Linie, der erdigten und der metallischen Substanzen, zu stellen scheint, so daß sie das Mittelglied der Kette, welche die Erden mit den Metallen verbindet, zu seyn scheint.

Experiences et Observations sur le rapport chimique de quelques nouveaux metaux et terres avec parties colo-

extraytes de la Cochenille. Par Mar. Hermbstädt. Die hier mitgetheilten, dem Verf. eigenthümlichen, aller Aufmerksamkeit würdigen Beobachtungen sind nur als Probe und Vorläufer eines größern Werkes anzusehen, welches er zu liefern verspricht, und von dem man in mehr als einer Rücksicht eine wahre Bereicherung der chemischen Literatur versprechen darf. Er will nämlich das Färben der Zeuge, welches wirklich bisher nur als ein Handwerk anzusehen war, da es auf mechanische Handgriffe und großentheils auf seit langen Jahren vererbte, unzählige mahl abgeschriebene Recepte beruhte, dadurch, zu dem Range einer Kunst erheben, daß er die dabey zu beobachtenden Vorschriften auf chemisch-richtige Principien zurückführt; wodurch sowohl die Schönheit, Lebhaftigkeit und Dauer der Farben gewinnen, als auch eine wesentliche Ersparung sowohl der Ingredienzen als des Brennmaterials bezweckt werden würde. Die hier mit der Kochenille angestellten und beschriebenen Versuche berechtigen zu nicht geringen Erwartungen.

Recherches sur la maniere, dont les corps naturels ont leurs couleurs, et Essai d' une nouvelle explication de ce phénomène. Par le même. Der Verf. wirft die Frage auf: ob das Licht einfach oder zusammengesetzt sey? und beweiset, aus angestellten Experimenten, daß das Licht das Resultat der Vereinigung zweyer verschiedenen Principien; also zusammengesetzt sey. Als diese beyden Principien nimmt er den Leucht- und Wärmestoff an, und zwar so, daß der letzte das Element ist, welches den ersten in Bewegung setzt.

Histoire de la découverte faite en 1801 d'une étoile mobile, qu'avec beaucoup de probabilité on peut regarder comme la planète de notre système solaire, supposé depuis long-temps entre Mars et Jupiter. Par Mr. Bode. Die Wahrscheinlichkeit, daß die zuerst von Piazzi und unserm Verf. aufgefundene und beobachtete Ceres ein Planet sey, hat sich seit der Abfassung dieses Aufsatzes in ziemliche Gewißheit verwandelt. Man sieht hier, daß wenn doch eigentlich nur derjenige, der die wahre Eigenschaft und den distinktiven Charakter einer Sache genau ansieht, der Entdecker derselben genannt werden kann, dieser Name, in Hin-

Hinsicht des obengenannten Sterns allerdings dem Berlinischen Astronomen zukommt. Denn Piazzi, der ihn wahrscheinlich früher beobachtete, war nicht von der irrigen Meinung, als sey er ein Komet, abzubringen, und hing derselben noch an, nachdem Oriani, v. Zach und Bode sich bereits für die Meinung, daß er ein Planet sey, entschieden hatten.

Sur l' utilité de la Philosophie. Par Mr. Castillon. Die wegwerfende Art, mit welcher viele Menschen, besonders viele von denjenigen, welche in und mit der sogenannten großen Welt leben, von dem wenigen Nutzen, und der Unerheblichkeit philosophischer Untersuchungen reden, hat den Verf. zu dieser Untersuchung veranlaßt. Die Resultate derselben sind folgende:

Das menschliche Geschlecht hat dem philosophischen Geiste die größeste Verbindlichkeit, mithin auch der Urheberinn desselben, der Philosophie. Sieht man hingegen diese als die Folge oder das Produkt von jenem an: so fällt der Nutzen der Logik, der Physik und Moral in die Augen.

Schwerlich wird irgend ein vernünftiger Mensch die Behauptungen des Verfs. bestreiten.

Pensées Philosophiques et morales. Par Mr. Ancillon. Manche dieser Aphorismen sind doch wirklich fast gar zu alltäglich und scheinen uns der Ehre, einer so erleuchteten Versammlung vorgetragen und von ihr durch den Druck gleichsam sanctionirt zu werden, unwürdig. Dahin gehören z. B. folgende:

»Mancher rühmt seine Aufrichtigkeit (Grobheit), der nur unhöflich und grob ist.«

»Sowohl moralische als physische Antipathie und Sympathie ist eben so gegründet, als unerklärlich.«

»So viel man auch über die Weiber geschrieben hat; so halte ich diese Materie doch nicht für erschöpft.«

»Gleichgültigkeit und Haß trennen; Freundschaft und Liebe verbinden zu einem Ganzen.«

»Gegen den Haß sichert man sich durch Verachtung, und gegen diese durch Verhöhnung. (Persiflage?)

»Man darf mehr geben als man versprach; aber niemals weniger.«

»Die Menschen verdienen weder das Gute, noch das Böse, was man von ihnen sagt.«

»Unsre Handlungen sind öfter Folgen unsrer Neigung, als unsers Nachdenkens.«

»Wer gut lebt, hat lange gelebt.«

In einer französischen Sprachlehre, oder dergleichen Lesebuche, würden wir solche palpable Wahrheiten sehr an ihrer Stelle finden.

Sur la Realité des Idées générales ou abstraites. Par Mr. Engel.

Wenn irgend Jemand einen hohen Beruf hatte, über diese Materie zu schreiben: so war es der, leider! viel zu früh den Wissenschaften entrissene vortreffliche Philosoph für die Welt. Auch die vorliegende Abhandlung giebt einen neuen Beweis, von der Klarheit seiner Ideen, und dem Musterhaften seines Vortrags. Das Resultat der hier angestellten Untersuchungen ist: daß das hellstrahlende Licht, welches die neue Philosophie in der Lehre der allgemeinen und abstrakten Begriffe aufgesteckt zu haben, sich rühmt, nur sehr spärlich leuchtet, und bey dem Scheine der Fackel unbefangener Prüfung kläglich verlischt; so daß wir, bey allen Eindrücken, auf welche die Theorie des Raumes keine Anwendung leidet, noch immer im Finstern tappen.

Douzième Mémoire sur les bevilles littéraires. Par Mr. Ermann.

Der heil. Thomas glaubte, die artes mechanicae hätten ihre Benennung daher: quia faciunt moechari intellectum.

Ein französischer Schriftsteller leitet das Wort Admiral von dem griechischen ἀλμυρος her.

Voiture sagte scherzhaft: die Benennung cordonnier rühre daher, de ce qu'ils donnent des cors aux pieds.

Sur le grand dessein, attribué a Henri IV. Roi de France. Par Mr. de Chambrier. Der Verf. beantwortet hier die Frage: Ob Heinrich der Vierte ernstlich Willens gewesen sey, durch Stiftung einer christlichen Republik, einen ewigen Frieden zu stiften, vermeinend, und zeigt,

zeigt, daß er nur die Herstellung des Gleichgewichts von Europa und die Schwächung des Hauses Oesterreich zum Zwecke hatte.

De quelques Etymologies françoises. Par Mr. Bastide. Manche der hier aufgestellten Herleitungen, z. B. cravate von Croat, couvert von corpus etc. sind zum Theil ohne allen Beweis.

Jahrgang 1802.

Recherches chimiques sur un nouveau sel végétal. Par Mr. Klaproth.

Die vegetabilische Substanz, von welcher hier die Rede ist, zeigt, gleich vielen andern, wie groß die Wirkung des Einflusses sey, welchen die Wärme des Klimas auf die Vegetation der Gewächse äußert. Die Materie, welche hier in ihre Bestandtheile zerlegt wird, ist eine salzhaltige Masse, welche im mittäglichen Europa aus dem Stamme und den Aesten des sogenannten weißen Maulbeerbaums ausschwitzt, und welche im September 1800 von Hrn. Thomson, einem unermüdeten Forscher im Gebiete der Botanik, im botanischen Garten zu Palermo gesammelt worden ist. Sie besteht aus gelben ins Dunkelbraun spielenden Körnern, welche sich an den Zweigen erzeugen und auch das Innere der Rinde durchdringen. Im Geschmack ähnelt sie dem Bernstein, auf Kohlen gebracht, dampft kaum sichtbar und nimmt eine weiße Farbe an, läßt auch eine zerreibbare weich anzufühlende Erde zurück. Zu bedauern ists, daß der gelehrte Verf. zu wenig von dieser Substanz besaß, um darüber vollständige Experimente anstellen, und so den ungezweifelten specifischen Charakter dieser neuen Säure bestimmt angeben zu können. Indeß ist doch so viel entschieden, daß ihr unter den vegetabilischen Säuren ein Platz gebühret; der Verf. giebt ihr den Namen: Acidum moroxylicum.

Sur la certitude des sciences mathématiques. Par Mr. Burja.

Der Verf. dieser Abhandlung, bekanntlich ein sehr gelehrter Mathematiker, giebt hier die Ursachen an, welchen die Mathematik den Vorzug der Gewißheit ihrer Sätze verdankt. Als solche nennt er die Genauigkeit der Definitionen, die Evidenz der Principien und die Evidenz des

Rai-

Raisonnements. Dieser reichhaltige, mit einer, eines Mathematikers würdigen Präcision und Bestimmtheit abgefaßte Aufsatz, gewinnt durch die neuerdings von einigen der neuesten Philosophen aufgestellten lächerlichen und absurden Behauptung, daß die Sätze ihres Systems an Evidenz die mathematischen weit übertrafen, ein erhöhetes — freylich in dieser Hinsicht — nur temporäres Interesse.

Du noble orgueil, de la vanité etc. surtout des gens-de-lettres. Par Mr. de Castillon père.

Ein in jeder Periode, besonders aber zu unserer Zeit, wo die allerneuesten Poeten und Philosophen sich und ihre Parteygänger so gewaltig überschätzen, sehr reichhaltiges Thema! — Der Verf., welcher eine nicht gemeine Belesenheit in den Schriften der Alten zeigt, definirt den edlen Stolz als eine der Wahrheit gemäße Hochschätzung seiner selbst, die dann geäußert wird, wenn die Umstände es erfordern.

Suite des Pensées philosophiques et morales. Par Mr. Ancillon.

Von ihnen gilt dasselbe, was wir bereits oben von ihren Vorgängern gerügt haben. Sätze wie folgende:

»Thue das Deinige, und überlaß das Uebrige der Vorsehung.«

»Der Krieg ist ein Präservativmittel (??), das mehr Böses als Gutes veranlaßt.«

»Man muß die Gelehrsamkeit, wie die Tugend, um ihrer selbst willen lieben.«

gehören doch wahrlich zu den Wahrheiten, die nicht erst gesagt zu werden brauchen. Die bekannte Erfahrung, daß die Gradheit mancher Leute in Unhöflichkeit ausarte, deren im vorigen Jahrgang Erwähnung geschah, findet hier noch mals eine Stelle.

Sur les Synonymes et la richesse des Langues. Par Mr. l'Abbé Denina. Die Bekanntschaft, man kann wohl sagen, die Vertrautheit des Verfs. mit der italiänischen und französischen Sprache veranlaßt ihn zu sehr feinen Bemerkungen über die Abweichungen und Aehnlichkeiten beyder Idiome; wo er hingegen auf die deutsche Sprache Rücksicht nimmt,

nimmt, ist er nicht wohl orientirt. Es möchte ihm z. B. die Conjektur, nach welcher er *besogne* und *besoin* von dem deutschen besorgen herleiten will, wohl sehr schwer zu rechtfertigen werden. Eher noch möchte sich die Ableitung des *éclat* von schlagen vertheidigen lassen.

Wg.

Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden, in den Jahren 1801 u. 1802. Mit 1. Kupfer. Berlin, gedruckt bey Decker. 1805. 1 Alphab. gr. 4. 1 Rt. 8 gr.

Bey der großen Reichhaltigkeit dieses Bandes müssen wir uns darauf beschränken, nur einige der vorzüglichsten Abhandlungen heraus zu heben, und sie ihrem hauptsächlichsten Inhalte nach, kurz anzuzeigen.

I. Experimental-Philosophie.

1. Chemische Untersuchung des Klingsteins. Von Hrn. G. M. R. Klaproth. S. 1—10. Es ergiebt sich das Resultat, daß das *Natrum* ein Mittelbestandtheil des Klingsteins sey; eine für die lithologische Naturkunde um so merkwürdigere Entdeckung, da dieses Gestein in Deutschlands ganze Berge bildet; wogegen der Kryolyth, als das erste steinartige Fossil, in dessen Mischung das Natrum sich findet, nur als eine ausländische Seltenheit angesehen werden kann.

Ueber den Zucker vom Johannisbrodtbaum. Von Ebendemselben. S. 24. 25. Der in der Gegend von Palermo, von diesem Baume (Ceratonia siliqua L.) an Stämmen und Zweigen gesammlete, freywillig ausgeschwitzte Zucker, erscheint in kleinen, trockenen, weißlichgrauen festen Körnern, welche gelind adstringirend, angenehm süß, und gar nicht widrig schmecken. Das freywillige Ausschwitzen des Zuckers läßt auf einen großen Reichthum des Johannisbrodtbaums an dieser wohlthäti-

thätigen Süßigkeit schließen; daher dessen Kultur vielleicht der des nordamerikanischen Ahornbaumes, der, soviel dieß bekannt ist, keinen trockenen Zucker abgiebt, vorzuziehen seyn dürfte.

Ueber das Himmels-Manna von Sicilien. Von Klaproth. S. 26. 27. Es besteht aus losen, rundlichen, trocknen, mattweißen Körnern, welche dem groben Quarzsande ähneln. Auch sie schmecken angenehm süß. Ihre Herkunft und Naturgeschichte ist ungewiß. Das gemeine Volk in Sicilien glaubt, daß sie vom Himmel regnen; daher ihr unadäquater Name. Hr. K. hält sie für ein Erzeugniß von Insekten, und leitet ihre Entstehung von einer Gattung der Blutsauger (Chermes fraxini) her, welche auf dem Laube der Mannaesche wohnt, sich von dem süßen Safte derselben ernährt, und ihm durch den After, in fester körnigter Gestalt wieder von sich giebt.

Von der Angusturarinde. Von Hrn. Prof. Willdenow. S. 35—37. Diese Abhandlung betrifft eine für die Pharmakologie sehr wichtige Entdeckung des berühmten Reisenden A. v. Humboldt; nach welcher die Angusturarinde nicht, wie man bisher glaubte, von der Brucea ferruginea, oder von der Cinchona, oder auch von der Magnolia Plumieri, sondern von einer neuen, durch jenen gelehrten Reisenden zuerst entdeckten Pflanzengattung gewonnen wird, welche unser Verf., dem Begleiter Humboldts zu Ehren, *Bonplandia* nennt. Sie gehört zu den Pentandriis Monogyniis, wo ihr zwischen Cleriana und Psychotria der Platz anzuweisen ist. Ihr wesentlicher Charakter ist: Cal. 6 partitus. Petala 5 in formam corollae tuberosae cohaerentia. Fil. petalis inserta. Squamae et glandulae quinque nectariferae. Capf. 5 coalitae bivalves monospermae.

Untersuchung der Frage: Was ist Dünger? was wirkt derselbe beym Ackerbau? und welche Mittel können als Surrogate des natürlichen Düngers mit Zuversicht angewendet werden? Von Hrn. C. A. Hermbstädt. S. 53—62. Wiederholte, sorgfältig angestellte Versuche haben den Vf. belehrt, daß die Giftpflanzen, und namentlich der Schierling (Conium maculatum), das Bilsenkraut, (Hiosciamus niger et albus) der Stechapfel,

apfel (Datura stramonium), das Kartoffelkraut (Solanum tuberosum), und außer diesen einige Rübenarten, vorzüglich die Kohlrübe (Brassica napobrassica), die Wasserrübe (Brassica rapa), die rothe Bete (Beta vulgaris), und die Runkelrübe (Beta Cicla), in Hinsicht ihres Gehaltes an Kohlen-, Schwefel- und Phosphorwasserstoff, wenn sie in Verwesung übergehen, dem natürlichen Dünger am nächsten kommen, und zugleich verhältnißmäßig sehr wohlfeil sind. Zufolge einer hier zugelegten Berechnung, sind 2 Pfund Saamen von Runkelrüben hinlänglich für einen Morgen Land, die nöthige Menge Dünger zu liefern, dessen Masse mit der des natürlichen, auf eine gleiche Fläche verwandten Düngers meistentheils in einerley Verhältnisse steht. Das Pfund jenes Saamens aber kostet etwa acht Groschen, folglich kann man den Morgen Acker für einen Gulden künstlich düngen, wofür kein natürlicher Dünger erzeugt werden kann, der bey jenen ersparten Kosten des Aufladens, Hinschaffens u. s. w., zu geschweigen.

II. Philosophie.

Einige Zweifel über die Gesetze, wodurch die Befugnisse über die moralische Beschaffenheit Anderer zu urtheilen eingeschränkt wird. Von Hrn. Nicolai. S. 85—101. Der Verf. theilt hier, mit vielem Scharfsinn und seltner Gründlichkeit seine Gedanken über die Haltbarkeit und Anwendbarkeit des alten juristischen Brokardikums: *Veritas convicii non tollit injuriam* mit, welches, natürlich unter Modifikationen, noch neuerdings in das Preußische Landrecht aufgenommen worden ist, indem es heißt: (Th. II. Tit. 20. §. 539.) »Wer keine Absicht hat, den Andern zu kränken, der macht sich auch keiner Injurie schuldig.« Sehr gegründet ist es, wenn der Verf. auf die oft unbesiegbaren Schwierigkeiten, welche sich der Erforschung und Bestimmung der Intention entgegensetzen, hinweiset, und die Befürchtung äußert, daß, wie die Wahrheit den redlichen Mann nicht schützen kann, die Absicht es noch weit weniger zu thun im Stande seyn werde. Wir pflichten dem Verf. vollkommen bey, wenn er S. 87 sagt: »In allen Fällen, wo es ohne nachtheilige Einflüsse auf das Wohl des Staats, und die bürgerliche, »durch unwahre Anschuldigungen zu gefährdende Ehre An-

»der

»derer geschehen kann, sollte es erlaubt seyn, von der mo»ralischen Beschaffenheit anderer Menschen, zu urtheilen. »Dadurch würde Freymüthigkeit, Gemeinsinn und feines »moralisches Gefühl mehr befördert, der Werth guter Men»schen hervorgezogen, und schlechte Subjekte in ihr wahres »nachtheiliges Licht gestellt werden. Die Wahrheit des Ge»sagten sollte billig der Probirstein seyn, ob dasselbe als eine Ins»jurie zu betrachten sey oder nicht? Die Meinung, daß nur die »Obrigkeit über die Handlungen ihrer Untergebenen urtheilen »könne, weil sie ausschlüßlich das Recht zu sprechen habe, »ist durchaus unstatthaft. Gut wäre es, wenn diese streng»gen Gesetzgeber auch befehlen könnten, daß Niemand »sich selbst injuriire, d. h. schlechte Streiche mache.« Der sel. C. F. v. Moser hatte wohl Recht, jenen ziemlich gemeinen Grundsatz: die Schelmentoleranz zu nennen.

Hierauf zeigt der Verf., wie wesentlich verschieden die Bestimmungen der Criminal- und der Civil-Gesetze in England, in Hinsicht auf Injurien sind. Die ersten nehmen es mit ihrem summarischen Verfahren so strenge, daß z. B. vor etwa zwanzig Jahren, Jemand einen Geschichtschreiber anklagt, daß er seinen Urgroßvater als einen schlechten Menschen geschildert habe, und die Kingsbench nicht nur die Klage annahm; sondern auch den Beklagten verdammte, dem Kläger beträchtliche Strafgelder zu zahlen. Es ist doch wahrhaft absurd und lächerlich, wenn die Gerichte die Schilderung der Wahrheit in der Geschichte verbieten wollen; da die englischen Gesetze nirgends bestimmen, wie lange Jemand zu leben aufgehört haben muß, damit es dem Historiker erlaubt sey, ihn, falls er wirklich schlecht war, so zu charakterisiren. Sehr treffend sagt der Verf.: »Unsere Gesetze können doch schlechte Menschen nicht »den Mumien gleich halten, welche tausend Jahre todt seyn »müssen, ehe sie als solche passiren können.« — Dagegen legt the Court of common pleas, bey welchem nach dem common law of England gesprochen wird, dem als Injurianten Angeklagten die Pflicht auf: »die Wahrheit der »Beschuldigung zu erweisen.« Kann er dieß: so wird er freygesprochen. Mit Recht urtheilt der Verf., daß »die »dabey angenommenen Grundsätze, daß nämlich die bewie»sene Wahrheit vor jeder Strafe der Injurien schütze, und »daß derjenige, dem man mit Wahrheit ein Laster nach»sagt,

„sacit, *damnum absque injuria* leide, die größte Aufmerk„samkeit der deutschen Gesetzgeber verdienen.“

Ueber Abstraktionen, ihre nothwendigen Unvollkommenheiten, und ihren öftern Mißbrauch. Von Ebendemselben. S. 115—134. Hier wird sehr einleuchtend gezeigt, daß jede Philosophie, welche nicht beständig auf die Wahrnehmungen vermittelst der innern und äußern Sinne Rücksicht nimmt, und sich dadurch in den Labyrinthen ihrer Abstraktionen und Deduktionen zu orientiren weiß, zuletzt ohne allen innern Gehalt bleiben, und auf ein leeres Spiel mit Worten und Begriffen hinauslaufen. Wie einleuchtend die jetzt beynahe vergessenen scholastischen Philosophen des Mittelalters diesen Satz bewiesen, ist bekannt. Unserm Zeitalter war es aufbehalten, an den Weltweisen der neuen, neuesten und allerneuesten Schule von Kant bis auf Wagner (oder wie der neueste Apostel der erträumten Infallibilität heißen mag!), dieselbe Erscheinung zu zeigen; indem das bekannte mutato nomine de Te fabula narratur, hier recht eigentlich Anwendung findet. Möchten doch diese Herren recht fleißig und unbefangen in den Spiegel der ihnen hier vorgehalten wird, blicken! —

Zum Beweise, daß die pädagogischen Spielereyen, welche im siebenten Decennium des letzten Jahrhunderts so fleißig getrieben wurden, nichts Neues waren, und daß Salomo's weiser Ausspruch Proverb. 3. sich noch immer als richtig bewährt, dient die S. 125 mitgetheilte Nachricht von einem Buche, welches ein wohlmeinender Pedant Johann Bano über die Geschichte schrieb, in welchen er z. B. einen Damm mit einem lateinischen A darauf zeichnete, welches Adam, so wie eine geschmierte Semmel, Sem, Ham und Japhet bedeuten sollte, da die Semmel ja fett sey. — Multa fiunt eadem sed aliter!

III. Schöne Wissenschaften.

Ueber die verschiedenen Mosaikarten bey den Alten. Vom Herrn Hofrath Hirt. S. 137—154. Der gelehrte und belesene Verf. giebt in dieser jedem Freunde der alten Kunst gewiß höchst erwünschten Abhandlung zuerst eine Beschreibung sämmtlicher Arten von Mosaik; hier

fort sodann eine Uebersicht der Geschichte dieser Kunst, und schließt mit einem Verzeichnisse der vornehmsten auf uns gekommenen musivischen Denkmäler.

Ueber die Malerey der Alten. Dritte und vierte Abhandlung. Von Ebendemselben. S. 155—186. In der ersten zeigt der Verf., daß den Alten die Perspektive nicht ganz fremd waren, daß sie mit der Theorie von Licht und Schatten, und der Kunst zu gruppiren bekannt waren. In der letztern giebt er Nachricht von den Farben, welche sich die Alten zum Malen bedienen, und theilt Erläuterungen einiger schwierigen Stellen in der Naturgeschichte des Plinius mit.

Die diesem Bande beygefügte ausgemalte Kupfertafel, stellt die oben beschriebene *Bonplandia trifoliata*, vor.

E.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die mineralogische Gesellschaft in Jena hat den Professor der Pharmacie zu Rinteln, Herrn Piepenbring, zum korrespondirenden Mitgliede aufgenommen.

Herr Professor Wurzer in Bonn, geht als Professor der Chemie und Pharmacie, mit dem Hofrathscharakter nach Marburg.

Der Direktor der Bürgerschule zu Leipzig, Herr Gedike, hat nach Ablehnung des als Direktor des Gymnasiums zu Lübben erhaltenen Rufs, eine Gehaltsverbesserung erhalten.

Herr Prediger Dr. Rink zu Danzig, hat einen nach Moskwa erhaltenen Ruf abgelehnt, und dagegen die Bewilligung erhalten, daß seine Gattinn, auf seinen Sterbefall, mit 500 Thalern, aus dem Staatsfonds, in die Wittwen-Kasse gekauft worden ist.

Der Adjunkt der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Herr Krug, ist dem Kollegienrathe und Bibliothekar von Köhler auf dessen Ersuchen, als Gehülfe bey der Kaiserl. Bibliothek zugeordnet worden.

Der bisherige ordentliche Professor der Kameralwissenschaften zu Jena, Herr Dr. Georg, hat seine Professur niedergelegt, und wird künftig in Baireuth privatisiren.

Der Magistrats-Rath Herr K. Edler von Kosser, ist K. K. Niederösterreich. Appellationsrath geworden.

Der ordentliche Professor der Medicin in Altdorf, Herr C. W. Juch, geht als Kurpfalzbaierscher Medicinalrath, und Professor der Naturgeschichte und Chemie nach München.

Herr Wiesebrecht aus Strelitz, bisher Mitglied des philologischen Seminariums zu Berlin, als ein fruchtbarer Dichter nach Franz Hornscher Art und Kunst bekannt, geht nach Bremen als Lehrer an einem dasigen Erziehungsinstitute.

Todesfälle.

1805.

Am 4ten Jul. starb zu Liegnitz, Herr Sr. B. König, Diakonus daselbst, 42 Jahre alt. Er war Verfasser eines 1793 erschienenen italiänischen Lesebuches, und hatte Antheil am Liegnitzer Gesangbuche.

Im Jul. zu Unter-Steinach bey Lutzmbach, Herr J. C. Kirschner, Dr. der Philosophie und Pfarrer daselbst, Verfasser der christl. Unterhaltungen für Leidende und Kranke, 54 Jahre alt.

Verbesserungen.

Im CII. Bd. 2. St. S. 460. Z. 27. st. Hz. l. Hz.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des CIII. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des hundert und dritten Bandes recenſirten Bücher.

I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Magazin f. Prediger, v. D. J. F. Ch. Löffler. 2n Bds 1s St. 285

Katechetiſch. Handbuch od. faßl. Darſtellung der ganzen chriſtl. Religion u. Moral f. Lehrer d. Jugend v. W. Th. Camenz. 3 Bdchn. 287

Chriſtl. Moral, wiſſenſchaftl. bearbeitet v. D. J. W. Schmid, herausgeg. v. C. Ch. E. Schmid. 1r Bd.

Auch mit dem Titel:

D. J. W. Schmids chriſtl. Ascetik von C. Ch. E. Schmid. 289

Ueber d. Selbſt- od. Eigenwirken im Chriſtenth. von Hermes. 313

Predigten v. C. H. *Ebershach.* 1r Th. 398

II. Rechtsgelahrheit.

Archiv f. d. Rechtsgelahrh. in d. Herzogl. Mecklenburg. Länden, von L. C. F. W. Freyh. v. Mettelblatt. 1r u. 2r Bd. 315

Handb. d. Buchhandelsrechts, systematisch dargestellt für Rechtsgelehrte, Buchhändler und Schriftsteller, von D. E. G. Rößig. 316

III. Arzneygelahrheit.

Biologie oder Philosophie d. lebenden Natur f. Naturforscher u. Aerzte, v. G. R. *Treviranus*. 1r, 2r u. 3r Bd. 319

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Poetische Versuche v. W. *Cautzky*. 265
Gedichte v. L. L. *Pfeffel*. ebd.
Sammlung poetischer Uebersetz. bibl. Gesänge, bukolisch. u. freundschaftl. Gedichte v. C. F. v. B. ebd.
Virgils Aeneide IV. Bd. in gereimten Alexandrinern. ebd.
G. Hillers Gedichte u. Selbst-Biographie. 1r Th. 272
Klopstocks Werke. 7r u. 8r Bd. 293
Das Dekameron d. Boccaccio von D. W. Soltau. 3 Bde. 326

V. Romane.

Journ. v. u. deutsch. Originalromanen, in 8 Lieferungen jährlich. 3r Jahrg. 2te Liefr. Das Ideal. 3te Liefr. Die Kirche u. die Götter. 1r u. 2r Bd. 251
Henriko. Von F. Horn. 2r u. letzter Th. 257
Schicksale der vermeinten Gräf. v. Ortenburg. Ihre Verfolgung, Einkerkerung, Aufenthalt und Qualen u. s. w. 3r u. letztes Bdchn. 261
Leiden des jungen Werth. Vom Verf. des Silbernen Kalbes. 1r, 2r, 3r u. letztes Bdchn. 262
Die Zwillingsschwestern od. d. silberne Sarg. 2 Thle. 265
Aurora v. Clari. Vom Fräul. K. v. K. 266
Melanie, das Findelkind. Mit ein. Kpf. 295

VI.

VI. Musik.

Allgemeine Geschichte der Musik von J. N. Forkel. 2r Bd. 297

VII. Theater.

Sammlung neuer Schauspiele von D. Schmieder. 2r Bd. 273
Der Bienenschwarm oder das Spiel der Schauspieler, von Ralph Nym zubenannnt der Weibel. 274
Die Wittwe v. A. G. Eberhard. ebd.
Erozolis. Von L. Ch. Sander. ebd.
Das Opfer der Musen. ebd.

VIII. Weltweisheit.

D. Tiedemanns Handb. d. Psychologie. Zum Gebr. bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt. Herausgeg. u. mit ein. Biographie des Verf. von D. L. Wachler. 426

IX. Mathematik.

Maschinenlehre, oder theoretisch-praktische Darstellung des Maschinenwesens bey Eisenberg-, Hütten- und Hammerwerken. Von E. Nordwall. Aus dem Schwedischen v. G. G. L. Blumenhoff. 1r Bd. Theoretische Grundlehren enthalt. 1n Bds 1e Abth. Mechanik u. Hydrostatik. 2e Abth. Hydraulik. 276
C. Bossut's Versuch ein. allgem. Gesch. d. Mathematik. Aus d. Franz. m. Anmerk. v. N. Th. Reimer. 1r u. 2r. Th. 328

X. Naturlehre.

Ueber die Steinregen v. Fr. Cüßmann. 278

Archiv für Zoologie und Zootomie v. C. R. W. Wiedemann. 4n Bds 2s St. 439

XI. Chemie und Mineralogie.

Uebersicht der Gebirgsformationen, u. besond. d. Uebergangsformation in Mähren v. Chr. C. Andre. 278
Gründliche Prüfung des Rotbergischen Destillirgeräthes; nebst gelegentl. Bemerkungen üb. d. Unzweckmäßigkeit der scherrischen Brennblasen von J. Chr. Hoffmann. 279
Chem. Handwörterbuch, nach d. neuesten Entdeckungen entworfen v. Dr. D. L. *Bourguet*; mit ein. Vorr. v. Dr. S. Fr. *Hermbstädt*. Fortgesetzt v. Dr. J. B. *Richter*. 3r — 6r Bd. 302
Systemat. Lehrbuch d. allgem. Chemie, entwurf. v. D. J. Schaub. 1r Th. 304
Untersuchung d. Verwandtschaft d. Metalloxyde zu d. Säuren, v. L. *Schnaubert*. 306

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Beyträge zur Nördling. Geschlechtshistorie, d. Nördling. Familien u. Epitaphien enthaltend, gesammelt u. mit histor. Anmerk. v. D. D. H. Beyschlag. Fortges. v. Müller. 2r Th. 1e u. 2e Abth. 280
Kosmopolitische Briefe üb. d. Geschichte des Russischen Reichs. Ein Beytrag zur Kunde älterer u. neuerer Zeiten. 3r u. 4r Bd. 282

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Kirchl. Geographie u. Statistik von D. K. Fr. Stäudlin. 2r. Th. 468

XIV. Bibliſche, hebr., griech. und überhaupt orientaliſche Philologie.

Der Evangeliſt Johannes u. ſ. Ausleger vor d. jüngſten Gericht. 309

XV. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Jani Ottonis *Sluiter* lectiones Andocideae. Interjectae ſunt L. C. *Valckenakrii* inéditae, et J. *Luzacii* in Andocidem animadverſa. Item nonnulla ex Codd. Mſſ. excerpta. 288
Claſſici Romanorum ſcriptores. V. I. Iuvenal. et Perſius. V. II. Ciceronis opp. omn. T. IV. Ciceronis opp. philoſoph. P. I. Ciceronis de legibus libr. 3. — V. III. Q. Curtius R. V. IV. Cornel. Nepos. Vol. V. Plautus. 393

XVI. Gelehrtengeſchichte.

1. Immanuel Kants Biographie 1r u. 2r Bd. 441
2. Ueber J. Kant. 1r Bd. v. L. Borowski. ebd.
3. Ueber J. Kant. 2r Bd. v. R. Bernh. Joachim. ebd.
4. Ueber J. Kant. 3r Bd. v. E. A. Ch. Waſianski. ebd.
5. Letzte Aeußerung Kants v. J. G. Haſſe. 442
6. Aeußerungen über Kant ſeinen Charakter etc. ebd.
7. Anſichten aus Kants Leben v. D. Fr. Th. Rink. ebd.
8. J. Kant. Von Fr. Bouterweck. ebd.
9. Dem Andenken Kants von J. E. A. Grohmann. ebd.
Bruchſtücke zur Biographie J. G. Hamanns, von A. G. Meißner. 1r u. 2r Th. 308

XVII. Erziehungsſchriften.

Neues Bilderbuch für Kinder, enthaltend Gegenſtände a. d. Natur, d. Wiſſenſchaften ꝛc. in 4 Sprachen. Nr. XIV—XX. 440

XVIII. Kriegswissenschaft.

Neue Bellona, oder Beyträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Bearbeitet v. einer Gesellschaft Officiers; und herausgeg. v. H. P. R. *v. Porbeck.* 25—28s St. 378

XIX. Reitkunst.

Der Taschen-Pferd-arzt. Ein Handb. für alle Stände, vorzügl. zum Gebrauch d. Kavallerie. Von J. N. Kohlwes. Mit 2 Kpfr. 373

XX. Finanz-Kamerel- und Policey-wissenschaft.

Das Steuerwesen nach sein. Natur u. sein. Wirkungen untersucht von C. *Krünitz.* 365

XXI. Technologie.

Recherches theoretiques et experimentales sur l'effet des machines etc. Par R. *Woltmann.*

Auch unter dem Titel:

Theoret. u. praktische Untersuchungen üb. d. Wirkung d. Maschinen u. Werkzeuge, deren man sich bedient, um augenblickl. Bewegungen hervorzubringen ꝛc. 370

XXII. Haushaltungswissenschaft.

Allgem. Viehartzneybuch; v. J. Nic. Kohlwes. 415
Ueber die Gemeinheitstheilung, von J. Fr. Meyer. 2r Th. 312

XXIII.

Leben und Thaten des berühmten kriegerischen Bischofs v. Münster, Chr. Bernards v Galen. 290
Physiognomik od Kunst, d. Menschen a. d. Gesichte zu beurtheilen. Von C. Stöhr. 2 Thle. 308
Englische Miscellen. 15r, 16r, 17r und 18r Bd. Herausgeg. v. J. C. Hüttner. Mit Kpfrn. 374
Franz. Miscellen. 1r—11r Bd. ebd.
Italiänische Miscellen. 1r Bd. 1s — 3s St. 2r Bd. 1s — 3s St. u. 3r Bd. 1s St. 325
Russische Miscellen, herausgegeben von J. Richter. Nr. I. IX. 376

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des hundert und dritten Bandes.

1. Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 475

2. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Klügel, Bemerkung zu der Recension im C. Bande 1s St. S. 76. 478
Massow, v., Anleitung zum prakt. Dienste d. Königl. Preuß. Regierungen. 478

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Romane.

Journal von neuen deutschen Originalromanen, in acht Lieferungen jährlich. Dritter Jahrgang. Zweyte Lieferung: Das Ideal. 332 Seiten. Dritte Lieferung: Die Kirche und die Götter. Erster Band. 282 Seiten. Zweyter Band. 249 Seiten. Penig, bey Dienemann u. Comp. 1804. 8. 2 Mg. 10 gr.

Eine fruchtbarere Romanenmanufaktur, als die zu Penig, giebt es schwerlich in Deutschland. Acht Lieferungen jährlich, und schon der dritte Jahrgang! Eine bewundrungswürdige Rüstigkeit der hier arbeitenden Gesellen; aber auch eine sehr charakteristische; denn sie giebt, im eigentlichen Sinne des Wortes, Manufakturwaaren — Handarbeiten. Als eine solche bezeichnet sich vorzüglich die zweyte Lieferung des vorliegenden Jahrgangs. Rec. weiß nicht, ob ihr Urheber zum erstenmale hier auftritt; aber, wenn der Himmel seine Finger gesund erhält: so hat er alle Anlagen zu einem recht tüchtigen Handthierer — für das Pennsche Manufakturwesen. Sein Ideal wenigstens ist ein wahrhaftes Ideal von einem bloß geschriebenen, nur durch die Hand hervorgebrachten Romane. Zwar spricht er in seinem Vorberichte sehr vornehm von einer Tendenz, die die bloße Unterhaltung und Thränennährung

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des hundert und dritten Bandes.

1. Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 475

2. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Klügel, Bemerkung zu der Recension im C. Bande 1s St. S. 76. 478
Massow, v., Anleitung zum prakt. Dienste d. Königl. Preuß. Regierungen. 478

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Romane.

Journal von neuen deutschen Originalromanen, in acht Lieferungen jährlich. Dritter Jahrgang. Zweyte Lieferung: Das Ideal. 332 Seiten. Dritte Lieferung: Die Kirche und die Götter. Erster Band. 282 Seiten. Zweyter Band. 249 Seiten. Penig, bey Dienemann u. Comp. 1804. 8. 2 Rthlr. 10 Gr.

Eine fruchtbarere Romanenmanufaktur, als die zu Penig, giebt es schwerlich in Deutschland. Acht Lieferungen jährlich, und schon der dritte Jahrgang! Eine bewundrungswürdige Rüstigkeit der hier arbeitenden Gesellen; aber auch eine sehr charakteristische; denn sie giebt, im eigentlichen Sinne des Wortes, Manufakturwaaren — Handarbeiten. Als eine solche bezeichnet sich vorzüglich die zweyte Lieferung des vorliegenden Jahrgangs. Rec. weiß nicht, ob ihr Urheber zum erstenmale hier auftritt; aber, wenn der Himmel seine Finger gesund erhält: so hat er alle Anlagen zu einem recht tüchtigen Handthierer — für das Penigsche Manufakturwesen. Sein Ideal wenigstens ist ein wahrhaftes Ideal von einem blos geschriebenen, nur durch die Hand hervorgebrachten Romane. Zwar spricht er in seinem Vorberichte sehr vornehm von einer Tendenz, die die bloße Unterhaltung und Thränennährung

des Lesers verschmäht; aber parturiant montes, nascetur ridiculus mus. Wie gern nähme der Leser mit der bloßen Unterhaltung vorlieb, wenn die Leer- und Flachheit, die ihn auf allen Seiten angähnen, ihn nur dazu gelangen ließen. Das Weinen kommt ihm noch am ersten an; denn des Verfassers mühevolles und doch so vergebliches Streben nach einer Tendenz erregt wenigstens ein thränenartiges Mitleiden. Es ist immer ein rührender Anblick, eine Feder zu sehn, die wohl das Wollen, aber nicht das Vollbringen hat; und er ist um so beweglicher, je mehr der arme Mann, der diese Feder ansetzt, das Wollen für die That hält. Tendirt wird nämlich, laut des vorgesetzten Schillerschen Motto's, nichts geringeres, als: »als einer einseitigen Philosophie entgegen zu arbeiten, die um so gefährlicher ist, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird.« Aber, Ueber Himmel, was für einen Begriff von Philosophie müßte der Leser haben, der das alberne, seichte, gänzlich verstandlose Geschwätz, das Herr von Gruber — so nennt sich der Schreiber — seine Heldinn auskramen läßt, auch nur im fernsten Sinne des Wortes, dafür halten könnte. Und, wie kann eine Vernunft umnebelt seyn, die gar nicht vorhanden ist? wie haarer, platter Unsinn auch nur den Schein von Wahrheit, Rechtmäßigkeit und Ueberzeugung haben? wie in einem so grobsinnlichen, so frech sich einem Manne an den Hals werfenden Afterweibe, als diese Baronin Brügg, auch nur die Vermuthung von eingebornem sittlichen Gefühle statt finden? Thierischer Instinkt, in grimassirte Empfindsamkeit versteckt, üppige, wollüstige, durch Romanenlektüre noch mehr erhitzte, mit platonischer Schwärmerey ziemlich durchsichtig übertünchte Phantasie sind die Grundzüge dieses verkrüppelten, verdrehten und verzerrten Charakters, wenn anders ein so bestandloses Gemächte von Darstellung ein Charakter genannt werden kann.

Will Herr von Gruber von diesem Allen Beweise? Hier sind sie. Seite 7 u. 8 schreibt seine Heldinn von sich selbst: »Schwärmen muß der Mann, der mein Herz gewinnen soll, in dem Lande der Ideen; muß durchdrungen seyn von der hohen Geistigkeit der Liebe, darf nicht schreiten

über

über die Gränzen des excentrischen Gefühls (was heißt das?). Mich sehen, Liebe in meinen Augen lesen, stumm vor Wonne, und bebend an meiner Seite wandeln; aufgelöst von Empfindungen in meine Arme stürzen und an meinen pochenden Busen hinsinken, muß ihm der höchste Genuß der Seeligkeit seyn.« (Da haben wir denn das Land der Ideen, in dem der Mann ihres Herzens herumschwärmen, die Geistigkeit der Liebe, von der er durchdrungen seyn, das excentrische Gefühl, dessen Gränze er nicht überschreiten soll. Von Empfindung aufgelöst in eines Weibes Arme stürzen, und an seinem pochenden Busen hinsinken, was in aller Welt kann denn ein Liebhaber mehr thun, die Gränzen der geistigen Liebe zu überschreiten?) Aber es kommt noch besser. Diese geistige Dame ist an einen Mann verheyrathet, der zwar zärtlich in sie verliebt ist; aber doch neben ihr auch die Freuden des geselligen Umgangs liebt. Das macht sie, die daran keinen Geschmack findet, und die ihn nur immer in ihren Armen, an ihrem pochenden Busen haben will, gar unglücklich. Sie zufrieden zu stellen, opfert er ihr auch mehrmals diese Freuden, und verweilt bey ihr solus cum sola. Dann ist ihr, »als hätte sie ihn erst wiedergefunden. Sie umarmt ihn (wohl zu merken!) in ihrem Schlafgemach, wie Penelope den heimkehrenden Odysseus, als er fragte: ob noch, wie zuvor sein Bett ist?« u. s. w. Aber leider! zieht der Magnet der Gesellschaft den modernen Odysseus bald wieder an, und Madam bekommt Konvulsionen, fällt in Ohnmachten, und spielt die verlassene Dido. Da führt ihr denn der geplagte Ehegemahl den rechten Mann zu, einen Baron von Sickingen, freylich in einer ganz andern Absicht; er soll sie ihm zur Raison bringen helfen; aber leider bestellt er den Bock zum Gärtner. Die hohe Platonistinn erkennt in dem ihr Zugeführten ihr Ideal, fängt Feuer, läßt Blick und Geberd' es aussprechen, wird verstanden und zieht an. Sickingen, ein Mensch, aber doch ein ehrlicher Mann, weicht aus, und wehrt sich, so viel er vermag, gegen die lockende Verführung. Doch nur desto schlimmer! Der Widerstand facht den Funken der Leidenschaft in der zärtlichen Seele zur Flamme an; sie wird wahrhaft liebenswürdig, und wiederholt die Scene von Potiphars Weib mit dem keuschen Joseph. Der Mann ist verreist, der Liebhaber wird eingeladen. Er geht. Eine Zofe führt ihn in der Dame Schlafgemach, und läßt ihn

mit ihr allein. Da steht er nun, »von Dämmerlicht und Blumenduft umgeben. Vor ihm auf einem Ruhebette von Rosaatlas die geistig Liebende, mit halbentfesseltem, wallendem Busen, in einem leichten, durchsichtigen weißen Gewande; über ihr ein Amor nach Coppel, und gegenüber eine Diana im Bade nach Tit'an. Er muß sich dicht neben ihr setzen; sie ergreift seine Hand, und fragt ihn, ob er nichts in ihren Augen lese? Nicht lange, und sie drückt die ergriffene Hand an ihre hoch aufklopfende Brust. — Doch hören wir den keuschen Joseph selbst: »Sickingen, schrie sie plötzlich auf, Mann meines Herzens, Geliebter, Einziger! mir ewig Theurer! Ich ertrage den mich vernichtet den Zwang nicht länger. Ich liebe, wie ich noch nie geliebt, nie lieben werde, Stoße mich nicht zurück, du mein Ideal höchster männlicher Vollkommenheit! Laß mich ruhen in deinen Armen! eine Welt vergessen, eine Ewigkeit verträumen! Nicht schwelgen will ich, wie die Grobsinnlichen; rein will ich dich lieben, wie die ewigen Geister, die uns umschweben! Leben will ich von deinen Lippen einathmen, den höchsten Genuß in deinen flammenden Küssen finden« — »Mit Ungestüm und bebenden Armen, fährt Sickingen in seiner Erzählung fort, riß sie mich nun an sich, unsere Lippen zuckten fieberhaft, ihren Küssen folgten die meinigen — Himmel und Erde schwanden um uns.« (Brave! Das laßt mir eine geistige Liebe seyn, an der die reinen umschwebenden Geister ihre Freude gehabt haben mögen!) Sickingen springt erschrocken auf, er klagt sich laut als Ehebrecher und Verräther seines Freundes an, er entwindet sich der Verführerinn Umarmungen. Aber erstommt schön an. Die reine Seele weiß von keinem Verbrechen; »sie hat der Wollust nicht (?) gefröhnt, er nicht schnöde Lust gepflogen. (!!) Und da er das Gegentheil behauptet, und fliehn will, reißt sie ihn mit Gewalt an sich, will ihn nicht aus dem (Schlaf-) Gemache lassen, und, wenn sie zu Grunde gehen sollte. Sie sammelt alle ihre Kräfte, ihn zurückzuhalten, und es kostet ihm Mühe, sich aus ihren Armen zu winden; denn sie läßt nicht eher nach, als bis ihre Kräfte erschlaffen, und sie ohnmächtig auf ihr Ruhebette niedersinkt. — (Wie gemein, ekelhaft und unwahrlich, und doch Alles noch Kleinigkeit!) Ihre Liebes- und Mannsucht steigt endlich bis zur Frech- und Unverschämtheit. Sickingen bekennt seinem Freunde, was zwischen ihm und

der

der saubern Platonistinn vorgefallen ist; aber er klagt nur sich an, nennt sich den Verführer. Sie aber rühmt sich dem Betrogenen in's Gesicht ihrer verworfenen Leidenschaft, schwört sich von den Banden der Ehe los, und will nur für den Verführten leben. — —

Doch genug von und über diese verkappte Messaline. Braucht es noch eines weitern Beweises, welches Eine dieser an Kopf, Herz und Phantasie versengten Idealkrämerinn noth ist? daß ihre vorgebliche Philosophie verliebte Hirnwuth, und von sittlichem Gefühl auch nicht die verlorenste Spur in ihr zu finden ist? Sehr possierlich wird diese verstand- herz- und sittenlose Idealsucht in dem Buche hier und da Idealismus genannt. Ey, Herr von Gruber, begreifen Sie doch erst den Sinn des Wortes, dessen Sie sich bedienen. Wahrlich, Ihre Frau von Brügg ist so wenig Idealistinn, daß man schwerlich derber in der Sinnenwelt leben kann, als sie.

Und nun, was bedarf es zur Hervorbringung eines solchen Romanunfugs mehr, als einer Hand? Das Ding, was man Kopf nennt, hat daran gar keinen Theil. Sonst hätt' er den Verfasser belehrt, daß zwischen bloß schreiben, und darstellen, zwischen eine Tendenz haben und sie ausführen, ein großer Unterschied ist; daß Denken dem Erfinden, und reifes Erwägen der Ausführung vorangehen müsse. Doch freylich sind das für rüstige Schreibegesellen, wie die Penigsche Romanenmanufaktur zu ihren jährlichen acht Lieferungen sie braucht, sehr entbehrliche Kleinigkeiten.

Mit der dritten Lieferung steht es um Vieles besser. Ihrem Urheber fehlt der Kopf nicht; nur ist es ein verkrüppelter. Vom Haus aus hat er Anlagen zu glücklichen Darstellungen; aber die Tendenzen der neuesten Philosophie und Aesthetik haben diese Anlagen gleichsam verschwindelt. Daher die Kreuz- und Querzüge einer ungeregelten Phantasie in Erfindung und Ausführung, das Mystisiren, Derationniren und Chatolisiren der vorgeführten Charaktere, das Streben nach pretiösem Helldunkel in der Diction, in Bild und Wendung, der Afterwitz und Afterhumor endlich, mit dem der Verf. so

anwidernd sein Wesen treibt. Von diesem Geist der Verkehrtheit und des Querſinnes rein erhalten, hätte dieser Kopf etwas ganz Artiges produciren können. Einzelne Partieen seines Buches lassen sich ganz angenehm lesen; verschiedene der dargestellten Begebenheiten sind gar nicht mißglückt; mancher Character, theilweis wenigstens, nicht ohne Wahrheit, und manches gelungene Natur- und Sittengemälde, manche feine Bemerkung begegnen dem Leser mit Wohlgefallen. Aber das Ganze bleibt doch immer Gesellenarbeit aus einer verdrehten Schule, der der Verfaſſer entsagen muß, wenn er seiner Natur getreu bleiben will. — Diese bessere Natur bewähren Stellen, wie folgende: »Es war ein Festtag, und die ganze Gegend, auch die unbelebte Natur, schien das Fest mitzufeyern. Denn der Mensch ist der innere Sinn, in dessen Gewalt die andern Dinge alle bewegt werden. Mit ihm freuen sie sich, mit ihm trauern sie; sie zählen mit ihm die Tage der Woche, und wissen um seine Feste. Auch sie werden von seiner Andacht ergriffen, und, was er thut, sie fühlen mit ihm seine innern Regungen. Oder vielmehr der ewige Geist aller Dinge ist es, der zu einer Zeit das Lebendige und das Todte, den menschlichen Willen, wie das Thier und die Pflanze, anrührt.« (Erster Theil, S. 218.) — »Wenn in trüben Tagen ein Verlaſſner sich fern wähnt von Allem, was sonst lebend und tröstend um ihn war, und nun auf einmal unverhofft eine freundliche, bekannte Stimme ihm zuspricht, da wird ihm der allgegenwärtige Zusammenhang klar, in welchem alle unsere Begegnisse mit einander stehen, und wie uns derselbe Geist eines gleichförmigen Schicksals, der von früher Kindheit mit uns war, nie verläßt, nie verlassen kann. Der Mensch geht, wenn die allmächtige Pflicht gebietet, getrost und muthig in die unbekannte Ferne; wenn er sich am einsamsten wähnt, wird gerade in der rechten Stunde sich Alles um ihn versammeln, was zu ihm gehört.« (Ebend. S. 269.) — »In weiter Ferne — was ist Entfernung für das Lebendige in uns, das kein Kind der Zeit, noch des Raums ist? — wird dein ein Freund gedenken, und du wirst seine Sehnsucht in dir selbst spüren. — Wie sind wir getrennt, und doch fürchten wir, der Raum möchte, als Scheidewand, zwischen uns treten. Nicht Körper wächst allein an Körper, und so du das eine Ende berührst, bebt auch das andere mit; sondern inniger noch berührt sich das, ist das mit einander verbun-

den

den, was nicht Körper ist, und in ewigem Einklange leben und empfinden harmonische Gemüther. Lebendiger fühlen läßt uns die Trennung der Körper, wie innig die Gemüther mit einander verbunden sind.«

Solcher Stellen giebt es mehrere in dem Buche. Aber leider! sind sie nur Bruchstücke. Das Ganze trägt zu sehr den Stempel von des Verfassers ausgearteter Natur; herrschend, verräth seine Production den Schwindelgeist der Meister und Gesellen; denen Bedlams-Phantasie und ihre Verirrungen die höchste Genialität und die Poesie aller Poesie gelten. Ist ihm aber seiner Seelen Seeligkeit, das ist, sein gesunder Menschenverstand, lieb: so flieh' er aus dem Schooße dieser sogenannten allein seelig machenden poetischen Kirche, und huldige dem Lichte der Vernunft und der Wahrheit, ohne das es keine Seeligkeit giebt, weder in der poetischen, noch in der prosaischen Welt.

Wr.

Henrico, ein Roman von Franz Horn. Zweyter und letzter Theil. Posen u. Leipzig, bey Kühn. 1805. 216 S. 8. 20 Gr.

Wie in dem ersten Theile (s. A. d. Bibl. Bd. 93. St. 2. S. 405.) tritt auch hier Hr. Franz Horn wieder als Ottomar auf, und in der nämlichen Qualität, derselbe neuästhetische Selbstsüchtler und Querisprecher, derselbe unglückliche Witz- und Wortspielsjäger. Der Beweis davon soll dem Leser nicht fehlen, das ganze Buch ist ein Beleg. Ueberzeug' er sich!

Seite 14. u. 15. beginnt dieser Ottomar: »Ja, das Fest ist vorbey, und es war ja auch kein rechtes festliches Fest, keine ordentliche freudige Freude. — Ach! Gott, was kann doch aus einem Menschen werden, wenn er sich selbst und sein Schicksal nicht mehr leiden mag, und die Geduld verliert, die doch zur Geduld selbst so äußerst nothwendig ist. Wenn er so ganz niedergeworfen ist vom widerwärtigen Leben: so wirft er sich dann wohl selbst nieder, und das Leben mit, macht sich los von der Erde, und die Erde von sich.« S. 16.: »Die Menschen sind oft roh, wie zä-

des Leder, und massiv, nicht wie der lebendige; sondern, wie man sich etwa den halbtodten oder gähnenden Satan gedenken mag.« S. 17.: »Kind, Kind, die Welt ist groß, und es sind, wie zuverlässige Nachrichten melden, Bäsen und Wölfe darin, und Regenschauer und Schneegestöber fallen auch darin vor. Auch glaube mir, nicht überall giebt es so freundliche, hellgrüne Zimmer mit rothseidenen Gardinen, wie hier; man bekommt auch feuchte, aschgraue Wirthshausstuben zu schauen, in denen einem nicht allzuwohl wird. Nicht überall, es ist leider! nur zu gewiß, nicht überall wird der Kaffee so zubereitet, daß er sich trinken läßt, und, was den Wein betrifft: so kann ich dir sagen, daß er oft eine recht fatale Unschuld hat, oder gar eine schwefelgelbe Schuld, die einen ordentlich an die höllischen Schwefelflammen erinnern kann, mit denen wir beyde doch gar nichts zu thun haben.« S. 55.: »Daran hab' ich keinen Zweifel, und könnt' ich nur, ich bannt' ihn gern in die Hölle. Laßt uns an keinen Zweifel glauben, die Zweifel alle wollen wir bezweifeln.« S. 64.: »Hier wird einem ganz absonderlich zu Muthe, oder vielmehr nicht sonderlich; auch kann hier gar nicht vom Muthe die Rede seyn, weil eben der Muth davon geht, und nur etwa der Unmuth kommt. Wie gesagt, es ist hier etwas grau und gräulich, und die Dämmerung, die hier ordentlich etwas determinirt geworden zu seyn scheint, nimmt es in der That übel, daß wir sie beleuchten.« Seite 110: »Die treu bleiben? Kann ich denn anders, du meine liebe Liebe? du mein Himmelblau und mein Erdengrün, du meine Sonnen-, du meine Mondblume, (in Parenthesi magst du merken, daß es eine solche in Japan giebt, die Oschaddi heißt) du mein Eins und mein Alles, du meines Lebens Wonne und meiner Wonne eigentlichstes Leben, kann ich denn je dir treulos werden, ohne vorher mich selbst ganz aufzugeben? Weißt du es denn so gewiß, daß ich nicht schon längst in diesem staubigen, widdummen Leben verkommen, oder zerrissen, oder zersplittert, oder vergangen, oder verflüchtigt, oder versteinert, oder zum Teufel gefahren wäre, wenn ich dich nicht gehabt hätte und deine Liebe? Es hätte sich dergleichen wohl zutragen können; aber du tratest darzwischen, und mein wenigstens hundert Ellen tiefes Gemüth hat sich frisch, rein und hell konservirt.« S. 112.: »Sollte auch das Leben mal ausgedörrt seyn, wie eine Märkische Flur im August; sollt' es trocken werden, wie Schiffszwieback

zwieback vom vorigen Jahre: Thekese beleht ihre Flur, und Kaffee feuchtet belagten Zwieback nicht übel wieder an.« Doch genug. Wer kann in diesem Ottomar das Original verkennen, das zu seinem Bilde ne essen? den lieben, breiten, redund spaßseeligen Franz Horn? Vom Scheitel bis zur Ferse er selbst! mit aller Fad- und Lahmheit seines unwitzigen Witzes, allen Kreuz- und Querspringen seines forcirten Humors, seinem Pagliazzo-Pritschholze, seinen Kreuzerbudenbonmots! Aber wahrlich! es ist kein tröstlicher Anblick, ihn so zu sehen. Wenn wird er doch einmal von dem unseeligen Treibjagen nach Einfällen, Scherz und komischer Laune zurückkommen? Will er denn gar nicht lernen, daß man, was man nicht hat, nicht von sich geben kann? daß seine Schriftstellerarmuth an nichts ärmer ist, als an diesem Talente? und an seinen Einfällen nichts komisch, als das verunglückte Streben darnach? Daß, um mit ihm selbst zu reden, »wenn man den Spaß so bloß aus sich selbst (und, nota bene! in sich selbst keinen hat) heraus spinnen muß, man zuletzt ganz hinfällig und farblos wird dabey, und die Späß' nicht minder?« Ein wahres Wort! Zwar wie es mit ihm selbst steht, weiß Rec. nicht; aber daß seine Späße an Hinfälligkeit und Farblosigkeit leiden, das hat seine Richtigkeit. So hör' er doch auf, sich und seine Leser damit zu quälen.

Leider! fruchtet guter Rath nur nicht bey ihm; sonst fügten wir gern noch den hinzu: auch seiner Sonettenwuth einmal Gränzen zu setzen. Es gelingt ihm damit eben so wenig, wie mit dem Witze. Er reihet sie als Franz Horn- oder Ottomar zusammen, sie sind mit höchst seltner Ausnahme ein poetisches Flickwerk, und Klinggedichte im schlechtesten Sinne des Wortes. Zum Beyspiele S. 60.:

Ich weinte heiße Thränen in die Nacht,
Die mich umgab mit ruhigkühlem (?) Schweigen,
Auch sah ich vor mir her die Zukunft steigen, (?)
Und ich erschrack vor ihrer dunklen Macht.

Da trat sie zu mir hin so still und sacht,
Berührte mir den Mund mit süßem Neigen,
Wir flogen hin durch wollustvolle Reigen (?)
Wo glüh'nde Sehnsucht überall erwacht.

Im tiefen Innern wogte das Gefühl,
Mir war so wohl, so weh, so heiß, so kühl:
Ich sagt' es ihr mit innigem Gefühl.

Sie sah mich an und konnte mich verlassen! —
Nicht werd' ich länger meine Schmerzen fassen;
Denn kalt von neuem ist das nächt'ge Düster.

Was ist das nun mehr, als Flickwerk und Reimgeklingel? leer an allem Inhalt und zum Erbarmen arm an Gedanken? Was denkt man sich bey einem ruhigkühlen Schweigen? Und die vor Ottomar hersteigende Zukunft, die mit ihm durch wollustvolle Reihen fliegt, ihn küßt, ihm kalt und warm macht, und dann ihn wieder verläßt — der grotesken, ungereimten Personifikation nicht einmal zu gedenken — giebt sie der Phantasie oder dem Verstande des Lesers auch nur eine mindest zusammenhängende, haltbare Vorstellung? Reime, Schäume, weiter nichts! Aber freylich, dieser Ottomar und sein Schöpfer sind Poeten der neuppetischen Race, und der sind Sinn und Verstand in der Poesie ein Greuel.

Davon giebt dieß Buch überhaupt mehr als ein Beyspiel. Ottomars Geliebte, Therese, ausgenommen, tritt auch nicht ein Charakter auf, der das Produkt des gesunden Menschenverstandes wäre. Nur eine irre, blind zutappende Phantasie zeigt sich in ihnen thätig. — Nirgends Bestand, Haltung und Wahrheit; lauter gaukelnde, schwankende, wesenlose Gestalten, Luft- und Dunstbilder; weder in der menschlichen, noch in irgend einer Natur gegründet; schlechthin Undinge, wie sie nur das Ding, Franz Horn, hervorbringen kann! Er ist es denn auch ganz allein, der in ihnen sichtbar ist, überall, nicht phantasirt; sondern — man vergönne Rec. das Wort — phantasirt und radottirt. Kurz, man sollte schwören, den Verf. habe ein Tarantel gestochen, und seine Phantasie, durch den Stich verwundet, tummle sich in dem wilden Tanz umher, der, nach der fabelhaften Sage, eine Wirkung dieses Stiches ist.

Demungeachtet muß Rec., wie von dem ersten, auch von diesem Theile des Henrico gestehen, daß er manche gerathene Parthie, einzelne beyfallswerthe Stellen enthält. Gewissenhaft und gern theilt er auch von den letzten einige Proben mit: S. 100. »Ach! wenn ich uns so ansehe, uns alle, die wir hier so schmerzlich da stehen: so überrascht mich ein heißes Gefühl des Mitleidens mit dem Menschen, der immer die Hand ausstreckt so sehnlich nach der Freude, und dem sie doch niemals zu Theil wird, der ewig schwankt zwischen

schen Fürchten und Hoffen, zwischen Hassen und Lieben; und dann der Tod, der so rasch hinüberfährt über das Fürchten und Hoffen, über das Hassen und Lieben! Ja, ich bemitleide den Menschen, dem alle seine Hoffnungen, alle seine geträumten Eldorado's und Hesperideninseln so mit einem Male untergehn, tief untersinken unter die überströmenden Wellen.« und 137.: »Die Musik ist die geistigste der Künste, und nichts Irdisches vermag sie zu berühren. Schon als reifender Jüngling bewährte sich mir das. Wenn Unruh und Kampf in meinem Herzen war, ein unbestimmtes heftiges Sehnen mich ergriffen hatte, da vermochte selbst kein heilig Schauspiel der Natur, wiewohl bey manchem andern wackern Menschen, mich so tief zu rühren, daß jene irre Heftigkeit von mir gewichen wäre. Kein Sonnenaufgang konnte diesen Sturm in mir beschwören, keine mondlichte Nacht legte sich so mild um meine wilde Brust, daß ihre zornigen (?) Schmerzen sich gelöst hätten in sanfte Klarheit! Das konnte nur Musik. Sie lehrte mich sogar begreifen, wie die Menschen weinen können, und ich sah' es ein, welche Wohlthat dem versagt ist, dem nie die Augen mit Thränen sich erfüllen. — Ich fühl' es, wie hier ein tief verletztes Gefühl sich wieder finden kann in Tönen und Thränen, wie die ewige Entzweyung, die sonst durch das Leben hinaeht, hier wenigstens sich endet, und eine dereinstige ewige Lösung ahnen läßt. Denn in das heilige Land der Geister selbst, dahin gelangen wir doch nicht; aber die Töne bilden gleichsam einen Triumphwagen, der uns kühn hinaufführt auf den hohen Horeb, von wo herab der seelige Blick sich wagen darf in heilige, geheimnißvolle Thäler.«

Rf.

Schicksale der vermeinten Gräfinn Julie von Ortenburg. Ihre Verfolgung, Einkerkerung, Aufenthalt und Qualen, u. s. w. Drittes und letztes Bändchen. Paris, 1805. 248 Seiten kl. 8. 1 Rf.

Rec. beruft sich auf die Beurtheilung der beyden ersten Bändchen (A. D. B. 101. Bd. 1. St. S. 73.). Wort für Wort gilt, was er von jenen schrieb, auch von diesem.

Gemel-

Gemeine Charaktere, gemeine Abentheuer und ein höchst gemeiner Ton der Erzählung bezeichnen dieß Jammerprodukt, von der ersten bis zur letzten Seite, als eines recht gemeinen Sudlers Werk.

Wr.

Leiden des jungen Moß. Vom Verfasser des silbernen Kalbes. Erstes Bändchen. 227 Seiten. Zweytes Bändchen. 158 Seiten. Drittes und letztes Bändchen. 142 Seiten. Erfurt, in der Henningschen Buchhandl. 1805. kl. 8. 1 Rthlr. 22 Gr.

Dieser Verfasser und sein Buch mögen sich aus und durch sich selbst charakterisiren. Im ersten Theile S. 72. heißt es von einem jungen Mädchen: »In ihr (ihm) spielt die Natur in jedem Takte, den sie besitzt. Gleichsam, als entspränge sie aus der Hand ihres Schöpfers, führt sie alle Mienen eines schuldlosen Gewissens. Da regt und bewegt sich Alles, wie mit einem Schlag. Nur ein Aufzieh, und das Gehäuse ihres Wollens geht den raschen Gang. Ich sehe gleichsam alle Räder in der schön gebauten Maschine, und lobe Gott, der sie ordnete.« S. 96. liest man: »Ich wollte, die Psychologen legten sich auf's Akuschiren (Accouchiren). Seelen suchen! Närrischer Entschluß! Als wenn sie in den Eingeweiden, oder in den Augen Schildwacht hielte! Den Körper zerlegen, sonderbarer Wahn! (?) Als ob's in dem Maschen zwey Stücken gäbe, eins das Brodt, das andere die Butter.« S. 98.: »Ich sehe einen Hund, und rufe: Packan! bist du eine Seele? Mit einemmale spaltet sich der Geist, giebt einen Laut und der Körper einen Hauch.« S. 134.: »Der Hänfling der Schönheit hat sich erdrosselt, die Amsel der Munterkeit klebt im zähen Leim, die Nachtigall der Wahrheit flattert nach dem schwebenden Neste, und der Fink der Ruhe wird vom Stellet erhascht.« Von der Erziehung eines alten Mannes wird gesagt: »In der Schule hatte er gelernt, Jesum Christum erkennen, und seinen Namen schreiben. Das Blut unsers Heilandes spukte ihm unaufhörlich, und er konnte sich Tage lang mit ihm herumbalgen.«

Solche

Solche Proben von Genialität bietet das Buch fast auf jeder Seite dar. Man sieht leicht daraus, worin die Leiden des jungen Moz eigentlich bestehen: er leidet Mangel am Verstande. Unsinn und Armseligkeit sind die Hauptingredienzien seines Productens. Ganze Bogen werden mit trivialen Bemerkungen oder kahlen Beschreibungen der nichtswürdigsten Gegenstände angefüllt, und überall faselt Verrücktheit oder Fieberhitze. So liefert er S. 28. des zweyten Theils den vollständigen Küchenzettel eines Mittagsmahls: »Eine gelbe Reissuppe (Suppe) machte den Anfang der Mahlzeit, ihr folgte saurer Kohl mit fettem, kernhaften Schweinefleisch, darauf saure Brühe mit Zitronen, Rosinen und Mandeln, (welche ekelhafte Zusammensetzung!) zuletzt Kuchen, Butter und Honig.« S. 80. hat er sich den Magen mit grünem Kohl, Reissuppe und Hammelfleisch verdorben, und beschreibt diesen Zustand S. 81.: »Eine Stunde nach dem Essen empfand ich starkes Kopfweh, hatte einen gespannten Leib und war gar nicht wohl. Ich lag eine gute Stunde auf dem Bette, und schlief ruhig. Nach diesem hatte sich der Schmerz verloren, mein Leib war eingefallen, und ich richtete mich auf und sah zum Fenster hinaus.« S. 82. wird er von seiner Tante zur Stärkung des verdorbenen Magens zum Kaffee eingeladen; da findet er denn den Tisch »mitten, (wo?) die Stühle um ihn, die Tassen zierlich gesetzt auf einem Brett, den Zucker und eine große Wassermaschine, aus der das Siedende (was?) auf den Indier gegossen ward.« S. 114. beschreibt er eine Kegelpartie: »So eben war eine Gesellschaft beysammen. Sie tranken Bier und wetteiferten im gliederdehnenden (wie Homerisch!) Kegelspiel. Einige Knaben der Stadt setzten auf, und rollten die Kugel durch eine Rinne den Spielenden zu, andere zeichneten auf, wie viel jedes Mal gewonnen wurde.« 137. giebt er uns einen Studentencommerce zum Besten: »Oben an der Tafel sitzt der Präses mit einem Dornerstock. Der (die) Reihe hinab sieht man mehr als dreyßig Studenten, wovon jeder einen Krug vor sich hat, um, wenn der Befehlende einen Wink giebt, das Glas zu füllen und auszutrinken. — Die jungen Anfänger sind nicht geübt, das Glas (erst kurz vorher war es ein Krug) auf einmal zu leeren. Daher werden sie zur Strafe verurtheilt, und müssen zwangsweise deren drey leinken.« Was für interessante Vorwürfe, und was für eine interessante Darstellung derselben! Doch hier ist der Schreibar

der doch nur platt. Viel öfter noch sinkt er zum klaren Unsinn herab. Dann »schartet er die Natur ab und schließt sie in seine Arme;« »labt sich an der Blüthe der Augen, und raucht ein Glas Bier nebst einer Pfeife Taback.« (S. 68. dritter Theil.)

Kein Wunder übrigens! Von einem Helden, wie dieser, läßt sich nichts anders erwarten. Im ersten Theile erscheint er als Schulknabe, der noch den Cornelius Nepos und den Telemaque exponirt, und mit seinen Kameraden Soldat spielt. Nichts desto weniger versteigt er sich schon in das Gebiet der Theologie, Philosophie und Aesthetik, kommentirt Homer und Voß, verbrämt seinen Tertianer Aber- und Afterwitz mit langen Citationen aus Homers Iliade, Voß Luise, Göthens Eugenie, Schillers Wallenstein und Wielands goldnem Spiegel. Im zweyten und dritten Theile tritt der Jüngling und Student auf; aber auch als dieser ist er derselbe unreife, naseweise, vorlaute Hasenfuß, derselbe vernunftlose Klügling, der er in Tertia war; ein Wollüstling und ein Empfindler, ein ungezogner Bursch und ein Saalbader ohne Gleichen. Indeß muß man seinem Schöpfer, dem Verfasser des silbernen Kalbes, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Charakter dieses jungen Motz sehr treu dargestellt hat. In Allem, was er ihn schreiben und treiben läßt, verräth sich der Junge; auch sein Tod an der Wassersucht ist ganz der Natur gemäß. Wer sein Leben durch so viel Wasser im Kopfe, so viel Verkehr mit Wasser hatte, muß billig sein Leben in und durch Wasser enden.

Wenn man aus dem Inhalte, dem Ton und dem Zuschnitt eines Buches auf den Geist und den Charakter seines Verfassers zurückschließen darf: so ist dieser schreibselige Papierverderber höchst wahrscheinlich ein Student; und ist er das: so wär' ihm wohl zu rathen, daß er noch fleißig Kollegia höre, und erst denken und schreiben lerne, eh' er seine Feder wieder zu einem neuen Buche ansetzt. Denn, was er bis jetzt aus seinen Kollegien aufgeschnappt hat, ist höchst unverdaute Weisheit, und um sein Denken, wie um sein Schreiben, sieht es noch gar tertianermäßig aus.

a

Die

Die Zwillingsschwestern, oder der silberne Sarg. Erster Theil. 256 Seiten. Zweyter Theil. 280 S. Hamb. u. Mainz, bey Vollmer. 1805. 8. 2 M.

Wie vornehm auch Hr. Sievers — so nennt sich der Verfasser — in der Vorrede zu seinem Buche sich gebärdet, wie drohend er auch seinen Recensenten den Fehdehandschuh hinwirft: die umgeworfene Löwenhaut verbirgt ihn nicht, und sein Quasirotz wird nicht hindern, daß ihm nicht sein Recht widerfahre. Diesem Rechte zufolge vernehm' er dann, daß die Originalität, auf die er in genanntem Vorberichte so übermüthig pocht, nichts, als die Originalität aller Schriftsteller seiner Art ist. Denn nur in seiner ungemeinen Einbildung von sich selbst, ohn' alle Ursach, in seiner höchst ungereimten Zusammensetzung von unnatürlichen, verworrenen und verwickelten Begebenheiten, in seinen charakterlosen Charakterdarstellungen, in seinem, aus Plattheit und Schwulst zusammengekäseten, undeutsch deutschem Style, in seinen Sprachschnitzern ist er original. Dieser Skriblerorginalität aber kann nur ein — Skribler sich rühmen. Als einen solchen charakterisirt sich denn Hr. S. in Erfindung und Ausführung. Abentheuer die Menge; aber desto weniger Menschenverstand. Der Tummelplatz von dem Allen ist, nach der neuesten Mode, Italien, wo es denn, wie man denken kann, an Liebesscenen nicht fehlt. Wohin der Held, ein deutscher Graf und ein Adonis in optima forma, in diesem Lande seinen Fuß hinsetzt, tritt ihm eine verliebte Signora in den Weg. Er weiß sich vor allen »Stelldichein« nicht zu retten, und immer giebt es ein Sophastück, mit dem es aber nie zum Ziele kommt; denn immer treten Donner und Blitz, Pistolen, Dolche und Schwerdter, oder andre ungebetne Zeugen darzwischen. Am Ende des zweyten Theils geht's ihm am schlimmsten. Eine verheyrathete Dame läßt ihn zu sich entführen, sie zeigt ihm das zärtlichste Herz; aber, als er es wagt, sich die vorbereitenden Freyheiten zu einer Schäferstunde zu erlauben, weist sie ihm die Nägel, und setzt ihm eine barbarische Tugend entgegen. Nicht genug, er muß sich auch, da der Herr Gemahl im Anzug ist, in einen Uhrschrank sperren lassen.

Durch

Durch das Schlüsselloch dieses Uhrkastens sieht er nun die Dame seines Verlangens allen Mißhandlungen des argwöhnischen Ehehern Preis gegeben, sieht den Dolch des Wüthenden auf ihre Brust gezückt, setzt ein geladnes Terzerol in das Schlüsselloch, schießt es ab, und die abfliegende Unglückskuael trifft eben die Dame, die er retten will.

In diesem Geschmacke sind des Verf. sämmtliche Erfindungen. Beweis genug, wie abgeschmackt seine Phantasie ihr Wesen treibt. Und nun vollends seine Darstellung! Eine ewige Wiederholung des Vorgefallenen, eine unerträgliche Weitschweifigkeit im Vortrage, eine über alle Beschreibung ärmliche Witzsucht, und eine höchst lächerliche, mit der gemeinsten Niedrigkeit vermählte Pomphaftigkeit des Styls vollenden den Charakter des Skribiers. Den nähern Beweis hievon aus dem Buche selbst zu geben, sind Raum und Papier unserer Bibliothek zu kostbar. Er steht aber Hrn. S. gern zu Befehl, wenn er darauf begierig seyn sollte. Bis dahin mag ihm an der bloßen Behauptung genügen, deren weitere Auseinandersetzung es gewiß für keinen Leser bedarf, der diesen Meister Schreibefertig schon aus seinen übrigen Autor-Sünden kennt.

Aurora von Clari. Von Fräulein K. v. R. Halle, bey Hendel. 1805. 144 S. 8. 13 Gr.

Den Inhalt dieses Romans machen zwey Heyrathen und eine unglückliche Liebschaft. Die ihr Theil Bekommenden sind eine Prinzessinn und ein Hoffräulein. Die Heldinn der Geschichte, Aurora von Clari, aber sieht das gelobte Land des Eheglücks nur; am Ufer desselben scheitert das Schiff ihrer Hoffnung. Dem Geliebten ihres Herzens, der ihr Gatte und Vater, stirbt seine kränkelnde Gemahlinn; der Witwer schließt mit der schönen Aurora einen neuen Liebesbund; aber wenige Tage vor der Hochzeit stürzt er mit dem Pferde, verletzt die Brust und stirbt. Warum der Verfasserinn dieser schriftstellerischen Uebung ein so tragisches Ende beliebte? begreift Rec. nicht. Sollte sie vielleicht gefühlt haben, daß ihre Heldinn überhaupt kein Interesse errege, und es also ganz gleichgültig sey, ob sie glücklich oder unglücklich ende? Aber, warum dann ihre Uebung drucken lassen?

Be.

Schöne

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1. Poetische Versuche. Von *Wilhelm Calezky*. Halle, bey Heudel. 1805. 117 S. 8. 12 gr.

2. Gedichte von *L. L. Pfeft*. Salzburg, in der Mayrischen Buchhandlung und Buchdruckerey. 1804. 236 S. 8. 20 gr.

3. Sammlung poetischer Uebersetzungen, biblischer Gesänge, bukolischer und freundschaftlicher Gedichte. Herausgegeben von C. F. v. K. Mit Kupfern. Leipzig, gedruckt bey Klaubarth. 1804. 135 S. 8.

4. Virgils Aeneide. IV. Buch, in gereimten Alexandrinern. Ein Seitenstück zu Delille. Arnstadt u. Rudolstadt, bey Langbein u. Klüger. 1804. 23 S. gr. 8.

In Nr. 1. legt der Verf. S. 2. den Musen, auf seine Bitte, ihren Hippogryphen besteigen zu dürfen, folgende Antwort in den Mund:

Niche jeder Ritter (wahrscheinlich Reuter) darf ihn reuen,
Nur wen'gen ist er unterthan;
Kommt nicht ein Zittern oder Grauen
Dir, schwaches *Erdenblümlein*, an?
— — — — —
— — — lass ihn ruhig stehen,
Für dich trabt er doch viel zu *schwer*; (?)
Du fielst aus unermessnen Höhen
Herab — was käme davon her?

Dass du erschienst ein Bärenheuter,
Ha! seht (so würde man ins Ohr
Sich raunen) den verwegnen Reuter,
Im Kothe wälzt sich nun der Thor!

Bleib Schuster fein bey deinem Leisten,
So sagt ein altes Sprichwort schon;
Drum rathen wir es *dir* am meisten,
Denk nimmer an die Lorbeerkron'!

Bey diesem so deutlich, wiewohl ziemlich platt und unmusenhaft ausgesprochenen Verdammungsurtheil über und durch sich selbst, muß man sich billig wundern, wie Hr. C. es dennoch wagen konnte, den verwegnen Ritt zu versuchen. Fast scheint es, als hab' er sich doch nicht so gekannt, als es in der vorgespiegelten Selbstkenntniß das Ansehn hat. Sehr zu beklagen! Bey einem ernstlichern, tiefern Blick in sein poetisches Unvermögen hätt' er sich überzeugt, daß die Musen nicht mit ihm scherzten, und brauchte es nun nicht durch das Publikum und die Recensenten zu erfahren, daß sie ihm zwar etwas plumpe; aber nach der strengsten Wahrheit sein poetisches Schicksal vorhersagten. Der Hippogryph hat ihn leider! abgeworfen, hart flog er von ihm in Sumpf und Moor hinab, und schwerlich werden ihm auf diesem Grunde Lorbeern grünen. Was auf ihm gedeiht, sind nur ungenießbare Sumpfbeeren (Vacc. vliginos.) und blätterlose Binsenhalmen, Reime, wie folgende aus einem Liede, **Einladung zum Spaziergange:**

Wir bleiben und kommen
Nicht eher zurück,
Als bis wir *vernommen* (?)
Des Hesperus Blick.

Aus dem Liede eines liebenden **Mädchens am Tage der Ankunft ihres Geliebten**, S. 38.:

Heut kommt er, mein Günther,
O Freude, o Glück!
Der eisige Winter
Hält ihn nicht zurück.

— — — — — —

Die Pforte knarrt wieder,
Gleich muß ich nachsehn —
Er ist's, das ist bieder!
Willkommen auch schon!

O Wonne! nun hab' ich
Dich wieder im Arm!
Geliebter, nun lab dich,
Mein Stübchen ist warm.

Nun will ich dich küssen,
Du prächtiger Mann,

Dein

Dein Leben versüssen,
So viel ich nur kann.

Traum! Nur zu gut wußten die Musen, was sie sagten. Hr. C. hätte den Pegasus unbestiegen lassen sollen. Er hob ihn aus dem Sattel, ohn' ihn auch nur einen Zoll hoch über die Erde zu tragen, und schlendert ihn hin, wo wohl Froschgequak; aber nicht der Pierinnen Lied tönt. Habeat sibi! Nur hätt' er, was er von den Fröschen lernte, nicht für Gesang halten, und mit seinem Quak, Verekkek nicht (die verunglückten Reimversuche sind Preußens erhabner Königinn zugeeignet) einer liebenswürdigen Fürstinn Ohren beleidigen sollen. Dieser Mißbrauch königlicher Huld ist ein wahres crimen laesae majestatis, und ein Hochverrath, für den er billig neunmal neun Monden liegen bleiben muß, wohin das erzürnte Musenpferd ihn hingeschleudert hat. Fiat justitia!

Mit besserem Glücke hat der Verf. von Nr. 2. den Ritt des Flügelpferdes versucht. In den fünf Büchern seiner Epigramme nämlich sticht Manches hervor, was poetisches Talent verräth. Zwar mangelt es dem größten Theile derselben — entweder Uebersetzungen oder Nachbildungen — an Originalität; aber er ersetzt diesen Mangel entweder durch treues Wiedergeben, oder geschickte Benutzung des Geliehenen. Auch unter den ihm eigenthümlichen findet sich manches Gelungene. Nur ist zuweilen ein an sich epigrammatischer Gedanke nicht epigrammatisch genug ausgedrückt oder gestellt, und der Stachel wird dadurch stumpf. Zum Beyspiel, in dem Epigramme: der Diamant, S. 19.:

An der Wimper des Armen hieng ich als Thräne; der Reiche
Nahm mich begierig, und bald — ward ich ein Stein;

mußte der Reiche die Thräne nicht nehmen (denn welchen Werth hätten für den Thränen?); sie mußte ihm auf die Almosen verweigernde Hand fallen, und so zum Stein werden, das Epigramm also etwa so lauten:

Von der Wimper des Armen fiel ich, als Thräne, dem Reichen
Auf die versagende Hand — plötzlich ward ich zum Stein;

wenn der Stachel dieſes Sinngedichtes ſeine ganze Schärfe erhalten ſollte. Ueberhaupt dürfte das Wenigſte, was uns der Dichter für Epigramm giebt, im ſtrengen Sinne dieſen Namen verdienen. Das Meiſte davon beſteht aus Sitten- und Denkſprüchen, deren einige gut gedacht und gut geſagt ſind, als:

Treue der Leidenſchaft nicht, ſie trägt in lockenden Händen
Kirkä's Becher; du trinkſt, und die Verwandelung folgt.

Freund, du nennest ſo kühn die Handlung der Großen erhaben;
Prächtig ergießt ſich der Strom, haſt du die Quelle geſehn?

Armer, du weinereſt nie! — Dir blüht die Blume des Lebens
Nimmer, die nur gedeiht, wenn ſie die Thräne benäßt.

Die angehängten Elegieen und Lieder ſtehen den Epigrammen weit nach. Den erſten geht Weichheit und Harmonie ab; nur matt drückt ſich die Empfindung in ihnen aus, und ſie ſind reicher an Worten, als eigentlichem Inhalt. Kurz, faſt keine ſcheint aus einer wahrhaft poetiſchen Stimmung; ſondern mehr aus dem Vorſatze, zu dichten, entſtanden. Daher denn auch die Unpoeſie des Ganzen. Eben ſo haben auch die Lieder nur die Form, nicht den Geiſt dieſer Dichtungsart. Sie ermangeln gänzlich des lyriſchen Takts oder Schwungs. Reimen ſollte Hr. Pfeſt gar nicht. Reime, wie Städten und Betten, überall und Thal, allen und Strahlen, Sälen und Bällen, Gütchen und Hüttchen, beleidigen das Ohr doch gar zu hart, und um ſo härter, je weniger die in ihnen verhüllten Gedanken und Bilder für dieſen Ohrenzwang entſchädigen.

Die Gedichte, Nr. 3., kündigen ſich ſo beſcheiden und anſpruchslos an, daß es unartig wäre, ſtreng über ſie zu richten. Sie empfehlen ſich übrigens durch ihren größtentheils religiöſen und moraliſchen Inhalt, und durch eine ungeheuchelte Wärme für alles Gute und Schöne.

Nr. 4. Der Gedanke, Virgils Aeneide in gereimten Alexandrinern zu geben, gehört eben nicht zu den glücklichſten. Die Ausführung iſt denn auch gerathen, wie ſie gerathen mußte, nicht zum beſten. Charakter und

Schön-

Schönheit des Originals konnten nicht anders, als verloren gehn. Wir wollen dem Verfasser nicht das Leid anthun, seine Uebersetzung mit diesem zu vergleichen. Wie weit sie unter ihrem Urbilde steht, wird sich schon aus einer Vergleichung mit der noch weit schwierigern Schillerschen Nachbildung in Oktaven ergeben. Wie viel glücklicher, erhabner, schwung- und kraftvoller giebt sie den römischen Homer wieder! Nur ein paar Beyspiele. 1) einen Theil von Juno's Gespräch mit Cytheren:

Schiller.

Sobald der Morgen taut,
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt bescheinen,
Führt in den nahgelegnen Hainen
Die Liebestrunkene den Teukter auf die Jagd.

Wenn das Geschwader nun auf flügelschnellen Rossen
Dahin schwebt, mit dem Garn das Wildgeheg' umzäunt,
Send' ich von obenher, vermengt mit schwarzen Schlossen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel scheint
In Wolkenbruch zerflossen,
Durch die zerrißnen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürstenpaar die fliehenden Genossen.

In Einer Grotte wird alsdann die Königinn
Mit dem Trojaner sich zusammen finden;
Dort werd' ich gegenwärtig seyn, und bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig sie verbinden.
Dort krön' Hymen ihrer Herzen Bund! u. s. w.

2) Die Beschreibung der Fama.

Alsbald macht das Gerücht sich auf,
Die große Post durch Lybien zu tragen,
Wer kennt sie nicht? Die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Wesen flüchtigstes, die schnellste aller Plagen!
Klein zwar für Furcht kriecht sie aus des Erfinders Schooß,
Ein Wink, und sie ist riesengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sohle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

Das ungeheure Kind gebar einst Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngste Schwester der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder,
Groß, scheußlich, fürchterlich! So viel es Federn trägt,
Mit so viel Ohren kann es um sich lauschen,

Durch so viel Augen sieht's, so viele Rachen regt
Es auf, mit so viel Zungen kann es rauschen, u. s. w.

Sehen wir nun unsers Uebersetzers Alexandriner. 1) Juno's Rede:

Das arme Weib zieht aus, mit ihrem Gast zu jagen
Im nahen Forst, wenn mit dem Morgen Phöbus Wagen
Erscheint, und strahlenreich die Welt von Nacht befreyt;
Ich führ' ein Wetter auf, das schwarzen Hagel schneyt,
Wenn Lappen spielen, Garn und Netz den Wald umgeben,
Dann schlag' ich los, die Welt soll zittern und erbeben.
In finstre Nacht gehüllt soll jeder Weidmann fliehn,
Der Gast und Dido jagt zu einer Bergkluft hin.
Da bin ich, und gilt noch, was wir beredet hatten,
So knüpf' ich festen Bund, geb' ihm das Recht des Gatten.

2) Die Beschreibung der Fama:

— — — — — — — —

Straks schwingt sich Fama hin durch Lybiens große Städte,
Kein andres Unglück fliegt mit diesem um die Wette.
Mehr lebt's, je mehr sich's regt, Fortschreiten giebt ihm Kraft,
Anfangs aus Furcht nur klein; wenn Zeit ihm Muth geschafft,
Dann rauscht es durch das Land, das Haupt in Wolkenhüllen;
Die Erde zeugte es, selbst wider Göttet-Willen,
Als jüngste Schwester vom Cöus und Encelad.
Schnellfüßig, schwingenschnell vermißt man seinen Pfad.
Ein schrecklich Ungeheur' von Riesengröße; unter
Jedweder Feder lauscht ein Auge; welch ein Wunder!
So viel der Zungen sind, mit so viel Maul und Ohr
Lärmt es und späht es aus.

Mehrere Vergleichungen verstattet der Raum nicht; auch bedarf es deren kaum, den prosaischen Alltagston dieses gereimten Virgils zu erweisen. Wahrlich, er ist unglücklicher Versuch und ein eben so unglückliches Seitenstück zu Delille, so viel Rec. aus den Bruchstücken urtheilen kann, die ihm von des Franzosen Nachbildung in Journalen zu Augen gekommen sind. Delille umschreibt freylich den Römer sehr; aber er thut es in ungleich korrektern und geschmackvollern Versen und Reimen. So viel prosaischer und unpoetischer auch die Sprache seines Landes, gegen die unsere gehalten, ist; so hat er doch, so viel ihn Rec. kennt, sein Original nicht halb so verprosa't, als der Deut-

Deutsche. — Ja kein weiterer Versuch dann! Virgilien ohne Verlust in gereimten Alexandrinern darzustellen, würde kaum Voß gelingen, und wie könnte, was ihm nicht möglich wäre, einem Andern gerathen? Aber freylich wäre auch Voß, der seinen Virgil kennt, eines solchen Mißgriffs gar nicht fähig.

Pl.

Gottlieb Hiller's Gedichte und Selbst-Biographie. Erster Theil. Mit Hillers Bildniß. Köthen, bey Aue. 1805. 16 Bg. 8. 1 Rl. 8 gr.

Mehrere Umstände trafen zusammen, um dem Verfasser dieser Sammlung eine große, wenn gleich, wie natürlich, schnell vorübergehende, Celebrität zu verschaffen. Die seltsame Art, mit welcher er sich, bey seinem Eintritte in die Residenz der preuß. Staaten, schon am Thore, als Dichter, ankündigte, und daher unter dieser Rubrik in Zeitungen und Intelligenzblättern figurirte; die Gemeinschaft der Reichen und Großen der Erde, welche er aufsuchte, und denen es als ein Meerwunder vorkam, daß ein Mensch aus der Hefe des Volks Etwas leistete, was sie nicht vermochten, d. h. Reime machte; — die vorlauten Empfehlungen einiger, mit stentorischen Stimmen begabter Gönner, und endlich die hülfsbedürftige Lage dieses Natursohns, verbunden mit zwar sehr beschränkten; aber doch bey Personen seines Standes selten entwickelten natürlichen Anlagen und vieler Gutmüthigkeit; — dieß Alles zusammengenommen, machte ihn eine Zeit lang zum Gespräche des Tages, erwarb ihm zu dem vorliegenden Buche die heut zu Tage ungewöhnliche Zahl von 3000 Abonnenten, und die Aussicht, künftig, bey mäßiger Arbeit, in sorgenfreyer Muße, in seiner Ausbildung fortzuschreiten. Diejenigen, welche ihn, laut seiner Versicherung, zur Anfertigung der, diesem Buche vorgedruckten, Auto-Biographie aufforderten, wähnten vielleicht, daß einem Besenbinder und Ziegelstreicher, auch Taubennestfabrikanten, der stans pede in uno improvisire, gar seltsame Fata und (um mit dem Uebersetzer des Rabelais zu reden) naupengeheuerliche Ebenteuer in

Masse aufgestoßen seyn müßten. Daß dieß ein mächtiger Fehlschluß war, legt sich hier sattsam zu Tage. Einige Züge abgerechnet, welche als Bezeichnung der Individualität H—s für den Psychologen nicht ganz ohne Interesse sind, ist die Lesung dieser Confessions eine wahre Geduldsprobe, da ihr Urheber weder von absoluter, noch relativer Wichtigkeit den geringsten Begriff hat, und daher eine Olla Potrida von Armseligkeiten auftischt, bey welchen jedem Leser, selbst wenn er, wie der Verf. von sich S. 64. rühmt, von der Natur mit einem solchen glücklichen Talente begabt ist, daß er Alles genießen kann, selbst wenn er auch nicht weiß, wovon es bereitet ist, noch, wie es heißt, der Appetit vergehen muß. Da erfahrt man, um von zahllosen Beyspielen nur einige anzuführen, daß der Verfasser bey der Unterredung mit dem preußischen Monarchen sich überredet habe, er sey selbst ein kleiner König; daß eine Fürstinn sich durch ihn einem vornehmen Manne in Köthen habe empfehlen lassen; daß ein preuß. General ein an ihn gerichtetes schriftliches Anerbieten, ihn mit nach Frankfurt zu nehmen, selbst unterschrieben habe; ferner: daß der Rittmeister v. A. in M. ihm ein Blümlein Vergißmeinnicht auf der Serviette befestigte; daß ein, S. 101. genannter preußischer Prinz ein junger langer Herr sey, u. s. w. Hätte doch der Verfasser das Horazische: *perituræ parcere chartæ* besser erwogen! —

Was nun die sogenannten Gedichte selbst betrifft: so möchte man, im wahren und edlern Sinne des Worts genommen, wohl nur sehr wenigen derselben gerechte Ansprüche auf diese Benennung zugestehen können. Der größere Theil besteht aus rein gereimten prosaischen Gedanken, die ganz wahr und vernünftig, aber bereits tausendmal gedruckt worden sind, und aus Reminiscenzen aus allgemein bekannten Werken andrer Dichter. Durch die mehreste Eigenthümlichkeit und einen gewissen Schwung zeichnen sich die Anrede an ein geflochtenes Taubennest, die Grabschrift auf ein zahmes Reh, und der Nachruf an Gleims Schatten aus. Von dem letztern, welchem, unsers Erachtens, vor allen der Preis gebührt, wollen wir für die, mit unsers Verf. Muse noch unbekannten Leser einige Strophen abschreiben:

Also

Also Sohn der holden Musen!
Also bist Du wirklich hingeschieden,
Noch Walhalla's goldnen Zaubergau'n?
Bist du wirklich auf dem hohen Pfade,
Zu der Hesperiden Lenzgestade,
Das schon längst Dein Uz und Löffler schau'n?

Ja, Du bist es, bist der schweren Hülle,
In des Lebens kühler Abendstille,
Guter Vater! lächelnd sanft entflohn:
Ja, du schwangst dich zu dem Schattenlande,
Und in der Verklärung Lichtgewande
Wandelst Du durch Lethe's Fluthen schon.

Wie die Sonne von dem Himmelsrunde,
Von der Morgen- bis zur Abendstunde
Freundlich zu der Erde niederblickt,
Also hat auch freundlich Deine Flöte,
Noch bey deines Lebens Abendröthe,
Uns durch ihren Zauberton entzückt.

Ew'ger Friede schirme Dein Gebeine!
Und, wenn an dem weissen Grabessteine
Ehrfurchtsvoll der Wandrer niederkniet:
O dann schau' er durch die blaue Ferne,
Daß er Dich auf Deinem bessern Sterne,
Dort bekränzt mit Rosen wandeln sieht.

Die wahrscheinlich ex horrore vacui beygefügten Lob- und Preisgedichte einiger zwar wohlmeinenden, aber unpoetischen Freunde des Verfassers, so wie der Quasi-Prolog des königl. Regier.-Sekretär's B.— in K— wären besser weggeblieben. — Das verunglückte Bemühen des letztern, von dem ziemlich dürren Lorbeerkranze H—s noch einige Blättchen für sich abzurupfen, hat wirklich etwas Original-Komisches.

F.

Theater.

1. Sammlung neuer Schauspiele für das deutsche Theater von D. Schmieder. Zweyter Band. Hamburg u. Altona, bey Vollmer. 1805. 15½ Bog. 8. 18 Gr.

2. Der Bühnenschwamm, oder das Spiel der Schauspieler. Eine Tragödie von Ralph Nym, zubenamt der Weidel. Leipz. b. Steinacker. 1804. 6½ Bog. 8. 12 Gr.

3. Die Wittwe. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen, von A. G. Eberhard. Halle, in der Rengerschen Buchhdl. 1805. 13 Bg. 8. 18 Gr.

4. Eropolis. Ein lyrisches Schauspiel in vier Aufzügen von Levin Christian Sander. Kopenhagen und Leipzig, bey Schubothe. 1804. 6½ B. 8 Gr.

5. Das Opfer der Musen. Ein musikalisches Vorspiel. Aufgeführt bey Eröffnung des churfürstl. Hoftheaters in Salzburg. Gedruckt mit Zaunithschen Schriften. 1803. 11 Seiten 8. 1 Gr.

Nr. 1. enthält sogenannte freye Bearbeitungen französischer Dramen, eines Schauspiels und einer Oper. Auf dem von uns verkürzten Titelblatte steht noch ein drittes Stück: Mißtrauen und Neckerey (wahrscheinlich Dieulafoy's Defiance et malice); es findet sich aber in unserm Exemplare nicht. Das Vorgefundene nun ist so ziemlich a la Schmieder gerathen, recht eigentlich frey, von Fleiß, Kunst und Poesie nämlich; denn einen nachläßigern, kahlern Dialog und noch wäßrigere Reime, als sie hier aufgetischt werden, kann man schwerlich auf dem Theater hören, die Schikanederschen etwa ausgenommen. Zur Befriedigung der Zuschauer, denen es nur um Neuigkeit und Schauen zu thun ist, mag solch Uebersetzung-Flickwerk allenfalls taugen; aber den Leser sollte man billig damit verschonen. Es ist nicht der Mühe des Setzens, ja nicht einmal des grauen Papiers werth, auf dem es abgedruckt worden.

Von Nr. 2. weiß Rec. durchaus nichts zu sagen. Der spaßhafte Verf. giebt sich unsägliche Mühe, Spaß darin

darin zu treiben; aber es will ihm schlechterdings nicht damit glücken. Apollo mag wissen, was er eigentlich meint? Sey es, was es wolle; es verdient nicht, daß man sich den Kopf darüber zerbreche.

In Nr. 3. erscheint eine neue Matrone von Ephesus auf der Bühne. Die Fabel ist drollicht genug erfunden, der Charakter der Wittwe mit Laune, nur etwas karrikaturartig gezeichnet, und der Dialog, im Ganzen, leicht. Aber Hr. E. hat seinen Stoff zu sehr gedehnt, und das Komische desselben nicht so benutzt, wie es sich ihm darbot. Mangel an Lebhaftigkeit, Raschheit und Gedrungenheit ist der Hauptfehler dieses seines ersten dramatischen Versuches. Schade darum! Von diesem Mangel frey, wäre seine Wittwe vielleicht ein recht niedliches, unterhaltendes Nachspiel geworden. Wie sie jetzt ist, wird sie schwerlich Glück auf der Bühne machen.

Nr. 4. und 5. sind Gelegenheitsstücke. Eropolis, ein dänisches Original, ward für Christians des Siebenten Geburtsfeyer; das Opfer der Musen dem neuen Churfürsten von Salzburg zu Ehren verfertigt. An solche Huldigungsdramen lassen sich keine großen Ansprüche machen. Wenn sie nur das Verdienst der Unterhaltung des Augenblicks haben, und der Würde des gefeyerten Gegenstandes nur einigermaaßen entsprechen: so erfüllen sie hinlänglich, was sie sollen. Dieses Verdienst läßt sich nun beyden Nummern nicht absprechen. Sie enthalten eine den Feyerlichkeiten angemessene Fabel, viel Augenweide durch prächtige Dekorationen, viel Ohrenschmauß durch Musik und Gesang, und sind ganz artig versificirt. C'a suffit.

Bo.

Mathematik.

Maschinenlehre, oder theoretisch-praktische Darstellung des Maschinenwesens bey Eisenberg-Hütten- und Hammerwerken. Von Erich Nordwall, Direktor der Blankschmieden, Polizeydirektor der Freystadt Eskilstuna, Bergmechanikus, u. s. f.

Aus

Aus dem Schwedischen, mit Zusätzen und Berichtigungen von J. G. L. Blumhof, Doktor der Philosophie. Erster Band, welcher die theoretischen Grundlehren enthält. Ersten Bandes erste Abtheilung, Mechanik und Hydrostatik. Mit 19 Kupfertafeln. 201 Seiten. Ersten Bandes zweyte Abtheilung, Hydraulik. Mit 21 Kupfertaf. 434 S. 4. Berlin, bey Lagarde. 1804.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Schrift war der Mangel an einem Werke, worin die zum Betriebe der Berg- und Hüttenwerke erforderlichen Maschinen und sonstigen Einrichtungen deutlich beschrieben und abgebildet, und worin auch zugleich die Theorie derselben vorgetragen ist. Die schwedische Eisenhütten-Societät forderte hierzu den berühmten, verstorbenen Bergrath Rinman auf, der sich diesem Geschäffte in Verbindung mit Hrn. Nordwall unterzog, so daß der letztere den theoretischen, und der erstere den praktischen Theil bearbeitete. Die vorliegenden beyden Abtheilungen des ersten Bandes begreifen den theoretischen Theil in sich, und haben den Hrn. N. zum Verfasser. Der zweyte Band, der ebenfalls in zwey Abtheilungen erscheinen wird, ist vom Hrn. Rinman verfaßt, und handelt in der ersten Abtheilung von dem Bau der Wehre und Teiche, Dämme, der Gerenne, Trommen und Wasserkasten, Wasserräder, vorzüglich für Hammerwerke, und von den Frischfeuern und Stabhämmern. Die zweyte Abtheilung desselben begreift die Fabrikhämmer, nebst mehreren zur Schwarzschmiede gehörigen Einrichtungen, die Schwanzhämmer, Walz- und Schneidewerke, Drathziehereyen und die Bohrmaschinen zum Bohren der Flintenläufe und der eisernen Kanonen.

Hieraus wird der Plan des ganzen Werkes einleuchtend. Was sich von der Feder eines Rinman erwarten läßt, ist jedem Eisenhüttenmanne zur Genüge bekannt, indem Schweden seine vorzüglichsten Einrichtungen im Eisenhüttenwesen diesem großen Manne verdankt.

Aber

Aber auch der erste, oder theoretische Theil dieses Werkes empfiehlt sich nicht allein durch den bestimmten, deutlichen und gefälligen Vortrag, der auch ohne tiefe mathematische Kenntnisse dem nur irgend gebildeten Eisenhütten- und Maschinenbau-Manne verständlich ist; sondern vorzüglich durch die genauen Untersuchungen über die schwierige Theorie der Bewegung des Wassers, und der Wirkung desselben auf die Wasserräder, welche für die Ausführung um so zuverlässiger, und für den Baumeister um so ausführbarer sind, da denselben die genauesten, und auf die mannichfaltigste Weise angestellten Versuche zum Grunde liegen.

In der Mechanik und Hydrostatik sind die dahin gehörigen Gegenstände kurz und deutlich vorgetragen. Versuche oder neue Untersuchungen findet man hier nicht, und das ganze Verdienst bey diesem Theil des Werkes besteht bloß in der planen u. leicht faßlichen Darstellung, welche der Verf. beabsichtigen mußte, um den verschiedenen Fassungsfähigkeiten seiner Leser zu genügen. Eben dieses gilt zwar auch von der zweyten Abtheilung des theoretischen Theils, oder von der Hydraulik; indeß findet man hier so viele, auf Versuchen gegründete Untersuchungen, über die Bewegung des Wassers in Gerennen und Kanälen, über die Eintheilung des Gefälles, über die Verschaufelung der Wasserräder, über die richtige Gestalt der Schußgerenne und Gesinder, über die ungleiche Breite der Radkränze und Schaufeln, über die richtige Breite der Wasserräder zwischen den Kränzen, über die richtige Höhe der Wasserräder, über den größtmöglichsten Effekt bey unter- mittel- und oberschlächtigen Rädern, daß dieses Werk, wegen der daraus gezogenen einfachen Regeln, dem Praktiker eben so wichtig seyn wird, als dem Theoretiker, der diese Erfahrungen sammeln und auf einfachere Gesetze zurückbringen will.

Die Uebersetzung ist leicht und fließend, und das Aeussere des Werkes ebenfalls empfehlend.

Az.

Natur-

Naturlehre.

Ueber die Steinregen. An den jungen Grafen Eugen Wrbna. Eine physikalische Abhandlung von *Franz Cässmann*. Mit 1 Kupfer. Wien, bey Trattner. 50 S. 4. 8 gr.

Von allen, über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften kann Rec. keine mehr empfehlen, wie die vorliegende. Der Verf. prüft ruhig und kalt, ohne vorgefaßte Meinung, die Behauptungen, welche über die Entstehung des Steinregens aufgestellt worden sind. Er beweist, daß das Fallen der Aerolithen aus dem Monde auf die Erde schon in mathematischer Hinsicht unmöglich sey, und zeigt, daß sich dieß Phänomen durch die Wirkungen der Elektricität sehr leicht erklären lasse. Die weitere Ausführung mögen die Leser aus dem Munde des Verf. hören, und Rec. bemerkt nur noch, daß er mit den Ideen des Verfs völlig übereinstimme.

Az.

Chemie und Mineralogie.

Uebersicht der Gebirgsformationen, und besonders der Uebergangsformation in Mähren. Von Christian Carl Andre, Direktor der protestantischen Schule zu Brünn. Brünn, 1804. 31 S. 4.

Sehr auffallend ist es, in dieser Schrift durchaus etwas Anderes zu finden, als man, dem Titel nach, darin suchen würde. Man findet nämlich weder eine Uebersicht der Gebirgsformationen, — wenn nämlich ein fehlerhaftes Namenverzeichniß von Gebirgsarten nicht so heißen soll; — noch weniger aber ist vom Uebergangsgebirge die Rede. Die ganze Schrift handelt vielmehr von der Beschaffenheit derjenigen Höhlen, welche in der mährischen Kalkformation häufig vorkommen, und in dieser Hinsicht hat sie für Reisende immer Interesse.

Wenn

Wenn der Verf. zwey Regionen des Urgebirges in Mähren unterscheidet: so ist es in der That ohne allen Zweck, weil sehr zufälligerweise ein mächtiges Steinkohlengebirge einen Theil des Urgebirges bedeckt haben kann, ohne deshalb zwey besondere Regionen annehmen zu müssen. Am mehrsten aber wird ein nicht sachkundiger Leser dadurch irre geführt, daß der Verf. den Uebergangskalk von dem Jura-Kalke nicht unterscheidet; obgleich beyde Formationen so ungeheuer weit auseinander liegen. Alles, was daher vom Uebergangskalk gesagt wird, kann nur auf den Jura-Kalk bezogen werden, welcher bekanntlich zu den jüngeren Formationen des Flötzgebirges gehört. Hätte der Verf. dieß früher bedacht: so würde es ihm nicht so befremdend gewesen seyn, den Steinkohlensandstein unter diesem Kalke zu finden.

Die Erklärung über die Entstehung der Höhlen, Trichter und Erdfälle in diesem (Jura-)Kalke, überlassen wir dem Verf., und führen nur an, daß wir nicht seiner Meinung sind, indem der allererste Satz: Der Uebergangskalk bildete sich gleichzeitig mit dem Urkalk ꝛc. gar keinen Sinn hat, und die ganze Gebirgslehre untergraben würde, wenn seine Wahrheit nur wahrscheinlich gemacht werden könnte.

Az.

Gründliche Prüfung des Norbergischen Destillirgeräthes; nebst gelegentlichen Bemerkungen über die Unzweckmäßigkeit der schottischen Brennblasen von Prof. Johann Christ. Hoffmann. Mit 1 Kupfertafel. Leipzig, bey Richter. 1804. 97 Seiten 4.

Norberg bemüht sich, einer Verbesserung des, aus mehreren öffentlichen Blättern bekannt gewordenen, schottischen Destillationsapparates Eingang zu verschaffen; welche aber selbst noch einige Fehler hat. Hr. H. hat diese in der vor uns liegenden Schrift aufgedeckt, und den Norbergschen Apparat zwar in allen Punkten beybehalten; ihn aber durchaus modificirt. Die wesentlichsten, und unfehl-

bar-

für die nöthigsten Verbesserungen sind die Sicherstellung des Wächters, durch ein Ableitungsrohr, welches die überstrigende Matsche im höchsten Nothfalle wegführen kann, und die Verdreyfachung des Ableitungsrohres, welches zugleich weiter gemacht wird, als das Norbergische war. Rec. hat diese kleine Schrift gerne gelesen; bedauert aber herzlich, daß sie keine Früchte bringen wird; denn weder unsre Obrigkeiten, noch unsre Branntweinbrenner haben Sinn für Verbesserungen dieser Art; sondern lassen gern Alles bey'm Alten. Noch lobenswerther würde Hoffmanns Verbesserung dieses Apparates seyn, wenn das Kühlgeräthe (welches hier kein Rohr; sondern ein Cylinder ist), von Eisenblech, nicht von Kupfer, gemacht würde, um der Vergiftung des Branntweins entgegen zu arbeiten. Zugleich wäre diese Vorrichtung auch wohlfeiler und dauerhafter.

Or.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Beyträge zur Nördlingischen Geschlechtshistorie, die Nördlingischen Familien und Epitaphien enthaltend, gesammelt und mit historischen Anmerkungen erläutert von D. Daniel Eberhard Beyschlag, Rektor des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg, fortgesetzt von Johannes Müller, Maler allhier. Zweyter Theil, erste und zweyte Abtheilung. Nördlingen, bey Becks seel. Witwe. 1803. 1 Alph. 18 Bg. 8. 2 Rf.

Der erste Theil dieses speciellen genealogischen Werkes, von Hrn. Beyschlag, vorher, ehe er nach Augsburg berufen ward, Rektor in seiner Vaterstadt Nördlingen, erschien im J. 1801, wurde von uns im 81sten Band dieser Bibliothek S. 447 f. angezeigt, und dabey gemeldet, daß Hr. Johann Müller, auch ein gebornes Nördlinger, der sich ehedem schon Verdienste um die Geschichte Nördlin-

Nördlingens erwarb, und sich in der Einleitung zu diesem zweyten Theile als Mitarbeiter am ersten Theil ankündigt, die Arbeit nach dem Abgang des Hrn. B. nach Augsburg fortsetzen werde. Jener erste Theil beschäftigte sich hauptsächlich mit den in den dortigen Kirchen und Kirchhöfen befindlichen Epitaphien; dieser zweyte aber mit der eigentlichen Genealogie der ehemals und der noch blühenden Familien in Nördlingen, in Ansehung ihres Herkommens, ihrer Fortpflanzung, ihres Absterbens oder ihrer Abnahme. Zugleich werden ihre Wappen, ihre noch vorhandenen Epitaphien und andere Denkmahle kürzlich mit beschrieben. Sie sind nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, von den Ammanbachern bis zu den Zweyfel'n, 227 an der Zahl. Es sind nicht etwa bloß patrizische; sondern auch alle andere, in Nördlingen angesessene Familien, die größtentheils bürgerliche Gewerbe getrieben haben und noch treiben, mit der größten Pünktlichkeit und Genauigkeit beschrieben, folglich, mit wenigen Ausnahmen, einzig und allein den Bewohnern dieser ehemaligen Reichsstadt interessant. Hervorstechend sind folgende Familien, die vorzüglich brauchbare Männer hervorbrachten, welche sich um ihr Vaterland und zum Theil auch um das Ausland Verdienste erwarben: die Albrechte, die Cramer, die Dolpe, die Hauke, die Hatsche, die Hinkeldey (deren einer, Hieron. Heinr. v. Hinkeldey, erst neulich, am 19ten Jul. 1805, 85 Jahre alt, starb, und als Geschäftsmann und Schriftsteller bekannt ist), die Hörle (eine Künstlerfamilie), die Kißlinge, die Scheuffelhute, die Schöpperline, die Trölsche, die Wechsler, die Welsche, die Wiedenmänner, u. s. w. S. 620 ff. befinden sich noch Nachrichten von auswärtigen Familien, von denen in Nördlingischen Kirchen Epitaphien vorhanden sind. Von S. 629 bis 635. sind noch 15 Gelehrte alter und neuerer Zeit nachgeholt, die sich im Auslande und in Nördlingen berühmt gemacht haben; alsdann S. 635 ff. Pahl's Nachricht von dem Charakter u. Schicksal des unglücklichen Pastors Groß zu Eschach, aus den Annalen der leidenden Menschheit. Ferner S. 937 ff. Nachträge einiger (5) Familien; und ganz zuletzt (S. 641—652.) ein Register, oder eine kurze Uebersicht der Denkmahle, Epitaphien und Wappenschilde der im 1sten und 2ten Theile beschriebenen Familien, nach der jetzigen

Lage der Hauptkirche und der beyden andern Kirchen zu Nördlingen. Für Nicht-Nördlinger ist anziehender, als alles dieses, die von Hrn. Müller auf den ersten 8 Seiten vorgesetzte kurze Statistik Nördlingens, welcher zufolge die Zahl der Einwohner nie 10,000 überstieg, und gegenwärtig ungefähr 7000 beträgt. Die Angabe der jetzt dort blühenden Manufakturen und Gewerbe scheint sehr genau zu seyn.

Kr.

Kosmopolitische Briefe über die Geschichte des russischen Reichs. Ein Beytrag zur Kunde alter und neuer Zeiten. Vom Verfasser der kosmopolitischen Wanderungen. Dritter Band. 548 Seiten. 8. Vierter Band. 624 Seiten. Königsberg, bey Göbbels. 1805. Beyde Bände 5 Rt. 16 Gr.

Die beyden ersten Bände sind von einem andern Rec. in unserer Bibliothek Bd. 95. S. 85 f. angezeigt worden.

Im dritten Bande, der gleichfalls größtentheils nach Levesque histoire de Russie und Müllers Sammlung russischer Geschichte bearbeitet ist, finden wir Nachrichten der alten Geschichte Rußlands und seiner Beherrscher vom 9ten bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts; oder von Rurik, dem Stammvater eines Hauses, das sich über 700 Jahre erhalten hat, bis auf Iwan I., den Großen, der 1505 starb. Der Verf. hat diese ältere Geschichte, die oft in große Dunkelheit verhüllt ist, mit vieler Weitschweifigkeit erzählt, und sicher darin manche Legenden eingewebt, die das Ansehn solcher Mährchen haben, dergleichen sich in alten Chroniken finden. Oft geht die Schreibart in deklamatorischen Schwulst und in eine bilderreiche Sprache über, die sich mit der edlen Simplicität des historischen Vortrags nicht verträgt. Die Umständlichkeit der Beschreibung jener kriegerischen und blutigen Scenen des Alterthums, die doch auch hin und wieder übertrieben scheinen, ist sehr ermüdend; die gewählte sogenannte Briefform hätte vermieden werden können, da sie überhaupt nur selten bemerkbar ist. Daß

Man

Wladimir I. der Große das Reich unter seine zwölf Söhne getheilt habe, ist aus den mehresten Historikern ersichtlich. Man weiß ja auch ihre Namen, und kennt die Provinz, die einen jeden zugetheilt wurde. (vergl. Alte russ. Gesch. von Lomonossaw. Riga 1768. S. 172.) Warum spricht unser Verf. S. 5 nur von acht Söhnen? — Von den Großfürsten in Kiew und Wladimir erwähnen wir Jaroslaw I, unter dem die Tataren in Rußland einfallen. Sie machten in der Folge dem russischen Beherrschern viel zu schaffen. Dieser Einfall erfolgte zuerst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Jaroslaw II. besiegte 1241 in einer merkwürdigen Schlacht an der Newa die deutschen Ritter und Schweden. Michailow Jaroslowitsch wird S. 315 mit vielen Martern hingerichtet 1316. Die That selbst ist grausend, besonders da die barbarische Art seiner Hinrichtung durch Bruderhand vollstreckt wurde. Dieser hieß George (Jurge), wurde zwar sein Nachfolger, erhielt aber durch Michaels Sohn Dmitrij seine Strafe, den Tod. — Von der Zeit Iwans I, 1328. an blieb der Sitz der Großfürsten (Dmitrij Konstantinowitsch ausgenommen) immer in Moskwa. — Für Künste und Wissenschaften that Iwan III. (besser Iwan I. der Große) der Wiederhersteller des russ. Staates (er reg. von 1462 bis 1505) für jene Zeiten ziemlich viel. Seine doppelte Niederlage durch den Heermeister des deutschen Ordens Walther v. Plettenberg besonders die letzte vom 13. Sept. 1502, die einen funfzigjährigen Waffenstillstand zur Folge hatte, ist in den Annalen der russ. Geschichte denkwürdig. Von der vorher erwähnten figürlichen und deklamatorischen Schreibart, die der Verf. zu lieben scheint; ungeachtet sie, wie wir einräumen, nicht allenthalben statt findet, sind hier ein paar Proben: S. 37. »In Kiew häuften sich Unfälle auf »Unfälle, und die Zerstörung breitete ihren schwarzen »Fittig über das unglückliche Land.« S. 116. »Kaum »war Konstantin nach Wolodimer zurückgekehrt, um das, »selbst in Frieden zu regieren, als er von einer tödtlichen »Krankheit überfallen wurde, die ihn, in der schönsten »Blüthe seines Lebens, in die Nacht des Grabes hinab schleuderte.«

Der vierte Band setzt die Geschichte Rußlands unter den folgenden Regenten, also unter Wassilej Iwanowitsch

witsch und seinen Nachfolgern fort, und erstreckt sich bis auf den Anfang der Regierung Michael Fedrowitsch Romanow, oder von 1505 bis 1613. Unter den russ. Fürsten dieses Zeitraums ist der denkwürdige Iwan II. Wassiljewitsch, der von 1533. bis 1584. regierte. Dieser Zar vergrößerte Rußland, indem er Kasan und Astrachan bezwungt, und auch den Grund zur Eroberung Sibiriens legt. Mit der Krone Schweden war er weniger glücklich, und verliert an dasselbe fast ganz Karelien und Ingermanland. Die Kriegskunst gewann unter ihm. Er ist auch der Schöpfer der ersten regulären Miliz, die unter dem Namen Streltzen (d. i. Schützen) bekannt ist. Auch für Künste und Wissensch. sorgte er und zog fremde Künstler in sein Reich. Auf seinen Befehl wurde zu Moskwa die erste Buchdruckerey angelegt. Wir gestehen daß besonders die Schilderung des persönl. Charakters dieses Fürsten uns gefallen hat, indem sie den von ihm vorhandenen Nachrichten angemessen ist. Man weiß, daß viele Schriftsteller ihn als den grausamsten Tyrannen abgemalt haben, wovon hier S. 350 ff. auch Beyspiele vorkommen; andere, als Thuanus und Schurzfleisch haben ihn, wo nicht gerechtfertigt doch seine Härte und Strenge mit Gründen entschuldigt. Er war von Natur wild und leidenschaftlich, und nur selten Herr seiner ersten aufbrausenden Hitze; doch liefert die Geschichte auch Beyspiele von ihm, daß sie ihm leid war. Er war sehr gerecht, und ließ ein Gesetzbuch für die Gerichtshöfe verfertigen. Er duldete die Trunkenheit nur an großen Festtagen, bestrafte die Trunkenbolde, ungeachtet er selbst nach dem Tode seiner edlen Gemahlinn Anastasia, von der Zeit an sich überhaupt sein Charakter verschlimmerte, den Trunk liebte —

Die Streitigkeiten und Kriege zwischen Schweden und Dänemark (S. 173 bis 181) gehören, wenigstens mit dieser Umständlichkeit, nicht in dieses ohnehin zu weitläuftige Buch.

Wenn wir oben erwähnten, daß besonders aus den ältern Zeiten manche Mährchen eingewebt sind: so glaubten wir, auch den Vorfall B. 3. S. 10 11 dahin rechnen zu können. Ein einzelner Jüngling, der Prinz Andreas, Sohn des Großfürsten George, stürzt sich, nur von zwey

zwey Menschen begleitet, wüthend auf eine kleine feindliche Armee, metzelt nieder, was ihm vorkömmt, und bringt die Feinde in Unordnung. Diese fliehen vor einem einzigen Tollkühnen, und Andreas verfolgt sie bis unter die Mauern von Luczko. Nun sehen sie erst das Schimpfliche ihrer Flucht, kehren in voller Wuth die Waffen gegen den Prinzen, der sich aber glücklich mit dem Schwerte einen Weg bahnt, und mit seinem Pferde, ohne Schaden für seine Person, gesund ins Lager der seinigen zurückkommt. Der Verf. sagt selbst, daß diese Erzählung einem Romane sehr ähnlich sey; beziehe sich aber auf Levesque und mehrere Chronikenschreiber. Trägt sie aber nicht das Gepräge der höchsten Unwahrscheinlichkeit an sich, und hätte sie daher eine Aufnahme verdient?

Wir wünschen, daß der Verf. im Verfolge seiner Geschichte eine zweckmäßige Auswahl treffe, unnütze Weitschweifigkeiten vermeide, besonders manche Raisonnements unterdrücke, und die Würde und Einfalt des historischen Styls nicht durch deklamatorische und dichterische Bilder und Ausdrücke entstelle.

Of.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. J. F. Ch. Löffler. Zweyter Band, erstes Stück. Mit dem Bildnisse des Hrn. D. Stolz in Bremen. Jena, bey Frommann. 1804. 1 Alphabet. 8.

In diesem Stück findet sich zuerst eine Abhandlung, was praktisch predigen heiße, welche sehr wohl gerathen ist; hernach eine Anzeige über C. Garve's Schriften, besonders über seine Abhandlung über das Daseyn Gottes. Am Ende derselben werden die gewöhnlichen Bemerkungen gemacht, daß die Lehre von einem alles ordnenden und regierenden, allmächtigen, allweisen und allzeitigen ꝛc. Geiste einen ganz unstreitigen Einfluß habe auf die Beruhigung und auf die

Tugend des Menschen, und daß diese Lehre von der christlichen Religionslehre, wenigstens im populären Vortrage (S. 20) unzertrennlich sey. Rec. würde die letztere Einschränkung weggelassen haben. Denn weder in dem populären noch in dem wissenschaftlichen Vortrage der Religionslehre kann die Lehre von Gott dem erhabensten Geiste entbehret werden, wenn es noch Religionslehre seyn und nicht bloß so heißen soll. Neben andern Schwierigkeiten worauf bey dem System des verdienten Gaye aufmerksam gemacht wird, wird uns noch die berührt, daß die Lehre von der Schöpfung der Welt aus nichts durch keine Erfahrung bestätigt wird, und also der Gottesgelehrte und Prediger genau zu untersuchen habe, ob sie auch in der Schrift gegründet, und so sehr wichtig sey als sie vor Zeiten angesehen wurde? Ein eifriger Vertheidiger dieser Lehrmeinung würde vielleicht sagen, daß die Schöpfung aus nichts eben so wenig wie die Existenz Gottes aus der Erfahrung (streng) bewiesen werden könne; sondern bloß eine Folge der Lehre von Gott dem allervollkommensten Geiste sey, der das Ganze ordne und regiere. Dessen Wirkungen würden durch den schon vorhandenen aber nicht von ihm (von Gott selbst) hervorgebrachten Stoff der Welt Grenzen gesetzt worden seyn. (Non ex quovis ligno fit et fieri potest Mercurius kann man auch hier sagen). Er würde die Welt dann nicht, allein nach den Regeln der höchsten Weisheit und Güte, haben bilden und ordnen können, so gern er auch gewollt hätte; sondern er würde sich nach dem schon vorhandenen Stoff haben richten müssen. Diese ganze Vorstellung scheint aber der Gottheit nicht würdig zu seyn. Die Dispositionen zu den Predigten und die Kasualreden sind größtentheils zweckmäßig. Indessen ist in der Disposition über die Erziehung der Kinder zur Religion die Sache offenbar zu allgemein und zu oberflächlich behandelt. Die Probe Katechesation scheint auch selbst für gebildete Kinder zu schwer zu seyn, und die Materie scheint auch überhaupt nicht zu einer Katechesation geeignet. Die liturgischen Formulare sind beynahe durchaus musterhaft, und der Vorschlag des Pfarrersubstituten Müller in den Wochenpredigten auf dem Lande über die biblische Geschichte zu predigen, beherzigenswerth. Wenn der Herausgeber übrigens in der Vorrede sagt, daß er eine Predigt, der man die Bemühung zu rühren anmerkt, weit widriger finde, als diejenige, der man die Bemühung

durch

durch Deutlichkeit zu belehren (sollte heißen recht deutlich zu werden) ansieht: so ist die eine Bemühung, wenn sie zu weit getrieben wird, (und davon kann hier doch nur die Rede seyn, denn so lange beyde in ihren Grenzen bleiben, wird keiner etwas dagegen einzuwenden haben) eben so tadelhaft, als die andere. Man könnte sonst der Deutlichkeit halber wieder anfangen Synonymen auf Synonymen zu häufen, oder zu erklären, was ein Berg sey, was gehen und was stehen heiße, wie man sonst thut.

Cz.

Katechetisches Handbuch, oder faßliche Darstellung der ganzen christlichen Religion und Moral für Lehrer der Jugend; von C. W. Th. Camenz. Erstes Bändchen, 10 Bogen. Zweytes Bändchen, 15 Bogen. Drittes Bändchen, 13 Bogen. 8. Meißen, bey Erbstein. 1801, 1802, 1803.

Der Verf. hat die Absicht, ein katechetisches Handbuch über die ganze Religion und Moral zu liefern, woraus sich der Lehrer im Fall der Noth Rath holen kann. (Rec. setzt auf dergleichen Bücher keinen sehr großen Werth, und ist der Meinung, daß man den Lehrer erst gehörig bilden müsse, wenn ihm ein solches Buch nützlich seyn soll). Er erkennt selbst in der Vorrede zum ersten Bändchen die ganze Schwierigkeit dieses Unternehmens. Er will sich aber dadurch doch nicht abschrecken lassen. Wenn er sagt, daß die Bauernkinder eben so wohl Verstand, Witz, Schatfsinn und andere Seelenfähigkeiten haben, als die Fürstenkinder: so hat das wohl noch Niemand geläugnet. Aber rohe und ungebildete Kinder müssen doch ganz anders behandelt werden als gebildete, und um rohe Kinder auch nur gewissermaaßen zu bilden, werden auch die besten Katechesationen nicht hinreichen, wenn nicht der tägliche Umgang mit gebildeten Menschen hinzukommt. Indessen läßt sich dadurch doch allerdings etwas thun, zumal wenn die Katechesation nicht etwa mechanisch getrieben wird.

Dieses Lehrbuch soll also den gemeinschaftlichen Inhalt des sittlich religiösen Unterrichts in niedern Schulen, oder kürzer, den gemeinschaftlichen Religionsunterricht, aber sorgfältig bearbeitet, enthalten. Der Verf. hat, wie er in der Vorrede zum 2ten Bändchen sagt, in diesem seinem Handbuche vornehmlich auf Luthers Katechismus Rücksicht genommen, weil so seine Gegend dieser noch im Gebrauch ist. Er ist aber in der Anordnung der Materien stillschweigend von demselben abgegangen, weil sonst die systematische Ordnung, wie er sich ausdrückt, (und die wir nicht oben bemerkt haben) verloren gegangen wäre. Am Ende des Werks will er indessen ein Schema hinzufügen, wie die Materien oder Katechesationen nach Luthers Katechismus geordnet werden können.

Was nun die Katechesation selbst betrifft: so sind einige zwar so beschaffen, daß sie von einem Katecheten mit Nutzen gebraucht werden können, aber im Ganzen genommen werden sie schwerlich Beyfall erhalten. Einige gehören gar nicht in den Jugendunterricht, sondern in die Dogmatik; z. B. die über die göttliche Eingebung; in andern taugt der Gang nichts den der Verf. genommen hat; und in den mehresten kommt etwas vor, was bloßer Wörterkram ist, und wobey sich das Kind nichts denken kann. Dahin gehört, wenn der Verf. die Frage umkehrt, wodurch doch die Sache selbst um nichts deutlicher oder verständlicher wird; oder wenn er vorher die Sache und die Worte gesagt hat, hernach die Sache und die Worte wieder abfragt, ohne daß eine Erklärung vorher gegangen. Auch kommen viele Fragen vor, welche unbestimmt sind, und worauf mehrere Antworten gegeben werden können.

Zb.

Christliche Moral, wissenschaftlich bearbeitet von D. J. W. Schmid, herausgegeben von C. Ch. E. Schmid. Dritter Band. Jena, bey Stahl. 1804. 20 Bog. 8.

Auch mit dem Titel:

D. J. W.

D. J. W. Schmids christliche Aseetik. Herausgegeben von C. Ch. E. Schmidt.

Auch in diesem Bande ist die wissenschaftliche christliche Moral auf eben die Weise bearbeitet, wie in den beyden vorhergehenden. Die Begriffe werden gehörig bestimmt, die Sachen aus einander gesetzt, die hierher gehörigen Schriftstellen beygebracht und kurz erklärt, und die Gründe und Beweise hinzugefügt. Der Gang, den der Verf. in diesem Bande genommen hat, ist der folgende:

Zuerst redet er von der sittlich bösen Beschaffenheit des Menschen. Hier wird der Begriff der Sünde in philosophischer und biblischer Hinsicht festgesetzt, die verschiedenen Gattungen und die Größe der Sünden werden angezeigt, und mit der Sündhaftigkeit oder Lasterhaftigkeit geschlossen. Hierauf folgt die Lehre von der moralischen Zurechnung, wo die Begriffe von Verdienst und Schuld, Zurechnung, Vergeltung und vom Gewissen näher erklärt, und mit der Gewissenhaftigkeit geschlossen wird. Im vierten Abschnitt folgt nun die allgemeine moralische Aseetik, also von der moralischen Besserung überhaupt, dem Begriff, die verschiedenen Benennungen und Erklärungen derselben (von Jesu), von der ersten Bildung zur Tugend in frühern Jahren, von der moralischen Besserung des Lasterhaften u. s. w. In dem fünften Abschnitt folgen endlich die Beförderungsmittel zur Tugend und die Bewegungsgründe sowohl zur Tugend überhaupt, als zu einer jeden besondern Tugend; wo die reinen von den sinnlichen getrennt werden; obgleich sie bey der Ausübung verbunden sind.

Uebrigens wird mit diesem Bande das Ganze noch nicht geschlossen; sondern es wird, wie der Herausgeber verspricht, bald noch ein vierter folgen, mit welchem das Werk zu Ende seyn wird.

Vermischte Schriften.

Leben und Thaten des berühmten kriegerischen Bischofs von Münster Christoph Bernard's von Galen. Ulm, bey Stettin. 1804. 112 S. 8. 8 K.

Noch nie ist von diesem wahrhaft großen Fürsten, eine so getreue als richtige Charakterschilderung in irgend einer europäischen Sprache erschienen, als diese wenigen Bogen enthalten. Der ungenannte Verf., der alle und jede Hülfsmittel, die ihm durch Druckschriften zu gebote standen, in naher und entfernter Beziehung benutzt hat, liefert hier einen gedrängten Auszug der Begebenheiten, die mit dem Leben und den Thaten des Helden seiner Zeit in Verbindung standen, und hebt dagegen die wirklich charakterische Eigenheiten dieses Fürsten desto genauer und mit wahrer Unparteylichkeit aus, die seine bisherigen Biographen, entweder zu oft aus übertriebener Lobredneren, oder aus greller Verachtung beseitigten. Denn das, was der anonyme Verf., der sich mit den Buchstaben S. d. V. als ein Utrechter unterzeichnet, unmittelbar nach dem Ableben des, in Rede stehenden Fürsten Bischoffs zu Amsterdamm in holländischer Sprache, unter dem Titel: Het Leeven en de Daden van den Bischop te Munster B. C. v. Galen. 1678. 8. herausgegeben hat, welche Schrift demnächst in das Deutsche, Französische und Italiänische übersetzt ward, ist weiter nichts, als ein schmähendes Pamphlet, das die rühmlichen Eigenschaften dieses, von vielen In- und Ausländern oft verkannten Fürstens, zu verdunkeln und zu verschleyern, aus allen Kräften bemühet ist. Davon zeugen die sehr häufig vorkommenden inhumanen Ausdrücke, wovon diese Broschüre, statt einer förmlichen Geschichte dieses Mannes, strotzt. Außer diesen gehäßigen Farben der Verläumdung, ist auch kein Wort von der Verwandtschaft des damaligen Dom-Dechantens v. Mallingkrot, der diesen Christ. Bernh. erzog, wahr, womit diese Schmähschrift dem Letztern eine Undankbarkeit andichten will. — Auf den Grund dieses fechten Produkts, kam ein Jahr nachher, ein ähnliches unter dem Titel zum Vorschein: La vie et le Actions de Monsgr. *Christ. Bernh. de Cale (Galen)*. à Colog. 1679. 12., das

15 Jahre nachher durch einen Zeitgenossen, Freund und wirksamen Rathgeber des Fürsten Bischoffs Christ. Bernh. auf die überzeugendste Art unter dem Titel: De vita et rebus gestis *Christophori Bernardi* Episcopi et Principis Monasterienſis Decas, a *Joanne ab Alpen* Eccles. Metrop. Colon. Archid. maj. etc. etc. Coesfeldiae, typis *Wemmeieri*. 1694. 8., unschädlich gemacht wurden. Dieses enthielt eine wahre Schilderung von den Vorfällen und Begebenheiten eines Fürsten, der bisher, noch selbst im Grabe, so oft mißhandelt worden war.

Dieses, in einem rein lateinischen Style geschriebene Werk, wurde ohne wesentliche Verbesserungen und Zusätze, zu Münster im J. 1703, in der Raesfeldschen Domdruckerey von neuem aufgelegt, und mit einem zweyten Theil versehen, welche Ausgabe Rec. zur Vergleichung vor sich liegen hat, um sie, als Hauptquelle, mit der vorliegenden Lebensbeschreibung dieses Fürsten zu benutzen. Diese von Alpensche Decadis de vita et reb. gest. etc. etc. Pars prima, seu libri quinque priores, enthält auf 1 Bogen Dedikation und Vorrede, auch 3¾ Bogen Register 743 S. 8. den Zeitraum von 1650 bis 1666; der 2te Band dagegen, ebenfalls in 5 Bücher abgetheilt, auf 778 S. 8. und 2¼ Bogen Register, die Periode von 1667 bis auf seinen Tod am 19. September 1678, wobey die, in deutscher Sprache gehaltene Leichenrede des Jesuiten und damaligen Dompredigers Lucas Nagel von S. 735 bis 778 angehängt ist. Obgleich dieses, in einem fließenden Latein geschriebene Werk, manche Menschlichkeiten seines Helden zu beschönigen, bemühet ist: so verdient es doch die Herabwürdigung nicht, die ihm im Westphälischen Magazin zur Geographie, Historie und Statistik; XII. Heft S. 643 angedichtet wird. Am wenigsten kann die Lebensgeschichte Christ. Bernh. v. Galen, Bischoffs von Münster und Abts von Corvey, Elbing, bey Heymann und Komp. 1786. IV und 83 S. 8. für unparteyisch gehalten werden, die der (Kriegsrath?) J. L. Ehrlich zu Berlin geschrieben, und dem damaligen Kammerdirektor Hofmann zugeeignet hat. Dieses Produkt, das seiner Quellen gar nicht gedenkt, handgreifliche Unwahrheiten unterdrückt, abgeschmackte Unge-

reimt-

reinheiten wegläßt, einige Fakta schön erzählt, trefflich raisonnirt und Manches im Redeschmuck deklamirt, ist doch im Grunde der jüngsthin erwähnten holländischen Schmähschrift so ähnlich, wie ein Ey dem andern; sogar stimmen bisweilen die Ausdrücke überein. Dagegen ist das Leben und (die) Thaten Christ. Bernh. v. Galen, Bischoff und Fürst von Münster, Administrators von Corvey. Genommen aus dem Lateinischen des Hrn. Joh. v. Alpen. Münster, bey Theissing. 1790. XXXII u. 366 S. gr. 8., nebst dem, nach einem Originalgemälde, das bisher auf dem Schlosse zu Münster hieng, trefflich gestochenen Bildnisse, wie man leicht denken kann, ein getreuer Extrakt des lateinischen Hauptwerks 1703, 2 Bde. Ungeachtet auch dieses, in gedrungener Kürze, das Wesentlichste aus dem Leben und den Thaten dieses Fürsten aufhebt: so enthält es, wie die Urschrift, zu wenige Raisonnements, aus welchen man das eigentliche Charakteristische für Lob und Tadel ableiten könne. Alles dreht sich auch hier wieder, wie bey von Alpen, um den Centralpunkt der Religion, in der von Galen, wie seine Lebensgeschichte beweiset, Proselyten zu machen bemühet war. Natürlich wurde dieses von seinen Landsleuten, die seinen Biograph zu schreiben bisher bemühet gewesen sind, mit stillem Beyfall aufgenommen. Nicht so aber der ungenannte Verf. der vorliegenden Bogen, der überall den Charakter Ch. Bernh., so wie er von Natur war, und durch Klugheit und Erfahrung gebildet wurde, in seiner wahren Gestalt darstellt, mithin mit seinen Fehlern und seltenen Uebereilungen eben so schonend verfährt, wie bey der Menge seiner rühmlichen Eigenschaften, in keinen übermäßigen Lob ausbricht. Der sprechendste Beweis hiervon, liegt in dem Resultat, das der Verf. S. 16 und 104 flg. zieht, wenn er sagt: »Er ließ nichts außer Acht, was ihm die Zu»neigung seiner Unterthanen zu wege bringen konnte. — »— — Er war Meister seiner Leidenschaften, welches »er noch mehr in den fortdauernden Händeln mit Mal»lingkroe (seines Verfolgers) zeigte. — — Bernhard »von Galen war einer der größten Generale seiner Zeit, »ohne zuvor jemals Kriegsdienste gethan zu haben. — »— — und wenn er so viele Macht als Muth besessen »hätte:

»hätte: so würde er ein zweyter Alexander oder Cäsar »geworden seyn u. s. w.« —

A.

Gedichte.

Klopstocks Werke. *Siebenter Band.* 1 Alphabet 3½ Bog. — *Achter Band.* 17½ Bog. Leipzig, bey Göschen. 1804. 8. 2 Rt.

Den Anfang des siebenden Bandes machen vier und zwanzig Oden, die bisher noch nicht gesammelt sind, und zum Theil noch nie gedruckt waren. Die Zeit ihrer Verfertigung geht von 1796 bis in den Februar 1801, wo die letzte dieser Oden, die höheren Stufen, der Angabe nach geschrieben, und unter den bisher öffentlich bekannt gewordenen Arbeiten des verewigten Dichters die letzte ist. Von der ersten Ode, Unsre Sprache an uns, wird bemerkt, sie sey aus der Sammlung von 1798 aus einer Ursache weggelassen worden, welche nicht vor das Publikum gehöre. Manchen wird diese Ursache nicht so ganz räthselhaft, und Andern vielleicht aus folgender Strophe etwas verständlich seyn.

Wer mich verbrittet, ich haß' ihn; mich kalliesmet, ich haß' ihn;
Liebe dann selbst Günstlings nicht, wenn sie mich zur Quiritin
Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beyspiel
Ließ mir Hellanis: sie bildete sich durch sich.

Die Uebrigen sind zum Theil durch die neuern Zeitbegebenheiten und die, wie man weiß, in den letztern Jahren bey Kl. veränderte Ansicht derselben, veranlaßt. Sie tragen keine Spuren des Alters oder der Geistesschwäche; sondern athmen vielmehr noch die volle lyrische Kraft des, auch in dieser Gattung größten deutschen Dichters. Man lese z. B. folgende, nur hier der Kürze wegen ausgehobene, Probe.

Die

Die Wage.

Im August 1800.

»Du zählst die Stimmen: wäge sie, wüßt du nicht
Des Ruhms dich thöricht freuen, der dir erschallt.«
Sehr mühsam ist die Wägung! »Nun so
Zähle zugleich denn die Wiederhalle.«

Der Blick ermüdet, der auf die Wage schaut.
Wie säumts! wie viel der lastenden Zeit entschleicht,
Bevor im Gleichgewicht die Schalen
Schweben, und endlich der Weiser ausruht!

Und tönt der Nachhall etwa Unliebliches,
Wenn er in ferner Grotte Musik beginnt,
Und seine Melodie sich immer
Sanfter dem Ohre verlieret? »Zähle!«

Hier, wie in den meisten Klopstockischen Oden, wird mancher Leser vielleicht mehr Klarheit des Hauptgedankens wünschen; und zugegeben, daß die individuale Art der Auffassung und Ausbildung seiner Vorstellungen die ganz eigne Darstellungsart dieses Dichters zur Folge hatte: so konnte Rec. doch nie sich ganz der Voraussetzung entschlagen, daß doch auch ein gewisses absichtliches Streben an dem Schweren und Räthselhaften so mancher einzelnen Stellen Antheil haben möchte. — Die geistlichen Lieder sind hier, ohne Vermehrung und Aenderung, so wieder abgedruckt, wie sie vorlängst schon zu Kopenhagen und Leipzig in einer besondern Sammlung erschienen. Es scheint, daß Kl. diese Gattung ganz aufgegeben, und, was er darin verfertigt hatte, keiner neuen Durchsicht unterworfen habe. Schade um Beydes! Denn er war ein so trefflicher, so geist- und herzvoller Liederdichter; und mildernde Aenderung wäre wohl manchen Stellen zu wünschen gewesen, deren exaltirte und mystische Wendung dem gereinigten Religionsgefühle jetzt noch weniger zustimmen möchte, als zu der Zeit, wo diese Lieder zuerst erschienen. Auch die Vorreden, die viel Lehrreiches enthalten, sind hier wieder abgedruckt. — Den Schluß dieses Bandes machen 67 Epigramme. Rec. erinnert sich, einige derselben vor vielen Jahren in der Hamburgischen Neuen Zeitung gefunden zu haben; die meisten aber waren vermuthlich bisher ungedruckt. Ihrem Inhalte

hatte noch verdienen sie den Namen Singgedichte, der mehr als jener griechische sagt, im besten und strengsten Verstande; ihre Form aber ist nicht immer so, daß dadurch die Wirkung befördert würde. Wer kann z. B. das Unbehülfliche der Einkleidung in Folgendem verkennen?

An die Ausleger der Alten.

Winkelmann erklärt die Werke der zeichnenden Künste,

Ihr der redenden. (Leicht wird das Herz von jenen berühret;
Diese durchdringen's). Wofern ihr ihn zum Muster euch wählet,
Werdet ihr uns mit Geschmack die neuen Bemerkungen sagen,
Werdet vom Mänaden ihr reden im anderen Tone,
Denn Aristarch. Doch gewarnt seyd vor Einem auch: Lasset
Euch nicht, wie Winkelmann, von dem wachenden Phantasos täuschen.

Den achten Band füllen die beyden Schauspiele, der Tod Adams und Hermanns Schlacht. In beyden haben wir keine Aenderungen wahrgenommen. Hoffentlich werden nun die beyden andern Bardiete zunächst folgen.

Go.

Romane.

Melanie, das Findelkind. Mit einem Kupfer. Berlin, bey Unger. 1804. 16 Bog. 8. 1 Rth.

Einer Prinzessinn Aurore wird am Weihnachtsmorgen ein Windelkind gebracht, welches in der Loge des Thürstehers gefunden ist. Sie nimmt dieß Kind als Geschenk der Vorsehung auf, und läßt es mit ihren Töchtern erziehen, die eine Zeitlang dieß Mädchen für ihre Schwester halten. Daß dieß nicht der Fall sey, wird entdeckt. Die Prinzessinn wird auf ihren Gemahl eifersüchtig, und Mathilde wird von ihrem Hofe entfernt, obgleich eigentlich

ein

ein jüngerer Bruder des Fürsten ihr Liebhaber ist, der es auch verhindert, daß sie nicht, nach der Absicht der Prinzessinn, zu einer Gräfinn gebracht wird, deren Gesellschafterinn sie werden soll, die aber oft Anfälle von Wahnsinn hat. Auch von diesem Prinzen, der plötzlich, seiner entdeckten heimlichen Heirath wegen, von seinem Bruder zurückgerufen wird, sieht sie sich verlassen, und geräth nun in Verlegenheit über ihr Schicksal. Zufällig wird sie mit einigen Mitgliedern einer Schauspielergesellschaft bekannt, die ihre Talente durch den Ruhm ihres ehemaligen Spiels auf einer gesellschaftlichen Bühne jenes Hofes schon kennen, und sie bereden, selbst Schauspielerinn zu werden. Sie zeichnet sich in dieser Kunst sehr vortheilhaft aus; ihr werden Geschenke und Anträge gemacht; sie bleibt aber, unter dem Schutze der Direktorinn, auch hier der Tugend getreu. Bald hernach findet sie Gelegenheit, die Bühne zu verlassen, und nach verschiedenen Lagen und Schicksalen, wird es entdeckt, daß sie die Tochter einer Hofdame und des Fürsten ist; von dessen Gemahlin sie als Findelkind aufgenommen und erzogen wurde. Jetzt wird sie an einen Grafen verheirathet, der ihr schon als Schauspielerinn seine Liebe erklärt, für den auch sie Zuneigung gefaßt hatte, und der indeß in Kriegsdiensten eine Zeitlang entfernt gewesen war. — Nach der eignen Erklärung des Verfs. — oder vielleicht der Verfasserinn — dieses Romans, S. 185, (war die Tendenz desselben, ein Mädchen zu schildern, das, gesund an Leib und Seele, ohne jene hysterische Reizbarkeit, die das Wesen romantisch-schöner Seelen ist, Kraft genug in sich fühlte, eine erste Liebe zu verschmerzen, der Pflicht und der Nothwendigkeit nachzugeben, und sich so des ersten Mannes würdig machte, indem es Kraft und Muth äußerte, ihn aufzugeben. Diese Schilderung sowohl, als die Erzählung mancher Nebenvorfälle, und die Zeichnung mehrerer an der Handlung theilnehmender Charaktere, ist so geschickt ausgeführt, und der durch rasch fortschreitender Thätigkeit belebten Dichtung so viel Interesse ertheilt, daß sie in der bessern Klasse von Originalschriften dieser Gattung eine Stelle verdient.

Em.

Musik.

Musik.

Allgemeine Geschichte der Musik, von Johann Nicolaus Forkel. Zweyter Band. Mit fünf Kupfertafeln. Leipzig, bey Schwickert. 776 S. gr. 4. 9 M.

Die Anzeige dieser Fortsetzung eines wichtigen und sowohl dem Fleiße und der Belesenheit, als auch der Beurtheilungskraft des Verfs. zur Ehre gereichenden, Werkes, ist durch verschiedene Umstände verspätet worden. Der erste Band kam im Jahre 1788 heraus, und ist in der alten A. D. B. XCVII. Bande S. 242 ff. angezeigt worden. Der damalige Rec. läßt Hrn. Forkels Einsichten allerdings im Ganzen, Gerechtigkeit wiederfahren. Aber daß derselbe S. 247 dem Vorgeben eines mißgünstigen Engländers in European Magazine, Hrn. Forkels Werk sey fast nichts, als eine Uebersetzung von Burney's History of Music, allzuviel nachzugeben scheint, hat dem jetzigen Rec. wirklich wehe gethan. Von einem Manne, wie Hr. Forkel, welcher in seiner musikalisch-kritischen Bibliothek (im 3n Bande S. 117 ff.) Burney's auch schätzbares Werk so verständig beurtheilt hat, ließ sich ohnedieß schon erwarten, daß er dem Burney nicht blind werde gefolgt seyn. Und so ist es auch. Hr. Forkel benutzte Burney's Geschichte der Musik, »so wie alle andere Schriftsteller« in so weit sie nach seinen Absichten zu nutzen war, »wie er in der Vorrede zum ersten Theil ausdrücklich sagt. Wenn der Engländer im European Magazine sagt: Alle Kupfer, wodurch der erste Theil von Forkels Geschichte der Musik geziert worden, wären aus Burney's History of Music nachgestochen: so ist dieß unrichtig. Bloß die Titel-Vignette ist aus Burney. Man hätte beynahe eben so gut sagen können, Burney habe aus Hawkins's History of Music Kupfer nachstechen lassen; denn in beyden Werken kommen Abbildungen von Instrumenten überein. Daß Hr. Forkel in dem, was er im ersten Theile über die griechische Musik sagt, dem Burney ziemlich folgt, ist wahr; aber nicht nur hat er auch manches Eigenes hinzugethan, sondern Burney selbst ist dem

P. Martini in dessen Storia Della Musica ziemlich genau gefolgt, so, daß noch die Frage seyn möchte, ob Hr Forkel zuweilen mehr diesen als jenen vor Augen gehabt hat. Wenigstens sieht man deutlich, daß Hr. F. die von Burney angeführten Stellen alter Schriftsteller nicht bloß abgeschrieben; sondern wirklich nachgeschlagen und erwogen hat. Vielleicht hat Hr. F. sich nicht philologische Kenntnisse genug zugetraut, um selbst die griechischen Schriftsteller, welche von der damaligen Musik handeln, durchzustudiren, und im Zusammenhange zu lesen; und hat sich also lieber an das gehalten, was Burney vor ihm sammelte, welches dann auch gewiß im Ganzen das Beste ist, was man hat. Dieß ist ihm beynahe nicht zu verdenken; denn es ist hier fast empfehlungswürdiger abzuschreiben als allzuvorschnell zu seyn. Die Geschichte der griechischen Musik ist, wenn wir aufrichtig reden wollen, eigentlich noch gar nicht kritisch bearbeitet. Bayrette und Isaak Vossius haben wahrlich nur geschrieben, um uns irre zu führen. Um die verschiedenen noch vorhandenen von Meibom herausgegebenen griechischen Schriftsteller über die Musik der damaligen Zeiten, zu lesen und zu prüfen, (ja selbst zu bemerken, wo hin und wieder der Text durch die Abschreiber verstümmelt seyn mag), würde ein Mann erfordert werden, welcher eine sehr große Kenntniß der griechischen Sprache mit vieler Kenntniß aller Theile der Musik des Mittelalters und der jetzigen Musik verbände. Wo findet man einen solchen? Und selbst ein solcher Mann würde diesem so mühsamen und undankbaren Studium mehrere Jahre seines Lebens widmen müssen. Was kann wohl mühsamer und undankbarer seyn, als sich Töne, eine Folge von Tönen und eine Zusammenstimmung von Tönen, nach der todten Beschreibung der alten griechischen Schriftsteller (und noch dazu in jetzt ganz ungewöhnlich gewordenen Gammen oder Tonfolgen) im Gehör vorzustellen, und sie wieder in bloßen Beschreibungen, oder allenfalls in nur unvollständigen modernen Notirungen vorzustellen, mit der beynahe gewissen Vermuthung, nur äußerst wenige Leser würden sich die Töne und deren wahre Natur so vorstellen können und wollen, wie sie derjenige in Gedanken hörte, welcher mühsam und unparteyisch die alten griechischen musikalischen Schriftsteller studirt hatte. Dabey ist noch beynahe gewiß vorauszusetzen, daß demohnerachtet viele, je nachdem sie etwa dieses oder jenes Vorurtheil lieb-

gewon-

gewonnen hatten, dreiste Einwendungen machen, und damit den größten Haufen der Leser, welche dergleichen mühsamen Untersuchungen genau zu folgen nicht im Stande sind, sehr leicht bethören werden. Es ist wohl nichts schwerer, und mehrern Mißdeutungen unterworfen, als über Töne und Gebährden zu schreiben, die weder der Schriftsteller noch der Leser gehört und gesehen hat. Daß aber die griechischen musikalischen Schriftsteller von allen denjenigen, welche über die griechische Musik geschrieben haben, gar nicht sind gehörig gelesen und geprüft worden, und daß man, wenn dieses geschähe, auf ganz unerwartete Entdeckungen kommen würde, erhellet, nebst mehreren andern Umständen, schon aus demjenigen, was Hr. Nicolai in seiner Reisebeschreibung (XII. Bd. S. 80 ff.) einmal beyläufig aus seiner Lektüre dieser Schriftsteller anführte. Er führt die Beweisstellen an, daß z. B. die Griechen, und auch die Römer einen wesentlichen Unterschied zwischen dem poetischen und musikalischen Rhythmus machten. (Hr. N. hätte hinzusetzen können, daß selbst der musikalisch-griechische Schriftsteller Aristides jede Art von Rhythmus besonders abhandelt). Man hat sich seit Jahrhunderten eingebildet, die Verse wären von den Alten bloß nach dem poetischen Rhythmus gesungen worden; dagegen aus zwey angeführten Stellen römischer Grammatiker deutlich erhellet, wie sehr unterschieden bey den Alten der poetische Rhythmus von dem musikalischen gewesen ist. Die angeführten Stellen besagen deutlich, daß die Poeten nur zwey kurze Sylben Einer langen gleich geschätzt haben, und umgekehrt; daß aber die Musiker schon damals in ihrem Gesange viel feiner gemessen, daß sie *brevi breviorem, longa longiorem* posse Syllabam fieri, angenommen haben. Welche wichtige Folgen hieraus zu ziehen sind, wie unrichtig alles seyn muß, was bisher über die musikalische Rhythmik der Griechen gesagt worden, und daß diese vermuthlich unserer jetzigen musikalischen Rhythmik ähnlicher gewesen seyn mag, als sich viele gelehrte, aber nicht musikkundige Alterthumsforscher einbildeten, wird Jeder einsehen, der ernstlich über die Beschaffenheit der jetzigen musikalischen Vokalkomposition nachgedacht hat, worin wir beständig auf Syllabas longa longiores und brevi breviores stoßen. Daß aber auch die griechische Art zu singen mit der unsrigen weit mehr

gemein hatte, als sich viele gelehrte Leute einbilden mögen, erhellet aus demjenigen, was Hr. N. (S. 82) aus dem gedachten griechischen Musiker Aristides anführt: daß die Griechen die Stimme gar sehr ausgebildet hatten, daß sie Töne ohne Worte sangen, d. h. förmlich solfeygirten, und daß sie schon den Vokal i als unsingbar erkannten, so wie wir auch noch jetzt denselben als zum guten Singen unbequem kennen. Dieß sind lauter Dinge, wovon man in allen Büchern über die Musik der Alten nichts findet, zum deutlichen Beweise, daß die Verf. derselben die Quellen selbst nicht genug studirten, und sie mit demjenigen verglichen, was wir aus unserer jetzigen musikalischen Erfahrung wissen. Es wird also wohl unnöthig seyn, Hrn. F. nachzurechnen, ob er in demjenigen, was er im ersten Theile seiner Geschichte über die Musik der alten Griechen sagt, mehr einem Burney oder einem Hawkins und Padre Martini gefolgt sey; da alle drey diesen Gegenstand ungefähr gleich unvollkommen behandelt haben. Wir möchten vielmehr Hrn. F. aufmuntern, noch jetzt die griechischen musikalischen Schriftsteller selbst zur Hand zu nehmen, besonders den obengedachten Aristides Quintilianus, welcher von Gesang und Rhythmus so umständlich handelt. Wenn ein Mann, wie Hr. Forkel, den Gesang der Griechen mit dem jetzigen Gesange zu vergleichen unternähme: so könnte man hoffen, auf wichtige Resultate in der Geschichte der alten Musik zu kommen. Wir haben sehr wenig so gelehrte Musiker, wie er ist, und sollte er sich ja vielleicht nicht genug Kenntniß der griechischen Sprache zutrauen: so hat er ja in Göttingen so manche trefflichen Philologen zur Seite, welche ihm gern helfen würden.

Freylich, wenn dasjenige, was den Gesang der Griechen betrifft, ganz im Grunde sollte erörtert werden, würden nicht bloß die griechischen eigentlichen musikalischen Schriftsteller müssen übersetzt und durch Vergleichung mit der jetzigen Musik erläutert werden; sondern es sind auch noch in andern alten Schriftstellern eine unglaubliche Menge von Stellen, die zur Erläuterung dienen würden. Eben indem Rec. dieses schreibt, weiset ihm Hrn. Biesters neue Berlinische Monatsschrift (Nov. 1805. S. 395) eine Stelle im Dio Cassius nach, woraus erhellen könnte, daß zu den Zeiten des Kaisers Severus in Rom schon Kastraten

zu

zu Sängern gebraucht worden wären. Die Stelle ist allerdings sehr merkwürdig, aber noch nicht völlig beweisend. Dio sagt nämlich: »Plautinianus, der Günstling des Kaisers Severus, habe hundert römische Bürger kastriren lassen, und nicht nur Knaben und Jünglinge, sondern auch »Männer, und unter diesen beweibte Männer, damit (ὅπως) »seine Tochter Plautilla diese Verschnittenen sowohl zu anderer Bedienung, als auch bey der Musik und andern Künsten brauchen könnte.« Es scheint doch aus dem Kontext, daß sich das ὅπως nur auf bisher unerhörte Grausamkeit, Männer, und noch dazu beweibte Männer, kastriren zu lassen, beziehe; denn Dio setzt auch gleich hinzu, man habe damals bärtige Verschnittene gesehen. Es können also die Männer wohl nur seyn verschnitten worden, damit sie sich der Plautilla nahen durften, und waren unter diesen Männern Musiker: so möchten es wohl Flötenspieler oder Leyerspieler gewesen seyn. Da bey den Alten so vielerley von dem unnatürlichen Gebrauche der Knaben und auch der verschnittenen Knaben, (z. B. Juvenal. Sat. VI. v. 366) vorkommt: so wäre es wirklich sonderbar, daß sich nicht mehrere Nachrichten finden sollten, wenn damals wirklich die schändliche Gewohnheit schon gewesen wäre, Knaben des Singens wegen zu verstümmeln. So lange aber diese Stelle nur noch einzeln da ist, wird man sie wohl kaum von verschnittenen Sängern erklären dürfen.

Im gegenwärtigen zweyten Theile nähert sich Hr. Forkel schon mehr der Geschichte neuerer Zeiten, wo man sichere Nachrichten, und auch schon wirkliche musikalische Noten zum Behufe der Geschichte findet, und man kann daher Hrn. F. hier am wenigsten vorwerfen, daß er bloß irgend einem Autor, am wenigsten, daß er bloß Burney gefolgt sey. Er hat hier mit weitläuftiger Belesenheit und guter Beurtheilungskraft mehr gesammelt, als einer seiner Vorgänger. Nach einer allgemeinen, nicht uninteressanten Einleitung: Ueber Kirchenmusik und einige damit verwandte Gegenstände, handelt das erste Kapitel dieses Theils: von der Einführung der Musik in die christliche Kirche bis auf den Tod Gregors des Großen, (d. h. bis ins siebente Jahrhundert). Das zweyte Kapitel gehet: vom Tode Gregors des Großen bis auf Guido von Arezzo, (d. h. bis ins eilfte Jahrhundert).

Das dritte Kapitel geht bis auf Franchinus Gafor (d. h. bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts). Hr. F. hat auch die deutschen Volkslieder nicht vergessen, wes. wegen S 762 ff. bis zu Ende verschiedene sehr artige in Noten gesetzt mitgetheilt werden. Der Rec. wünscht recht herzlich, daß dieses für die Musik so wichtige Werk doch bald möchte weiter und bis auf die jetzige Zeit fortgesetzt werden.

Kl.

Chemie.

Chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen von D. *Dav. Ludw. Bourguet*, Prof. der Chemie beym Königl. Kollegio medico-chirurg. zu Berlin. Mit einer Vorrede von D. *Sigm. Friedr. Hermbstädt*, Königl. Obersanitätsrath und Professor etc. *Zweyter Band* von F — (bis) K. Berlin, bey Oehmigke d. J. 1800. 8. Fortgesetzt von D. *Jer. Benj. Richter*, Assess. an der Königl. Preuss. Bergwerks- und Hüttenadministration und Arcanist (en) an der Berlin. Porcellan-Manufaktur-Kommission; verschied. Acad. und Societ. der Wissenschaften Mitglied (e). *Dritter Band*, von L bis Phosphorhaltige Metalle. Ebendas. 1803. 8. *Vierter Band*, von phosphorhaltiges Kali bis Salzwaage. Ebendas. 1803. *Fünfter Band*, von Sandbad bis Vermillon. Ebendas. 1804. *Sechster und letzter Band*, von Verpuffung bis Zwischenmittel. Ebendas. 1805. 8.

Hr. B. liess das chemische Publikum lange auf die Fortsetzung dieses Buchs warten, welches um so mehr auffallen musste, da es wirklich ein sehr nützliches, und für Manchen ganz

ganz unentbehrliches Werk ist. Seit 1803 ist es aber fortgesetzt worden, und zwar hat Hr. B. dessen Besorgung schon mit dem 3ten Bande Hrn. Richter übertragen, dessen vielseitige Gelehrsamkeit schon dafür bürgt, daß er seiner Arbeit gewachsen seyn werde. Welche Gründe Hrn. B. von der Vollendung seiner Arbeit abhielten, erfahren wir nicht; auch dürfte dieses ziemlich gleichgültig seyn, da Hrn. R. Arbeit der des ersten Verfs. wirklich vorgezogen zu werden verdienet.

Wir haben verschiedene Artikel jedes Theiles, die uns die wichtigsten schienen, mit Aufmerksamkeit durchgelesen, damit die nöthigen Parallelstellen bey Macquer verglichen, und gefunden, daß Hr. B. sowohl, als Hr. R. ihren berühmten Vorgänger zwar nicht hinter sich zurückgelassen haben; aber auch nicht zu sehr von ihm übertroffen sind. Jedoch können wir nicht umhin zu bemerken, daß wir theils eine sorgfältigere Auswahl und mehr Vollständigkeit in der Literatur gewünscht hätten; so fehlt, z. B. bey dem Queckſilber, Hildebrandts Monographie; theils eine richtigere Orthographie erwartet, da Fehler wie Naphta, deſtilieren, Athmoſphäre, Oxigan ꝛc. doch gar zu beleidigend sind; theils uns mancher Ausdruck, besonders der Richterschen Nomenklatur sehr aufgefallen ist, welche z. B. statt Sauerstoff sehr oft Lebensstoff spricht, und daraus die Worte Lebensstoffen, gelebensstofft ꝛc. bildet, wobey dem Leſer wirklich angſt wird. Wir wissen es zwar recht wohl, daß viele von den berühmten Chemikern Berlins sich ein Recht angemaaßt haben, die chemische deutsche Sprache zu reformiren; können ihnen dasselbe aber nicht eher zugestehen, als bis sie wirklich durch die Entwerfung einer philosophischen Sprache, sich dazu legitimirt haben. Der Ausdruck Lebensstoff ist noch viel mehr petitio principii, als der Ausdruck Sauerstoff je werden kann.

Das Werk bey der Anzeige specieller durchzugehen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht. Die chemische Literatur hat dadurch unsehlbar gewonnen, und Rec. hofft, daß der, ihm noch nicht zu Gesicht gekommene Supplementband, vielleicht manche Dinge der Hauptschrift, wel-

che einer kleinen Berichtigung bedürfen möchten, verbessern werde, so wie es manche Lücke ausfüllen wird.

Zt.

Systematisches Lehrbuch der allgemeinen Chemie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen, zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbstunterrichte entworfen von D. J. Schaub. Erster Theil. Fürth, im Bureau für Literatur. 1804. 8. 1 Rl. 12 gr.

Der jetzt als Oberrentmeister und Salinendirektor im Hessischen angestellte Verf. lehrte bisher zu Cassel die Chemie und fühlte bald das Unangenehme der Nothwendigkeit, nach einem fremden Lehrbuche seinen Vortrag einzurichten. Rec., welcher Akademiker ist, und in mehreren Zweigen der Naturwissenschaften nach fremden Lehrbüchern lehrt, erkennt diese Unannehmlichkeit ebenfalls, und fühlt die subjektive Nothwendigkeit eigner Kompendien gar sehr. Allein daraus folgt noch keinesweges deren objektive, und ein zureichender Grund weßhalb Jeder seinen eignen Leitfaden ausarbeiten und öffentlich bekannt machen darf. Vielmehr ist es für ein desto größres Verdienst zu halten, wenn man auch bey dieser Entbehrung seinen Vortrag faßlich, nützlich, ja möglichst vollkommen zu machen im Stande ist. Mithin geht aus diesem Grunde, und er ist Hrn. S. hauptsächlichster, noch die Nothwendigkeit eines neuen Lehrbuches nicht hervor. Hätte er indessen neue Ansichten eröffnet, neue Anordnungen des Ganzen, wodurch die Totalüberblicke der Chemie erleichtert und aufgeklärt würden, geliefert, neue, die Darstellung des Ganzen ändernde Erklärungen oder gar Entdeckungen gegeben: so wären dieß so hinreichende Gründe für die Erscheinung seines Lehrbuche, daß es dafür keiner weitern Entschuldigung bedürfte. Allein alles dieses hat Rec. vergebens gesucht. Eine zweckmäßigere kompendiarische Kürze, eine vorzüglich gute, wenn auch nicht von der gewöhnlichen abweichende Darstellung konnte endlich das Letzte seyn, welches Hr. S. für sein Unternehmen anführt.

Al-

Allein auch diese Gründe darf er nicht für sich gebrauchen; denn in diesem ersten 420 enggedruckte Seiten ausmachenden Theile breitet er sich oft mit so großer Ausführlichkeit über manche Gegenstände aus, welche billig ganz dem mündlichen Vortrage hätten überlassen werden müssen, daß es schwer fallen wird, bey dem mündlichen Vortrage nach diesem Leitfaden, den Zuhörer immer in gespannter Aufmerksamkeit zu erhalten, ohne die Worte des Lehrbuches selbst zu wiederholen. Auch die Anordnung der hier abgehandelten Materien ist keineswegs beträchtlich verändert, wie unsere Leser aus folgender Inhaltsanzeige sehen können, die ihnen zugleich eine Idee von der Weitläuftigkeit des Buchs geben wird. Nach einer, einige ganz allgemeine, historische, literarische u. a. Notizen enthaltenden Einleitung (S. 1 bis 64) handelt der Verf. in der ersten Abtheilung (S. 64 bis 216) von den nothwendigsten allgem. Vorkenntnissen zur chem. Untersuchung d. Körper; von der Zerlegung der Körper im Allgemeinen (S. 78—111), wobey von den Verwandschaften die Rede ist. Besondere Verwandtschaften (S. 112—119) die disponirende, resultirende ꝛc. Chemische Operationen u. Werkzeuge zur Anwendung des Feuers (S. 121—147). Von den verschiedenen chemischen Operationen im Allgemeinen (S. 146—216), wobey wieder die Rede von einigen chemischen Werkzeugen, Gewichten ꝛc. ist. Zweyte Abtheilung. Von den unzerlegten Substanzen in ihrem abgesonderten Zustande, und ihren verschiedenen Verbindungen überhaupt. (S. 217—Ende). 1r Abschnitt. Von den allgemeinen Grundstoffen (S. 217—270). Wärme und Licht. 2r Abschnitt. Entwickelung der Theorie vom Verbrennen. Lehre vom Sauerstoff (S. 271—291). 3r Abschnitt. Vom Stickstoff. (S. 292—302). 4r Abschnitt. Vom Wasserstoff. (S. 302—351). 5r Abschnitt. Vom Kohlenstoff. (S. 352—382). 6r Abschnitt. Vom Schwefel. (S. 382—409). 7r Abschnitt. Vom Phorphor. (S. 409—Ende). Füge man nun noch hinzu, daß manche fehlerhaft geschriebene Worte z. B. empyrisch, atmosphärisch (σφαιρα) Tätraädomm u. a. das Buch entstellen: so bleibt wohl kaum ein Zweifel übrig, ob dieses Buch eine innre Nothwendigkeit seiner Existenz habe, oder nicht. Dagegen muß man aber auch auf der andern Seite bekennen, daß der gelehrte Hr. Verf. mit

Genauigkeit, Fleiß und Sachkenntniß gearbeitet habe, und daß sein Buch ein sehr vollständiges Werk sey, daß es die abgehandelten Gegenstände, ohne parteyische Vorliebe für irgend eine Sekte, vollständig und deutlich vortrage, und daß mithin wir dasselbe, da es einmal da ist, auch dreist als ein gutes Lehrbuch der Chemie empfehlen dürfen. Besonders dankenswerth ist der Fleiß, welcher überall auf die Literatur gewendet ist.

Ot.

Untersuchung der Verwandtschaft der Metalloxyde zu den Säuren. Nach einer Prüfung der neuen Bertholletschen Theorie. Von *Ludw. Schnaubert*, Doct. der Philos. Erfurt, bey Hennings. 1803. 8. 12 *Gr.*

Bekanntlich hatte Berthollet durch verschiedene Versuche darzuthun gesucht, daß die bisherigen Grundsätze der Chemiker über Verwandschaft gänzlich irrig seyen, und daß mithin die daraus gezogenen Folgerungen umgestoßen werden müßten. Alle bisher angestellten chemischen Analysen wurden dadurch unzuverläßig gemacht, und unsre Wissenschaft, welche im Begriffe war, sich auf einen sehr hohen Gipfel von Vollkommenheit zu erheben, in ihren Grundfesten erschüttert. Ein Paar treffliche deutsche junge Männer Karsten und Fischer, ergriffen mit Lebhaftigkeit Bertholets Theorie, und verpflanzten sie auf unsern vaterländischen Boden. Mit Unruhe erwarteten wir die Wirkungen der uns bevorstehenden Revolution, und fürchteten sie eher so sehr, als wir uns der Aufklärungen freueten, welche daraus aus dem Chaos wieder hervorgehen würden; denn jede Umwälzung, wie der Staaten, so auch der Wissenschaften, trägt endlich reinen schönen Gewinn ein, und im Kampfe mit gewaltigen Gegnern wachsen unsre Kräfte.

Hr. L. Schnaubert, Privatdozent in Jena, ein thätiger, kenntnißreicher Mann, der schon in früher Jugend, wo Rec. ihn beobachten konnte, viel versprach, bemühet sich in der vorliegenden Schrift, welche er Hrn. Berthollet selbst ge-

gewidmet hat, des französischen Chemikers Grundsätze zu bestreiten, und auf dem rechten Wege, durch vernünftig und ruhig angestellte Versuche, mit theoretischen Betrachtungen verwebt, zu erschüttern. S. hat, wie bereits durch öffentliche Nachrichten bekannt geworden ist, nicht günstig über diesen Gegner geurtheilt, wie sich freylich wohl erwarten ließ; allein Rec. glaubt ebenfalls, daß Hr. S. nicht mit hinlänglicher Kraft seinen geübten und zu den Triarkern der französischen Chemiker gehörenden Feind bekämpft hat.

Es ist nicht möglich, aus einer Schrift wie diese, einen klaren Auszug zu liefern; sondern wir müssen uns begnügen, unsern Lesern den Inhalt derselben mitzutheilen. Wen diese Sache lebhaft interessirt, der wird nicht verfehlen das Buch selbst zur Hand zu nehmen, und sich bemühen, den Weg des Verfs. verfolgend, vielleicht kräftigere Angriffe auf des Franzosen Grundsätze zu thun.

Der erste Abschnitt giebt in der Einleitung eine gedrängte Uebersicht verschiedener, über die Verwandtschaft der Metalloxyde zu den Säuren geschehener Arbeiten; der zweyte entwickelt den Begriff der Verwandtschaft, wobey Fischers und Karstens Definitionen derselben bestritten werden. Im dritten Abschnitte wird der Begriff der einfachen Wahlverwandtschaft, und zugleich Bertholets Theorem: »Wenn man der Verbindung von A und B ein »C entgegenstellt: so verbindet sich A nicht bloß mit C, »sondern theilt sich zwischen B und C nach dem Verhältnisse »der chemischen Masse,« — vollständig entwickelt, B's. Versuche werden aufgezählt, und, jedoch nicht alle mit völliger Evidenz, widerlegt. Der vierte Abschnitt giebt eine Erklärung des Begriffs der doppelten Wahlverwandtschaft, der fünfte giebt die Methode an, welche bey der Untersuchung der Verwandtschaft der Metalloxyde zu den Säuren beobachtet werden muß, wobey Hr. S. allerdings auf neue Ideen gekommen ist, und den Dank der Chemiker dafür verdient. Im sechsten Abschnitte beschreibt Hr. S. die Bereitung der von ihm gebrauchten Metallauflösungen und Metalloxyde von Gold (Statt des alten Louisdor, dessen sich Hr. S. bediente, hätte er Dukatengold nehmen sollen, und auch dieses ist noch nicht ganz rein), Silber, Quecksilber, Bley, Wißmuth, Nickel, Kupfer, Eisen,

sen, Kobalt, Zinn, Zink, Spießglanz, Magnesium. Der 7te und letzte Abschnitt endlich die Untersuchung der Verwandtschaft der Metalloxyde zu den Säuren selbst, in einer beträchtlichen Reihe von Versuchen, und von einer erläuternden Tabelle begleitet.

Wir empfehlen diese Schrift unsern Lesern angelegentlich, und können dieses mit Fug und Recht thun.

Zk.

Gelehrtengeschichte.

Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns, von A. G. Meißner. Erster Theil. 220 S. 8. 1803. Zweyter Theil, 422 S. gr. 8. 1804. Beyde Theile 3 Rf. 12 Gr.

Wir lernen hier den berühmten Naumann, der als musikalischer Komponist Deutschlands und Sachsens Ehre ist, besonders als einen edlen, gefühlvollen, vortrefflichen Mann kennen. Die Erzählung, obgleich ein wenig weitläuftig, interessiret von Anfang bis zu Ende. Naumann war eines Bauern Sohn, geboren zu Blasewitz unweit Dresden; dessen schämte der vortreffliche Mann sich nicht, denn er hob sich allein durch eigenes Verdienst. Es ist äußerst interessant zu lesen, wie kümmerlich der edle Jüngling sich von der ersten Jugend an durchhelfen mußte, und wie er nach und nach durch Fleiß und Talent einer der größten Tonkünstler ward. Im zweyten Theile werden auch Naumanns hauptsächliche musikalische Werke angezeigt, und mit Einsicht beurtheilt, soweit man dieses von einem Schriftsteller, der nicht selbst Musiker von Profession ist, nur verlangen kann. S. 383 des zweyten Bandes ist es sehr interessant zu lesen, wie Naumann über die berühmtesten deutschen Komponisten des vorigen Jahrhunderts geurtheilt hat. Vor dem ersten Theile steht ein bis zum Sprechen ähnliches Bildniß Naumanns, nach Graf in Dresden, von Bolt in Berlin meisterhaft gestochen.

Rl.

Bibli-

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht. Zweyter Theil. 1804. 426 S. 8. 1 Rl. 16 Gr.

Der Verf. freut sich laut der Vorrede in Hinsicht des ersten Theils, »daß ihm diejenigen, welche in der theologischen »Welt Herrschaften, Thronen, Seraphine und Cherubine »genannt zu werden verdienen, in Gnaden sind beygethan »gewesen. Mit dem, wenn auch nur theilweisen Beyfalle »dieser Magnaten beehrt, unter dem wohlthätigen Einfluss»se seines Konsistoriums (als wenn ihm dieses Auftrag das »zu gegeben hätte!?) welches wie eine Sonne am Kirchen»himmel glänzt, und im Bewußtseyn, daß er als Selbst»denker alles wohl geprüft hat, was er schrieb, ohne dar»auf zu sehen, ob er irgend einer Partey gefallen oder miß»fallen könnte, und nichts als wahr aufgestellt zu haben, »was nur Hypothese ist (woraus jedoch der größte Theil sei»ner Behauptungen besteht!) fühlt er sich über die un»fühlbaren Stiche der theologischen Insekten, und »über das Geschrey der Zionswächter und Thorhüter »erhaben.« — Diese Erhabenheit kann nur ein so lächerlicher Eigendünkel geben, als der Verf. theils hier, theils überall in seinem sonderbaren Werke verräth. Bey Sachkenntnis steht er dagegen auf einer sehr niedern Stufe, weil er schon allein in der Einleitung des ersten Theils eine solche Unwissenheit an den Tag gelegt hat, welche ihn aus der Klasse wahrer Gelehrten ausschließt. Man sieht aus diesem Theile immer mehr, daß das Ganze auf eine elende Büchermacherey abgesehen ist; denn er umfaßt auf 426 S. gr. 8. nicht mehr als den Abschnitt des Evangeliums Johannis von C. 6, 22 — C. 10. Also etwa 3½ Kapitel!? Wie wäre dieß möglich, wenn der Verf. nicht alle abgedroschenen und längst für unbrauchbar gehaltenen Erklärungen mit aufgenommen hätte, um sie desto leichter widerlegen zu können. Da findet man nicht bloß die alten Erklärungen eines Valla, Calvin, Beza, Bucer u. s. w., aus einem Zeitalter, wo sich die Exegese der Bibel erst zu bilden anfing; sondern

auch

auch die erbaulichen Betrachtungen eines Quesnel u. s. w., welche einen Hauptstoff zur Widerlegung liefern müssen, wobey die besten Kommentatoren der neueren Zeit Morus, Lange u. s. w. natürlich zur Seite bleiben. Außerdem herrscht in den Widerlegungen des Verf. ein trivialer Witz, den er in der Vorrede für Salz und sogar Pfeffer hält, eine gemeine Skurrilität, und eine vermeinte, aber unglückliche Persiflage geachteter Exegeten. Damit er aber die Schwierigkeiten über den Vortrag des Evangelisten Johannes ins Unendliche häufen könne, hat er die, besonders bey diesem Evangelium, sehr unvollkommene Lutherische Uebersetzung zum Grunde gelegt, statt daß er selbst eine richtigere hätte geben sollen, wodurch schon allein Manches viel deutlicher geworden seyn würde. Mit einem Worte, der Verf. hat Alles gethan, was ein guter Exeget, der Nutzen stiften will, nicht thun soll. Dieß ist also auf jeden Fall ein unnützes Unternehmen, dessen sich jeder rechtliche Mann zu schämen hat. Eine einzige Probe mag hinreichen, um die Manier des Verfs. näher kennen zu lernen. Eine Widerlegung kann angehenden Gelehrten vorbehalten bleiben, welche dabey eine leichte Mühe finden werden. S. 62. K. 6, 51: »Ich bin das lebendige Brodt vom Himmel »kommend u. s. w. Die Juden waren schon erstaunt und »murreten, da Jesus äußerte, daß er das himmlische Manna, das Brodt des Lebens sey, das vom Tode rette, und »unaufhörliches Leben gewähre. Nun hören sie plötzlich, »daß dieses Brodt das Fleisch Jesu sey, das er gebe, damit die Menschen nicht stürben, sondern leben (lebten). »Wahrlich! es wäre kein Wunder gewesen, wenn die Juden in diesem Augenblicke gewünscht hätten, das gelbe »Fieber zu bekommen, und selbst zu sterben, damit sie »erführen, daß Jesu Fleisch der Welt das Leben gebe. Aber »sie zankten nur V. 52. Allein was zwang auch die Juden, »die Worte in buchstäblichem Sinne zu nehmen, rufen die »Ausleger! Ich frage aber diese Herren, wie in aller Welt »hätten die Juden so klug seyn, und den Sinn, den ihnen »christliche Theologen gaben, errathen können? Die Juden hatten ja die Transcendentalphilosophie nicht studiert. »Wie sehr würden sie die Köpfe geschüttelt haben, wenn sie »folgende Erklärungen gehört hätten. — Ich werde euch »das Brodt des Lebens (diese geistliche Speise) mittheilen »und zu genießen geben, welche ich im Begriff bin, für das »Heil

»Heil aller Menschen aufzuopfern Bahrt (sic!) Das »Fleisch Jesu ist also seine Menschheit — und die Menschheit aufopfern — ohe! — Die Lehre die ich vortrage, »wird vornehmlich dadurch als göttlich bestätigt, daß ich meinen Leib zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts in den »Tod gebe u. s. w., oder — die Speise, welche ich gebe, »bin ich als Mensch, indem ich der Glückseligkeit des Menschengeschlechts mich widme. Exeget. Handbuch. Künstlich! Das Handbuch speist gern an zwey Tafeln. — »Wer meine Lehre in Kraft und Saft verwandeln wird, »der wird leben. Aber nicht allein meine Lehre ist das Nahrungsmittel, welches ewiges Leben giebt, sondern auch »mein Tod. Rosenmüller. Wer wird aber die Erklärung »des Hrn. Rosenmüller in Saft und Kraft verwandeln? So »erfahren die Juden schon die Kreuzigung Christi, ehe Jesus noch den Jüngern etwas davon eröffnet hatte. Und »diese vorläufige Meldung hätte sie gläubiger an den Messias machen sollen? Zum Glück konnten sie Brodt und »Fleisch nicht unter eine Kategorie bringen.« — In diesem skurrilen Tone geht es nun noch weiter fort. Der unbefangene Exeget würde dagegen gestanden haben, daß der fortschreitende Tropus von der moralischen Lebensnahrung (seiner Lehre) bis zu seinem Fleisch allerdings sehr kühn und hart sey; aber er würde auch bemerkt haben, daß Jesus schwerlich diesen Tropus so stark fortgesetzt haben dürfte, wenn nicht die Juden durch den Spott über den ersten Tropus von der Lebensnahrung ihn in Wärme gesetzt hätten, so daß er ihn nun ausdrücklich wiederholt, und noch verstärkt. Uebrigens ist der Sinn, den Hr. Rosenmüller angegeben hat, im Ganzen, allerdings der wahre. »Die erhabene moralische Lehre, die ich vortrage, wird auch dadurch als göttlich bestätigt werden, daß ich mich zum Glück des Menschengeschlechts aufopfern werde.« Diesen Wink von seiner Aufopferung konnte er zu jeder Zeit geben; auch wenn er sich gegen seine Jünger noch nicht näher darüber ausgelassen hatte. Darin liegt gar keine Schwierigkeit. Auch das Auffallende dieser tropischen Sprache mußte im Ganzen den Juden, welche an die kühne Bildersprache der Rabbinen gewöhnt waren, weniger auffallen als uns. Sie wollten Jesum nur nicht verstehen. — Endlich ist es ein elendes Sujet der Persiflage, daß die christlichen Exegeten in ihren Erklä-

stimmungen so sehr von einander abweichen; besonders wenn man Alles und Neues aus verschiedenen Zeitaltern unter einander mischt, wie es der Vers. thut. Auf eben die Weise kann er auch die Kommentatoren der Klassiker perstiren. Allein der Verständige sieht von selbst ein, daß alte Dokumente, ihrer Natur nach, eine verschiedene Erklärung gar nicht vermeiden können, und daß diese Verschiedenheit bey der Bibel um so größer seyn muß, je verschiedener von je her der theologische Geist war, und je noch sich unbemerkte Subtilitäten an die Erklärung der Bibel machen.

Bw.

Haushaltungswissenschaft.

Ueber die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundsätzen, wornach zu theilen, und von der Verfahrungsart des Verfassers bey den von ihm besorgten Theilungen, zu deren Entwickelung mehrere Entwürfe aus verhandelten Akten mitgetheilt werden von dem Kommissair Joh. Fr. Meyer. Zweyter Theil. Celle, bey Schulze. 1801. 1 Rthl. 12 Gr.

Der erste Theil dieses Werks ist im 98. Bande der A. D. B. mit gebührendem Lobe angezeigt worden. Der Zweyte Theil verdient eben dieses Lob. Die darin enthaltenen detaillirten Vorschläge und Tabellen sind, so viel der Rec. bey deren Uebersicht hat bemerken können, sehr zweckmäßig.

Mz.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Ueber das Selbst- oder Eigenwirken im Christenthume. Vom Oberkonsistorialrath Hermes. Tübingen, bey Fueß. 1805. 180 S. 9 Gr.

Dieses neue Produkt des Hrn. H. D. Hermes besteht aus drey Unterredungen zwischen drey gleichgestimmten Personen A. B. C. Man kann sich, wenn man mit den theologischen Begriffen des Verf. bekannt ist, leicht vorstellen, daß die angebrachten Zweifel und Einwendungen theils unerheblich sind, theils mit leichter Mühe beantwortet werden. Denn alle drey sind vorher schon einerley Meinung. Da es vergebliche Arbeit wäre, sich mit dem Verf., von dem man ohnehin weiß, daß er nichts liest, und auch nichts kennen will, als was etwan mit seinen Meinungen übereinstimmt, in Untersuchungen einzulassen: so bleibt uns nichts übrig, als dem Leser aus dem Buche eine Probe vorzulegen, woraus er den Ton und Gang der Unterredungen ersehen und folglich auf den Gehalt des Ganzen schließen kann.

S. 5. ff. A. »Sie wissen, B. Fr. daß die Meinungen getheilt »sind. Man sagt: Der Mensch kann Alles thun, sich mora»lisch gut zu machen, wenn er nur will. Dagegen sagen An»dere: Der Mensch, so wie er jetzt ist, kann nicht wollen, und »wenn er es könnte, so kann er nichts thun. Lassen sie uns diese

»Sache näher betrachten. Erlauben sie mir, daß ich die »Seelenkräfte so hoch erhebe, wie sie der aufrichtigste Lobred»ner der jetzigen Menschennatur nur immer erheben kann. »Was werden wir finden? Allgemein wird zugestanden »daß die herrschende Sinnlichkeit die menschliche Natur »drückt. — Also die herrschende Sinnlichkeit auf welche »Art bestimmt sie unsern Verstand? Sie zeigt uns in dem, was »wir erkennen und bedenken wollen — nur das Sinnlich-An»muthige; das nennen wir alsdann gut. Wir glauben, daß »Gott den Menschen nichts besseres geben könne, als das »was er für seine Sinne in diesem Leben haben kann. Das »ist aber offenbar falsch. Also irren wir in der Erkennt»niß. Und da uns die herrschende Sinnlichkeit nicht er»laubt, genauere Untersuchungen anzustellen: so werden »wir es gewohnt krig zu denken und die Wahrheit wird »uns nach und nach unendlich fremde. Habe ich hier rich»tig geredet: so folgt: daß der Mensch das Moralisch»gute nicht erkennen kann, seine Verstandeskräfte mögen »so scharf seyn wie sie wollen. Und wie steht es nun mit »der Entschliessungskraft. Sie wird nur durch Hoffnung »oder durch Furcht bestimmt. — — Nun wird der Seele »das Moralischgute gezeigt, (denn — sie kann es von »selbst nicht erkennen) aber hier hat sie für ihre herrschen»de Sinnlichkeit nichts zu hoffen. Sie kann es also nicht »wählen. Eben so wird ihr das Moralischböse gezeigt. »So lange sie es fürchtet will sie es meiden. Aber die »Sinnlichkeit herrscht. Die Seele wird leichtsinnig, die »Furcht verschwindet, das Böse wird erwählt — und so »würde dann die Menschennatur zu ihrer moralischen Bes»serung durchaus nichts thun können, wenn ich zugeben »wollte, daß zum Moralischguten nichts weiter gehöre, als »was der Mensch, so wie er jetzt ist, moralischgut nennt. »Ich weiß Freunde, Sie sind mit mir eins. Und also »frage ich nun weiter: kann der Mensch in eigner Kraft »in sich selbst etwas Gutes (z. B. wie es vor Gott gilt,) »hervorbringen, oder wenn es da ist, befördern. B. »Hervorbringen. Nein. Vor seiner Bekehrung ist der »Mensch todt in Sünde. C. Und eben so wenig kann »der Mensch in eigener Kraft das Gute, welches Gott »in ihm wirkt, befördern.«

Wem nun diese Probe von philosophischer Ansicht und Beweisart gefällt, der kann sich aus dem Büchlein über-

überzeugen lernen, daß der arme Mensch nichts weiß, nichts will, nichts ist, nichts kann, bis der heilige Geist diese verstand- und kraftlose Maschine in die Arbeit nimmt. Ob wohl etwa dieses opus seinem Urheber das Doktordiplom von der theologischen Fakultät, in Tübingen verdient hat? Es ist wenigstens in Tübingen gedruckt.

Hb.

Rechtsgelahrheit.

Archiv für die Rechtsgelahrheit in den Herzoglich-Mecklenburgischen Landen. Herausgegeben von C. C. F. W. Freyhern von Nettelbladt, Herzoglichem Mecklenburg. Schwer. Kanzl. Rathe zu Rostock. Erster Band. Rostock, bey Stille. 1803. 1 Alphab. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Zweyter Band. Schwerin und Wißmar, in der Böhnerschen Buchhandlung. 1804. 25 Bog. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Diese zweckmäßig angelegte Sammlung gutgewählter Materialien zur Kenntniß des Mecklenburgischen Provinzial-Rechtes zerfällt in drey Abschnitte, von welchen der erste Rechtsfälle, der zweyte Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten, und der dritte Erläuterungen und nähere Bestimmungen von Landesgesetzen und Verordnungen liefert. Man muß die ununterbrochene Fortsetzung dieses Archiv's um so mehr wünschen, da die mangelhafte Beschaffenheit der mit altem Formularkram, und einem unverhältnißmäßig großem Personale sogenannter Doktoren, oder vielmehr beutelsegender Advokaten, überladenen Rechtspflege sowohl in der Notorietät beruht, als erstere sich auch aus der ersten Abtheilung des vorliegenden Werks nur zu deutlich ergiebt. — Nicht minder traurig muß es mit der Medicinal-Verfassung da aussehen, wo wir Th. 1. S. 9—26 zu lesen ist, ein approbirter ausübender Arzt, eine Wöchnerinn mit einem dreyzackigten Haken und einem stumpfen Brodmesser entbindet, und dadurch erweislich

das Kind und höchstwahrscheinlich auch die Mutter tödtet; ein Vergehen, welches die Juristenfakultät zu Helmstädt viel zu gelinde mit Verurtheilung in die Untersuchungskosten bestraft; wobey man sich mit Recht verwundert, daß einem so gewissenlosen Pfuscher nicht alle fernere Ausübung der Entbindungskunst bey namhafter Strafe untersagt worden ist. — Fast bey allen hier bekannt gemachten Fällen, fällt den untern Gerichtsbehörden eine strafbare Saumseligkeit und Fahrlässigkeit zur Last. So stellten die Stadtgerichte in Sternberg die Untersuchung gegen eine Hebamme, welche eine Frau mit einer Hechtsangel zu entbinden versucht, dadurch das Kind zerstochen und vermuthlich auch den Tod der Mutter verursacht hatte, erst 2 Monate nach begangener Unthat an, wodurch die völlige Ausmittelung des Corporis delicti ohnmöglich, und die untaugliche Hebamme mit 1jähriger Zuchthausstrafe und Remotion von ihrer mörderisch getriebenen Kunst, viel zu gelinde bestraft wurde; um so mehr, da sich bey der Untersuchung ergeben hätte, daß sie bereits früher, in äußerst vielen Fällen sich der Hechtsangel und auch einmal einer Scheere, zu gleichem Zwecke bedient habe. — Jedem, der es mit dem Wohle der Menschheit aufrichtig meint, muß es wahrhaft empörend seyn, zu bemerken, daß hier die wichtigsten Geschäffte des Richters, die Criminal-Untersuchungen so höchst oberflächlich, und wirklich als wären sie das unbedeutendste Spielwerk betrieben werden. Sehr richtig ist die Bemerkung des Herausgebers Th. 1. S. 24 daß gerade in Criminal-Sachen die kleinern bey einer Inquisition begangenen Fehler oft den wichtigsten Einfluß auf die Entscheidung der Sache haben, und viel nachtheiliger wirken, als ein bey weitem wichtigeres richterliches Versehen in Civil-Sachen, da bey jenem auf die Benutzung des Augenblicks soviel ankömmt und begangene Omissionsfehler selten redressirt werden können.

Wg.

Handbuch des Buchhandelsrechts, systematisch dargestellt für Rechtsgelehrte, Buchhändler und Schriftsteller, von D. C. G. Rößig. Leipzig, bey Hinrichs. 1804. 8. 1 Rg. 20 K

Es

Es ist in allen deutschen Ländern durch Gesetze nur wenig von dem festgesetzt, was über den Buchhandel und alle dahin gehörige Gegenstände Rechtens seyn soll; außer, daß in dem preußischen Landrechte über das Verlagsrecht bestimmte Gesetze gegeben sind. Diese gelten aber als Gesetze natürlich nur in den Königl. Preußischen Staaten. Der Herr Prof. Rößig hat also versucht hier Sätze aufzustellen, welche er glaubt als allgemeine Gesetze vorschlagen zu können, wobey er sich auf das, was in Sachsen herkömmlich ist, beziehet. Die Absicht ist zu loben; obgleich der Versuch noch sehr unvollkommen ist. Rec. ist überzeugt, daß wider sehr viele von dem Hrn. Vf. angenommene Grundsätze nicht wenig einzuwenden wäre; aber man müßte freylich ein Buch, eben so stark wie dieses schreiben, um die Mängel deutlich zu zeigen. Es ist offenbar, daß der Hr. Verfasser die Geschäffte des Buchhandels in Deutschland ganz und gar nicht im Allgemeinen übersieht; sondern allenfalls nur die Praxis der Leipziger Messen vor Augen hat, welche Messen zwar für den Buchhandel in Deutschland wegen der Bequemlichkeit des Zusammenkommens und Abrechnens von Wichtigkeit sind; aber doch wahrlich nicht den ganzen deutschen Buchhandel ausmachen, oder ein Regulativ zu Bestimmung der Rechte desselben abgeben können. Hätte der Hr. Verf. den deutschen Buchhandel in seinem ganzen unermeßlichen Umfange besser gekannt: so würde er gewiß Vieles ganz anders angesehen, und ganz andere rechtliche Entscheidungen vorgeschlagen haben. Er vermischt auch sogar sehr oft Rechte mit bloßen Gewohnheiten, und hält dabey nicht wenige Sachen, die nur einzeln, z. B. in Leipzig, gewöhnlich sind, für allgemeines Herkommen, das etwa auf das Buchhändlerrecht Einfluß haben könnte. Und selbst Manches, was er als in Leipzig allgemein gewöhnlich annimmt, ist es keinesweges, z. B. S. 308 — 316, wie auch S. 330 — 332, wo der Hr. Verf. sogar bestimmen will, was in den Buchhandlungen für Handlungsbücher gewöhnlich wären. Dieß ist aber nicht nur nach der sehr verschiedenen Beschaffenheit in der Buchhandlung verschieden; sondern es gehört auch gewiß nicht zum Buchhandlungsrecht; da Jedem, den Rechten nach, unbenommen ist, seine Handlungsbücher so einzurichten, wie er es für sich am besten findet.

S. 449 läßt der Hr. Verf. die Grundsätze einer Vereinigung unter den Buchhändlern abdrucken, welche wie er

sagt: Vertragsmäßig unter den Buchhändlern in der Jubilatemesse 1804 gemacht werden wären. Es ist aber dieser Vertrag nur von einigen gutmeinenden Buchhändlern unter sich gemacht; und, wie Rec. gewiß weiß, selbst unter den verhältnißmäßig wenigen Buchhändlern, welche den Vertrag eingiengen, nie zur Ausübung gekommen. Vieles darin kann auch wohl niemals praktisch ausgeführt werden, und also auch niemals zum Grunde eines allgemeinen Buchhandlungsrechts dienen. Z. B. Es ist darin bestimmt, wer Credit erhalten, oder als Besitzer einer Handlung erkannt werden kann. Nun ist aber, Jemand Credit zu geben, eine Sache, die Jedes Willkühr muß überlassen werden, und wer wirklich im Besitz einer Handlung ist, muß dafür erkannt werden. Es ist auch gewiß nicht durchzuführen, daß man von Einer Messe aus, wo die Buchhändler, bloß ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen, jährlich etwa drey Wochen lang zusammen kommen, Gesetze über den Buchhandel geben wollte, welche für das ganze große in so vielen Provinzen vertheilte, nach so verschiedenen Rechten regierte Deutschland gelten könnten. Man sieht hier sogar, (und es ist sonderbar, daß Hr. Prof. Röffig dieß nicht selbst bemerkt hat,) daß ein Satz dieses in Leipzig gemachten, obgleich nicht zur Ausübung gekommenen Vertrags einiger Buchhändler einem selbst in Leipzig geltenden uralten Rechte gerade zuwider ist. §. IV. dieses Vertrags (S. 455) heißt es:

» Wer als Buchhändler sich etabliren will — muß, wenigstens 4 bis 5 Jahre die Buchhandlung erlernt haben, wenigstens drey Jahre Diener gewesen seyn. «

Vorher aber, (S. 300) berichtet Herr Prof. Röffig selbst:

» daß in Leipzig die Magistri philosophiae, Krämerey, » auch ohne gelernt zu haben, treiben können, also » auch Buchhandel. «

Nun ist es freylich ein gar possierliches doppeltes Privilegium der Magistrorum philosophiae zu Leipzig, daß sie Krämerey treiben können, und daß sie das Recht haben Etwas zu treiben, was sie nicht gelernt haben. Indeß ist dieß nun einmal in Leipzig Rechtens, und es ist offenbar daß die Herren Buchhändler, welche in Leipzig durch ihren Vertrag ein neues Gesetz für den Buchhandel in ganz Deutschland zu gründen vermeinten, nicht einmal

alles

alles genau wußten, was in Leipzig ſelbſt in Abſicht des Buchhandels, ſchon längſt geſetzlich beſtimmt war; geſchweige daß ſie gewußt hätten, oder auch nur hätten wiſſen können, was in allen andern deutſchen Ländern durch Geſetze beſtimmt iſt, oder durch undenkliches Herkommen angenommen wird. Es iſt aber eine vergebliche Sache Geſetze vorſchlagen zu wollen, wenn man nicht alles genau weiß, was zur Sache gehört, und die Schwierigkeiten nicht erwägen kann, welche ſich der Beobachtung ſolcher Geſetze entgegenſtellen. Dieß iſt auch die Urſache, warum das gegenwärtige Buch, worin ein neues allgemeines Buchhandelsrecht vorgeſchlagen wird, nur einen ſehr geringen praktiſchen Nutzen haben kann, da, wie man ſehr deutlich ſieht, Herr Prof. Röſſig den deutſchen Buchhandel nicht genug kennt, und ihn aus einem viel zu eingeſchränkten Geſichtspunkte betrachtet.

Es iſt übrigens ſehr unangenehm, daß im Abdrucke dieſes Buches, worin ſo Mancherley enthalten iſt, und welches, wenn es einigen Nutzen haben ſoll, hauptſächlich zum Nachſchlagen muß gebraucht werden, keine Kolumnentitel gemacht worden ſind, ſo, daß es ſehr beſchwerlich iſt, etwas darin zu ſuchen. Das ſehr unvollſtändige Regiſter kann dieſem Uebel nicht ganz abhelfen.

Cr.

Arzneygelahrheit.

Biologie, oder Philoſophie der lebenden Natur für Naturforſcher und Aerzte. Von *Gottfried Reinhold Treviranus*. *Erſter Band.* 477 S. gr. 8. Göttingen, bey Röwer. 1802. *Zweyter Band.* 508 S. Ebendaſelbſt. 1803. *Dritter Band.* 593 S. Bey Demſelben. 1805. 6 Rthlr. 8 gr.

Das letzte Ziel aller Naturforſchung, ſagt der Verf. in der Vorrede des vorliegenden Werks, iſt die Erforſchung der Triebfedern, wodurch jener große Organismus, den wir Natur nennen, in ewig reger Thätigkeit erhalten wird, und zu dieſem Ziele ſind jene künſtlichen Syſteme, an denen ſo Viele ganze Lebensalter hindurch ihre Kräfte verſchwenden, noch

nicht der erste Schritt. Wir haben erst ein bloßes Register, noch keine Wissenschaft der Natur, so lange wir ewig nur an diesen Systemen kleben, und nicht auf die Erreichung jenes Ziels ausgehen. Ein Werk, worin die vielen Thatsachen, die in den Schriften der Naturforscher zerstreut liegen, in Beziehung auf jenen Zweck zu einem Ganzen verbunden wären, würde einen höhern Werth haben, als alle Beschreibungen neuer Thiere und Pflanzen, die uns weiter nichts sagen, als daß diese so oder anders aussehen, und in diesem oder jenem Winkel der Erde zu finden sind.

Ein solches Werk zu liefern, ist die schwere Aufgabe, die der Herr Verf zu lösen den rühmlichen Vorsatz hat. Er will also das für die lebendige Natur leisten, was in der Naturlehre (in dem weitesten Sinne des Wortes) bloß für die sogenannte todte Natur gethan worden ist — und ohne alle Rücksicht auf den Einfluß der Resultate seiner Forschungen, auf andere Wissenschaften, die verschiedenen Formen und Erscheinungen des Lebens, die Bedingungen und Gesetze, unter welchen dieser Zustand statt findet, und die Ursachen, wodurch derselbe bewirkt wird, untersuchen.

Die Wichtigkeit einer solchen Arbeit muß um so mehr einleuchtend seyn, wenn man bedenkt, daß die Physiologie, wie sie bisher aus den Kompendien auf die Lehrstühle, und von diesen wieder in die Kompendien übergieng, ein Gewebe von größtentheils unfruchtbaren Hypothesen ist, und durch ihre isolirte Behandlung nicht einmal den historischen Theil der Biologie in sich begreift. In neuern Zeiten sind zwar von philosophirenden Aerzten und Naturforschern Versuche gemacht worden, die Naturlehre der belebten Organismen von einem höhern Standpunkte als dem der bloßen Wahrnehmung zu betrachten — die Erfahrungs-Aggregate unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen — und Grundsätze zur Erklärung der Phänomene aufzustellen; allein die Früchte, die auf diesem Wege der ächten Naturforschung gewonnen worden, sind bis jetzt noch sehr spärlich gewesen. Die Ursachen davon liegen theils in den Extremen der Naturforschenden Vernunft, in der Verschiedenheit der philosophischen Systeme; theils aber auch darin, daß die Naturforscher zu sehr in das Individuelle giengen, und nicht die ganze belebte Natur in ihrer realen Gemeinschaft betrachteten. In dieser Hinsicht hat die vorliegende Schrift, so weit sie schon jetzt fortgerückt ist, einen unverkennbaren Vorzug, und ist

folge

folglich unter den Schriften, die von der Physiologie handeln, unstreitig die beste.

Der Zweck dieser Zeitschrift erlaubt es nicht, den Ideengang des Herrn Verf. den Lesern ausführlich vorzulegen; und da überdieß der Werth dieser Schrift, vor dieser zufällig verspäteten Anzeige, dem Publikum bereits bekannt seyn wird: so begnügt sich Rec. den Inhalt derselben summarisch anzugeben und nur einige Bemerkungen beyzufügen.

Erster Band. Einleitung. Ueber die Interpretation der lebenden Natur. Erstes Kapitel. Gegenstand und Wichtigkeit der Biologie. Zoologie und Botanik erhalten dadurch einen höhern Werth, und der Einfluß der Lebenslehre auf Oekonomie und Heilkunde ist entschieden. Zweytes Kapitel. Fundamentalsätze der Biologie. Was Leben sey? Diese schwere Frage befriedigend zu beantworten, sey noch keinem Schriftsteller geglückt. Ob aber die Erklärung des physischen Lebens dem Herrn Verf. gelungen sey? Darüber mögen die Leser selbst urtheilen: Das physische Leben, heißt es S. 23, ist ein Zustand, den zufällige Einwirkungen der Außenwelt hervorbringen und unterhalten; in welchem aber, dieser Zufälligkeit ungeachtet, dennoch eine Gleichförmigkeit der Erscheinungen herrscht. Rec. glaubt, daß die Definitionen von Leben, der Naturforscher Stahl, von Humboldt, Kant, Schmid, Erhard und Schelver, die Herr Treviranus als unzureichend verworfen hat, hier nur in einer andern Formel ausgedrückt werden, ohne mehr als eine Nominaldefinition zu seyn, oder die Sache selbst zu erklären. Die Schwierigkeit eine Realdefinition des Lebens zu geben, liegt nicht allein in der Bestimmung der Grenzlinie zwischen den Lebensbewegungen und den chemischen und mechanischen Bewegungen, und daß man beseelt seyn und Leben mit einander verwechselt, sondern hauptsächlich darin, daß man bey dieser Untersuchung am Ende immer auf Kräfte kommt, die jenseits des Erkenntnißkreises des Naturforschers liegen. Die einzigen Grundkräfte, deren wir zur Möglichkeit der materiellen Welt bedürfen, sind, nach unserm Verf., die repulsive Kraft und die Lebenskraft: »jene bildet die leblose, diese in Verbindung mit jener die lebende Natur. Außer diesen beyden Welten kennen wir aber noch eine dritte, die der geistigen Naturen, und zwar kennen wir diese nur in Verbindung mit dem physischen Leben.« Die Folgerungen des H. V. besonders was er über Gesundheit, Krankheit, Fortpflan-

zung, Alter und Sterben gesagt hat, sind übrigens interessant zu lesen. Wäre heißt es S. 82, eine Beantwortung der Frage: was die Lebenskraft nur an gewisse Systeme von repulsiven Kräften binde, und warum Leben nicht ein Attribut der ganzen Sinnenwelt sey? möglich: so würde sich sich eine von den folgenden drey Voraussetzungen müssen deduciren lassen. 1. Lebenskraft ist nur da, wo lebensfähige Materie ist; die letztere ist ein Produkt von Kräften der leblosen Natur; sobald sie gebildet ist, verbindet sich mit ihr Lebenskraft, und diese Verbindung weckt die Lebenskraft aus ihrem Schlummer. 2. Lebensfähige Materie ist nur da, wo Lebenskraft ist; jene ist ein Produkt von dieser, und keine Kräfte der leblosen Natur vermögen lebensfähige Materie hervorzubringen. 3) Lebensfähige Materie und Lebenskraft sind wechselseitig durch einander. Dritt. Kap. Mögliche biologische Systeme. Nach den ehengeführten Voraussetzungen werden ihrer drey aufgestellt, und die Folgerungen daraus mit vielem Scharfsinn entwickelt. Vierr. Kap. Plan des empirischen Theils der Biologie. Zuerst soll untersucht werden, welche Körper zur lebenden und welche zur leblosen Natur zu rechnen sind, so weit nämlich unsere Erfahrung reicht; sodann das Beharrliche in den Erscheinungen des Lebens, oder die Organisation der lebenden Körper, worunter Struktur, Textur und Mischung verstanden wird — weiter, das Verhältniß der lebenden Natur zum Universum, die Revolutionen der lebenden Natur, und endlich die einzelnen Lebenserscheinungen. Die letztern lassen sich überhaupt in solche eintheilen, die bloß das Individuum angehen und in solche, welche auf die Fortpflanzung des Geschlechts abzwecken. Die erstere Klasse ist abgetheilt in solche, die im Raum und in der Zeit geschehen, und Gegenstände der äußern Sinne sind; und in solche, welche bloß in der Zeit vor sich gehen, und nur von dem innern Sinn wahrgenommen werden. Zu jenen gehören die Erzeugung, in so fern sie den erzeugten Organismus betrifft; das Wachsthum nebst der Metamorphose und Reproduktion; die Ernährung und was zunächst davon abhängt, nämlich ihr bestimmter Wärmegrad, ihr Leuchten und ihre Lebenssphäre. Die von dem innern Sinne wahrgenommenen Lebenserscheinungen sind Vorstellungen oder Bestrebungen — Triebe, Instinkte, Leidenschaften und willkührliche Handlungen. Zur zweyten Klasse gehören die monatliche Reinigung, Begattung, Empfängniß, Schwangerschaft, Geburt und das Säugen. Temperament, Geschlechtsverschiedenheit, Wachen

chen und Schlaf, Jugend und Alter, Gesundheit und Alter sind Modifikationen der Lebenserscheinungen. Die Betrachtung derselben wird den letzten Theil dieser Untersuchungen des ungetrennten lebenden Organismus ausmachen. Fünftes Kapitel. Anhang. Ueber den Gebrauch der Hypothesen in der Biologie und über die Schranken der praktischen Heilkunde. Bloße Empirie reiche zur Richtschnur in der ausübenden Heilkunde durchaus nicht hin; letztere sey ohne allen Dogmatismus schlechterdings unmöglich. Geschichte des physischen Lebens. Erstes Buch. Gränzen der lebenden Natur. Klassifikation der lebenden Körper nach der Verschiedenheit ihrer Organisation. — Gradationen der lebenden Natur. Erster Abschnitt. Gränzen der lebenden Natur. Diese lassen sich nicht genau bestimmen. Unter lebenden Organismen werden nur die Körper verstanden, deren Vitalität keinem Zweifel unterworfen ist, und das Hauptmerkmal ist, außer der bestimmten Struktur und Mischung, und dem Erheben von minderen Stufen zu höhern, und dem Herabsinken von diesen zu jenen, die Geschlechtsfortpflanzung. Zweyter Abschnitt. Classifikation der lebenden Organismen überhaupt. Die lebende Natur zerfällt nach unserm Verfasser, in drey Reiche. Das erste besteht aus Organismen, in deren Mischung der Stickstoff das Uebergewicht hat, und deren Theile eine ungleichartige Textur und Struktur haben (Thiere); zum zweyten gehören diejenigen Körper, in deren Mischung der Stickstoff ebenfalls herrschend ist; aber deren Theile von gleichartiger Textur und Struktur sind (Zoophyten); das dritte begreift diejenigen Organismen, deren Theile in ihrer Textur und Struktur unter einander und dem Ganzen ähnlich sind; unter deren Grundstoffen aber der Kohlenstoff das Uebergewicht hat (Pflanzen). Nun geht der Verf. zu den in der That sehr lehrreichen Vergleichungen dieser verschiedenen Organismen über. Dritter Abschnitt. Thiere. Die Eintheilung ist nach Cuvier. In neun Kapiteln ist die Rede: von den Thieren überhaupt; von den Säugthieren — von dem Menschen, den Affen, Hunden, Nagethieren, Fledermäusen, Faulthieren, Wallfischen, Schweinen, Rindern, und Pferden — ferner von den Vögeln, Amphibien, Fischen, Mollusken, Crustaceen, Insekten und Würmern. Anziehend sind die Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie der Thiere. Vierter Abschnitt. Zoophyten. Klassen der Zoophyten, Thierpflanzen, Pflanzenthiere.

thiere. Fünftes Abschnitt. Pflanzen. Allgemeine Bemerkungen über die Pflanzen, Klassen der Pflanzen. Sechster Abschnitt. Gradationen der lebenden Natur.

Zweyter Band. Dieser enthält das zweyte Buch der Geschichte des physischen Lebens, und dieser Theil der Untersuchungen, sagt der Verf., wird dasselbe für die ganze lebende Welt, als einen einzigen großen Organismus, seyn, was das vorige Buch für die einzelnen Arten der lebenden Körper war. Aber wie in der Organisation der letztern, so ist auch in der gesammten lebenden Natur nichts Dauerndes. Wir müssen daher eine gewisse Epoche fest setzen, worauf sich die Nachforschungen beziehen sollen. Hier ist die Gegenwart dieser Epoche; die Revolutionen, welche die lebende Natur erlitten hat, machen den Gegenstand des folgenden Buchs aus. Erster Abschnitt. Allgemeine Bemerkungen über die Verbreitung der lebenden Körper. Nicht bloß jeder ihrer lebenden Bewohner ist ein Wohnplatz des Lebendigen — nirgends giebt es eine Leblose ohne einen lebenden Natur. Dieß ist mit unterhaltenden Erfahrungen belegt. Zweyter Abschnitt. Verbreitung der verschiedenen Reiche, Klassen, Familien, Geschlechter und Arten der lebenden Körper. Die scharfsinnigen Bemerkungen des Verf. bey der Vergleichung der Thiere, Zoophyten und Pflanzen in Betreff ihrer physischen und geographischen Verbreitung verdienen alle Aufmerksamkeit der Naturforscher. Dritter Abschnitt. Verbreitung der lebenden Körper nach der Verschiedenheit der äußern Einflüsse. Erstes Kapitel. Vorläufige Untersuchungen über die Entstehung und die Verwandlungen der lebenden Körper. Jede Untersuchung über den Einfluß der gesammten Natur müsse von dem Grundsatze ausgehen, daß alle lebende Gestalten Produkte physischer, noch in jetzigen Zeiten stattfindender, und nur dem Grade, oder der Richtung nach veränderter Einflüsse sind. Diesen Satz streng zu beweisen, dürfte dem Verf. schwer fallen. Dessen ungeachtet ist dieser Abschnitt mit vielem Fleisse bearbeitet; besonders wichtig sind des Verf. Versuche über die Entstehung der Infusionsthierchen — von denen er mehrere in der Absicht anstellte, um den Einfluß des Galvanismus auf die Erzeugung derselben zu erforschen. Zweytes Kapitel. Aeußere Bedingungen des Lebens. Diese lassen sich in formelle und materielle eintheilen. Die erstern nennt er formende Potenzen des Lebensstoffs, unter welchen die Wär-

me

me die erste und vornehmste ist. Ferner rechnet er hierunter Licht und Galvanismus. Wasser und atmosphärische Luft sind die wichtigsten und allgemeinsten unter den materiellen Bedingungen des Lebens; aber die Nothwendigkeit des ersteren nimmt desto mehr ab, und die letztere steigt desto mehr, je mehr Mannichfaltigkeit in der Organisation eines lebenden Körpers herrscht. Alle übrige ponderable Stoffe außer dem Wasser und der atmosphärischen Luft, wirken insgesammt analog entweder dem Lichte, oder der Wärme, und außerdem äußert jeder derselben noch eine specifique Nebenwirkung, vermöge welcher einzelne Theile des lebenden Organismus bey ihrer Bildung eine eigene Richtung erhalten.

Dritter Band. Dieser enthält die Fortsetzung der Geschichte des physischen Lebens. Drittes Buch. Revolutionen der lebenden Natur. Wir betreten, sagt der Verf. gleich im Anfange dieses sehr interessanten und mit außerordentlichem Fleiße bearbeiteten Abschnitt, einen dunkeln, nur durch schwache Lichtstrahlen erhellten Pfad. Unser Zweck ist, zu wissen, welche Verwandlungen die lebende Natur erlitt, ehe sie ihre jetzige Bildung erhielt. Was kann uns hier führen, was unsern Weg erleichtern? Mündliche Ueberlieferungen reichen nicht an die Zeiten der Urwelt. Nur die Trümmer der jugendlichen Erde, und die Hieroglyphen, welche die Natur diesen eingrub, können uns belehren. Aber wer kann sagen, er verstehe die Sprache dieses Lehrers? Nur muthmaaßen können wir ihren Sinn, und der Spielraum für diese Muthmaaßungen ist unendlich, weil er nicht durch Versuche beschränkt ist. Es giebt daher in diesem Abschnitte der Biologie nur wenig Sätze, worauf wir mit Sicherheit bauen dürfen. Bloß auf diese sind die gegenwärtigen Untersuchungen beschränkt. S. 161. Zu den Gegenden wo fossile Ueberbleibsel hundeartiger Thiere z. B. Bären gefunden werden, gehört auch die Höhle bey Sundwich in der Grafschaft Mark, die sowohl an sich, als wegen des dabey liegenden sogenannten Felsenmeeres, in dem wahre Korallenbänke gefunden werden, und andere Umgebungen der Natur für den Naturforscher äußerst merkwürdig ist. Viertes Buch. Erzeugung, Wachsthum und Abnahme der lebenden Körper. Keime der lebenden Körper; Eintheilung der ersten, zweyten und dritten Klasse; Bemerkungen über die Erzeugung nach vorhergegangener Befruchtung.

tung. Wachsthum und Abnahme der lebenden Körper. Versuch einer Ableitung der bisherigen Erfahrungssätze aus den obersten Sätzen der Biologie. Bedingungen des Wachsthums und der Abnahme der lebendigen Körper.

Es ist unmöglich den Reichthum der in diesem Bande zusammengestellten Thatsachen und daraus gezogenen scharfsinnigen Folgerungen des Vf. hier nur anzudeuten. Rec. ist aber überzeugt, daß jeder ächte Naturforsch. und Arzt, dieses ruhmwürdige Werk von immer bleibendem Werthe, ohne weitere Empfehlung, aus eigenem Antriebe lesen — und studieren wird.

Der folgende Band wird von der Ernährung handeln.

Mo.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Das Dekameron des Boccaccio. Von D. W. Soltau. Drey Bände. Berlin, bey Fröhlich. 1803. 4 Alphabet 5¼ Bog. 8. 6 Rl.

Boccaz gehört zu den gelesensten und beliebtesten italiänischen Schriftstellern der frühern Periode. Seine einfache und dabey höchst korrekte Schreibart, die schalkhafte Gutmüthigkeit, welche den Charakter seiner Erzählungsweise bezeichnet, und der hie und da noch etwas mehr als bloß schlüpfrige Ton seiner Novellen haben, wie es scheint, zusammengewirkt, ihm eine große Menge Leser und Bewunderer zu erwerben. Bey parteyloser Prüfung gewinnt es jedoch das Ansehen, als ob man diesen Alten, (wie so manches Alte, weil es alt war) vorzüglich in den neuesten Zeiten, ein wenig überschätzt habe. Man kann nicht läugnen, daß die zahllosen Plattheiten, welche überall ins Auge springen, die große Einförmigkeit der grossentheils höchst alltäglich, hier erzählten Liebesgeschichten, und die oft ziemlich gewaltsam daraus hergeleiteten Sittenlehren, welche mit den vorausgeschickten Thatsachen gar seltsam kontrastiren, eben keine Vollkommenheiten sind, und daß die Phantasie eben nicht die am reichsten begabte Seelenkraft des Boccaz war. — Indeß bleibt er immer schon in literarischer Hinsicht, zur Beurtheilung des Grades der Kultur, auf welchem sein Zeitalter stand, ein merk-

merkwürdiger Schriftſteller, der es wohl verdiente, daß der talentvolle Ueberſetzer des Cervantes (eines ungleich höhern Genius) auch ihm ſeine Aufmerkſamkeit widmete, und die große Zahl der Verdeutſchungen und Nachbildungen des Dekamerons vermehrte. Die vorletzte erſchien bey Dyck in Leipzig im Jahr 1782 in vier Bänden.

Die vorliegende iſt im Ganzen wohlgerathen mit vieler Treue und Genauigkeit gemacht, und ſcheint uns an mehrern Stellen faſt zu ſklaviſch zu ſeyn. Die Vergleichung mit dem vorauszuſchickenden Original eines Abſchnittes, wo dieß der Fall iſt, mag unſer Urtheil rechtfertigen.

De quali l'una era chiamato Pamfilo e Filoſtrato il ſecondo, e l'ultimo Dioneo, adſai piacevole e costumato ciaſcuno, e andavano cercando per loro ſomma conſolazione in tanta turbatione di coſe di vedere le lor donne, le quali per ventura tutte e tre erano tralle predette ſette, come che dell' altre alcune ne foſſero congiunte parenti dalcuni di loro. Ne prima eſſe a gli occhi corſero di coſtoro, che coſtoro furono da eſſe veduti, perche Pampinea allor comincia forridendo: ecco che la fortuna a noſtri cominciamenti e favorevole e acci. d'avanti poſti diſcreti giovani e valoroſi, li quali volontieri e guida e ſervidor ne ſaranno, ſe di prendergli a queſt' officio non ſchiferemo.

S. 32:

»Der eine nannte ſich Pamfilo, Filoſtrato der Andre und der Dritte hieß Dioneo, lauter wohlgeſittete angenehme Leute, die in dieſen trübſeligen Zeiten ihre einzige Glückſeligkeit darin ſuchten, ihre Gebieterinnen zu »ſehen, welche ſich zufälligerweiſe, unter den ſchon genannten ſieben Damen befanden, von welchen noch einige oder andere mit ihnen zum Theil nahe verwandt »waren, die Damen wurden von ihnen nicht ſobald bemerkt, als ſie auch die Herrn ſchon erblickten, weswegen Pampinea lächelnd ſagte:« »Seht Ihr, wie das »Glück unſer Vorhaben begünſtigt? da findet es uns dieſe »verſtändigen und biedern Jünglinge, die ſich nicht weigern »werden, unſre Führer und Begleiter zu ſeyn, wenn wir »nichts dawider haben, ſie dazu anzunehmen.«

Daß durch die unterſtrichenen Wörter der Ausdruck ſchleppend wird, fällt in die Augen.

An andern Stellen ist der Uebersetzer ohne Grund vom Originale abgewichen; z. B. gleich im Anfange, wo er *quantunque meco penſando riguardo* durch: »so oft ich in meinem Herzen bedenke,« verdeutscht hat, wo das der Urschrift fremde Herz eine unglückliche Emendacion ist.

Daß der Uebersetzer die unzüchtigen Stellen seines Originals entweder ganz weggelassen, oder doch sehr verschleyert hat, werden ihm die Anhänger der allerneuesten Poesie und die Anbeter der Lucinde aber ausgenommen, alle Leser und Leserinnen gewiß Dank wissen.

Wg.

Vermischte Schriften.

Physiognomik oder Kunst die Menschen aus dem Gesichte zu beurtheilen, von Cölestin Stöhr, ehemaligem Benediktiner in Banz. Zwey Theile. Coburg, bey Sinner. 1804. 8. 1 Rg. 16 Gr.

Der Verf. sagt in der Vorrede, er habe sich seit beynahe 20 Jahren in seinen Erholungsstunden mit der Physiognomik beschäfftiget. Diese Beschäfftigung, sie mag nun gewesen seyn wie sie wolle, kann ihm gar wohl zur Erholung und zum Zeitvertreibe gedient haben; und wer wird so unbillig seyn, Jemand wegen der Wahl seines Zeitvertreibes zu tadeln, und besonders einen Mönch, welchem bey der Einsamkeit und der strengen Klosterdisciplin, worin er leben mußte, gar wohl jede unbescholtene Erholung zu gönnen ist?

Aber wenn man dergleichen Beschäfftigung nicht als einen bloßen Zeitvertreib; sondern als ein wissenschaftliches Studium ansehen soll, wodurch sich Herr Stöhr Kenntnisse erworben haben will, die ihn fähig machen könnten, ein besonderes Werk über die Physiognomik zu schreiben: so möchte man fragen, wie hat er es denn wohl angefangen, um sich im Kloster wahre Kenntnisse der Physiognomik zu erwerben?? Die Kunst, das Innere der menschlichen Fähigkeiten und Neigungen aus äußern

Zeichen

Zeichen kennen zu lernen, erfordert mehr als irgend eine andere Kunst, daß man mitten unter Menschen lebe, Menschen von allen Ständen, Gemüthsbeschaffenheiten alte und junge, vornehme und geringe, verständige und unverständige, lasterhafte und tugendhafte, in allen verschiedenen Situationen des Lebens beständig sehe und scharf beobachte. Wie wäre es einem im Kloster eingeschlossenen Mönche nur möglich, Menschen von allerley Art zu sehen, und wie könnte er vollends zu Kultivirung des Talents, Menschen zu beobachten, gelangen? Derjenige, der in eine enge Klausur eingekerkert, täglich und Jahre lang Niemand vor sich sieht, als menschliche Figuren, welche durch mönchische Andächteley und durch den Despotismus der unnatürlichen Klosterdisciplin, sehr einförmig verzerrt sind, vermag wahrlich nicht hinaus zu blicken in die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur, wie sie sich ungezwungen im äußerlichen Leben zeigt. Derjenige, der sich von Metten, Horen, Fasten, Cilicien, und von mönchischen ascetischen Meditationen erholen will, mag wohl mit Seufzen seine Phantasie außer den Klostermauern herumschweifen lassen; aber er muß unvermögend werden, durch den dicken Nebel seiner so sehr beschränkten einförmigen Lage einen hellen freyen Blick zu thun, in Gottes offne Welt, in die Natur der Menschen, so wie sie sich in unendlichen Verschiedenheiten und feinen Abstufungen durch alle unendlich mannigfaltige Scenen menschlicher d. h. unmönchischer Beschäftigungen, Leidenschaften und Verbindungen entfaltet. Was kann ein Mönch thun, wenn er sich zu erholen vermeint, dahin nicht einmal erlaubt ist, in seinen Erholungsstunden aus seiner Zelle herauszugehen? Er kann nichts thun, als in Büchern lesen, und allenfalls über das Gelesene meditiren. Diese Meditation aber wird und muß sehr einseitig und unvollkommen ausfallen, sobald sie auf Gegenstände außer dem Kloster trifft, auf Gegenstände der wirklichen Welt, der Welt, welcher ja der Mönch so feyerlich entsagt hat. Es ist wohl möglich, daß ein Klostergeistlicher die traurige Wahrheit nicht deutlich einsieht, wie sehr ihn sein eingeschränkter Zustand unfähig macht, Menschen richtig zu beurtheilen; aber diese Wahrheit ist dennoch unumstößlich. Die kurze Zeit, welche Hr. Stöhr, nach der Aufhebung seines Klosters in der Welt

zugebracht hat, kann nicht hinlänglich seyn, um Menschen aller Art, dergestalt kennen zu lernen, daß er es wagen dürfte, sich physiognomischer Kenntnisse beyzulegen, die durch eigene Beobachtungen erlangt wären.

Daher ist auch diese sogenannte Physiognomik, obgleich der Verf. in der Vorrede zu verstehen giebt, er habe auch Selbstbeobachtungen angestellt, (soll dieser Ausdruck Beobachtungen seiner selbst, oder eigene Beobachtungen Anderer bedeuten?) doch weiter nichts, als eine Kompilation ohne Ordnung, worin keine Spur von ächtem physiognomischen Sinne, von eigenen neuen Beobachtungen, von richtiger Würdigung der Wahrheit oder Falschheit älterer Beobachtungen oder Behauptungen zu finden ist. Der Verf. hat freylich, wie man sieht, gar manches belesen; aber ohne Beurtheilungskraft, und auch wohl gar Verfertigungen von Schattenbildern gespielt haben; aber er hat hier blos als ein treufleißiger Sammler und Abschreiber, alles exercpirt, was er in guten und schlechten physiognomischen Büchern fand. Aber zu dieser physiognomischen Leserey kam er nicht nur ohne lebendige Kenntniß des Menschen, welche ihm als einem Mönche nothwendig fehlen mußte; sondern er hat zu diesem Kompiliren nicht einmal die gelehrten Kenntnisse mitgebracht, welche man doch auch von einem Mönche fordern könnte.

Jedermann ist bekannt, daß die Physiognomik durch Lavater eine ganz neue Wendung nahm. Wer also nach demselben eine Physiognomik schreiben will, muß doch wenigstens darauf denken, dasjenige, was seit Lavaters Zeiten offenbar veraltet und verworfen ist, nicht wieder aufzuwärmen. Es wird vielmehr seine Pflicht seyn, von da weiter fortzufahren, wo Lavater stehen blieb, dessen Beobachtungen und Behauptungen zu berichtigen, und dessen Fehler zu vermeiden; sonderlich den Fehler, daß Lavater so viele Dinge willkührlich, und doch mit größter Dreistigkeit behauptet, und daß er aus allzu wenigen Datis allgemeine Regeln abzieht. Aber es ist nicht einmal die geringste Spur da, daß Herr Stöhr Lavaters kleines und großes Werk gehörig gelesen, geschweige daß er beyde verstanden und reiflich darüber nachgedacht habe. Wenn er nur wenigstens gelesen und reiflich erwogen hätte, was in der alten A. D. B. (im XXIII. Bande S. 313 ff., im XXIX. Bande S. 379 ff., im

zu Bde des Anhangs zum 15n bis 16n Bde, S. 1251 ff. u. a. a. O.) über das kleine und große physiognomische Werk Lavaters gesagt ist: so würde er doch dadurch, verbunden mit einigem Nachdenken, wenn ihm auch der Weg zu eigenen Beobachtungen größtentheils verschlossen war, einige Einsicht haben erlangen können, um die Verdienste und die Mängel der Lavaterischen physiognomischen Bücher wenigstens einigermaaßen zu beurtheilen. Sein eigenes physiognomisches Studium würde nothwendig dabey gewonnen haben, und wenn er hier auf irgend eine Art weiter untersucht hätte, was in der Allgem. D. Bibliothek über die Lavaterschen physiognomischen Behauptungen erinnert ist: so würde sich gezeigt haben, in wiefern er selbst über diese Gegenstände zu urtheilen im Stande sey? Davon ist aber nirgend die geringste Spur. Hr. Stöhr trägt zusammen, was ihm in den Wurf kommt, auch eine Menge läppischer Anekdoten, die nie verificirt sind. Er citirt sehr oft den sinnlosen Pernetty als Gewährsmann, und führt sogar die Urtheile des verrückten Schwärmers Eckardshausen an. Eine Menge Autoren citirt er ohne alle Wahl, selbst die unbedeutensten Scharteken, abergläubische, chiromantische, u. a. dgl. verächtliche Schriften, mitten unter guten Büchern, z. B. (Th. II, S. 71) empfiehlt er die albernen Bücher des Phil. May *Chiromantia* und *Physiognomia medica* nachzulesen, und nennt das erstere Chirurgia statt *Chiromantia*. Vermuthlich hat er größtentheils nur die Titel abgeschrieben, wie er sie mag in andern Büchern gefunden haben. Dieß erhellt unter andern daraus, daß er so sehr viele Namen falsch setzt, z. B. Prüschel, statt Peuschel, Marbitius, statt Merbitius, Gratavolus, statt Gratarolus, Adamantinus, statt Adamantius, Maleteus und Tasurius, welche verstümmelte Namen der Rec. nicht zu entziffern weiß. Im 1ten Thle S. 178, redet er von »einem großen physiognomischen Kenner, dem Herrn »Kübis,« ohne diesen Mann im geringsten näher zu bezeichnen, welches doch nöthig wäre; sonderlich, da dessen Autorität etwas gelten soll. Der Rec. der doch in physiognomischen Schriften aller Art ziemlich belesen ist, bekennt, von diesem Herrn Kübis nie etwas gehöret zu haben. S. 188, findet sich ein Türkischer Kayser Semlin der erste. Dieser Semlin oder Selim vielleicht, soll wie Hr. Stöhr versichert: »durch sein Gesicht, den Inbegriff von allen sel-

»nen Lastern, von seiner unerbittlichen Grausamkeit, Hart»näckigkeit, Ehrgeiz, Rachsucht zeigen. Hr. Stöhr hat »nicht für gut gefunden uns zu sagen, wo man denn dieß so »bedeutungsvolle Gesicht des Türken Semlin könne zu se»hen bekommen; besonders aber, da bekannt ist, daß die Tür»ken nicht Bildnisse malen lassen, ob er etwa den lasterhaf»ten Charakter dieses Großtürken aus einer Karikatur beur»theilt habe, welche ungefähr so verzerrt und verstümmelt ge»wesen wäre, wie Semlin aus Selim?

Daß Herr Stöhr im Karikaturzeichnen etwas lei»sten könne, davon will der Rec. den Lesern aus Theil I, Seite 243. folgende Beschreibung zum Besten geben. Zu»folge der physiognomischen Einsichten dieses klösterlichen Physiognomen, ist die Physiognomie des großen und edlen Mannes, folgendermaaßen beschaffen: »Die Au»gen liegen etwas tief unter starkund schraff hervorra»genden Augenbraunen; auch ist das Weiße im Auge »nicht zu übersehen. — Der Kopf ist etwas klei»ner, als er sonst gewöhnlich auf Körpern solcher Größe »zu seyn pflegt. — Die Nase ist etwas klein, zuge»spitzt und aufgeworfen. — Die Oberlippe ist etwas »hinaufgedrängt, die Unterlippe voll und aufgeworfen, »der Kinn spitzig, der Contour des Kopfs bloß mäßig, »mehr hager als voll. Die Stellung immer sich gleich, auf»recht, gerade. Auch trägt er den Kopf etwas zurückge»worfen, als wenn er jenseits in die andere Welt blick»te.« Es mag irgend ein ehrlicher Mann so gebildet seyn; aber gerade den großen und edlen Mann möchte wohl Niemand an ihm erkennen. Ein Kopf etwas kleiner als die Größe des Körpers erfordert, mit kleiner Nase, die zugespitzt und doch aufgeworfen ist, folglich sich in die Höhe spitzt, wobey die Oberlippe sich hinauf nach der spitzigen er»höhten Nase drängt, und die Unterlippe voll und aufge»worfen ist, bey einem spitzigen Kinne, ist ja wohl eher einer sehr possierlichen Karikatur ähnlich, und wenn nun der Mensch mit dem kleinen hagern Angesichte, hochgespitzter Nase, vollen aufgeworfenen Lippen und spitzigem Kinne, mit seinen etwas tiefliegenden Augen, an denen das Wei»ße nicht zu übersehen ist, mit etwas zurückgeworfe»nem Kopfe — jenseits in die andere Welt zu blicken scheint: so mag man wohl einen der dümmsten Pfaffen, dem eben

die

die heilige Katharina von Siena erschienen ist, zu erblicken glauben; aber etwas Großes und Edles wird man schwerlich sehen.

Der Verf. sagt im 1sten Theile S. 35 ganz ohne Verstand: »daß Lavater, Julius Cäsar, Skaliger, Matthäus Tasurius — sich in ihren physiognomischen Urtheilen beynahe niemals geirret haben.« Wie sinnlos! Was kann er denn von der Wahrheit oder Unwahrheit der physiognomischen Urtheile wissen, welche Julius Cäsar oder Skaliger mögen gefällt haben? Und, was Lavater anbetrifft: so sieht man nur allzudeutlich, daß er dessen großes physiognomisches Werk nicht einmal recht kennt, welches schon daraus erhellt, daß er fast gar nichts daraus anführt, er, der so viel aus unbedeutenden Schriftstellern abschreibt; noch weniger findet sich, daß er Etwas von Lavaters Behauptungen weiter untersucht hätte. In den Abschnitten dieser Physiognomik, wo der Vf. besonders von den einzelnen Theilen des menschlichen Körpers handelt, hat er nicht einmal Lavaters Urtheile von diesen einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers angeführt. Durch den oben gedachten Anhang zum 25n bis 36n Bde der alten A. D. B. (S. 1262 ff.) wäre es ihm doch sehr leicht gemacht worden. Denn, da sind mehrere von Lavaters Urtheilen über einzelne Theile des menschlichen Körpers ausgezogen, und ist dabey bemerkt, daß sie wohl eine nähere Untersuchung verdienten; aber Hr. Stöhr führt fast nichts davon an; ob er gleich mit unter das dummste Geschwätz über die seyn sollende Bedeutsamkeit einzelner Glieder des menschlichen Körpers aus alten Scharteken abschreibt. Daß aber Lavater sich in mehreren von seinen physiognomischen Urtheilen ganz offenbar geirrt, und sich selbst wie versprochen habe, davon hätte er in den oben gedachten Recensionen des Lavaterschen Werks, und auch in der Recension desselben im 20sten Bde der Bibliothek der schönen Wissenschaften ersehen können.

Aber Lavaters oder anderer physiognomischen Schriftsteller Urtheile genauer zu untersuchen, fiel unserm Verfasser gar nicht ein. Er schreibt meist nur gedankenlos Worte hin. Nur ein einziges Beyspiel, mit wie weniger Ueberlegung er schreibt, wollen wir anführen. Im ersten Theile S. 153, wo er vom Nationaltemperament und Nationalphysiognomie handelt, sagt er: »Ein Beyspiel von einem Nati-

Nationalcharakter geben uns die Quaker; gerade als ob die Quater eine Nation wären? Die Temperamententabelle S. 249. welche er vermuthlich auch aus irgend einem ganz alten Buche abgeschrieben hat, ist lächerlich bis zur Absurdität. Der Sanguinius soll Luft, der Phlegmatikus Wasser, der Cholerikus Feuer, der Melancholikus Erde an sich haben. Der Sanguinius soll unter den Tönen der Dorius lieben, (Wer nur einige Kenntniß der alten Musik hat, weiß, daß der Dorius, Lydius u. s. w. nicht Töne; sondern Folgen von Tönen, Modi sind, welche in der neuern Musik gar nicht gelten.) oder sich eigen machen, so wie der Phlegmatikus den Mixolydius. Der Cholerikus hat phlogistische Säfte, (hört ihr Anhänger von Lovelsters System!) und ihm ist ein ganz unbekannter Ton oder Modus der Orolikus eigen. Auch jeder Temperamentscharakter spielt oder liebt, wie diese Tabelle anzeigt, besondere Instrumente, nämlich:

Der Sanguinikus: Geige, Hautbois, Klavier, Flöte, Harpfe, Mandolin, Clarinet.

Der Phlegmatikus: Orgel, Fagot, Altviole, Baß, Leyer.

Der Cholerikus: Trompete, Pauke, Trommel, Cimbalen und Cymbeln (ein ganz unbekanntes Instrument, welches vielleicht nur im Spiele Ganz etwa von dem cholerischen Philosophen Schad mag seyn gespielt worden).

Der Melancholikus: Posaune, Trompete mit Sourdinchen, Geigen mit Sourdinchen, Stahlgeigen ꝛc.

Sollte man glauben, daß im J. 1804 Jemand unverständig genug seyn könnte, solch ganz abgeschmacktes Zeug als ernsthafte physiognomische Wissenschaft drucken zu lassen? Wahrlich nur ein Mönch, der Welt und Menschen gar nicht kennt, kann so tief fallen!

Daß es dem Verf. sehr an gelehrten Kenntnissen fehle, sieht man allenthalben. Er führt z. B. die kleine Schrift des Aristoteles über die Physiognomik oft als Autorität an, ohne im geringsten auf das zu achten, was schon Fülleborn.

Horn*) erinnerte, wie ſehr ungewiß es nämlich iſt, ob dieſer Aufſatz ächt, und wie ſehr verderbt der Text iſt. Eben ſo wenig iſt es Hrn. Stöhr eingefallen, die Aufſätze des Polemon und Adamantius mit dieſem ariſtoteliſchen Aufſatze zu vergleichen, welches doch höchſt nöthig wäre, wenn erörtert werden ſollte, wie ſich die Meinungen über phyſiognomiſche Gegenſtände in alten Zeiten vertheilten. Aber es hat auch wohl Hr. Stöhr nie daran gedacht, de griechiſchen Text dieſer Autoren zur Hand zu nehmen; denn ſonſt würde ihm bey ſehr vielen Ausdrücken wohl bange geworden ſeyn, wenn er hätte beſtimmen ſollen, wie ſie eigentlich richtig zu überſetzen wären.

Das Griechiſche mag wohl gar nicht ſeine Sache ſeyn! Gleich im erſten Theile auf der erſten Seite ſagt er: »Phyſiognomik nach der Etymologie und Bedeutung des »Wortes heißt ſoviel als: Geſichtskenntniß.« (durch einen lächerlichen Druckfehler ſteht da Geſchichtskenntniß.) Dazu wird die Note gemacht: »In der gemeinen Redensart wendet man das Wort Phyſiognomie ſowohl auf die »Geſichtsbildung, als auf die Kunſt an, aus der Geſichtsbildung auf den Charakter eines Menſchen zu ſchließen. Allein es iſt dieß unrichtig geſagt. Phyſiognomie iſt die »eigentliche Geſichtsbildung eines Menſchen: Phyſiognomik aber die genannte Kunſt oder Wiſſenſchaft, »von der wir eben reden.« — Hier ſieht man Unwiſſenheit und Unbeholfenheit des Verf. von allen Seiten! Wie kann er ſagen: das Wort Phyſiognomik bedeute, nach der Etymologie, Geſichtskenntniß? Das Wort kommt her von φυσις, welches Natur, Entſtehung, Geſchlecht, (weibliches Zeugungsglied) Statur, Gemüthskraft ꝛc. bedeutet, Alles, nur nicht Geſicht (εἶδος), und von γνωμη, Kenntniß, Meinung, Wiſſenſchaft, Verſtand. Alſo heißt dieſes Wort, nach der Etymologie, eigentlich Kenntniß der Natur überhaupt. Daß nachher dieſes Wort beſonders auf die Kenntniß des Menſchen gezogen worden, und daß die ältern und neuern Phyſiognomen der Meinung geweſen ſind, die innere Natur des Menſchen laſſe ſich vorzüglich und am leichteſten an äußerlichen Zeichen des Geſichts erkennen, thut nichts zur Sache; denn ſelbſt

*) Man ſ. deſſen Beyträge zur Geſchichte der Philoſophie VIII. Stück, (Züllichau. 1797. 8. S. 46.

alle griechische physiognomische Schriftsteller suchen ja auch an allen übrigen Theilen des menschlichen Körpers Zeichen auf, wenigstens kann Niemand, der nur ein wenig Griechisch versteht, sagen, der Etymologie des Worts zufolge bedeute das Wort Physiognomik, Gesichtskenntniß.

Eben so unrichtig ist auch der angegebene Unterschied: »Physiognomie sey die eigentliche Gesichtsbildung des »Menschen. Physiognomik aber die Kunst aus der Gesichtsbildung auf den Charakter eines Menschen zu »schließen.« Es mag Hrn. Stöhr zu einiger Entschuldigung dienen, daß auch Hr. Adelung in seinem deutschen Wörterbuche einen solchen Unterschied macht; aber dieser sonst so gelehrte Mann hat hier die Sache nicht reiflich überlegt; denn der Unterschied ist nicht nur willkührlich, sondern auch der Etymologie aus dem Griechischen gemäß, offenbar falsch. Gnomie kommt auf jeden Fall eben so gut wie Gnomik von γιγνώσκω und von γνώμη her, und eins wie das andere Wort bedeutet Erkenntniß und kann nimmermehr Bildung bedeuten. Es ist unbestreitlich, wie Jemand hat behaupten können, das Wort Physiognomie (eigentlich Physiognomonie, denn derjenige, der diese Kunst versteht oder treibt, heißt auf griechisch Φυσιογνωμων) bedeute nur die Bildung des Menschen, nicht die Kunst aus der äußern Bildung des Menschen ein Urtheil zu fällen, da ja Aristoteles selbst diese Kunst in seinem zweyten Kapitel ausdrücklich Φυσιογνωμονια*) (kontrahirt Φυσιογνωμια) nennt, sonst heißt sie auch Φυσιογνωμοσυνη. Das Wort Φυσιογνωμονικος ist ein Adjektivum, welches bedeutet, dasjenige was zur Wissenschaft der Φυσιογνωμονια gehört; daher ist die kleine Schrift des Aristoteles Φυσιογνωμονικα überschrieben.

Daß man aber in neuern Zeiten oft den Charakter des Menschen, wie er sich im Gesichte des Menschen und

*) Deshalb haben auch alle neuere lateinische Schriftsteller diese Kunst Physiognomonia oder Physiognomia, keineswegs aber Physiognomica genannt. Bey den alten lateinischen Schriftstellern kommt das Wort Physiognomia eigentlich gar nicht vor; sondern nur das aus dem Griechischen herüber genommene Wort Physiognomon, in der bekannten Stelle des Cicero (de fato. c. 5.) wo er vom Urtheile des Zopyrus über den Sokrates redet.

und überhaupt in dessen äußerlicher Bildung ausdrückt, lichen und die Kunst diesen Charakter aus äußerlichen Zeichen zu erkennen, mit ebendemselben Worte bezeichnete, giena, vermuthlich folgendergestalt zu. Die ersten neuern Physiognomen waren Italiäner. Diese schrieben das griechische Wort Physiognomie, nach der Natur ihrer weichen Sprache, welche das Zusammenstoßen der Mitlauter nicht wohl duldet, nicht anders als *Fisionomia*. Dieses klang als wäre es aus *Φυσις* und *νομος* (Gesetz, Ordnung) zusammengesetzt, und konnte also auch leicht für die Ordnung und Beschaffenheit der Theile des menschlichen Gesichts und des Körpers überhaupt genommen werden, so wie es schon die Kunst, diesen Charakter der Menschen nach diesen äußern Zeichen zu erkennen, bedeutete. Von den Italiänern nehmen es die Franzosen an, und bezeichneten beydes mit dem Worte *Physionomie*; keinesweges aber, (eben weil sie die doppelte Bedeutung der Worte von den Italiänern nahmen) nennen sie eines oder das andere *Physiognomie*, da sie sonst aus dem Griechischen, z. B. die Worte Gnomique, Gnomon, Gnomonique u. a. in ihre Sprache übertrugen. Da wir Deutsche nun aber einmal von den Franzosen angenommen haben, den Charakter des Gesichts und der äußern Bildung eines Menschen, mit einem dem Griechischen nachgeahmten Worte zu bezeichnen: so müssen wir, nach ihrem Beyspiele, und der griechischen Etymologie gemäß, z. B. sagen und schreiben: »Der Mensch hat »eine gute oder schlechte Physionomie.« Aber die Kunst, die Beschaffenheit dieser Physionomie zu erkennen, müssen wir Physiognomonie oder Physiognomie, ja auch, wenn wir wollen, Physiognomonik oder Physiognomik, (*Φυσιογνωμονικη* sc. *τεχνη*.) nennen. Wir mögen, wenn wir wollen, Physionomie und Physiognomie in verschiedener Bedeutung brauchen; müssen uns aber nicht einbilden, Physiognomie und Physiognomik, hätten, sogar der Etymologie zufolge, nicht Einerley Bedeutung.

N.

Mathematik.

Carl Bossut's Mitglied d. franz. Nationalinstit. u. s. w. — Versuch einer allgemeinen Geschichte der Mathematik Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von N. Th. Reimer, Prof. auf der Universität zu Kiel. Hamburg, bey Hoffmann. 1804. Erster Theil, XXII und 392 S. Zweyter Theil, IV und 540 S. gr. 8.

Ein Werk, wie das vorliegende, daß das Interesse der gesammten wissenschaftlichen Literatur hebt, und Ereignisse und Entdeckungen des Genies der Vorwelt und des ganzen Alterthums bis auf unsere Zeiten in unser Gedächtniß zurückführt, — das den wissenschaftlichen Gang der Begebenheiten von einem Theile der abstrakten und mechanischen Erfindungen des gesammten Weltalters uns im historischen Lichte darstellt, — ist um so mehr eine Seltenheit, je geringer die Anzahl derjenigen Gelehrten ist, die es unternehmen dürfen, eine Geschichte zu schreiben, die einen so großen Umfang des menschlichen Wissens erfordert, wie die Geschichte der Mathematik voraussetzt.

Ein solches Werk bedarf allerdings einer umständlichen Anzeige, da seit den Zeiten, daß Blancanus, Bullialdus und Vossius, meistens nur biographisch-historische Notizen von dem Leben und den Erfindungen der Mathematiker des Alterthums bis auf ihre Zeiten, weniger aber den wissenschaftlichen Gang der Mathematik, worum es doch eigentlich zu thun war, lieferten, bis auf Montucla Keiner das leistete, was letzterer bey allen, selbst in der neuen Ausgabe von dessen histoire des mathématiq. 4 Vol. à Par. 1798—1802. gr. 4. hin und wieder noch gebliebenen Mängeln und Eigenheiten, die wissenschaftlichen mathematische Literatur in einer so systematischen Ordnung dargestellet hat.

Von einer solchen Seite betrachtet, dürfen unsere Leser in dem vorliegenden Werke keine so vollständige Geschichte der Mathematik, wie die des Montucla erwarten; die Absicht des französischen Verf. war nicht weniger darzu geeignet, durch seine Arbeit, die seines großen Vorgängers zu erreichen, oder diese sogar verdrängen zu wollen: vielmehr

geht

geht der Zweck der Urſchrift, die durch den anfänglichen Entwurf entſtand, den der Verfaſſer im Jahre 1784 vor dem Dictionaire des Mathematiques der Encyclopedique méthodique bekannt machte, und hier weiter ausgeführt zu ſeyn ſcheint, bloß dahin: in jedem Theile der Mathematik, nur die Gründe begriffe, und die vornehmſten aus dieſen fließenden Folgerungen in allen Epochen des Weltalters hiſtoriſch zu betrachten. Auf dieſem Wege hat man hier keine vollſtändige Geſchichte der Mathematik zu erwarten; vielmehr hat er dieſen Verſuch gemacht, um beſonders der Jugend, wie er ſich (I. Th. S. XV.) ausdrückt, »Geſchmack an dem Studio dieſer erhabenen (mathematiſchen) Wiſſenſchaften einzuflößen, die wahrhaft würdig ſind, ein denkendes Weſen zu beſchäfftigen.« —

Von der Seite betrachtet, hätte dieß auch einer deutſchen Ueberſetzung nicht bedurft, da wir an dem kernhaften Auszuge des Montucla hiſt. des mathemat. (erſte Ausgabe. Par. 1758. 2Bde. gr. 4.) den uns H. Prof. Scheibel in Breſl. (ſ. Einl. in d. mathem. Bücherkenntniß, 1r B. Breſl. 1781. 8. S. 72-101 u. S. 355—458), auch Nau in ſeinem hiſtor. Abriß ꝛc., Krünitz, Fiſcher, die allgemeine deutſche Encyklop., und m. and. Werke der Art lieferten für dieſen Zweck, genug haben; aber eben dadurch, daß Hr. Prof. R. ſich der wichtigen Arbeit unterzog, das zwar immer leſenswürdige franzöſiſche Original nicht nur zu überſetzen; ſondern die Flüchtigkeit des Verf. zu berichtigen, zu ergänzen, aufzuklären, und ſowohl mit wiſſenſchaftlichen, als hiſtoriſchen und litterariſchen Notizen und Zuſätzen zu bereichern und zu vervollſtändigen, — hat der deutſche Boſſut erſt eine genießbare Geſtalt erhalten, ſo wie man ſie, in Abſicht ihres kritiſchen Werths, von dem Fleiße eines deutſchen Gelehrten, äußerſt ſelten aber von einem Franzoſen erwarten kann. Dieß beweiſen die, unter dem Texte ſtehenden Anmerkungen (mit Ausnahme einiger wenigen des Verf., die zur Unterſcheidung mit einem B. bezeichnet ſind,) welche einzelne Berichtigungen und Ergänzungen enthalten, die, wie die genauen Citate, welche bey dem Originale durchaus fehlen, und die der Ueberſetzer überall hinzugeſetzt hat, dieſe deutſche Ausgabe der Geſch. d. Mathemat. um ſo mehr zu einem brauchbaren Werthe erheben, da Hr. Prof. R. in

der

der ältern Geschichte der Wissenschaft über mehrere Gegenstände, die an sich wichtig und einer neuen Erörterung zu bedürfen schienen, ausführliche Zusätze beygefügt hat, die jedesmal nach den Kapiteln, zu welchen sie gehören, folgen. Der Verf. dieser Zusätze sagt sehr bescheiden: »ich wage sie (diese Erläuterungen und Zusätze) Resultate längerer, in den Quellen angestellter Forschungen zu nennen, wobey ich insonderheit auf eine getreue Darstellung der Methode der alten Mathematiker Rücksicht genommen habe.« Dieß ist wahr, ohne der Unrichtigkeit, die bisweilen allzu seichte ihren Gegenstand behandelte, so viel wir uns zu erinnern wissen, auf die entfernteste Art darüber einen Vorwurf zu machen.

Literair Notizen werden im Originale gänzlich vermisset; damit aber auch diese nicht ganz übergangen werden, findet man am Ende des ersten Bandes dieselben in einem besondern Anhange zur Geschichte der Mathematik des ersten Zeitraums S. 361—392 angebracht, worin der Uebersetzer Nachrichten von den Schriften der vornehmsten griechischen und römischen Mathematiker und ihren Ausgaben mittheilt, die Viele mit Dank aufnehmen werden, da sie eine gedrängte Uebersicht enthalten, was in vielen Bibliotheken verstreut, und in manchen seltenen literarischen Werken, äußerst sparsam und einzeln notirt ist. —

Doch wir wollen den Inhalt des Ganzen, und was davon in jedem einzelnen Theile enthalten ist, in der Ordnung, wie die Materien hier vorgetragen werden, unsern Lesern vorlegen, und gelegentlich unsere Bemerkungen zur Stelle, wo sie gehören, mittheilen:

Erster Theil. In der Einleitung S. 1—18. stellt der Verf. in möglichster Kürze, ein allgemeines Gemälde auf, wie die mathematischen Wissenschaften von den ältesten Völkern in Chaldäa, Babylonien, Aegypten, den Mexicanern, Chinesen und Indiern, den Griechen, Römern und Arabern, und von den abendländischen Völkern in jedem Zeitalter getrieben und behandelt worden sind. — Jetzt zerfällt diese wissenschaftliche Geschichte in zwey Zeiträume: im ersten wird der Zustand der Mathematik von ihrem Ursprunge an, bis auf die Zerstörung der Schu-

le

le zu Alexandrien in 7 Kap. erwögen. (Hierin iſt der V. dem Montucla, Bailly, und einigen Neuern gefolgt. Sehr häufig ſtößt man auf gedrungene Stellen, die uns überzeugen, daß Boſſut mit dem Montucla, wie Florus mit der römiſchen Geſchichte verfuhr.)

Erſtes Kapit. S. 19—29. Urſprung und Fortgang der Arithmetik. — Der Verf. ſchreibt die Erfindung der Arithmetik, nach Strabo, den Phöniciern zu. Allein die älteſten Völker mußten, ihrer Bedürfniſſe wegen, ſchon früh einen Begriff von Rechnen haben. Alle zählten bis auf zehn, wenige ausgenommen. (Ein Völkerſtamm der Thracien, die nicht über 4 zu zählen wußten, wie Ariſtoteles bemerkt. S. Problem. Sect. XV. 3. in op. omn. Tom. II. p. 572.) Die Buchſtaben des Alphabets, waren die erſten Zahlzeichen bey den Morgenländern, hernach bey den Griechen, bey denen die Namen der Buchſtaben deutlich mit den hebräiſchen übereinkommen. (Was S. 20 von den Perlen oder Knoten eines Stricks, als Symbole der Rechenkunſt bey einigen Völkern vorkommt, das findet man von den alten Bewohnern von Peru angeführt in *Pontanus* Gezandsch. naar Japan, p. 343.) Am meiſten läßt der Verf. dem Pythagoras in Erfindung der Arithmetik Gerechtigkeit wiederfahren, und beſtimmt deſſen Zeitalter auf das J. 590. (Vielleicht nach Fabricius oder Montucla I. p. 112. Dieß iſt aber ungewiß, und in ein tiefes Dunkel gehüllt; vielmehr läßt ſich aus anerkannten Chronologen annehmen, daß er zwiſchen 608 — 500 vor Chr. Geb. gelebet. — Ob zwar Heilbronner hiſt. mathef. p. 106 etliche Schriftſteller anführet, nach welchen Pythagoras eine Arithmetik geſchrieben haben ſoll: ſo ſind ſie doch viel zu jung, daraus, wie auch Boſſut anzunehmen ſcheint, herleiten zu wollen: dieſer Grieche habe einen gleichſam zuſammenhängenden Lehrbegriff, dergleichen in allen Disciplinen der ſogenannten Wiſſenſchaften erſt ſpäter zum Vorſchein gekommen, in ſeinem Zeitalter in der Rechenkunſt hervorgebracht, wohin ſich auch die Meinung des Ueberſetzers in ſeinen Zuſätzen S. 52 f. zu neigen ſcheint. Der älteſte Schriftſteller der Arithmetica tetractica, iſt, nach Suidas Berichte, der Sohn des Pythagoras, Thelauges; ſiehe *Suidas*. Tomus II. pag. 896. E. vergleiche Erhard Weigels Tetractys thagorsee; p. 7—24. Jenae 1672, 4.) von den Pytha-

go-

gerlern kommt der Verf. auf Diophant, den er (wahrscheinlich nach Montucla I. p. 315 suiv.) in das vierte Jahrhundert setzt, (ungeachtet Andere ihn zu den Zeiten Antoninus um das Jahr 160 n. Chr. leben lassen, womit auch Hr. Prof. Reimer a. a. O. S. 26 in der Note übereinstimmt. Vergl. Heilbronner hist. mathes. p. 388 sqq. und Hambergers Nachr. IIr Th. S. 335 f.) Von Diophants arithmetischer Fertigkeit in Auflösung bestimmter Aufgaben, bringt der Verf. wenig; mehr aber sein deutscher Uebersetzer durch angeführte Beyspiele in den Zus. S. 54—59; auch von den verschiedenen Ausgaben von Diophants Schriften, einige Literär-Notizen S. 327 ff. bey. (Zu den vom Hrn. Prof. Reimer a. a. O. gegebenen Beyspielen aus Diophants Arithmeticorum libri sex, etc. will Rec. eine Probe, nach der griechischen und lateinischen Ausgabe des *Claud. Gasp. Bacheto Megeriaco.* Paris, 1621 Fol. lib. IV. Aufg. 14. mit der Auflösung geben, um zu zeigen, wie Probleme der Art, unendlichen Veränderungen unterworfen sind.

Aufgabe.

»Suche zwey Zahlen von solcher Eigenschaft, daß wenn »zu jeder besonders zu ihrer Summe, und zu ihrer Differenz, eine gegebene Quadratzahl, z. B. 4 addiret, daß vier »rational Quadrate kommen.« —

Auflösung.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts beschäfftigten sich mehrere Annalisten mit diesem Zweige algebraisch unbestimmter Aufgaben, wovon man bey den deutschen, holländischen, englischen und französischen Mathematikern häufige Beweise in ihren Schriften antrifft. Auch Paul Halke hat in seinem mathemat. Sinnen-Confect, S. 260. (im Buche steht irrig 026 f.) zu Nr. 306 eine Auflösung und eine besondere Regel gegeben, wodurch man dergleichen Aufgaben construiren kann; hier ist aber eine andere, die das Factum leichter darstellt:

Setze

Nimmt man nun a = 1, und t = 2: ſo iſt x = 990 und y = 1155; wird aber a = 2, und t = 2: ſo iſt x = 5840 und y = 4620 als die verlangten Zahlen in Ganzen, die zu ſuchen waren; und anderer Beyſpiele nicht zu gedenken die beym Ougtbred, Simpſon, l'Hospital, Braſſer, Parſer, Meisner, Zimmermann, Halke, und 50 Jahre ſpäter bey Käſtner vorkommen, eine Spekulationsmethode, die

die man im Anfange des 19ten Jahrhunderts wieder in Umlauf zu bringen, sich angelegen seyn läßt.) —

Zweytes Kapitel. S. 60 — 107. Ursprung und Fortgang der Geometrie. Zusätze vom Uebersetzer: S. 108 — 146. Hier folgt der Verf. dem Montucla, der (I. p. 50 suiv.) die Einleitung der Geometrie von den Aegyptern nach Herodots Erzählung, ableitet, wozu nicht so sehr die Ueberschwemmung des Nils, als die, von Sesostris befohlene Theilung des Landes, Anleitung gegeben haben soll. Dieses und daß Thales die Pyramide durch die Länge des Schattens gemessen habe, erklärt der Uebersetzer in den Noten für Fabeln. Mehrere griechische Geometer und ihre Verdienste um die Meßkunst der Alten werden angeführt, wohin auch die Verdoppelung des Würfels gehört, die Hr. Reimer in seiner hist. problem. de duplic. Cub. Gott. 1708 mit vieler Einsicht und Sachkenntniß bereits auseinander gesetzt hat, worauf hier bisweilen Bezug genommen wird. Apollonius Werk von den Kegelschnitten, hat der Verf. wie das Verfahren der Alten in Construction der Kegelschnitte kurz und treffend geschildert, dem der Uebersetzer S. 91 völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt gut gerathen, indem er das Wesentlichste enthält, was im Montucla, durch mehrere Bücher synchronistisch mit andern Theilen der reinen Mathematik, nur nach und nach vorkommt. Des Uebersetzers Berichtigungen geben aber diesem Kapitel einen historisch-kritischen Werth, der dem Originale sehr häufig mangelt.

Drittes Kapitel. S. 148 — 156. Ursprung und Fortgang der Mechanik. (Hier weicht der Verf. von seinen Vorgängern ab, der die Astronomie und Schiffarthskunde der ältesten Völker, den übrigen Theilen der gemischten Mathematik vorangehen, und letztere erst Tom. I. p. 93 suiv. folgen läßt.) Statt von den ältesten Werken der asiatischen Baukunst von Babylonien, Palmyra, Sidon, Tyrus, den ägyptischen und andern Kunstwerken des Alterthums auszugehen, wird mit dem zerstörten Tempel der Diana zu Ephesus, der Anfang gemacht, und in der Geschichte der Statik gezeigt, daß die Theorie des Gleichgewichts, nicht über das Zeitalter des Archimeds hinaufreiche. Die Verdienste des syrakusanischen Mathematikers werden nach

Plu-

Plutarch erzählt, und demnächst gezeigt, daß die Alten von der Theorie der Bewegung nur die allerersten Grundbegriffe gehabt hätten. (Damit sind wir völlig einverstanden, weil die langsame Erweiterung der übrigen vermischten Mathematik, mit der elenden Beschaffenheit der damaligen mathematischen Physik, die man gar nicht kannte, verbunden war; denn die Meisten waren gleichsam Sclaven der Vorurtheile, und erläuterten bloß die mechanischen Fragen des Aristoteles, den sie, wie fast alle Jahrhunderte gezeigt haben, in der Regel nicht verstanden.)

Viertes Kapitel. S. 157—177. Ursprung und Fortgang der Hydrodynamik. Die Ueberschrift geht, wie sie eigentlich sollte, von der Hydrostatik aus, deren Erfinder Archimedes ist. Hr. R. hat Recht, in einer Note zu beweisen, daß Aristoteles der Entdeckung der Gesetze der Hydrostatik schon ziemlich nahe gewesen sey. Archimedes legte den Grund zu dem Gesetze desjenigen Theils der Hydrodynamik, welcher das Gleichgewicht flüssiger Massen zum Gegenstande hat. Der V. schaltet darauf die berühmte Aufgabe von Hiero's Krone ein, die Vitruvius (lib. IX. C. 3 vergl. Perault und Rode) erzählt, und welche vom Vers. sowohl, als vom Uebers. mathematisch-physisch erläutert wird. (Diese, in allen Zeitaltern so oft bewunderte, als lächerlich gemachte Erfindung des Archimedes verdient einer näheren Beleuchtung, als hier gegeben worden. Rec. unternimmt es, folgende Data zur näheren Prüfung allen Sachkennern vorzulegen: Wer von den Mathematikern wagte es bisher, die Evidenz des Gesetzes: daß der Verlust im Wasser, von einer Mischung aus zwey oder mehreren Metallen, so viel betrage als die Summe der einzelnen Verluste der, im Schmelzen gemischten einzelnen Metalle bey dem Abwägen im Wasser betrage, zu widersprechen und aus Gründen zu widerlegen, welche schon lange die Erfahrung mehrerer Physico-Mathematiker bestätiget hat, und noch neulich sowohl von Fischer, als von Chevenix, Cavendish und Hachette aus einleuchtenden Gründen in Anregung gebracht worden! — Wem ist es nicht theils aus Erfahrung, theils aus einer dynamischen Ansicht bekannt, daß es in Hinsicht des Mischens und des Schmelzens zweyer Metalle zusammen, kein arithmetisches Mittel, weder von Dichtigkeiten, noch vom Verluste sey, welches der Mischung zukomme! Dieß angenommen, sind Metalle, sobald sie sich im geschmol-

schmolzenen Zustande befinden, wie Flüssigkeiten von verschiedener Temperatur und Dichtigkeit untereinander anzusehen, die, sobald sie vereinigt werden, einen dynamisch-chemischen Mischungsproceß eingehen. Wenn daher das Gewicht in der Luft einer Quantität Metall, die Menge, das absolute Gewicht, oder die Dichtigkeit die absolute Quantität im Bestimmten einen Raum bedeutet: so ist die absolute Masse dem Producte aus Gewicht und Dichtigkeit gleich, oder M. = G. D. und sonach verhalten sich die absoluten Massen, wie die Gewichte in die Dichtigkeit multiplicirt. Oder:

$M : m = GD ; gd$; die Mischung also $= GD + gd$
$= DG = D(G + g)$.

Sind die Gewichte in der Luft der, im Wasser abgezogenen 3 Metallmassen unter sich gleich: so ist $G = G = g$, und es wird aus diesem Verhältniß die Formel:

$s - x : x = (v - B) V : (B - V) v$

Diesem zufolge wurde Archimedes und der König Hiero über die Menge Silber in der Krone getäuscht; — Archimedes fand $x = \frac{sA - \Lambda}{B - v}$ und $s - x = s \frac{V - B}{V - v}$

Nach der hier gegebenen Darstellung wird aber gefunden:

$x = s, \frac{V - 1 - B - 1}{V - 1 - v - 1} = s \frac{B - V}{v - V} \cdot \frac{A}{B}$

und $s - x = \frac{v - B}{v - V} \cdot \frac{V}{B} s$.

Darum $v > B > V$ ist, oder der Gewichtverlust des leichtern Metalles im Wasser stets größer ist, als der des dichtern Metalles: so fand auch dem zufolge, Archimedes den Antheil des Silbers in der Krone im verkehrten Verhältnisse der Differenzen der Verluste, durchaus nicht richtig. Vielmehr fand er einen $\frac{v - BB}{B - Vv}$ fach veränderten Werth vom wahren Werthe des leichten Metalles des Silbers und einen gleichfalls $\frac{B - V}{v - B} \left(\frac{B}{V}\right)$ fach geänderten Werth des schweren Metalles des Silbers, worin Recensent den scharfsinnigen Bemerkungen des Hrn. Prof. Wernerburg beystimmt, die derselbe geäußert hat im Journ. f. Fabrik, Manuf. und Handl. 2yr Bd. (July 1805) S. 77—82. Die übrigen hier beschriebenen Erfindungen betreffen Archimeds Wasserschnecke; die hydraulischen Ma-

schi

ſchinen von Kteſibius und Hero; die Waſſeruhren der Alten, die Hand- und Roß auch Waſſer- und Windmühlen, die Bewegung flüſſiger Weſen, worauf außer einigen lehrreichen Noten des Ueberſetzers unter dem Texte, deſſen Zuſätze S. 171 — 177 folgen.

Fünftes Kapitel. S. 178 — 260. Urſprung und Fortgang der Aſtronomie bey den Chaldäern, Aegyptern, Juden (die der Verf. auf eine, nicht rühmliche Art abfertigt) Chineſen, (denen er auf das Anſehen einiger Miſſionarien zu viel Weihrauch ſtreut.) Indiern, Siamern, Bramanen (zählen le Gentil, l'Anquetil, Rennel, Jones und alle neuern Geographen und Reiſebeſchreiber dieſe Bewohner der Halbinſel Indiens dieſſeit des Ganges, nicht zum eigentlichen Indien?) Phöniciern (wie kommen dieſe frühen Völker in der Geſchichte der Sternkunde ſo hinten nach geſetzt?) und Griechen. Alles wird kurz, gleichſam fragmentariſch angezeigt, weil der Verf. die Aſtronomie nicht bis auf die erſten Völkerwanderungen zurückführt, welche die Himmelskörper auf eine rohe Weiſe zu betrachten anfingen, ohne beſtimmte Vorſchriften darüber zu haben, noch ein aſtronomiſches Lehrgebäude daraus zu abſtrahiren. — S. 205ff. leitet der Verf. auf den Urſprung und die Bildung der Conſtellationen, des Zodiakus, der Planeten-Bahnen, der Kometen und anderer Himmelserſcheinungen ein, wobey er häufig dem Montucla und Bailly folgt, mitunter Pythagoräiſche Träume einmiſcht, von dem verſchiedenen Zeitmaaße der Alten handelt, die Arbeiten der Platoniſchen Schule, und die ſpätern Fortſchritte der griechiſchen Aſtronomie beſchreibt, Hipparchs Entdeckungen erwähnt, und Ptolemäus ſternkundigen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren läßt. Den Beſchluß dieſes Kap. macht die Sonnenuhrkunſt der Alten, die zu dürftig gerathen iſt. (Der Ueberſ. kommt ſehr häufig den Mängeln der Urſchrift, durch berichtigende und erläuternde Anmerkungen unter dem Texte zu Hülfe.)

Sechſtes Kapitel. Urſprung und Fortgang der Optik. S. 261—283. Der Verf. erzählt (nach Montucla, der nicht genannt wird, vergl. deſſen Hiſt. des mathem. Tom. I. p. 202) der Platoniſchen Schulen wären die erſten Gründe der Optik bekannt geweſen, nämlich den Lehrſatz der damaligen Griechen, daß die Fortpflanzung des Lichts

in gerader Linie geschehe, und die Zurückwerfung des Lichts unter einem Winkel statt finde, der dem Einfallswinkel gleich sey. Der Gebrauch der Brennglaser liesse sich aus dem Lustspiele des Aristophanes, die Wolken entnehmen. Der Erzählung von Archimeds Brennspiegel, werden vom Uebersetzer bedeutende kritische Bemerkungen beygeordnet, die dem Sachkenner und Geschichtsforscher interessant und willkommen seyn werden. Die Untersuchung der Frage: ob die Alten Brillen und Fernröhre gekannt hätten, wird verneinend beantwortet. Die Zusätze des Uebersetzers sind auch hier lehrreich.

Das siebente Kapitel, welches S. 284 — 289. den ersten Zeitraum beschließt, handelt vom Ursprunge und Fortgange der Akustik, ein Name, der bey den Alten nicht gebräuchlich war, von den Neuern erst eingeführt ist, und denjenigen Theil der Mathematik bezeichnet, welcher die Bewegung des Schalls, die Gesetze seiner Fortpflanzung und die Verhältnisse einzelner Töne untereinander betrachtet. Was der Verf. nach dem Nikomachus, (den er S. 287, — auf welche Autorität? wird nicht angegeben — 400 J. vor Christ. Geb. leben läßt, da er doch, wie auch der Uebersetzer in der Note richtig bemerkt, im zweyten Jahrh. nach Chr. gelebt, vergl. Jöchers Allg. gel. Lex. 3r Th. S. 931. Art. *Nicomachus Gerasenus*; Scheibels Einleit. in d. mathemat. Bücherk. 2r Bd. S. 324; Montucla hist. des mathemat. Tom. I. p. 313.) von Pythagoras Entdeckung in der Musik erzählt ist aus dem Montucla entlehnt (s. Tom. I. p. 122 — 135), der bekanntlich die Geschichte der Beobachtungen des Pythagoras, die Accorde durch verschiedene Gewichte, die er an eine Seite gehenkt, untersucht zu haben, schon für eine Erdichtung erklärt hat. Belehrend würde es für den Verf. gewesen seyn, wenn er da über gleichzeitig die Arbeit seines verstorbenen gelehrten Landmannes Barthelemy (Voy. de jeune Anacharz. en grece; Tom. III. pag. 196 — 220. ed. Deux Pont. 12mo) zu rathe gezogen haben würde. Der Uebersetzer hat ihn auch in diesem Kapitel ansehnlich berichtiget.

Zweytes Zeitraum. Zustand der Mathematik, seit ihrer Wiederherstellung bey den Arabern, bis gegen das Ende des XVten Jahrhunderts. — S. 290

290—360. Dieser Abschnitt zerfällt in eine kurze Einleitung und in zehn Kapitel. In jener wird die Schädlichkeit des Fanaticism gerügt, wodurch der frühere Mohammedanism nicht nur der Alexandrinischen Schule; sondern dem Fortgange der Wissenschaften in Europa überhaupt nachtheilig wurde, selbst sogar diese endlich vertilgte, und bis auf die Zeiten auslöschte, wo im spätern Mittelalter die Araber, sich und die sie umgebenden Völker wechselseitig zu vertilgen, müde wurden, und die Muße des Friedens, ihren thätigen Geist zu Beschäfftigungen zurückrief, die weniger leer und mehr anziehend, als die Streitigkeiten über die Lehrsätze des Alkorans waren. In der Hinsicht wird im

Ersten Kapit. Die Arithmetik und Algebra, in dem Sinne der Benennungen, wie wir ihre Namen jetzt kennen, den Arabern als Erfindern zugeschrieben, wogegen der Uebersetzer so wohl hier S. 293 in der Note, als oben S. 32 fg. auf das Ansehen von Mannert's Dissert. de numeror. quos arabic. voc. vera orig. Pythag. Norimb. 1801. 8. erhebliche Zweifel erregt. (Auch Weidler, besonders Montucla suchen zu beweisen, daß die Araber nicht Erfinder unserer jetzigen Decimalrechnungsweise wären; sondern sie, wie die Algebr, von den Indiern entlehnt hätten. S. Weidlers Dissert. de Charact. numeror. vulg. Iena 1727, 4. und im Specileg. Observat. 1755. 4. Montucla Tom. I. pag. 361—369; vergl. Herbelot und Golius). Der Verfasser glaubt, — vielleicht auf das Ansehen von John Wallis — die Araber hätten die algebraischen Auflösungen der Gleichungen vom dritten Grade gekannt, und den Grund zu den der vierten Dignität gelegt; aber da bekanntlich Wallisius, von Cardan verleitet, der Meinung ist, die Araber hätten schon vor Diophant, die Algebra gekannt und getrieben: so ist diese Behauptung schwankend, und nach des Rec. bisherigen Einsicht, von jedem kritisch-historischen Grunde entblößt.

Zweytes Kapitel. Geometrie der Araber. Ein großer Theil der griechischen Werke, wird hier den arabischen Geometern zugeschrieben, daß sie selbige auf uns gebracht hätten. (So unbedingt läßt sich das doch wohl nicht annehmen, sonst müßte man auch die lächerliche Behauptung der Araber als richtig gelten lassen, daß Adam, der Mosai-

sche Stammvater des menschlichen Geschlechts, eine Algebra geschrieben habe, wovon die Araber vorgeben, daß solche auf sie gekommen sey.) Die Vervollkommnung der Trigonometrie durch die Araber, die anstatt der Sehnen, Sinusse einführten, wird kürzlich erwähnt, und durch einen Zusatz vom Uebersetzer erläutert.

Im dritten Kapitel wird von der Astronomie der Araber gehandelt. (Von der alten Astronomie der Araber, die etwan mit der der Griechen vor den Zeiten des Thales verglichen werden kann, und wornach die Gestirne und Sternbilder auf die Vorfälle des Hirtenlebens angewandt wurden, wie schon Schikard, der arabisch verstand, Riccioli, Weidler, Montucla, Bailly de la Lande, Niebuhr, Lach und mehrere andere gezeigt haben, wird hier wenig erwähnt. Der Verf. geht daher von dem Satze aus, daß die Araber bemüht gewesen wären, die Schiefe der Ekliptik des Ptolemäus, die sie zu groß gefunden, hätten, zu berichtigen, ohne daß ihnen der Gebrauch der Fernröhre neuerer Zeiten, dabey zu statten gekommen wäre.) Mit Almensors Regierung hebt sich, wie beym Montucla (Tom. I. p. 337 suiv.) die astronomische Geschichte der Araber an, und wird bis auf Averoes fortgesetzt. Von den verschiedenen Ausgaben der astronomischen Schriften des Alfraganus, die der Uebersetzer S. 305 in der Note supplirt, hätte mit Nutzen Scheibels astronomische Bibliographie 1r Band. 1ste und 2te Abtheilung nebst den Anhängen gebraucht werden können. (Einen nicht unwichtigen Beytrag zur Kenntniß der arabischen Sternkunde, liefert die Beschreibung der Arabisch-Cufischen Himmelskugel, die im Museo des Cardin. Borgia zu Velletri aufbewahret wird, und die der Prof. Asseman in seinem Glob. Coelest. Cufico-Arabicus Veliterni Musei *Borgiani*; Patavi 1790, 4. herausgegeben hat. Diese Sternkugel ist bekanntermaßen von einem, in der Geschichte der Wissenschaften bisher noch gar nicht vorgekommenen Cäsar, der Sohn Abi Alcasem des Sohns Mosofer Alabraki, im Jahre der Hedschra 622, od. J. Chr. 1213 verfertigt, der damals zu der, in dem Almagest des Ptolemäus vorkommenden Länge der Sterne, 16 Grad 46 Minuten hinzufügte. Auf diesem arabischen Kunstwerke ist der letzte Stern im Schwanze des kleinen Bärens, 5½ Grad

Grad vom Nordpol entfernt. Die Lage dieses Sternbildes ist so, daß er die Füße gegen den Nordpol zukehrt, da er sie auf unsern Himmelskugeln abwärts wendet. Diese Stellung der Sternbilder scheint von jeher Sitte bey den Arabern gewesen zu seyn, da sich nicht nur die Tafeln des Ulugh Beigh; sondern auch einige alte Namen der arabischen Sternkunde des Alterthums darnach richten, und welches daher in der vorliegenden Geschichte der Mathematik, besonders in dem erwähnten Kapitel einer umständlichern Erwähnung und Prüfung, die beyde übergangen worden, verdient hätte.)

Im vierten und fünften Kapitel werden die mathematischen Wissenschaften; besonders die Astronomie der Perser vorgetragen. Beyde werden, wie im

Sechsten Kapitel die mathematischen Wissenschaften bey den Türken, sehr kurz, sogar letztere auf einer Seite abgefertiget. Fast um nichts ausführlicher sind

im siebenten Kapitel die mathematischen Wissenschaften bey den Chinesen und Indiern beschrieben, wo doch so viele Hülfsquellen neuerer Zeiten zu Gebote standen.

Das achte Kapitel handelt von dem Zustande der mathematischen Wissenschaften bey den neuern Griechen, bey welchen Vieles von magischen oder Zauberquadraten vorkommt, die mit der Eroberung von Konstantinopel, gleichsam aus der Beschäftigung der griechischen Mathematik verschwinden. Neues wird hier nicht angetroffen.

Neuntes Kapitel. Zustand der Mathematik bey den abendländischen Christen, bis zum Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Mit dem Verschwinden der Araber aus Spanien, fängt die Mathematik an bey den Christen des Abendlandes Eingang zu finden. Alphonsus Xte König von Castillien, ward Beförderer der Astronomie, deren Leitung er den Arabern anvertraute. Unter dieser Regierung wurden die Tabulae Alphonsinae ausgearbeitet, die erst nach Erfindung der Druckerey zum Druck befördert wurden, wovon hier Uebersetzer der ersten, und mehr spätern Ausgaben derselben erwähnt, ohne die vorzügliche Seltenheit der ersten zu erwähnen. (Rec. besitzt sie: Venetiis 1493. 4. in der am Ende steht: finis

nis tabularum astronomic. *Alfonsi* Regis Castellae, impressionem quarum emendatissimam *Erhardus Ratdolt* etc. etc. Anno salutis 1483, sole in 20 gradu Cancri gradiente, hoc est 4 non Julii Ao mundi 7681. etc. etc. Auch Weidler hat diese Stelle richtig ausgehoben; s. H. st. astronom. p. 281. — Clement nennt diese Ausgabe Tom. I. p. 209. mit Recht: fort-rare, und de la Lande in der Astron. Tom. I. §. 426, dieselbe extremement rare. — Maittaire p. 422 nennt sie ebenfalls äußerst selten; aber in Bauers Verzeichniß rarer Bücher; 4r Theil, wird sie eben so wohl, wie in allen drey dazu gehörigen Supplem. Bänden vermisset.) Von den Spaniern gingen die mathematischen Wissenschaften im Mittelalter zu den Italiänern über. Die Algebra zog zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich. Leonhard von Pisa, Albert der Große, Roger Bacon und Alexander Spina sind die vorzüglichsten Männer in dieser Periode, welche die Mathematik in jenem dunkeln Jahrhunderte bearbeiteten. Welche Fortschritte diese Wissenschaften bey den Abendländern im XIV und XV. Jahrhunderte gemacht haben, dieß wird im

Zehnten Kapitel von S. 342 — 360 in gedrängter Kürze gezeigt. Peter von Albano und Cecchi Ascoli, die beyde in der letzten Hälfte des XIIIten, und in der ersten Hälfte des XIVten Jahrh. lebten, und zur Verbreitung der Sternkunde mitwirkten, eröffnen diese historische Periode. In England, Deutschland und Frankreich befördern einige treffliche Männer das Studium der Geometrie, Astronomie, und Mystik. Ungeachtet es mit der mathematischen Theorie nicht recht vorwärts wollte, brachte die praktische Mechanik doch einige sehr sinnreiche Maschinen hervor, welche den Weg zur Erfindung der Papiermühlen und der Räderuhren bahnten. Durch diese Entdeckung geleitet, führte das funfzehnte Jahrhundert verschiedene ansehnliche Mathematiker und gelehrte Astronomen herbey, denen es um die Anwendung einer wissenschaftlichen Theorie auf die praktische Mathematik zu thun war. In der Geometrie und Algebra zeichnete sich zuförderst Lukas von Borgo, in der Sternkunde Johannes de Gmünden, Nicolaus von Cusa, Purbach, Regiomontan (Joh v. Königsberg), Pabst Sixtus IV, u. mehr. and. aus. Durch den Fleiß dieser Männer geleitet, ward die Anwendung der Magnetnadel

(Bouf-

(Boussole) auf die Schiffartskunde im XVten Jahrhundert erfunden, welche ſeitdem auf alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens einen ſo mächtigen Einfluß bewirkt hat.

Den Beſchluß des erſten Bandes macht der Anhang des Ueberſetzers, der, wie wir ſchon erinnert haben, in den litterariſchen Zuſätzen zum 1ſten Zeitraume dieſer Geſchichte beſteht, und in die der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller vor und nach Chr. Geb. eingetheilet wird. Es iſt dabey eine chronologiſche Ordnung beobachtet worden.

Zweyter Band. Dritter und vierter Zeitraum. Im dritten Zeitraume S. 3—136 der in ſechs Kapiteln zerfällt, wird der Fortgang der Mathematik ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis auf die Analyſis des Unendlichen beſchrieben, mit dieſer Periode fängt die Mathematik an, reich an Entdeckungen und wichtig durch die große Anzahl ihrer vorzüglichſten Bearbeiter zu werden.

Das erſte Kapitel handelt von dem Fortgange der Analyſis, worunter der Verf. als eine allgemeine Benennung, die Arithmetik und Algebra begreift, indem ſie im Grunde nur eine Wiſſenſchaft ausmachen. Zuerſt wird Lucas von Borgo, Leonhard von Piſa, demnächſt Hieronymus Cardanus, Nicolaus Tartalea (Tartaglia) und mehrere gelehrte Mathematiker Italiens aufgeführt; auch des Streits, wegen Auflöſung cubiſcher Gleichungen (welche die Alten nicht kannten), den Tartaglia mit Cardan führte, wird kürzlich erwähnt. (Vergl. Käſtners Progr. de Formula Cardani, und deſſen Analyſ. endl. Größen. §. 696 ff. Auch hat Hr. Boſſut, welcher der Gleichungen vom vierten Grade erwähnt, nicht vermerkt, daß Johann Colla, deſſen Tartaglia oft gedenkt, die Auflöſung der Aufgabe: $x+xx+36=60x$ erfunden habe, anderer Männer nicht dabey zu gedenken.) Von Mauvolycus und Vieta's Verdienſte um die Algebra, wird das Wichtigſte ausgehoben. Zu der Erfindung der Logarithmen, S. 9 ff. hat der Ueberſetzer die vorzüglichſten neuern Quellen in einer Note eröffnet. (Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat den Urſprung der Logarithmen den wir, wo nicht geradezu, doch den erſten Keim unſerm deutſchen Landsmann Michael Stifel, ſiehe deſſen Arithmetica integra Lib. I. Cap. 4 und Lib. III. Cap. 5. Norimb. 1544; 4. verdanken, gar nicht erwähnt, und bloß dieſe Er-

ladung dem Neper beygelegt, der bekanntlich die ersten Tafeln ausarbeitete, wovon Rec. die erste Ausgabe 1614; und die 2te 1619 besitzt. Letztere scheint der Verf. nicht zu kennen.) Unter mehreren wichtigen und dieses Werk zu berichtigen bestimmten Anmerkungen ist auch die vorzüglich zu rechnen, welche der Uebers. S. 17 einschaltet. Von Descartes, Pascal, John Wallis, und Newton wird viel Lesenswürdiges gesagt.

Zweytes Kapitel. Fortgang der Geometrie. Diese wird in die reine und gemischte eingetheilt, wobey viel Gutes und Mittelmäßiges vorkommt, das vom Uebersetzer in der Regel berichtiget, oder so viel als möglich erträglich gemacht wird. Pascals Aufgaben über die Cykloide, und Huygens Theorie der Evoluten, werden, wie die Fortschritte der Geometrie in Deutschland, umständlich vorgetragen.

Drittes Kapitel. Fortgang der Mechanik. Ohne des Guido Ubaldi, der zu Ende des XVIten Jahrh. der erste war, der Einiges zur Mechanik der Alten hinzusetzte, mit einem Worte zu gedenken, geht der Verf. unmittelbar zu Simon Stevin über, wovon er das, was er von diesem niederländischen Mathematiker vorträgt, seinem Vorgänger Montucla entlehnt, ohne Stevins Schriften, wie es scheint, je gesehen zu haben. Der Uebers. hat jedoch die französische Ausgabe von Stevins sämmtl. Schriften, nach der Uebersetz. von Albert Girard Leyd. 1634 fol. 4 Vol. in einer Note citiret. (Rec. besitzt die beyden äußerst seltengewordenen Ausgaben von diesem Werke, die lateinische Uebersetzung desselben von Willebrod Snellius, 5 Theile, Leyd. 1608. Fol. und das holländische Original; 5 Theile. Leyd. 1605 — 1608. Fol. Letzteres führt den Titel: Wisconstige gedachtenisa, und ist von Stevin, der Lehrer des damaligen Prinzen Mauritz von Oranien war, in holländischer Sprache, zum Leitfaden seines fürstlichen Schülers geschrieben worden. Was daher Bossut und von Stevins Verdienst um die Statik, und weiter unten in der Hydrodynamik S. 60, von dem Gesetze der Hydrostatik, die Stevin mit neuen Entdeckungen bereicherte, s. Wiskonst Ged. 4de Deel. van de Weegconst. Leyde. 1605. fol. — vorzüglich zu rühmen weiß hat er dem Montucla zu danken, der selbst versichert s. Hist. des mathemat. Tom. II. p. 260. — daß er die holländ. Ausg. von Stevins Werke, in der die Abhandl.

handlungen von der Attraction des Waſſers, und der Schwere der Luft enthalten wären, die in der lateiniſchen und franzöſiſchen Ausgabe fehlten, nie geſehen habe.) Galilei's Entdeckung des Geſetzes der beſchleunigten Bewegung ſchwerer Körper, giebt der Mechanik einen neuen Schwung, worauf die Geſetze der Mittheilung der Bewegungen folgen, die dem Descartes zugeeignet werden. Pat. Merſannes giebt componirte Aufgaben: von den Mittelpunkten des Schwunges und des Stoßes, die Roberval, Huygens und Wallis nach verſchiedenen Richtungen auflöſeten.

Viertes Kapitel. Fortgang der Hydrodynamik. Pascal erklärt und beweiſet zuerſt die Eigenſchaften des Gleichgewichts flüſſiger Maſſen in der Hydroſtatik, worauf Galilei und Torricelli ein Syſtem gründen, das von den Anhängern der alten bisherigen Lehrſätze, wo nicht angefeindet, doch in Zweifel gezogen ward. Durch Caſtelli Lehren gewann nunmehr die Hydraulik eine andere Geſtalt, welche nachher von Mariotte vervollkommnet wurde. Die Wirbel des Descartes werden ganz richtig, als den Geſetzen der Aſtronomie und Mechanik widerſtreitend, angegeben, ohne dem Verdienſte ihres Urhebers zu ſchaden.

Fünftes Kapitel. Fortgang der Aſtronomie. An der Spitze der hier vorkommenden Sternkundigen ſteht Copernikus, deſſen Werke (de Revolutionibus Orbium Coeleſtium, Lib. IV. Norimb. 1543. Fol. 5½ Bog. Titel, Index ꝛc. und 198 Bog. Text) der Verf. alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt; ausführlicher wird das aſtronomiſche Verdienſt des Tycho de Brahe beſchrieben. Pabſt Gregor XIII. Wilhelm IV. Landgr. von Heſſen-Caſſel, Kepler, Galilei, Gaſſendi, Hevel, Riccioli, Grimaldi, Mutton, Huygens, J. D. Caſſini, Picart, Richard (Richer), Römer, Hook, Flamſtead, Halley, Gerhard Merkator, Wrigt, Sebaſtian Münſter, Gronius Finäus, und Clarius werden, was ſie der Aſtronomie für Dienſte geleiſtet, in chronologiſcher Ordnung aufgeführet. —

Sechſtes Kapitel. Fortgang der Optik. Ein kernhafter Auszug aus Montucla und Prieſtley, den der Ueberſ. mit lehrreichen und berichtigenden Anmerkungen bereichert

dert hat. So viel wir uns erinnern, hat der Verf. des Priestley hier nicht gedacht.

Der vierte und letzte Zeitraum enthält den Fortgang der Mathematik seit der Analysis des Unendlichen bis auf unsere Zeiten. Er enthält S. 237 — 422; 14 Cap.

Im ersten Kap. geht der Verf. von der Entdeckung der Analysis des Unendlichen aus, und zeigt, daß Leibnitz zuerst die Elemente derselben bekannt gemacht, auch Newton eine ähnliche Methode in seiner Philosophia naturalis in Anwendung gebracht habe. Die Einkleidung, deren sich unser Verf. bedient ist nachahmungswerth; wenigstens hat sie dem Rec. besser, wie die des Montucla gefallen.

Zweytes Kapitel. Leibnitz fährt fort, seine neue Analysis zu erweitern, wo er darin von den Gebrüdern Bernoulli unterstützt wird. Verschiedene Probleme, die von den damaligen Analysten vorgelegt und aufgelöset wurden, werden, wie die Analyse des infinitement petits des Marq. de l'Hopital beschrieben, und mitunter vom Uebers. durch sachkundige Anmerkungen berichtigt.

Das dritte Kapitel beschäfftiget sich mit den großen Fortschritten vom Größten und Kleinsten, wobey der bekannte Streit der Gebrüder Bernoulli über das isoperimetrische Problem vorkommt, bey dem der Verf. Unparteylichkeit beweiset.

Viertes Kapitel. Die Auflösung verschiedener Aufgaben wird beschrieben. Leibnitz erfindet die Methode zu diff erentiiren de curva in curvam. l'Hopitals Gastfreundschaft gegen Joh. Bernoulli, wird von diesem mit Undank belohnt, worüber sich ersterer vertheidiget, welches hier der Verf. erzählt, und demnächst von Newton und andren gleichzeitigen Geometern historische Nachrichten gibt. Die aus dieser mathematisch-litterärischen Klopffechterey der damaligen Streitigkeiten, in der Leibnitz mit Newton verwickelt ward, und woran demnächst Joh. Bernoulli Antheil nahm, entstandenen Verwickelung, betraf bloß einen Problemenkrieg, und die Absprechung der wechselseitigen Erfindungen, wovon

im

im fünften und ſechſten Kapitel ausführlicher gehandelt wird. Alles erzählt der Verf. in gedrungener Kürze, ohne der Wahrheit und dem Weſentlichen zu ſchaden. In der Hinſicht läßt er auch beſonders Leibnitzen, wie auch Montucla that (Tom. II. p. 334 ſuiv.) Gerechtigkeit widerfahren. (Nach des R. C. Einſicht kann man, zu Leibnitzens Ehre nichts Gründlicheres in lehrreicher Kürze leſen, als was Käſtner in ſeiner Lobſchrift auf Leibnitz, S. 19—21. Altenb. 1769. 8. vorgetragen hat; beſonders in Anſehung des bekannten Scholion von Newtons Philoſ. nat. princ. mathemat. erſten Ausg. 1687. (bey Käſtner ſteht 1697, ſtatt 1687.) Vom

Siebenten bis zehnten Kapitel wird die Geſchichte der Analyſis des Unendlichen fortgeſetzt; die weitere Fortſchritte der Geometrie, die Geſchichte der Auflöſungen verſchiedener geometriſcher Aufgaben; die Aufgabe von Tautochronen in widerſtehenden Mitteln; einige allgemeine Betrachtungen über die reine Theorie; die Algebra der Sinus und Coſinus; der Nutzen der Näherungsmethoden, beſonders der unendlichen Reihen; die Fortſchritte der Differential- und Integralrechnung und ihrer verſchiedenen Methoden erwogen, auch von einigen Werken über die Analyſis Nachricht gegeben.

Das eilfte und zwölfte Kapitel handelt von dem Fortgange der Mechanik und der Hydrodynamik, mit Inbegriff der wiſſenſchaftlichen Schiffarthskunde, wobey überall das Wichtigſte der neuern Entdeckungen bis in die letzte Hälfte des XVIII. Jahrh. vorkommt.

Im dreyzehnten Kap. wird in zwey Abſchnitten die praktiſche und phyſiſche Aſtronomie vorgetragen, ſo wie im letzten oder

vierzehnten Kapitel, die Geſchichte der Optik in einer zuſammen gedrängten wiſſenſchaftlichen Ueberſicht geliefert wird. Den

Beſchluß macht S. 423—540 der Biograph über Pascals Leben und Werke, das wir noch nirgend ſo ausführlich wie hier angetroffen haben. — Schade daß auch hier, wie bey einigen Exemplaren der erſten Ausgabe des Montucla, ein alphabetiſches Namen- und Sachenregiſter

vermisset wird. — Bey der Uebersetzung des Possut, die in einem fließenden historischen Style abgefaßt ist, haben wir nichts Erhebliches zu erinnern gefunden, und da der Druck und das Papier dem Gehalte des Buchs entspricht: so können wir das vorliegende Werk, mit Ueberzeugung empfehlen.

Ni.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Kirchliche Geographie und Statistik von D. Karl Friedrich Stäudlin, Professor und Kanzistorialrath zu Göttingen. Zweyter Theil. Tübingen, bey Cotta. 1804. 749 S. 8. 3 Rl.

Der jetzige Rezensent, welcher den ersten Theil nicht recensirt hat, hätte zwar gewünscht, daß der gelehrte Verfasser dieses nützliche Werk nicht so schnell an das Tageslicht gefördert; sondern ihm durch fortgesetzte Nachforschungen und Erkundigungen eine größere Vollendung gegeben haben möchte; allein er sieht auch wohl ein, daß der Natur der Sache nach eine gänzliche Vollendung bey der ersten Ausgabe nicht wohl bewirkt werden, und daß dem Verfasser darum zu thun seyn konnte, wenigstens den Anfang zu dieser neuen Unternehmung zu machen, wobey die Vollendung erst von der Zeit zu erwarten ist. Wie geneigt sich Herr K. K. St. zeigt, Berichtigungen aufzunehmen, davon liefert die Vorrede zu diesem Theile einen schätzbaren Beweis. Dieß muß alle hierbey interessirte Gelehrten aufmuntern, dem Verfasser Berichtigungen und nähere Angaben mitzutheilen, die er gewiß zu seiner Zeit benutzen wird. Auch Recensent wird dazu nach seinen Kräften beytragen, und andere Gelehrte werden hoffentlich nicht unterlassen, ihre Beyträge dem Verfasser auf irgend einem Wege bekannt werden zu lassen. Zuvor will aber Recensent den Hauptinhalt dieses Theils kurz angeben, woraus der Leser schon auf die Reichhaltigkeit desselben schließen kann. Er hebt an mit der Fortsetzung von Italien, Malta, Sardinien, Venedig die ligurische Republik, das Königreich Etrurien die Republiken Lucca und San Marino sammt Pau-

ma, Placenſa und Guaſtalla. Darauf Portugal, Spanien, das franzöſiſche Reich, die bataviſche Republik, die Schweitz, die Republik Wallis mit Neuenburg und Vallengis, ferner das deutſche Reich. Hier wurde die Ordnung der Darſtellung des kirchlichen Zuſtandes ſehr ſchwierig. Indeſſen hat ſich der Verfaſſer ſehr gut dadurch geholfen, daß er zuerſt von dem Religionszuſtande in Deutſchland überhaupt, dann von der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche beſonders handelt, und nun mit der Beſchreibung nach den Kreiſen, ſo weit ſie noch übrig ſind, fortfährt. Mit dem niederſächſiſchen Kreiſe wird der Anfang gemacht, und mit dem öſterreichſchen geſchloſſen. Darauf folgen Böhmen, Mähren und öſterreichiſch Schleſien, ſammt preußiſch Schleſien und Glaz. Ferner Gallizien, Lodomirien und die Bukowina, die Sieben-inſeln-Republik mit Raguſa. Nächſt dem das osmaniſche Reich in Europa, Aſien und Afrika, Habeſch, Südafrika, Marokko und Fez, Algier, Tunis und Tripolis, Guinea und die afrikaniſchen Inſeln. Alsdann Oſtindien, das Sineſiſche Reich, Arabien, Perſien. Endlich Amerika, theils der nordamerikaniſche Freyſtaat, theils die europäiſchen Beſitzungen in Amerika. Hiermit ſchließt ſich das ganze Werk. — Die große Nützlichkeit und Brauchbarkeit deſſelben wird kein Unbefangener verkennen, und dem berühmten Verfaſſer wird immer das Verdienſt bleiben, den erſten Verſuch dieſer Art gemacht zu haben. Sieht man aber auf den zu wünſchenden Umlauf dieſes Werks; ſo dürfte die Voluminoſität und der davon abhängige hohe Preis deſſelben der allgemeinen Cirkulation ſehr im Wege ſeyn. Unſtreitig wäre es daher zu wünſchen geweſen, daß Hr. St. ſich kürzer gefaſſet haben möchte, welches in einigen Stücken allerdings möglich war, wovon Rec. z. B. nur die Beſchreibungen einzelner Ceremonien des katholiſchen Volks, und die weitläuftige Beſchreibung der Herrnhuther anführen will. Es iſt daraus auch ein Mißverhältniß zu andern Partien entſtanden, welche dagegen zu kurz behandelt ſind. So wird z. B. die Kirchenverfaſſung von Schwediſch-Pommern und Rügen nur mit vier Zeilen berührt S. 500. Freylich lag der Grund zu dieſer übergroßen Kürze in dem Mangel an Nachrichten; allein es wäre alsdann des Ebenmaaßes wegen an andern Stellen auch die unverhältnißmäßige Weitläuftigkeit zu vermeiden gewe-

erwiesen. Daß der Verfasser jetzt eine kurze geschichtliche Einleitung bey einzelnen Ländern vorausgeschickt hat, ist sehr zu loben. Nur muß bey einer solchen geschichtlichen Zusammenziehung alle mögliche Sorgfalt angewandt werden, damit der Zusammenhang historisch richtig bleibe. Dieß ist dem Verf. nicht überall gelungen. Gleich der Anfang dieses Theils liefert davon eine Probe. »Nachdem die Johanniter»ritter durch die Türken von der Insel Rhodus vertrieben waren: so irrten sie lange mit den Insulanern, die »ihnen gefolgt waren, auf der See umher, und suchten »vergeblich einen neuen Wohnsitz, bis ihnen endlich Karl V. »die Insel Malta, Gozo und Comines einräumte, und zu»Lehen gab.« Nach dieser Darstellung scheint es, als wenn die Ritter mit ihrem Gefolge auf den Schiffen geblieben wären, bis sie Malta, u. s. w. erhielten. Allein sie zogen von Rhodus auf funfzig Fahrzeugen zuerst nach Kandia, alsdann theils nach Venedig, theils nach Viterbo und andern italiänischen Städten; vorzüglich aber nach Nizza in Savoyen. Dieß kann man nicht wohl ein Umherirren auf der See nennen. Bey S. 18, wo es heißt: »Es geschieht jetzt auch nicht selten, daß der Großmeister Personen von hoher Geburt, welche nicht zum Orden gehören, erlaubt, das Kreuz und auch wohl die Uniform des Ordens »zur Ehre (als Ehrenzeichen) zu tragen« hätte noch bemerkt werden können, daß besonders der Kaiser Paul I. sehr freygebig mit diesem Ehrenzeichen war. Er bekleidete damit auch Damen, z. B. die Großfürstinn, welche an den Erbprinzen von Mecklenburg verheyrathet wurde, und deren Oberhofmeisterinn die Gräfinn Henkel u. s. w. Bey der Bayerschen Zunge kann noch hinzugefügt werden, daß ihre Revenüen ihrer Güter jährlich 170,000 Gulden betragen. Endlich sind bey dem Verluste des Ordens die Priorate in Ungarn und Dacien sammt den italiänischen Ländern, welche die Franzosen erobert haben, in Erwägung zu ziehen. Bey Mecklenburg S. 391. 92 kann zur Berichtigung bemerkt werden, daß in gewisser Hinsicht alle Landesgerichte (nicht bloß die Justizkanzley in Schwerin) geistliche Gerichte heißen können, in so fern sie auch in Civil- und Kriminalsachen der Eximirten die Cognition haben. Das Konsistorium zu Rostock hat nur, wie ganz richtig bemerkt ist, die Doktrinal-, Cärimonial- und Disciplinarsachen; aber auch welches nicht bemerkt ist, die Ehesachen der nicht Eximir-

den, in den herzoglichen Domänen, d. i. aller solcher, welche unter den herzoglichen Amtsgerichten stehen. Endlich gehört noch zu den geistlichen Gerichten das sogenannte Ehegericht zu Rostock, welches aus dem Magistrat und geistlichem Ministerium besteht, und bloß in Rostockschen Ehesachen entscheidet. Zu den drey Jungfrauenklöstern (S. 392) im Mecklenburg-Schwerinschen muß noch das dürftige Jungfrauenkloster zum heil. Kreuz in Rostock gesetzt werden, welches nur eine adliche Stelle hat. — Zu der Prüfung der Kandidaten im Holsteinschen (S. 401) wird auch jedesmal ein Mitglied der theologischen Fakultät in Kiel gezogen, welches eine nachahmungswerthe Einrichtung ist. S. 418 glaubt der Verf., daß die Zahl der Hamburgischen Kirchen und Prediger durch die Säkularisirung des Domstiftes ohne Zweifel vermehrt worden sey. Dieß ist aber nicht der Fall; sondern das Verhältniß war folgendes: Das Domstift besaß in der Stadt die Stiftskirche, mehrere Häuser und Karlen; außer der Stadt verschiedene Ländereyen, Hebungen, Einkünfte u. s. w. An der Stiftskirche stand ein Prediger, der vom Stift und Magistrat gewählt, und zum Hamburgischen Ministerio gerechnet wurde. Seit vielen Jahren blieb diese Stelle unbesetzt, und der letzte Domprediger war der sel. Moldenhawer. Die Kirche hatte keine Gemeine, und selbst die Stiftsglieder waren in den übrigen Hamburgischen Kirchen eingepfarrt. Auf dem Lande hatte das Domstift gar keine Kirchen. Da nun jetzt die Domkirche abgebrochen wird: so ist die Zahl der Hamburgischen Kirchen eigentlich um eine vermindert, und die Zahl der Stadtpfarreyen ist nach wie vor fünf geblieben. Außerdem wird jetzt noch eine Kirche in Hamburg abgetragen und reducirt. Bey den Herrnhuthern wird (S. 428.) noch Barby als der Ort angegeben, wo die Brüdergemeine ihre Generalversammlungen hält, und (S. 452.) von der Unitätsältesten-Konferenz gesagt, daß sie ihren Sitz bald zu Herrnhuth, bald zu Barby, bald in England, bald in Holland gehabt habe. Hieraus ergiebt sich schon, daß der Ort der Generalversammlung willkührlich und wandelbar ist, also nicht bloß zu Barby seyn kann. Die Lage der Sachen ist vielmehr folgende: Auf der Synode zu Marienborn 1769 wurde statt des Direktoriums zu Herrnhuth eine Unitätsältestenkonferenz eingeführt, welche aus 13 Mitgliedern

bestand, worunter Wattewille der Thätigste war. Diese begab sich nach Barby, wo ihr beständiger Sitz war von 1769 — 1784. Seit dieser Zeit ist aber die oberste Regierung unter dem Namen der Unitätssynode wandelbar, und hat keine bleibende Residenz. Nachdem diese Synode zehn, zwölf und mehrere Jahre regiert hat, schreibt sie eine neue Wahl aus, wozu sie irgend einen Ort willkührlich bestimmt (der also auch in England, Holland u. s. w. seyn kann). Dahin senden die Brüdergemeinen aus der ganzen Welt ihre Repräsentanten. Diese wählen aus sich selbst eine neue Unitätssynode, welche an dem willkührlichen Orte bleibt, und wie die vorige regiert. Uebrigens hat die deutsche Nation in derselben eben ein solches Uebergewicht, als die italiänische im Kardinalskollegium. Im Jahr 1791 befand sich diese Synode in einem Dorfe eine halbe Stunde von Herrnhuth, wo sie vielleicht noch jetzt existirt. Siehe Küttners Reisen durch Deutschland u. s. w., 3ter Th. S. 47. 48. — Die Kirchenverfassung von Schwedisch-Pommern und besonders von Rügen, welche S. 500 nur berührt ist, verdient vor vielen andern Ländern Deutschlands eine weitläuftigere Beschreibung. Rec. glaubt nicht, daß in dem übrigen protestantischen Deutschlande noch solche Vorzüge der Geistlichkeit statt finden, welche ein Ausfluß des Mittelalters sind, als auf der Insel Rügen. Die Geistlichkeit hat sowohl dort noch die Gerichtsbarkeit über ihre Eingepfarrten (die Kriminaljurisdiktion ausgenommen, welche von einem Königlichen Richter zu Bergen besorgt wird), als auch den großen und kleinen Zehnten. Sie steht noch in einem gewissen Vasallenverhältnisse zu dem Landesherrn, wie im Mittelalter, und wird von ihm mit ihren Pfarreyen belehnt. Doch Rec. will hierin nicht vorgreifen, weil wahrscheinlich die Greifswalder gelehrten Anzeigen diesen Punkt näher auseinander setzen werden, und bemerkt nur noch, daß an der Spitze des Ministerii zu Stralsund ein Superintendent steht, und daß der Generalsuperintendent zu Greifswalde sowohl Vicekanzler der Universität, als ersten Landstand ist. Uebrigens sind auch in diesem Lande die Präpositen dasselbe, was in andern protestantischen Ländern die Specialsuperintendenten vorstellen. — Wenn S. 521 noch von einer besondern Strasse zu Frankfurth am Mayn die Rede ist, worin die Juden eingeschlossen werden: so glaubt Rec., daß dieser Zwang seit dem

dem letzten Brande in jener Straße aufgehoben ist, und daß die Juden jetzt in Frankfurth freyer wohnen können. Wenigstens ist von dieser Freyheit die Rede gewesen. Wenn es ferner S. 530 heißt: »nach Prag und Frankfurth am »Mayn ist zu Fürth die dritte Judenakademie in Deutsch»land«, so hat der Verf. wahrscheinlich das deutsche Reich im Sinne gehabt. — In der Einleitung in den Zustand der Kirche und Religion des deutschen Reichs, hätte Rec. bey der Bemerkung der großen Veränderungen durch den letzten Deputationsreceß eine genauere statistische Uebersicht gewünscht, welche einen Totalblick über das Ganze werfen ließ. Diese hätte z. B. gleich zu Anfang S. 311, oder auch S. 331 angebracht werden können. Wann es an der ersten Stelle heißt: »Viele Kirchen und Klöster sind ein»gezogen; katholische Unterthanen sind an protestantische »Oberherren und protestantische an katholische in großer »Anzahl gekommen, die meisten Bischöfe und Aebte haben »aufgehört, Landesherren und Reichsstände zu seyn, die »meisten Domkapitel sind aufgehoben u. s. w.« — so ist dieß zu allgemein gesagt, ohne bestimmte Begriffe zu geben. Dagegen liefert eine statistische Berechnung, wie folgende, gleich eine deutliche, anziehende Uebersicht. Von sieben und zwanzig unmittelbaren Erzbischöfen und Bischöfen in Deutschland, blieben nur zwey Erzbischöfe (Kurerzkanzler und Salzburg) übrig, wovon bloß einer (Kurerzkanzler) unmittelbar ist, und vierzehn mittelbare Bischöfe (Augsburg, Bamberg, Brixen, Eichstädt, Freysingen, Fulda, Hildesheim, Korvey, Konstanz, Münster, Paderborn, Passau, Trient und Würzburg.) Ohngefähr eine Million Katholiken kamen unter protestantische Herrschaft, und nur 136,450 Protestanten aus den ehemaligen Reichsstädten unter katholische Regierungen (Kurerzkanzler und Bayern) u. s. w. Uebrigens hat der Verf. ganz recht, daß die völlige Realisirung der neuesten Veränderungen in dem deutschen Kirchenzustande erst zu erwarten steht. Es scheint unmöglich in dieser Verwirrung bleiben zu können, daß die Sprengel der mittelbar gewordenen Bischöfe in die Länder fremder Landesherren eingreifen, u. s. w. Man kann also den jetzigen Zustand nur als provisorisch ansehen. Ein Konkordat würde alles ausgleichen können; allein die Schwierigkeiten desselben sind zu groß, als daß man auf dieses Auskunftsmittel rechnen dürfte. — S. 336 wird bemerkt,

merkt, daß die Kaiserkrönung zu Rom seit langer Zeit nicht mehr vorkomme. Es war dieß speciellen seit Ferdinand I. der Fall, dessen Erhebung zur Kaiserwürde Paul IV. nicht anerkennen wollte; sondern ihn mit einer Art von Bann in den Bann that, woran sich aber Ferdinand nicht weiter kehrte. Seit dieser Zeit wurde die päpstliche Krönung nicht mehr gesucht. — Unter den S. 715 angegebenen Religionsparteyen im Nordamerikanischen Freystaate, fehlen noch die Sabbatharier und Sandemanier (von Robert Sandemann Letters to Mr. Hervey 1756., welche wöchentlich ihr Abendmal mit Agapen, dem Bruderkuß und Fußwaschen feyern, und das Loos gebrauchen), wenn sie gleich hernach gelegentlich vorkommen; aber ohne weitere Beschreibung. Ueberhaupt hätten mehrere dieser Sekten um so mehr eine nähere Beschreibung verdient, da die Herrnhuther bey Deutschland und die Taufgesinnten bey der Batavischen Republik so weitläufig beschrieben sind. Die Partey, welche der Verf. Dunkers nennt, heißen sonst auch: the harmless Tunkers, und haben in Dominikanerkleidung vorzüglich die alte Essenische Lebensart erneuert. Wenn endlich Hr. St. S. 714 von dem Nordamerikanischen Freystaate sagt, er mische sich mit wenigen Ausnahmen gar nicht in Religions- und Kirchensachen; so hätte dieß vielleicht besser so ausgedrückt werden können: daß dieser Staat keine Staatsreligion statuire, worin er unter allen christlichen Staaten das erste Beyspiel gegeben habe. Dieß ist in der That merkwürdig genug, und bis jetzt noch immer einzig. — Hiemit schließt Rec. seine Bemerkungen, die aus keiner Tadelsucht, sondern bloß aus Liebe zur Sache angestellet sind, damit dieses nützliche Werk mit der Zeit immer vollkommner werde. Er könnte nun auch Dutzende von vielem Wissenswürdigen anführen, welches dieser Theil enthält; allein das versteht sich von selbst, und bleibt dem eigenen Lesen überlassen. Er begnügt sich also damit, zu bemerken, daß er die Beschreibungen des französischen Reichs, der batavischen Republik und der Schweiz, sowohl in Hinsicht der Kürze, als der Bestimmtheit und Vollständigkeit, für die gelungensten hält, welche den übrigen zum Muster dienen können, um ein Ebenmaß herauszubringen. Amerika ist fast zu kurz behandelt, welches sich auch physikalisch leicht erklären läßt, da das Werk zu Ende ging. Der Ausdruck ist hin und wieder etwas vernachlässigt, wohin Rec.

aber

aber die Schwäbismen nicht rechnet, wovon sich die Gelehrten aus Schwaben nur äußerst schwer losmachen können. Hierher gehört z. B. die Auslassung des im Plurali S. 607: »alle bisher angeführte hohe Geistliche«, statt: angeführten Hohen Geistlichen u. s. w. Bey der doppelten Orthographie, Memnoniten und Mennoniten, ist unstreitig die letztere die richtigere, und die erstere wohl nur ein Druckfehler, dergleichen mehrere vorkommen, besonders Auslassungen abgebrochener Sylben am Ende der Zeilen. Endlich ist noch die, bey einzeln Ländern beygebrachte auserlesene Literatur, woraus der Verf. geschöpft hat, zu rühmen, wenn sie gleich der Natur der Sache nach nicht vollständig seyn konnte.

H.

Finanz-, Kameral- und Policey-wissenschaft.

Das Steuerwesen nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht von *C. Krönke*, Landgräfl. Hessisch. Cammer-Rath etc. Darmstadt und Giessen, bey Hoyer. 1804. 440 S. 8.

Der Verf. glaubt, daß Untersuchungen über die Grundsätze der Steuerverfassung, bey der durch die letztern Staatsveränderungen des deutschen Reichs stattgefundenen Verschmelzung mehrerer vorher getrennter Länder unter einerley Regierung, und bey ihrer dadurch nöthig werdenden neuern Organisirung, nicht blos nützlicher, sondern selbst nothwendiger als jemals sind; er fühlte sich durch die Verhältnisse, in welcher er als Staats-Diener steht, und welche ihm die Anwendung seiner Stunden auf Besteuerungs-Geschäfte, als Berufs-Arbeiten zumuthen, doppelt aufgefordert, sein Nachdenken jenem Gegenstande zu widmen, und giebt hier die Resultate desselben in einer vollständigen Darstellung der Grundsätze, von welchen die Steuer-Verfassung jedes Landes, nach seiner Meinung, ausgehen sollte.

Wohl dem Lande, dessen Verwalter sich mit solchem Eifer der Erfüllung ihrer Pflichten widmen, — mit solchen Probearbeiten, dem vollständigsten Beweisen ihrer Kräfte und ihrer zweckmäßigen Anwendung, vor dem Publikum erscheinen können! Rec. kennt in einem, wegen seiner Regierungsanstalten oft und mit Beyfall genanntem deutschen Lande kaum Einen Kameralisten, der im Stande wäre, dem Verf. in seinem Räsonnement nur zu folgen, — geschweige denn an seine Stelle zu treten!

Der Gang, welchen der Verf. nimmt, ist folgender: Es geht von dem Grundsatze aus, daß die Quellen des Reichthums eines Landes, die in ihm sich findenden Naturkräfte und die Produkte sind, die aus ihrer Benutzung entstehen, und sieht als Zweck des Staats die Sicherstellung des freyen Gebrauchs dieser Kräfte und ihrer Produkte an. — (Rec. glaubt, daß der Zweck des Staats hier zu enge bestimmt ist: nicht bloß der freye Gebrauch der Kräfte, sondern auch die Substanz der Objekte, auf welche solche angewandet werden können, und das Eigenthum dieser Objekte, soll vom Staate gesichert werden. Der vom Verf. angegebene Zweck des Staats, ist also nur ein Theil dieses Zweckes! auch würde Rec. das Beywort des Gebrauchs der Kräfte: frey, um einen besorglichen Mißverstand zu vermeiden, mit dem Beyworte: zweckmäßig, vertauscht haben; denn unbedingt frey, kann, der Natur der Sache nach, der Gebrauch der Kräfte nicht seyn; sondern der Zweck des Staats selbst erfordert eine Beschränkung desselben. — Doch der Verf. kann sich gegen diese Erinnerung damit vertheidigen, daß seine Absicht nicht war, den Begriff des Staatszweckes an sich; sondern nur in bestimmter Beziehung zu dem Begriffe der Steuer anzugeben!) Mit dem Werthe der Kräfte und Produkte muß die Steuer im richtigen Verhältniß stehen, wenn sie rechtlich seyn soll. Dieses fordert also Ausmittelung des Werths der verschiedenen Kräfte und ihrer Produkte, welche in den hierbey stattfindenden gegenseitigen Beziehungen (dem relativen Werth) der Verf. in der ersten Abtheilung untersucht. (Rec. kann ihm hier in seinen Aufsätzen nicht folgen; denn einzelne Ideen des Verf. aus dieser Darstel-

lung

kung aufhoben, würde bey dem konsequenten Zusammenhange, in welchem sie unter sich stehen, sie verstümmeln heißen. So schätzbar Rec. indessen die Ansichten findet, die der Verf. hier öffnet, so dünkt ihn dennoch zur Vollständigkeit des Ganzen, noch die Betrachtung seiner Klasse von Kräften zu gehören, die hier ganz mit Stillschweigen übergangen ist, nämlich der geistigen oder intellektuellen und ihrer Produkte. Die Frage: in wie weit sie einen Bestandtheil des Staatsreichthums ausmachen, in wie weit sie also der Besteurung unterworfen sind, kann kaum in einer Periode mehr Wichtigkeit gehabt haben, als in der jetzigen, wo der Gebrauch dieser Kräfte, und die Produktirung, mittelst derselben, ein so erheblicher Gewerbszweig bleiben wird. — Wenigstens scheint der Verf. da, wo er von menschlichen Kräften spricht, überall, wenn es auch nicht ausdrücklich bezeichnet wird, bloß körperliche Kräfte im Sinn gehabt zu haben, mit deren Produkten freylich die sogenannten Produkte geistiger Kräfte, oft genug zusammenfallen.) — Der Verf. geht von der Betrachtung der Kräfte und ihrer Produkte auf die konventionellen Zeichen derselben über, und handelt zuerst von dem Werthe der edeln Metalle, und dann von dem Gelde. Diese beyden (das 4te und 5te Kapitel der ersten Abtheilung.) haben, obwohl sie keine neue Ideen aufstellen, Rec. durch die Klarheit der Darstellung ganz vorzüglich befriedigt.

Die zweyte Abtheilung handelt von den Steuern im Allgemeinen, von welchen Kräften und Produkten sie zu erheben, und in welchem relativen Maaße solche damit zu belegen sind. Der Verf. geht hier, nach des Rec. Dafürhalten sehr richtig und zweckmäßig von der Untersuchung aus, wie der Werth ihrer Kräfte und ihrer Produkte durch die an den Staat zu entrichtenden Abgaben abgeändert werden, welchen Einfluß diese Abgaben auf den Betrieb der Kräfte haben, und wem demnach endlich diese Abgaben zur Last fallen (1. Kap) — beantwortet, dann (im 2ten Kap.) die Frage: ob und wie die Beförderung der Kultur einiger besondern Anwendungsarten von Kräften zur Vermehrung des Nationalreichthums etwas beytragen könne, und geht endlich, als auf die Resultate des Ganzen (im dritten Kap.) auf Darstellung der Weise über, wie die Kosten zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse am besten aufgebracht werden,

oder welches die beste Besteuerungsart sey? Diesem Theil seines Werks schickt der Verf. (Hoyn.) eine Anmerkung voraus, welche ich hier in den Gesichtspunkt stelle, aus welchem er seine Behauptungen nicht angesehen wissen will, theils wegen ihrer allgemeinen Anwendbarkeit auf ähnliche Untersuchungen Beherzigung verdient, und welche Noten daher ganz aushebt: (S. 256) »In Aufstellung der Grundsätze soll und muß, und kann man strenge consequent seyn, »und alles auf das Schärfste ausspitzen. Ganz anders »aber wird es, wenn es zur Anwendung kommt. Theils »ist es durchaus nicht möglich, alles bis auf das kleinste »Detail, nach den strengsten Foderungen der Theorie zu »lösen, so daß man sich also schon mit dem Beynahe be»friedigen muß, und dieses ist, namentlich bey den Steuern »angesehen nur zu häufig der Fall, wo man selbst bey»nahe gar »wissen Voraussicht, daß man nicht ganz die Wahrheit er»reicht habe, sich alsdann damit begnügen muß, daß man »nach den besten anerkannten Regeln verfahren sey. Theils »aber befriedigt man sich freywillig mit dem Beynahe. »Dieses wird jedesmal alsdann der Fall seyn, wenn die, »durch die größere Genauigkeit, für den einen Theil zu »erreichende relative Erleichterung im Steueransatze, ge»gen den Nachtheil des andern Theils betrachtet, in kei»nem Verhältnisse mit den wegen dieser größern Ge»nauigkeit erforderlichen Kosten stehen. Es wünschlich »wohl thörlicht seyn, große Kosten auf eine größere Ge»nauigkeit im Steueransatze zu verwenden, wenn dadurch »zwar eine größere Richtigkeit im Ansatze, aber gegen der »erforderlichen größern Kosten doch keine Erleichterung in »der wirklichen Abgabe für den bisher Prägravirten be»durch zu erhalten stünde. Auch hier mit die Regel: das »Mittel muß nie kostbarer als der Zweck seyn. Je »größer also für ein gegebenes Land die aufzubringende Ab»gabe ist, mit desto größerer Genauigkeit muß deshalb der »Steuerfuß eingerichtet seyn. Auf durchaus falschen »Grundsätzen darf keine Steuereinrichtung beruhen; aber »das allein, daß sie nicht ganz so genau ist, wie sie seyn »könnte, gereiche ihr, aus den eben angeführten Gründen, »nicht immer zum Vorwurfe; so wie auch das einer an»gegebenen Steuerverfassung nicht im Allgemeinen zum »Vorwurfe gereichen kann, wenn sie bey größerer Genauig»keit

» die etwas verwickelter wird. Dazu kann kein Mensch et-
» was, daß die Theorie einer Maschine zusammengesetzter und
» verwickelter wird, wenn man dabey auf die Reibung, Ko-
» häsion, Adhäsion, Trägheit der Materie, auf den Wi-
» derstand der Luft u. s. w Rücksicht nimmt. Wer eine sol-
» che Theorie nicht versteht, muß freylich seine Finger davon
» lassen; aber welcher vernünftige Mensch wird deswegen be-
» haupten, eine Theorie, wobey alle diese Nebenumstände
» außer Acht gelassen sind, und die denn freylich sehr viel
» einfachere Formeln geben kann, wäre, dieser einfachen
» Formeln wegen, besser als jene. — Aber mit welcher,
» etwas größern oder kleinern Genauigkeit man nun auch,
» sey es bey der Berechnung der Maschinen oder bey der
» Einrichtung des Steuerwesens, nach den Umständen
» glaubt zu Werke gehn zu müssen: so ist es doch im-
» mer nöthig, mit der vollständigen Theorie zuvor aufs
» Reine zu kommen, um darnach beurtheilen zu können,
» wo und wie man von den strengen Forderungen der
» Theorie abweichen könne, um doch immer noch in den
» Gränzen des sich vorgesetzten und erlaubten Ungefährs
» zu bleiben. «

Nach dieser vorausgeschickten Bemerkung geht der Verf. die verschiedenen Gegenstände, auf welche eine Besteuerung anwendbar ist, nach allgemeinen Klassen durch, und zeigt, wie die Data, aus welchen die Besteuerungsregel gefolgert werden muß, fortgesetzt und erwirt werden können, entwickelt dann einige einzelne Fälle, die in dieses Geschäfften vorkommen, und schließt mit rhapsodischen Bemerkungen über einfache, einzige und indirekte Steuern. Gegen die letztern erklärt er sich auf mitigen Gründen durchaus, die einzigen Steuern findet er unmöglich; zeigt aber, daß nach seinem Systeme die Steuern viel einfacher seyn könnten, als sie gewöhnlich sind, und wie dieß bewirkt werden müsse!

M.

Technologie.

Recherches theoretiques et expérimentales sur l'effet des machines et outils, dont on se sert pour produire des mouvemens instantanés; principalement sur l'effet du Mouton pour l'enfoncement des pieux. Par *R. Woltmann*, Direct. des construct. hydraul. à Cuxhaven etc. à Goettingue, chez Dieterich. 1804. 198 pag. gr. 8. avec une Table. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Theoretische und praktische Untersuchungen über die Wirkung der Maschinen und Werkzeuge, deren man sich bedient, um augenblickliche Bewegungen hervorzubringen; hauptsächlich über den Effect des Ramms zum Eintreiben der Pfähle. Mit Anmerkungen und einer Zugabe vermehrt ꝛc.

Der Verf. leitet nicht mit Unrecht den Namen Ramm, welches Wort in der Niedersächsischen und Englischen Sprache, einen Schaafbock bedeutet, aus dem Vitruv her, der bekanntlich eine Maschine beschreibt, die mit unserer Rammmaschine zu einerley Geschlecht gehört, und die er Aries (Bock, Widder) nennt, welche Maschine wir Deutschen einen Sturmbock nennen. (S. Vitruvius Lib. X. c. 19., vergl. Perrault, Rode und mehrere Ausleger des lateinischen Baumeisters. Die Aehnlichkeit unserer jetzigen Rammmaschinen, und die der Sturmböcke der Alten, zumal solcher, die bey Belagerungen in Landkriegen gebraucht wurden, ist aber weit verschieden, wenn gleich der Zweck einer augenblicklich hervorzubringenden gewaltsamen Kraft und Wirkung einerley ist. Der Ariesbalken, der viel Jahrhunderte über das Alter des Vitruvs heraufreicht, indem er bey den Morgenländern und bey den ältesten Griechen bekannt, auch zur Zeit des Alexanders in der Belagerung von Tyrus im vervollkommneten Zustande gebraucht wurde; s. Ezech. IV. 1, 2, 21 und 22, Plin. VII. 56. Tom. I. p. 416.

p. 416. *Hard.* vergl. Stolberg's Homers Il. 1ter Band. S. 92. V. 31., auch Thucyd. II. p. 155. ed. *du Val.* — *Flav. Jos.* de bel. Jud. L. III. c. 9. wurde meist in horizontaler Richtung, oft mit einer etwanigen Erhöhung, die mit dem Horizonte einen spitzigen Winkel machte, gegen die Widerstand leistenden Mauern der Belagerten gebraucht; die Rammmaschine hingegen, wird vermöge ihres Rammblocks in senkrechter Lage, zum Eintreiben der Pfähle angewandt. Wenn daher eine Aehnlichkeit in dem Namen gefunden wird: so gründet sich diese auf die älteste Gestalt und Form des Arieshaken, der vorne durch seinen starken Beschlag von Eisen, oder gegossenem Metall, die Gestalt eines Widderkopfs, mit 2 krummen, inwärts aufgebogenen Hörnern erhielt, zwischen welchen eine starke eiserne, oder eherne Spitze hervorragte, die mit der Richtung des Balken, oder starken Hebels, eine gerade Linie machte, so wie sie noch in den Denkmälern der alten Kriegeskunst und der Maschinenlehre des Alterthums vorkommt; s. Vegetius, besonders Folard Hist. de Polybe, Tom. II. p. 226—235. Hendreichs respubl. Carthag. Lib. II. c. 7. p. 468—475. ed. Amst. 1705. 8. Montfaucon l'ant. expliq. Tom. V. p. 319. Potter's griech. Archäol. nach Rambl. Uebers. 2r Th. S. 203—205. Guischard u. a. m. — Eine andere Aehnlichkeit besteht auch darin, daß beyde Maschinen, sowohl die Ramme, als der Sturmbock der Alten, durch Seile von Menschen in Bewegung gesetzt wurden; vergl. Liv. XXI. 12. Tom. III. p. 372., XXXI. 46. T. IV. p. 282., XXXII. 23. p. 648. — XXXVI. 23. p. 1055 seq. XXXVIII. 8. Tom. V. p. 149.; ed. *Drak.* — *Appian. Alex.* de bello Mithrid. p. 221. — Bey den Griechen wurde der Sturmbock, Κριὸς (Mauerbrecher), und das Gestelle, worauf der Mauerbrecher ruhete, und vermöge der Seile, von Menschen in Bewegung gesetzt wurde, Κριοφόρος genannt; s. *Suid.* Tom. I. p. 1526.) Es giebt verschiedene Arten Rammen, wovon der Verf. jedoch nur zwey der gewöhnlichsten Maschinen, die in England und Deutschland gebraucht sind, nach Belidor, Semple, Löwel und Glaser beschreibt. Es wird eine gründliche Theorie, die man am Verf., als einen gewandten mathematischen Hydrauliker gewohnt ist, vorausgeschickt. Das Princip S. 96.: »Wenn »man in gleichen Zeiten, gleiche Anzahl Rammstöße vor»aussetzt: so muß das mechanische Vermögen, mit dem Pra»

»dukt

»dukt aus dem Gewichte des Rammes in seiner Fallhöhe, »in ordentlichem Verhältniß stehen, dergestalt, daß ein »doppeltes Gewicht des Ramms, auch ein doppeltes mecha»nisches Vermögen erfordert, oder falls man die Fallhöhe »vermehrte: so muß nach eben diesem Verhältniß, das ge»dachte mechanische Vermögen vermehrt werden, wenn man »nicht in der Zahl der Rammstöße verlieren will, was man »in der Fallhöhe gewönne«, — ist, wie der Verf. richtig bemerkt, für alle Maschinen, die durch Menschenhände bewegt werden, anwendbar; in der Hinsicht sucht er dasselbe besonders bey dem deutschen Ramm zu erklären. In der Rücksicht versteht er unter Wirkung des Ramms, dasjenige Spatium, welches der Pfahl, nach erhaltenem Stoße des Rammblockes tiefer eindringt; oder allgemeiner erklärt, der durchlaufende Raum eines Körpers, der einen Stoß oder Schlag bekommen, heißt die Wirkung des Stoßes. Hierauf wird, nach dem Beyspiele der anerkanntesten Mathematiker (der Verf. beziehet sich dabey auf Belidor, Parronet, Prony, Camus, Gilly und Eitelwein) Vieles über die Wirkung des Ramms demonstrirt und kalkulirt, zugleich aber auch §. 4. durch die Aufgabe des Problems: »Das Gewicht des Ramms und des Pfahls, nebst »ihrer Bewegung ist bekannt, man soll daraus den Wider»stand des Grundes, warum der Pfahl gerammt ist, be»stimmen,« — gezeigt, daß weder Belidor, noch alle, die nach ihm über diesen Gegenstand geschrieben, die theoretische Auflösung dieses, für die Baukunst so interessanten Problems auch nur einmal versucht hätten. Der Verf. läßt dabey, unter den deutschen Architekten, besonders den Bauinspektor Manger (nicht etwan ein Bruder des Hrn. von Manger zu Bellinghofen bey Rees, und des zu Ringenberg im Herzogthum Cleve?), wegen seiner angestellten Versuche, in Betreff der Auflösung dieses Problems, volle Gerechtigkeit widerfahren. (Rec. bemerkt aber, daß er bey verschiedenen holländischen Architekten, in Amsterdam und Rotterdam, auch an mehr andern Orten an der Küste der Nordsee, bey den Land- und Wasserbaumeistern, allerdings auf die Auflösung dieses Problems Rücksicht nehmen gesehen, welches, zumal in Amsterdam, seit dem Ersten Stumpions de Jonge immer geschehen ist, und noch vor einigen Jahren, wegen des Senkens des Mandor-Thores, von dem berühmten Baumeister Jan Bolten und an-

deren

dern Sachverständigen angewandt wer, indem bekanntlich ein grosser Theil der öffentlichen und Privat-Gebäude in Amsterdam auf eingerammten Pfählen ruhet, deren Last, wie der Gegendruck des Bodens, vorher untersucht und bestimmt werden muß. Der ältere Brüning, Conrads und mehrere Hydrotekten, bedienen sich dazu bequemer Formeln, deren sich auch in der vorliegenden Schrift Hr. W. jedoch in veränderter Gestalt bedient hat.) Mehrere hydraulische und architectonische Aufgaben kommen hier vor, wobey der Verf. mit Dankbarkeit, in den Lehren der höhern Mechanik, sich der Werke d'Alemberts und Eulers erinnert. — Mehrere Erfahrungen von scharfsinnigen Untersuchungen begleitet, setzen den Verf. in den Stand, Resultate zu folgern, die man bey wenigen Technologen und Architekten antrift. Dahin gehört auch besonders der Satz: daß der Widerstand des Bodens, im Ganzen genommen, nicht beständig ist, indem die Zahl der Erdschichten, welche gegen die Oberfläche des Pfahls pressen, nach Verhältniß der Tiefe zunehmen. Man könne demnach den Widerstand für diesen Zeitraum und Zeit, ohne Irrthum für beständig, folglich die Bewegung des Pfahls, als gleichförmig abnehmend, dergestalt ansehen, daß die anfängliche Geschwindigkeit c, sich gleichförmig vermindere, bis sie am Ende des Raumes e, ganz vernichtet, oder aufgelöset sey. — Unstreitig ist diese theoretisch-praktische Schrift eine der besten, die Rec. über diesen Gegenstand noch je gelesen hat.

Ni.

Reitkunst.

Der Taschen-Pferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Von Joh. Nic. Roblwees, Pferdearzt. Mit 2 Kupfertafeln. Berlin, bey Maurer. 1804. 344 S. 8. 1 Mg.

Dieses Buch ist zweckmäßig und brauchbar, und es kann als ein ausführlicher Kommentar über die Pferdekrankheiten, die in dem zwey Jahre zuvor erschienenen allgemeinen

Vieh-

Viehärzneybuch desselben Verf. vorkommen, betrachtet werden. Besonders sind die Ursachen und Kennzeichen der Krankheiten mehr entwickelt, und auch mehrere Arzneyformeln angeführt worden. Unter den letzten wird besonders der rothe Bolus gegen die Harnruhr oder Lauterstall empfohlen. Ein gefährlicher Rath für Kurschmiede möchte es seyn, wenn bey der Entzündung des Magens und der Gedärme rothes Steinöl mit Branntwein empfohlen wird. Etwas unbestimmt, und auf jeden Fall eine unrechte Dosis ist es, wenn S. 297 flüchtig-s Alkali 4 Loth unter anderm Pulver mit Wacholdermus als Lattwerge verordnet wird. Von den beyden Kupfertafeln sagt der Verf. selbst, ist die Zeichnung gleich nicht meisterhaft: so ist sie doch hinlänglich, um sich von dem Sitze der Krankheiten an den Füßen (und von dem Brenneisen und den Strichen beym Brennen) einen deutlichen Begriff zu machen.

Gh.

Vermischte Schriften.

Englische Miscellen. Funfzehnter, sechszehnter, siebenzehnter und achtzehnter, neunzehnter und zwanzigster Band, (jeder Band von 3 Stücken.) Herausgegeben von Johann Christian Hüttner. Mit Kupfern. 8. Tübingen, bey Cotta. 1804 bis 1805. 6 Rl. geheftet.

Französische Miscellen. Erster, zweyter, dritter, vierter, fünfter, sechster, siebenter, achter, neunter, zehnter und eilfter Band, (jeder aus 3 Stücken bestehend). 8. Tübingen, bey Cotta. 1803—1805. 11 Rl. geheftet.

Italienische Miscellen. Erster Band, erstes bis drittes Stück; zweyter Band, erstes bis drittes Stück; und dritter Band, erstes Stück. 8. Tübingen, bey Cotta. 1804, 1805. (Jeder

der Band aus 3 Stücken bestehend.) 1 Rthlr. geheftet.

Die englischen Miscellen sind schon längst auf eine sehr vortheilhafte Weise bekannt. Auch die N. Allg. D. Bibl. hat sie mit Ruhm erwähnt. (Man s. die 2te Abtheil. des Anhangs zum XXIXten bis LXVIIIten Bde. S. 756, und den LXXXIXten Bd. S. 206.) Der Herausgeber, Herr Hüttner, ist ein so gelehrter als geistvoller Mann, lebt in London und kennt Deutschland, weiß also, was in Deutschland interessiren kann. Seine Miscellen sind ein sehr interessantes und lebendiges Gemälde von London, d. h. von England, da in London beynahe ganz England konzentrirt ist.

Die Französischen und Italiänischen Miscellen sind offenbar Nachahmungen der englischen Miscellen, und wahrscheinlich durch den guten Debüt derselben veranlaßt. Die Französischen Miscellen unternahm zuerst eine gewisse Frau Helmina von Häfter, geb. von Klenke, eine Enkelinn der bekannten Dichterinn Karsch. In Berlin geboren, an einem preußischen Officier verheurathet, war sie nachher von demselben geschieden, und nach Paris gereiset, wo sie eine Zeitlang Hausgenossinn der bekannten Frau von Genlis gewesen seyn soll. Sie scheint, gleich derselben, das Schriftstellerhandwerk ergriffen zu haben. Die ersten Bände der französischen Miscellen waren ziemlich dürftig. Die Verfasserinn versuchte eine leichte französisch seyn sollende Schreibart; die aber sehr ins Weitschweifige fiel. Dabey war es allzumerklich, daß es ihr an Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, und an dem Geiste der Uebersicht fehlte. Vom vierten Bande an erblickt man nicht mehr den Namen dieser Dame vor jedem Bande, und die franz. Miscellen scheinen einen männlichen Redakteur erhalten zu haben. Sie haben dabey nicht verloren. Man findet nun wenigstens mehr Sachen; indeß ist doch etwas Steifes und Ungleiches im Ganzen der Charakter dieser Sammlung. Der Ton der engl. Miscellen, welcher zugleich unterrichtend und unterhaltend ist, so wie das Lebendige der Darstellung fehlet auch noch den französischen Miscellen sehr. Desgleichen ist nur zu oft zu merken, daß Uebersetzungen aus französischen Journalen zu Lückenbüssern dienen müssen: so

daß

daß man einen Franzosen reden hört; und auch wohl einen Franzosen, den man schon in andern Journalen gehört hat. Hänner hingegen spricht immer wie ein Deutscher zu deutschen Lesern.

Die Italienischen Miscellen sind an sich viel besser als die Französischen; nur kommen sie sparsam heraus, und enthalten nur einen geringen Theil von demjenigen, was das weitläuftige Italien an neuen Merkwürdigkeiten enthält. Die Ursache ist sehr begreiflich. Denn in Italien ist nicht alles in Eine Hauptstadt zusammengefaßt, wie in England und Frankreich. Der Herausgeber dieser Miscellen ist, wie wir vernehmen, ein gewisser Herr Rehfues, Doktor der Philosophie aus Tübingen, welcher eine Zeitlang als Hofmeister in einem deutschen Kaufmännischen Hause in Livorno stand, und jetzt nach Deutschland soll zurückgekehrt seyn. Man siehet, daß es ihm weder an Kenntnissen, noch auch an guter Beurtheilung fehlt. Seine Schreibart ist blühend und kernicht, sehr weit der Schreibart der Dichter vorzuziehen, welche die Französischen Miscellen zuerst unternahmen. Man sieht freylich wohl, daß auch bey den Italienischen Miscellen Bücher aushelfen müssen, wo der lebendige Anblick fehlt. Indeß fehlt es auch nicht an manchen lebendigen Ansichten, und da wir von gelehrten und geselligen Nachrichten aus Italien so wenig wissen; so sind auch diese Auszüge aus Büchern nicht unangenehm. Man bemerkt auch hier, wie weit Hr. Rehfues über Hrn. Wißmayr in München wegsieht, welcher auch einmal ein Werk über die neuere italiänische Literatur übernahm, welches bald sein Ende erreichte.

Russische Miscellen, herausgegeben von Johann Richter. Nr. I.-IX. 1803. 1804. 8. Leipzig, bey Hartknoch. 6 Mg. 12 Gr.

Die Russischen Miscellen kommen auch ad normam der engl. franz. und ital. Miscellen heraus; sind aber doch von ganz anderer Art. Es sind meist Uebersetzungen aus russischen Büchern, oder Auszüge aus Büchern — Rußland betreffend. Wenige ausgenommen, haben sie für einen deutschen Leser doch nur ein mäßiges Interesse.

Mz.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Kriegswissenschaft.

Neue Bellona. Oder Beyträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Bearbeitet von einer Gesellschaft Offiziers, und herausgegeben von *H. P. R. v. Porbeck*, Churfürstl. Badischem Major und Flügeladjutant. *Fünf und zwanzigstes* bis *Acht und zwanzigstes Stück*. Leipzig, bey Hinrichs. 1804. 220 S. 8.

Es finden sich in diesen Heften der neuen Bellona, wie gewöhnlich, verschiedene interessante Aufsätze, von denen Rec. nach seiner Beurtheilung, vorzüglich folgende, dem Leser anzeigen kann. Zuerst im 25sten Stück:

I. Relation der Affaire zu Furnes am 24. Oktbr. 1793, und die darauf folgende erste Belagerung Nieuports in Flandern.

II. Die Schlacht bey Hohenlinden, oder Bewegungen der deutschen und fränkischen Heere vom 27. Novbr. bis 10. Decbr. 1800. Aus dem Tagebuche eines K. Offiziers des damaligen Generalstabs dieser Armee.

Dieß ist ein interessanter Aufsatz. Noch mehr würde er es seyn, wenn der Verf. die Operations- und Verpflegungslinie der Kaiserl. Königl. Armee, und die Gegend angegeben hätte, aus welcher gedachte Armee entweder Verstärkungen zu erwarten hatte, oder nach welcher sie sich, im Fall eines Unglücks, zurückziehen mußte. Hierdurch würde der

Leser die Zweckmäßigkeit der Operationsanlagen sogleich übersehen, und sich, so zu sagen, mitten im Zusammenhange der Kombinationen befunden haben. Dieß ist, bey Beurtheilung eines Feldzugs, eine der wesentlichsten Hauptsachen. Uebrigens kann Rec. dem Verf. nicht in dem Lobe des österreichischen Operationsplans beypflichten, indem derselbe zu komplicirt, und einen Theil einer passiven Defensive aussetzt, während von einer eigentlichen Offensiv-Operation die Rede ist. Wäre dieser Plan deßhalb auch ganz ausgeführt worden: so dürfte, bey der Thätigkeit des Feindes, der Erfolg schwerlich um Vieles besser ausgefallen seyn.

Der beygefügte Plan ist eine bloße Specialcharte, und zwar ganz brauchbar; doch zu sehr mit Zahlen, welche die Stellungen andeuten sollen, überladen, und überhaupt etwas undeutlich gerathen.

Ferner im 26sten Stücke.

III. Die Wegnahme von Dorsten am 30sten August 1761; nebst einer Uebersicht der vorhergehenden Ereignisse, und namentlich des Entsatzes von Hamm. Ein guter und unterrichtender Aufsatz.

IV. Ueber Portugalls Kriegsverfassung, u. s. w. Ein Auszug aus einem größern Werke, dessen Verf. im portugiesischen Generalstabe dient. Der Herausgeber der Beylage verspricht uns die baldige Erscheinung dieser interessanten Schrift.

Aus diesem Aufsatz ersehn wir folgende Stärke der portugiesischen Armee:

A. in Portugall.

1.	Regulaire	Infanterie — —	38400	Köpfe.
2.	—	Kavallerie — —	5520	—
3.	—	Artillerie zu Fuß —	4800	—
4.	—	desgl. zu Pferde — —	148	—.
5.	—	leichte Truppen — —	1323	—
6.	—	Ingenieurcorps — —	120	—
7.	—	Independente Corps —	1312	—
8.	—	Polizeywacht — —	800	—
	Summa regulairer Truppen		52423	Köpfe.
	Miliz		33600	—
	Summa aller Truppen in Portugall		86023	—
	Bekannte Truppen auf Terceira		458	—
	Sum. der Trupp. in Portugall u. auf d. Inseln		86481	Köpfe.

B.

B. auſſer Portugall:

1. Regulaire Truppen	—	—	44452 Köpfe.
2. Miliz	—	—	27680 —
Summa der Truppen auſſerhalb			72132 Köpfe.*)
Hierzu die Tr. in Port. u. auf den Inſeln			56481 —
Summa aller Port. Truppen			128613 Köpfe.

Portugall hat alſo an regulairen Truppen:

1) in Portugall	—	—	52881 Köpfe.
2) auſſerhalb Portugall	—	—	44452 —
in Summa			97333 Köpfe.
und an Miliz: 1) in Portugall	—		33600 —
2) auſſerhalb	—		27680 — **)
An Miliz in Summa			61280 Köpfe.

»In dieſer Summe iſt jedoch weder die in der Folge »vorkommende Generalität, noch Generalſtab, noch Suite »der Armee (Primeira plana), noch alle Nebentruppen, noch »die Ordonnanzen der bewaffneten Maſſe begriffen.«

»Sodann exiſtirten während gedachtem Feldzuge« (vermuthlich als der Gr. zur Lippe-Bückeburg gegen Spanien die Portugieſen anführte; denn es findet ſich nichts weiter in dieſem Aufſatze davon erwähnt), »verſchiedene Corps, welche »mit dem Frieden wieder eingiengen.«

Eine in der That formidable Macht, die, wenn ſie nicht bloß auf dem Papiere exiſtirt, und, wenn ſie gut angeführt wird, einem angreifenden Feinde ſchon Etwas zu ſchaffen machen kann.

Das Generalkommando der Armee befand ſich, nach Ableben des Gr. v. d. Lippe, in den Händen eines General-Feldmarſchalls; jetzt des Grafen v. d. Goltz, (welcher ehedem Preuß. Obriſt und Flügeladjutant war); der aber jetzt nicht anweſend iſt. Außer dieſem Generalfeldm., befinden ſich bey der Armee:

*) Durch einen Rechnungsfehler ſind in der N. Bellona p. 182. dieſes Stücks 5000 Köpfe zu wenig ſummirt, und bey

**) abermals 5000 Köpfe zu wenig gerechnet.

2 Marſchälle der Armeen;

3 Generale der Waffen, nämlich der Infanterie, Kavallerie und Artillerie;

20 Generallieutenants;

27 Feldmarſchälle, (vermuthlich General-Majors);

39 Brigadiers.

Der Generalſtab wird eingetheilt in den der Armee, und den des Hofs; welcher letztere aber außer Aktivität iſt.

Unter dem Generalkommando befinden ſich die Generalinſpecteurs, durch welche jenes die Befehle an die Truppen gelangen läßt.

Ein anderes Organ jenes Generalkommandos ſind die Gouverneure der Provinzen, deren jetzt in Portugall ſieben ſind. Unter ihnen ſtehn die Gouverneure der Plätze.

Die Adminiſtration der Armee (Verpflegung, Bekleidung, u. ſ. w.) ſteht unter einem Kriegsminiſter.

Die Rekrutirung geſchieht aus dem Innern des Landes, nach einer gewiſſen Vertheilung in Kantons.

Die Remontirung wird aus inländiſchen und aus ſpaniſchen Geſtüten beſtritten.

Die vakanten Offizierſtellen werden aus den Kadetten erſetzt.

Die Bezahlung (nach Reis gerechnet, deren 528 auf einen Thaler gehen) iſt ziemlich beträchtlich. Es erhält

ein Generallieutenant monatlich	—	200000	Reis.
— Generalmajor	—	100000	—
— Oberſt	—	45000	—
— Obriſtlieutenant	—	40000	—
— Major	—	38000	—
— Kapitain	—	20000	—
— Lieutenant	—	15000	—
— Fähndrich	—	12000	—

Fremde Offiziere, beſonders die berufenen, erhalten gewöhnlich doppelten Sold.

Die

Die Mobilmachungs- und Feldverpflegungsanstalten sind denen in andern Armeen ähnlich.

So auch die Versorgungsanstalten derjenigen Offiziers, welche, durch lange Dienstzeit oder Invalidität, auf Ruhe-Ansprüche machen können; und die Witwenanstalten. Beydes ist sehr zweckmäßig.

Die Kleidung der Armee, sowohl Infanterie, als Kavallerie, Artillerie und Miliz, hat zur Hauptfarbe blau; die der Generals und des Generalstabes, roth. Die Regimenter unterscheiden sich durch verschiedenfarbige Aufklappen, u. s. w. Schärpen und Degenquasten sind Silber und blau.

Eine Distinktion der Offiziers ist der Stockknopf, welcher nach den verschiednen Graden beschaffen ist. Auch die Kürasse sind bey der schweren Kavallerie noch im Gebrauch.

Die Montirungslieferung geschieht aus einem Haupt- und einigen Provinzialmagazinen.

Die Armatur ist großentheils gut und zweckmäßig. Das Geschütz besteht aus 3 — 4 und 12 Pfündern von guten Proportionen. Auch fehlt es nicht an Zeughäusern und Niederlagen, ꝛc.

Dieß ungefähr ist der Inhalt dieses interessanten Aufsatzes, dessen Fortsetzung die Leser der Neuen Bellona gewiß mit Vergnügen entgegen sehn werden.

V. Ueber die Nothwendigkeit einer festen Theorie der Berg-Situationszeichnung ꝛc.

Dieser Aufsatz ist nach den gewöhnlichen Ansichten dieser Angelegenheit, und übrigens ganz gut gemeint. Allein die gewöhnliche Ansicht ist nicht immer die rechte. So zeigt denn der Verf. auch, wie man über das Zeichnen nicht urtheilen muß. Denn wie lange wollen wir auf diese Bergemalen einen so ungeheuren Werth legen, und uns über die beste Methode dieser Malerey zanken, da zwar die eine besser seyn kann, als die andre; alle zusammen aber doch wenigstens dazu dienen, eine ungefähre Vorstellung von dem Berge zu verschaffen? Und was will man denn wohl mehr? — Glaubt denn z. B. der Verf. dieses Aufsatzes, daß jemals ein Mensch, nach des Hrn. X. oder Y. Manier,

einen Berg vom Papier aus richtig beurtheilen, und nach einem Plan wird fähig seyn, eine Disposition zu machen? Wehe dem, der auf diese Art hinter dem Ofen sur den Krieg führen wollte! Und wenn man also durchaus, um eine völlig deutliche Vorstellung von so einem Höcker zu haben, ihn in Person und mit eignen Augen besehen muß: wozu soll denn das ängstliche Räsonniren jedes Maulwurfshaufens? Ists nicht eben so viel, wenn man die Sache im Ganzen übersieht, um nachher das Detail selbst zu beurtheilen? Ists eigentlich nicht weit besser? Wenigstens wird man sich beym Zeichnen und Beschauen der Pläne die Augen nicht unnützer Weise verderben, und sie für etwas Nützlicheres aufsparen können.

Worauf läuft also diese Bergrichelwuth hinaus? Der Verf. dieses Aufsatzes sagt es selbst am Schlusse: »der letzte »und nicht ganz unwichtige Vortheil ist der, daß man unver»merkt — an der malerischen Bildung der Erdoberfläche sehr »viel Geschmack und in ihrer Beobachtung viel Vergnügen »findet.«

Dieß ist also die Ausbeute. Unschuldsvoll ist sie; das ist wahr. Indeß die Uebertreibung dieser Spielerey kann auf unrichtige Wege führen, wovon viele Exempel vorhanden sind. Und dieß ist nicht gleichgültig.

Das 27ste Stück enthält Folgendes:

I. Die Belagerung von Peschiera und Sermione im Jahr 1801. Mit einem Plan.

Eine abgekürzte Uebersetzung des Journal du Siège de Peschiera etc. par Hénin, welche als Beytrag zur Geschichte des Revolutionskriegs betrachtet werden kann. Ein Druckfehler zu Anfang dieses Aufsatzes, wo es heißt: »der Feind »warf bey seinem Rückzuge 25 Mann in diesen Platz« u. s. w. muß wahrscheinlich, durch Hinzufügung einiger Nullen, verbessert werden.

II. Ueber Portugalls Kriegsverfassung, sowohl in Europa, als in den übrigen Welttheilen. Beschluß des im 26sten St. abgebrochnen Aufsatzes.

Subsistenz. Es wird dieselbe durch eine eigne Kommission besorgt, an die sich die Corps im Frieden, und die Kom-

Kommissariate im Kriege wenden. Der portugiesische Soldat bekommt, neben dem Brodt, Fische, Reis, Feldfrüchte und Wein. Pferde, Maulthiere, Ochsen und Esel, welche zur Armee gehören, erhalten Gerste und Gerstenstroh. Streustroh wird wenig gebraucht, da sich diese Thiere selten niederlegen.

In den Hospitälern zu Lissabon, und in andern Städten und Klöstern, werden die Kranken, sowohl Offiziers, als Soldaten, aufgenommen.

Justiz. Sie ist gänzlich von der Civiljustiz getrennt. Das oberste Gericht ist der Kriegsrath; und die Gouvernements und Regimenter haben ebenfalls ihre eigne Gerichte.

Desertion ist selten. Das Heirathen ist per Compagnie nur 15 Mann erlaubt. Handel mit Kontrebande, auch mit Fleisch, ist sehr scharf verboten.

Viele Verordnungen, welche vom Gr. v. d. Lippe herrühren, sind zum Theil behalten, zum Theil ergänzt. Die Reglements, welche das Exerziren anbetreffen, sind nach preuß. Grundsätzen abgefaßt.

Ein Kriegsgericht erkennt Todes- und Festungsstrafen. Außerdem wird der gemeine Soldat mit Fuchteln, Arrest bey Wasser und Brod, Strafwachten und Gewehrtragen bestraft. Stockschläge finden nicht Statt. Dahingegen sind auch Belohnungen gebräuchlich.

Portugall hat drey Militairorden, nämlich von St. Jago, Avis, und Christus, mit einer Menge, theils reicher, theils mäßiger, theils unbedeutender Kommenturien.

Jeder, der zum Offizier ernennet wird, ist Edelmann. Alle Generale gehören zur ersten Klasse des Adels, ohne daß diese Ehrenbezeugungen zu einer Verminderung ihrer Ansprüche auf Belohnung gereichen könnten. —

Drey Stabsoffiziers führen gegenwärtig den preuß. Orden Pour le merite.

Bildung und Unterricht. Es existiren zu Lissabon verschiedne Akademieen; nämlich für die Fortifikation, für die Marine, und für die Artillerie. Außer diesen Akademieen, sind gleichfalls Regimentsunterrichtsanstalten errichtet.

Taktik. Der Gr. v. d. Lippe führte, wie erwähnt, die preuß. Evolutions ein, und endlich auch sein eigenes System, worin sich vorzüglich das sogenannte Bückeburgische Kreuz, oder die Methode, nach welcher Infanterie gegen Kavallerie im offnen Felde fechten kann, auszeichnet. Dieß ist eine Art des ehedem üblichen, sogenannten Achtecks (oder achteckichten Quarrees —) mit dem U terschiede, daß sämmtliche Spitzen voll sind, und das erste Glied, neben dem Gewehr, auch noch Piken führt.

Die Exerzierzeit der Infanterie fällt in die Monate März, April, May, Oktober; der Kavallerie im Junius, September und Oktober.

Auch für die Kavallerie existirt seit 1801 eine Elementarschule.

Große Revüen finden nicht zu einer bestimmten Zeit Statt; sie werden auße ordentlich befohlen.

Die neuesten Kriegsoperationen machen den Beschluß dieses Aufsatzes aus. Der Leser wird die Beschreibung dieser, bisher nur im Allgemeinen bekannten, Begebenheiten ohne Zweifel nicht ohne Vergnügen lesen, und daraus ersehen, daß, unter einer talentvollen Anführung, die Portugiesen ihr Vaterland mit Nachdruck zu vertheidigen wissen würden. Rec. glaubt nicht, daß ein Auszug dieses letzten Absatzes den Leser sonderlich befriedigen würde.

Der letzte Aufsatz dieses Stücks der Bellona No. III. enthält eine »militairische Skizze der russischen Armee.« Folgendes sind die Hauptangaben, welche von andern merklich abweichen; namentlich von den im diesjährigen Berl. milit. Kalender befindlichen.

Die Infanterie besteht: aus 10 Grenadierregimentern, jedes von 3983 Mann; 58 Musquetierregimentern, wovon 18 jedes aus 2044, 38 aus 2373, und 2 aus 3900 bestehen.

Kavallerie. 3 Kürassierregimenter, zusammen aus 7362 Mann bestehend. 16 Karabinierregimenter zu 1051 Mann, nebst 16 Dragonerregimentern von 1889 Mann, wobey 5 Schw. Husaren, 840 Mann stark; ferner 14 Regimenter leichter Kavallerie, und 2 Husarenregimenter, jedes von 997 Mann; die Jäger zu Pferde von Kiew, von 1846 Mann; und endlich die Kosaken, zu 27330 Mann gerechnet.

Gar.

Garnisonen. 109 Bataillons, zusammen 85206 M.; ferner: an der Dwina 5 Regimenter, à 500 Mann; 1 Regiment Wagenführer von 1000 Mann; 3 Regimenter Baschkiren von 500 Mann.

Garden. 10000 Mann.

Artillerie, zusammen 29061 Mann.

Einige detaschirte Corps, zusammen 34687 Mann.

Gouvernementskommandos, circa 1500 Mann.

Irregulaire Truppen: eine unbestimmte Anzahl. Außerdem noch Gränz- und Küstenwächter.

»Alles in eine Hauptsumme gezogen,« heißt es, »wird »eine Zahl von 600000 Mann ausmachen, wovon wenig»stens 500000 aktiv sind.« Rec. kann über diese Summe mit dem Verf. nicht streiten, da es ihm nicht möglich ist, ganz genaue Data aufzustellen. Allein diese Angabe scheint, allen Nachrichten zufolge, welche man über die russische Kriegsmacht hat, um ein Beträchtliches zu groß angenommen zu seyn. Nach dem Berl. milit. Kalender, war die russische Armee 425300 Mann stark; und dieß ist ein sehr bedeutendes Heer.

Die Armee komplettirt sich durch Rekrutenausschreibungen, indem bald von 500, bald von 300, bald von 100, im letzten Türkenkriege sogar von 55 Bauern, ein Mann genommen wird.

Die Besoldung ist äußerst gering. Der gemeine Soldat erhält 7 bis 8 Rubel jährlich; in der Garnison hingegen nur die Hälfte, und eine Ration Mehl und Kleyenbrod.

Die Offiziers der Garnisonen an der Ostsee erhalten doppelte Gage; die Off. der im Marsch begriffenen Regimenter dreyfache, und die Garden zweymal so viel Sold, als die Feldregimenter.

Der Gehalt der Generalität und sämmtlichen Offiziers ist, im Verhältniß mit andern Armeen, ungleich geringer.

Ein Feldmarschall bekommt 7000 Rubel und 200 Rations; ein Generalmajor hingegen nur 1800 Rubel und 40 Rations. Ein Obrist 696 Rubel, incl. der Rations; ein Kapitain 180 Rubel, und 28 Rubel für Rations, u. s. w.

Den Beschluß dieses Aufsatzes macht eine Charakteristik des russischen Soldaten, und eine Skizze der russischen Marine. Letztere besteht aus 49 Linienschiffen und 16 Fregatten. Die Unterhaltung derselben kostete vor geraumer Zeit 1200000 Rubel. Es befanden sich 18000 Mann Matrosen auf den Schiffen.

Endlich giebt der Verf. auch noch die Existenz der für die militärische Erziehung vorhandenen Institute an, nämlich 1) die Landkadetten, worin 500 adeliche Russen; 100 dergleichen Liefs oder Finnländer, und 80 Bürgerliche. Der Kursus dauert nicht weniger, als 15 Jahre. 2) Die Seekadetten, 600 an der Zahl. 3) Die Artilleriekadetten, 360 adeliche und 25 Soldatenknaben. Endlich 4) die sogenannten griechischen Kadetten, 200 Köpfe.

Das 12ste Stück der Neuen Bellona enthält:

I. Der Winterfeldzug der Macdonaldschen Bündtner-Armee, im Winter von 1800 auf 1801. (Nebst einer Charte.)

Dieser Aufsatz ist, wie in einer Note angezeigt wird, eine abgekürzte Uebersetzung der Campagne de l'armée des Grisons, par P. Segur, Off. d'état-major, welche 1802 in Paris erschienen ist.

Dergleichen Aufsätze verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, und eignen sich nicht zu einem Auszuge. Die vom Uebersetzer hinzugefügte Charte des Kriegstheaters hätte etwas vollständiger ausfallen können, damit der Leser gehörig in den Stand gesetzt worden wäre, der Beschreibung überall zu folgen; welches jetzt der Fall nicht ist.

Die Beschreibung des Uebergangs über den Splügen ist, nach französischer Manier, etwas malerisch gerathen; doch bekommt man eine Vorstellung von den Schwierigkeiten bey demselben.

Das Ganze dieser Wintercampagne beweist, wie unsicher es ist, gegen einen unternehmenden Feind auf die gewöhnlichen Kalkuls der Kunst zu bauen. Rec. ist weit entfernt, über dergleichen wichtige Gegenstände, wie es heut zu Tage zuweilen der Fall ist, absprechen zu wollen. Allein der nachdenkende Leser wird demselben gewiß den weitläuftigern Beweis der obigen Aeußerung erlassen, und in diesem

sem Fall gleichfalls der Meinung seyn, daß der Krieg eine Kunst ist, bey welcher Scharfsinn, Entschlossenheit und Genie mehr entscheiden, und mehr anwendbare Regeln erfinden, als sich hinterher abstrahiren lassen.

Der folgende Aufsatz, No. II., ist eine Fortsetzung des im 26sten Stück abgebrochenen, über den Feldzug der franz. Donauarmee, im J. 1799 u. 1800; vom Brigadechef Dedon, u. s. w.

III. Auszug aus einem Schreiben an Herrn von S* in W*. Vom Hrn. Hptm. v. Rohde in Potsdam.

Einige Worte über des Prinzen v. Ligne Mémoires sur les grands Généraux; und über den Essai général de Fortification des Hrn. v. Bousmard. Es wäre zu wünschen, daß der einsichtsvolle und denkende Verf. der militärischen Lesewelt öfterer Etwas mittheilen möchte.

IV. Militärische Miscellaneen.

»Rüge einer offenbaren Unwahrheit; nebst einigen Bemerkungen über Kritiken,« vom Hrn. Hauptm. Meinert in Potsdam. Hr. Hauptm. M. rügt es, daß der Verf. eines Aufsatzes: »Würdigung der Betrachtungen über Kriegskunst, ihre Fortschritte,« ꝛc. im 4. St. des 5. Bdes der N. Bellona, ihn, Hrn. M., als Verf. einer Abhandlung: »Versuch einiger Ideen über die Zulässigkeit wissenschaftlicher Grundsätze bey dem Kriege« ꝛc. nennt, welche in einer Sammlung von Aufsätzen aus der Kriegskunst, (Halle 1800), befindlich ist. So viel Rec. hierüber urtheilen kann, hat Hr. M. allerdings Recht. Dieser Irrthum des unbekannten Gegners scheint aus der gewöhnlichen Verwechslung des Herausgebers mit dem Verfasser entstanden zu seyn.

V. Anzeige neuer militärischer Werke.

1) Die neuumgearbeitete Auflage des Handbuchs der Kriegswissenschaft; vom Hrn. Obr. v. Scharnhorst. Es verdient solches mit Recht vieles Lob.

2) Darstellung eines Kriegsspiels; von Venturini. Dieß letztere kann Rec. nicht allein nicht loben; sondern es beruft sich derselbe vielmehr auf eine bereits in der Allg. D. B. bl. befindliche Anzeige dieses Buchs.

K.

Klaf-

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Joan. Ottonis Sluiter lectiones Andocideae. Interjectae sunt *L. C. Valckenaerii* inedita et *Jo. Luzacii* in Andocidem animadversiones; item nonnulla ex Codd. Mss. excerpta. Leiden, bey Haak und Comp. (Duisburg, bey Hellwings). 1804. XX u. 288 S. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

Diese kritische Schrift eines ein und zwanzigjährigen, jungen Mannes aus der Schule von Luzac und Wyttenbach, der jetzt als Rektor zu Daventer steht, erregt die schöne Hoffnung, daß der berühmte Stamm der ausgezeichneten Philologen in Holland nicht ausserben wird. Mit bewegtem Herzen erzählt er die Geschichte seiner akademischen Studien in Leiden, und dessen, was die genannten Dunmvirn, ganz besonders aber in Ansehung der griechischen Literatur, Luzac für ihn gethan. Auf des letztern Rath, beschäftigte er sich zuerst mit einer neuen Bearbeitung der Odopöischen Sammlung der griechischen Orakel; da ihn aber mittlerweile das Studium der griechischen Redner sehr anzog, und er, während der Lektüre derselben, Vieles zur Verbesserung der verdorbenen Stellen in denselben mit Erfolg und mit Luzacs Beyfall versuchte: so rieth ihm dieser jetzt selbst, mit einem Theile derselben, denen, die er zum Andocides gesammelt hatte, zuerst aufzutreten. So entstand diese vortreffliche Schrift eines schon sehr gereiften kritischen Kopfes, zu deren Vervollkommnung und Bereicherung noch sein Lehrer Luzac auf allen Blättern, theils aus den Schätzen seiner eignen Gelehrsamkeit, theils aus Valckenaers nachgelassenen Adversarien über die griechischen Redner, beygetragen hat.

Man glaube aber nicht, daß in dieser Schrift bloß die Wortkritik an dem Andocides und vielen andern Schriftstellern ausgeübt wird; mehrere Punkte aus der Attischen Geschichte und aus der Athenischen Gerichtsverfassung erhalten (letztre vorzüglich von Luzac) hier die erwünschteste Aufklärung; so wie überhaupt manche schwere Stellen erläu-

läutert, und die seinsten Sprachbemerkungen mitgetheilt wor-
den. Nicht wenig wird das Interesse an dieser Schrift
dadurch erhöht, daß sich der Verf. einer reinen lateinischen
Sprache bemächtigt hat.

In den ersten fünf Kapiteln wird das Leben, Wirken und die Schicksale des Andocides abgehandelt: qui (S. 98), variis jactatus fortunae fluctibus, modo florens in re publica, mox in carcerem detrusus, vitam egit miseram, civibus suis odiosus; apud posteros clarus eloquentiae laude, contemtus propter morum pravitatem. Diese kritischen Untersuchungen werden aus den griechischen Schriftstellern, insonderheit den Rednern, und namentlich aus dem Andocides selbst, angestellt, und mit vielen fruchtbaren Bemerkungen, auch Kritiken, durchwebt.

Das erste Kap. handelt von der Schreibart des Andocides; der Abstammung und Familie desselben, und von seinem ersten Auftreten im Staate als Anführer einer Flotte, und bald hernach, da er in Gesandtschaftsangelegenheiten verschickt wurde. Er gedenkt dieses Gesandtschaftspostens selbst in seiner Rede gegen den Alcibiades, deren Aechtheit gegen Taylor, Valckenaer in seinen Adversariis — dessen Dissertation hier eingerückt wird — und nach ihm Ruhnkenius, mit Benutzung der Valckenaerschen Gründe, dargethan haben.

Im zweyten Kap. wird das merkwürdige Ereigniß der Verstümmelung der Hermen zu Athen vor dem Abgang der Flotte nach Sicilien, abgehandelt, in so fern es Einfluß auf das Schicksal des Andocides hatte. Der Vf. schaltet hier eine gelehrte Abhandlung über die Athenischen Hermen, über ihre Beschaffenheit und Gebrauch, über öffentliche und Privat-Hermen, über die Art ihrer Weihung, über die nächtliche Verstümmelung derselben, und die damit verbundnen Umstände, ein.

Das dritte Kap. beschäftigt sich mit den Untersuchungen, welche über die Verstümmlung der Hermen und über die damit verbundne Entweihung der Eleusinien — deren Alcibiades hatte mit vielen lustigen Brüdern bey einem Gastmahl Mysterien gespielt — angestellt wurde, und sucht das Wahre aus den widersprechenden Zeugnissen der Schriftsteller auszumitteln. Andocides, welcher mit in die Schuld

ver-

unwahrheit war, entging der Strafe dadurch, daß er, um sich zu retten, andre Theilnehmer des Frevels angab.

Indeß konnte er (nach dem vierten Kapitel) der Verachtung und der Entfernung vom Forum und von den Tempeln nicht entgehen. Er begab sich deswegen, Handelsgeschäfte treibend, in andre Länder. Auf Cyprus hatte er das Schicksal, schlechter Handlungen wegen, ins Gefängniß geworfen zu werden. Als die Oligarchische Herrschaft der Vierhundert in Athen eingeführt wurde, suchte er sich bey diesen einzuschmeicheln, und kehrte nach Athen zurück; wurde aber ergriffen, und ins Gefängniß gesetzt. Als er daraus wieder entlassen worden, begab er sich abermals nach Cyprus, und zwar zum König Evagoras, bey dem er eine Zeit lang gut stand; hernach aber in Ungnade fiel, und in Gefangenschaft kam. Als er aus dieser entflohen war, irrte er eine Zeit lang herum, bis er es endlich wagte, nach Athen zurückzukehren, da die Volksherrschaft längst daselbst wieder eingeführt war. Ungeachtet des vorigen Dekrets, das ihn vom Forum ausschloß, besuchte er die Prytanen, ihn in die Volksversammlung kommen zu lassen; allein die Athener schickten ihn ins Exil. Er begab sich nun nach Elis, von da er, nachdem Thrasybulus die dreyßig Tyrannen vertrieben hatte, nach Athen zurückkehrte, im Vertrauen auf das Gesetz der Amnestie.

Nach seiner Rückkehr (Kap. 5) trat wieder eine glückliche Epoche für ihn ein. Er wurde Senator, und vermochte viel im Senat und in der Volksversammlung. Er bekleidete mehrere hohe Ehrenstellen. Auf eine Zeit lang wurde dieses Glück durch eine gegen ihn erhobene Klage unterbrochen; denn da ein Wüstling Callias eine verwaiste Verwandte (über die Rechte, Ausstattung, Verheyrathung der verwaisten Töchter zu Athen handelt der Vf. hier sehr gründlich) von ihm erst für sich, hernach für seinen Sohn, zur Ehe begehrte, und sich Andocides widersetzte: so suchte er diesen dadurch zu verhindern, seine und seiner Verwandtinn Sache zu führen, daß er ihn in Kapitalprozesse verwickelte. Andocides vertheidigte sich aber glücklich in seiner Rede: von den Mysterien, und ward losgesprochen. Sechs bis sieben Jahre hernach wurde er, als Gesandter, nach Lacedämon geschickt, um Frieden zu schließen. Er wurde aber, wegen schlechter Führung dieses Geschäfts, angeklagt,

klagt, verurtheilt, und ins Exil geschickt, in welchem er starb.

Nun geht der Verf. im sechsten und siebenten Kap. zur Verbesserung der verdorbenen Stellen in Andocides Rede von den Mysterien über.

Das achte Kap. beschäfftigt sich mit einer Untersuchung der Aechtheit der dem Lysias zugeschriebenen Rede gegen den Andocides, und mit Verbesserungen einzelner Stellen derselben. Schon die griechischen Grammatiker haben die Aechtheit jener Rede in Anspruch genommen; Valckenaer und Ruhnkenius in unsrer Zeit. Ueberzeugend thut der Verf. dar, daß sie nicht vom Lysias seyn könne, und seiner unwürdig sey; daß ihr Charakter sich weit von der Einfachheit, Schmucklosigkeit und der natürlichen Schönheit der ächten Attischen Redner, und namentlich des Lysias, entferne, und einen Sophisten oder Rhetor etwa aus den Zeiten des Demetrius Phalerius verrathe. Der berühmte Stoff verleitete vermuthlich mehrere Redekünstler zu solchen Uebungsreden, die Lysias Namen borgten. Denn es gab im Alterthum mehr, als eine Rede unter Lysias Firma gegen den Andocides, an deren Aechtheit Harpocration zweifelte; wie überhaupt von 425 Reden mit Lysias Namen an 200 von den Alten für unächt gehalten wurden.

Das neunte Kap. ist Andocides Rede von der Rückkehr gewidmet; von welcher der Verf., gegen die gewöhnliche Vorstellung, annimmt, daß sie gehalten worden sey, als Andocides, nach Aufhebung der Regierung der Vierhundert, und nach der Wiederherstellung der Volksherrschaft, nach Athen zurückkehrte.

Das zehnte Kap. betrifft Andocides Rede vom Frieden, deren Aechtheit mit Valckenaer vertheidigt wird.

Im eilften Kap. wird die Rede gegen den Alcibiades durchgegangen, und gegen Valckenaer gezeigt, daß Plutarch im Leben des Alcibiades daraus geschöpft habe.

Das zwölfte und letzte Kap. endlich enthält Verbesserungen in den Reden des Lysias, bey welchen auch Randanmerkungen und Varianten, die einer Aldinischen Ausgabe in der Leidner Bibliothek beygeschrieben sind, und Lesarten

[illegible] einer Leidener Handschrift von Lysias Logos Epitaphios benutzt worden sind. Letztre Rede hält der Vf., mit Valckenaer und Reiske, für unächt. S. 281: Est enim dictio magis ornata et inflatior etiam, quam pro illius aevi hujusque scriptoris simplicitate, plena quaesito ornatu. Antithetorum fastidiosam habet multitudinem et cumulationem, totaque sophisticum quoddam spirat ingenium. Was Friedr. Schlegel über diese Rede gesagt hat, wird den Lesern des Attischen Museums im Andenken seyn.

Bey der feinen Kenntniß des Attischen Alterthums und der Attischen Sprache, und namentlich der vertrauten Bekanntschaft mit den Attischen Rednern, welche Lysae und Sluiter, der letztre jetzt zum ersten Male, der erster schon längst als Meister in diesem Theile der humanistischen Studien bekannt, in dieser Schrift entwickelt haben, hat sich uns der Wunsch mehr als einmal aufgedrängt, daß sich beyde, für dieses Fach der griechischen Litteratur mit Eifer beseelte, Männer zu einer neuen Bearbeitung der Attischen Redner vereinigen möchten, die wir, bey aller Hochachtung für die Talente des Taylor, Reiske u. s. w., noch so sehr bedürfen.

R.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten; von *C. H. Ebersbach*, deutschem Prediger der evangelisch-lutherschen Gemeine zu Amsterdam. *Erster Theil.* Amsterdam, bey Hesse. 1804. 18 Bog.

Zweyter Theil. 17½ Bog. 8.

Der Verf. kennt, wie er sagt, die Mängel dieser Predigten; er ist aber durch den angesehensten Theil seiner Zuhörer beredet worden, sie drucken zu lassen; und auch sogar die ganzen Lieder, womit der Vf. seinen Vortrag zu schließen gewohnt ist, zu einer jeden Predigt hinzuzufügen. Uebrigens ist Alles auf Kosten des Vf. gedruckt; und das Verzeichniß der Subskribenten ist ziemlich stark.

Unter

Unter diesen Umständen läßt sich nun allerdings der Druck derselben entschuldigen. Uebrigens zeichnen sie sich auf keine Weise zu ihrem Vortheil aus. Es sind die bestimmten und gewöhnlichen Materien ganz allgemein und wie gewöhnlich abgehandelt, und die Sprache ist nichts weniger als gemein, faßlich oder populär. In den drey Predigten vom Wiedersehen in der Ewigkeit, hat der Verf. nicht einmal den Begriff gehörig bestimmt, und die Beweise, die zu den besten gehören, scheinen ihm nicht bekannt gewesen zu seyn.

V.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Classici Romanorum scriptores. *Vol. I.* Iuvenalis et Persii satirae, — *Vol. II.* M. T. Ciceronis opera omnia. T. IV. Ciceronis opp. philosophica. P. I. M. Tulli Ciceronis de legibus libri tres. — *Vol. III.* Q. Curtius Rufus. — *Vol. IV.* Cornel. Nepos. — *Vol. V.* Plautus. Göttingen, bey Dieterich. 1803 — 1804. gr. 8.

Dem ersten Bande hat der Unternehmer und Redakteur dieser Sammlung, Hr. R. Ruperti in Stade, eine Vorrede vorgesetzt, de editionibus auctorum classicorum adornandis in gratiam et iuventutis et plerorumque ejus magistrorum, et eorum, qui antiquarum literarum amore ducti aliquam otii sui partem illis impendunt, die wir zurücklegen, da der Plan, nach welchem diese Ausgaben-Folge bearbeitet werden soll, aus den darüber in öffentlichen Blättern gepflogenen Verhandlungen als bekannt angenommen werden darf.

Wir machen den Anfang mit der Anzeige dessen, was im ersten Band enthalten ist.

Vol. I. Pars 1. *D. Iunii Iuvenalis Satirae XVI.* ad optimorum exemplarium fidem recensitae atque proce-

miis et indice rerum inſtructae a *Ge. Alex. Ruperti.* 1803. 221 S. und 6 Bog. Regiſter.

Commentarius perpetuus in *D. Junii Juvenalis ſatiras* XVI. conſcriptus a *G. A. Ruperti.* 454 S.

Womit wir die Anzeige verbinden von

Animadverſiones in Juvenalis ſatiras, ſive cenſura editionum Rupertianarum. Auctore *J. R. Aug. Heinecke*, Rect. deſign. Perleberg. Halle, im Verlage des Waiſenhauſes. 1804. 108 S. gr. 8.

Da der Rupertiſche Kommentar über den Juvenalis nur ein hie und da verbeſſerter und mit einzeln Zuſätzen begleiteter Auszug aus dem größern dieſes Gelehrten iſt, welcher 1801 zu Leipzig bey Fritſch erſchien, ſo haben wir nicht nöthig, uns lange dabey aufzuhalten. Die Kritiken von Jacobs über einzelne Stellen des Juvenalis in Matthiäs Miscell. philol. P. I., hat er in einem Anhange ausgezogen, ſo wie auch die Stellen in Böttigers Sabina, welche auf einzelne Verſe des Juvenalis einiges Licht werfen. Wir bemerken nur Eins und das Andere aus dem epitomirten Kommentar. Der Herausg. hat jetzt die von Wakefield zum Lucrez angeführten Cambridger Varianten benutzt. Nach dieſen lieſt er z. B. 3, 84 f.: coelum — Aventinum, ſtatt daß er ehmals Aventini vorzog. So V. 100 meliore cachinno, ſtatt majore. Vergl. zu V. 309. Satire 4, 60 lieſt Markland zu Statius Silv. p. 8. Utque lacus *ſuperat* ſe. piscator, für ſuberant, aber ohne alle Noth. 5, 152 ſcheint uns ſimilis DIs Et Melior ſatis jetzt richtiger vom Herausg. von einem Reichen genommen zu werden, dem ein beſſeres Schickſal zu Theil geworden; denn nach Heſiodus T. und W. 311 f. πλούτῳ δ' ἀρετὴ καὶ κῦδος ὀπηδεῖ Δαίμονι δ' ἴσος ἔησθα. 6, 153 hat der Herausg. ſeine vorige Auslegung zurückgenommen und einer andern Raum gegeben. Eben ſo ändert er 6, 174 die vorige Meinung über die Lesart. In der neuen Ueberarbeitung hat der Kommentator die Griechen fleißiger verglichen als vormals, vornehmlich die griechiſche Anthologie mit Jacobſons Anmerkungen. Zu der Stelle 6, 441 ff., von der gelehrten Schwätzerey, in der ſich tot pariter pelves, tot tintinnabula vereinigten, iſt noch eine treffliche Parallele aus Menander nachzutragen, welche Jacobs zur Anthologie V. 3.

P. 2

P. 2. p. 358 f., mit dem Juvenalis zusammenhält. Richtiger liest der Herausg. jetzt Sat. 7, 64 f. Cirrhae Nysaeque feruntur Pectora *nostra*, st. vestra, wie auch Santenius in der Kritik über den Ritzerschen Balbus, Allg. Lit. Anz. 1801. N. 190. S. 1832., annimmt, welcher mit dem Juvenalis den Acron zum Horaz Od. 2, 1 Ende vergleicht: alterum (jugum Parnasi) vocabatur *Cirrha*, Phoebo sacrum; alterum *Nysa*, Libero. Das zu S. 9, 37 angeführte griechische Epigramm ist nicht unedirt, wie der Herausg. sagt; sondern es steht unter den Namenlosen in Brunck's Analecten T. 3. p. 157. n. 30. — Sat. 11, 64 ist Jacobsens Konjektur (s. Anthol. V. 3. P. 2. p. 18.) einzutragen: Fercula nullis *corrasa* (s. ornata) macellis. Zu Sat. 11, 78 f. ist die Anm. von Jacobs zur Anthologie V. 2. P. 3. p. 143. zu vergleichen.

Was die Schrift des Hrn. Heinecke betrifft: so ist sie theils als eine strenge und gelehrte Censur des Ruperti'schen Kommentars nach beyden Ausgaben, theils als ein vortrefflicher Beytrag zur Berichtigung und Aufklärung vieler verderbten und und dunkeln Stellen des Dichters anzusehen. Den Verf. führten seine Studien der lateinischen Grammatik des silbernen Zeitalters zu dem Juvenalis und dessen Auslegern. Er hat vieles an ihnen zu rügen; findet viele ihrer Erklärungen und Konjekturen unstatthaft; aber er polemisirt nicht bloß, sondern macht nur selbst viele feine Bemerkungen über den Sprachgebrauch jenes Zeitalters, spürt mehrere Interpolationen auf, und bringt in viele dunkle Stellen entweder durch eine leichte Anordnung, oder durch eine schärfere und treffendere Auslegung erwünschtes Licht. Wir können nur, so gut es sich in der Kürze thun läßt, einige Beyspiele geben. Schön legt der Verf. S. 9. die Verse Sat. 2, 72 — 4.: En habitum, quo te *leges ac jura ferentem*, Vulneribus crudis populus *modo* victor, et illud Montanum *positis* audiret vulgus *aratris*, dem Creticus in den Mund, welcher von der Simplicität der alten Zeit redet, wo unter dem rohen, Kriege führenden und Ackerbau treibenden Volke, der Redner ungeschmückt und in der bloßen Tunica auf die Redner-Bühne treten durfte. Es scheint uns, daß dem Dichter der Vers des Ovid Fast. 1, 207 vorgeschwebt habe: Jura dabat populis postro modo consul aratro. Sat. 13, 28 ff., wo auf die vier, nach dem

Metallen genannten Zeitalter angespielt wird, macht die Erwähnung eines neunten (*Nona* aetas agitur) große Schwierigkeit, welche der Verf. auf die leichteste Art aus dem Wege räumt, indem er S. 19 liest: *Non* aetas agitur, pejoraque saecula ferri Temporibus? d. h.: Nonne habemus tempora, multo pejora aetate ferrea? Die falsche Lesart wird dadurch entstanden seyn, daß in einer Handschrift so zusammengeschrieben war Nonaetas, daß man es auch für Nona etas nehmen konnte. — Sat. 11, 31 f. wirft der Verf. S. 35 die Worte: in qua (lorica) se transducebat Ulixes Ancipitem aus dem Text, und macht gelegentlich auch auf eine Interpolation in Cicero de senect. c. 16. aufmerksam. Von S. 38 — 42 nimmt er viele Stellen des Juvenalis in Schutz, in welche man die ausgelassene Copula, welche man für ausgefallen hielt, hineingelesen hat, und zeigt, daß die besten Schriftsteller solche Auslassungen lieben. Mit Recht vertheidigt er S. 44 in Juvenalis 8, 247 die Lesart vertice, statt Ruperti's tergore: Nodosam post haec frangebat vertice vitem. Entscheidend ist für die gemeine Lesart, die weder von Heinecke noch von Ruperti bemerkte Nachahmung dieser Stelle in Apulejus Metamorphosen 9, p. 236. Elmenhorst. Ausg. Ubi (hortulanus) nullis precibus mitigari militem advertit — jamque inversa *vite* de vastiore *nodulo cerebrum* suum *diffindere*. Vergl. Gronov. zu Plautus Topf 3, 3, 6. — Sat. 4, 7. Iugera quot vicina foro, quas emerit aedes erregen die Hufen Landes in der Nachbarschaft des Marktes mit Recht Befremden; aber eine verbesserte Interpunktion S. 77. bringt sie aus der Stadt in die Umgegend: Iugera quot vicina, (in) foro quas emerit aedes. — Sat. 5, 10 f. Tam jejuna fames? quum *possis* honestius illic (i. in ponte) Et tremere, et sordes farris mordere canini? Ruperti las, da possis gegen das Metrum anstößt: pol sit, Heinecke S. 82. setzt die Worte nur um: possis quum, und läßt den Hiatus zu, der im Juvenalis keine Seltenheit ist. Wir stimmen für die Lesart poscis, der auch Heusinger obss. p. 363 f. das Wort redet, jedoch mit Gräv's leichter Veränderung: Quin poscis? Honestius illic u. s. w. Poscere, so absolute für betteln gesetzt, hat wohl kein Bedenken, da auch Homer Od. 18, 49 sagt: Πτωχον ἔσω μίσγεσθαι ἐάσομεν αἰτήσοντα. Doch das sind nur Kleinigkeiten in

Ver-

Vergleichung mit den erheblichern Erörterungen, welche in der gelehrten Schrift selbst zu suchen sind.

Vol. I. Pars II. *A. Persii Flacci satiras* VI. ad optimorum exemplarium etc. a *G. L. Koenig.* 57 Seit. und ein Bogen Register.

Commentarius perpetuus in A. Persii Flacci satiras VI. conscriptus a G. L. Koenig. 1803. 152 S. gr. 8.

Mit Benutzung der besten Kommentarien, vorzüglich des Casaubon'schen, hat der Hr. R. König in Erfurt den Persius auf eine Art erläutert, die seinem Fleiß, seiner Belesenheit und seiner Interpretation Ehre macht. Bey der Inhalts-Angabe der ersten Verse des Prolog scheint im Kommentar die Verneinung ausgefallen zu seyn und gelesen werden zu müssen: Equidem carminum faciendorum facultatem solenni illo more nactus *non* sum, quo nactos se esse eam reliqui poëtae gloriantur. Der Verf. hat die Ironie des Ganzen nicht recht herausgehoben, die darin liegt, daß er von den schlechten Dichtern mit ihrer falschen Begeisterung so spricht, als wenn sie die ächten Gottbegeisterten wären, gegen die er nur ein halber Barbar und seine Muse der Magen sey. Nec fontes labra prolui caballino wird gut erklärt: »Ich netzte nicht einmal meine Lippen »aus der Quelle des Roßbachs.« Ueber die Schöpfung der Begeisterung aus Musen-Quellen, macht der Verf. interessante Bemerkungen, und findet die erste Spur dieser Vorstellung in Moschus. Neque in bicipiti somniasse Parnaso Memini. Auf das naive, den Schein der Einfalt annehmende letzte Wort wird aufmerksam gemacht, und das Ganze von der Incubation erklärt, in welcher die Menschen Eingebungen von den Göttern empfingen. Ut repente sic poëta prodirem, daß ich so auf einmal (sic, ἄντως, i. e. temere, ohne weiters, gerade zu) als ein gemachter Dichter aufträte. Er selbst nennt sich nur einen semipaganus, den der Hunger bloß zum Singen reizt (ingenii largitor Venter). Ein solcher bloßer Brauch war auch der Hirte Hesiodus, ehe ihm die Musen Gesänge einhauchten, und sie saaten daher zu ihm (Theog. 26.): Ποιμένες ἄγραυλοι, κακὰ ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον! Persius bringt seine ungebildeten Gedichte ad sacra vatum, in das Heiligthum, wie uns am Besten erklärt zu werden scheint, wo die geweihten

Dichter ihre Muſen-Gaben opfern. Ob der Dichter V. 13. bey Corvos poëtas et poëtrias picas auf männliche und weibliche Poetaſter angeſpielt, oder ob ihm nur das verſchiedne Geſchlecht der Wörter: corvus und pica, zu den Prädikaten poëta, poëtria Anlaß gegeben, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Aber das heiſere Geſchrey der Raben und Eiſtern hätten wir doch, weil gerade darin das Beißende liegt, mit ähnlichen Ausdrücken von ſchlechten Sängern verglichen, vor allen mit der Stelle des Pindar, Ol. 2, 156 ff.: λάβροι Παγγλυσσίᾳ, κόρακες ὡς, Ἀμφιτὰ γαρυέμεν, Διὸς πρὸς ὄρνιχα θεῖον. Vergl. Theocrit 7, 47 ff. Virgil Idille 9, 36. Die Pierinnen wurden im Geſange beſiegt, nach Ovid Met. 5, und in Elſtern verwandelt, V. 675 nemorum convicia, picae, wo ihnen noch eigen iſt Raucaque garrulitas ſtudiumque immane loquendi. V. 14. cantare nectar Pegaſeium, ſüße Muſen-Rede von der Lippe fließen laſſen, wird gelehrt vom Herausg. erläutert.

Der Verf. unterhält die Vermuthung, daß die erſte Satire (ſ. zu V. 107.) aus Bruchſtücken zweyer beſtehe, was aus den harten Uebergängen, aus den Sprüngen im Vortrage und aus der mangelhaften Ausführung der Sätze geſchloſſen wird, die mit Perſius Art und Manier in den übrigen Satiren einen großen Abſtich macht. Scharfſinnig iſt dieſe Muthmaaßung allerdings, wiewohl es uns begreiflich iſt, wenn in dieſer Satire kein ſo ſtrenger Zuſammenhang, wie in den übrigen, angetroffen wird, da ſie nur als freye Einleitung anzuſehen iſt, in welcher ſich der Vf. mit ſeinen Leſern verläuft und ungebunden beſpricht. Richtig theilt der Vf. die dialogirenden (V 44.) Perſonen zu Anfang der Satire ab, V. 6. möchten wir doch examenve improbum in illa Caſtiges trutina ſo faſſen: Wenn du dein Gedicht ſorgfältigſt gefeilt haſt (examen improbum), ſo ändre es nicht nach jener ungerechten Schätzung (in illa trutina) der Römer. V. 38 f.: nunc non e manibus illis, [Nunc non e tumulo fortunataque favilla] Noscentur violae? Den hier von uns eingeklammerten Vers hält der Herausg. für den Zuſatz eines Grammatikers, und er iſt auf jeden Fall matt und müßig. Tumulus iſt Erklärung von Manes; fortunata, favilla war ſchon durch cinis ille felix V. 36 f. ausgedrückt. — V. 83 f.: Nilne pudet, capiti non poſſe pericula cano Pellere (ähnlich im Ausdrucke Catull 68, 124. Suscitat a capo

carno vultorium capite), quin *tepidum* hoc optes audire, DECENTER? Die vom Herausg. vorgeschlagne Aenderung und Verbindung trepidum decenter, ist uns weder recht deutlich noch recht wahrscheinlich. In eine Aenderung von tepidum stimmen wir ein, und wir möchten in Vorschlag bringen: quin crebrum (oder lepidum) hoc optes audire: decenter! — Ueber die sehr schwere und mehreren Deutungen unterworfene Stelle, V. 92—106, benutzt der Herausg. eine kleine sinnreiche Schrift vom Prof. Meister, ohne doch den Erklärungen dieser Gelehrten beyzupflichten. Bey allem Scharfsinne des Verf. kommt man auch hier nicht ganz ins Reine, und kann es, bey der Unkunde der Gedichte, auf die darin angespielt wird, nicht. Die redenden Personen müssen, unsrer Ansicht nach, so abgetheilt werden. V. 92—7. Worte des Gegen-Redners. V. 98. Persius. V. 99—102. Gegen-Redner. V. 103—6. Persius. Wozu die harte Wortfügung des 92sten Verses: Sed numeris decor est et junctura addita crudis, welche so konstruirt werden sollen: sed junctura addita decor est et numeris crudis. Ist nicht natürlicher? Sed numeris crudis decor et junctura addita est, d. h.: additur, addi solet. Worin eigentlich das Weiche und Sanfte folgender Klauseln: Berecynthius Attin; Nerea Delphin bestehe, hätte angegeben zu werden verdient. Was den Ausgang des Hexameters Apennino betrifft: so ist aus dem Quintilian angemerkt worden, daß man diejenigen für sehr weich gehalten, deren beyde letzte Füße aus Einem Wort bestehen, von welcher Art sehr viele Beyspiele in Homer angetroffen werden. — V. 96. spumosum von dem Numerus der Hexameter in der Aeneis, im Gegensatz des weichlichen und weibischen der jüngern Dichter, in rugosum mit dem Vers. zu verwandeln, sehen wir noch nicht hinlänglichen Grund; da spuma wie ἀφρὸς von den unruhigen, also unebnen Wogen (Statius Silv. 1, 3, 21, Anien — tumidam rabiem spumosaque ponit Murmura) recht gut auf einen rauhen, holprichten Versbau übergetragen werden kann. Uebrigens ist spumosum et cortice pingui (παχύφλοιος) ähnlich zusammengestellt, wie in Longinus s. 3. Κλειταρχος φλεώδης ἀνὴρ καὶ φυσῶν. Ueber die Gründe, warum Persius die V. 99—102 angezogenen Verse getadelt, läßt uns der Herausg. im Dunkeln; denn der Meinung derer, welche das Tadelswerthe in die darin gehäuf-

ten Reime setzen, will er nicht beytreten, ungeachtet uns offenbar das teneram et laxa cervice legendum eben darauf zu gehen, und die Folgezeit von dem spielenden Ovid an sich immer mehr in reimähnlichen Versen, die dadurch an Weichheit gewannen, gefallen zu haben scheint. Daß der Verf. den 105ten Vers für Interpolation des vorhergehenden zu nehmen geneigt ist, scheint kein übler Gedanke zu seyn; doch dünkt uns das in udo est Maenas et Attin für eine Interpolation zu pretiös ausgedruckt zu seyn. In des Herausg. Erklärung von ridenti amico, V. 116, können wir uns nicht recht finden. Wir nehmen vitium ridenti Flaccus amico Tangit für eine zusammengedrängte Redensart, statt: »Er berührt leise die Thorheiten der Menschen, »zu dem lächelnden Freund sprechend«, nämlich dem, der sich gefallen läßt, sein Zwergfell von Horazens lachender Satire erschüttern zu lassen (circum praecordia ludit); sey es, daß hier Horazens großer Freund, Mäcenas, gemeint werde, oder die Freunde seiner Muse, und die Leser überhaupt, die Scherz verstanden.

Bey der dritten Satire ist nicht benutzt »Persius dritte Satyre im Versmaaß des Originals, mit Anmerkungen von Ferdin. Blumm. Würzburg 1801, worin eigenthümliche und gelehrte Bemerkungen vorkommen. V. 17 f. cur non — pappare minutum poscis et iratus mammae lallare recusas? hätte eine gelehrtere Erläuterung vertragen. Pappare und lallare steht, was Persius häufig mit dem Infinitiv thut, für die Substantive. Pappare minutum ist pappum minutum, Kinder-Pappe, oder, was man den kleinen Kindern erst kaut. Varro beym Nonius in buas: Cum *cibum* ac potionem (parvuli poscunt), buas ac *papas* docent. Vergl. Adelung unter Pappe. Der kleine Eigensinn ist iratus mammae, vielleicht, weil ihm jetzt die Brust versagt wird, oder weil er trinken soll und nicht will (denn die einlullenden Ammen sagten: aut dormi aut lacte) schreyt und will sich nicht einschläfern lassen. Aehnlich Arrian diss. 1, 16, 39, οὐ θέλεις, ὡς τὰ παιδία, ἀπογαλακτισθῆναι καὶ ἅπτεσθαι τροφῆς στερεωτέρας, μηδὲ πλέειν μάμμας καὶ τίτθας; S. das. Schweighäuser. Lallus und lallatio wird von dem Trallern der Ammen (lalla, lalla, lalla, wie der vom Herausg. angeführte Scholiast bemerkt) gesagt, welche die Kinder damit einschläfern. Vgl.

Plaut

Plato von den Gesetzen 7. p. 325. T. 8. Zweybr. Vergl. Hemsterhuys und Spalding V. L. zu Quintilian 1, 19. 32, wo Hemsterhuys liest: nutricum, quae adhibetur infantibus, *lallationi* für allectationi. Was V. 80 von der Haltung und dem Blicke der Philosophen gesagt wird: obstipo capite et figentes lumine terram, ist dem ersten Theil nach wohl nicht ganz richtig mit dem Scholiasten des Horaz erklärt: capite inclinato in alterum humerum. Aehnlich auch der Scholiast des Persius selbst: inclinato et cum obliquitate fixo et gravitate fixo, welches schon mit Recht Voß Etymolog. L. L. mißbilligt: denn opstipus ist steif wie ein Pfahl (stipes), unbeweglich; s. Suetonius Tiber. 68 incedebat cervice rigida et obstipa und das. Ernesti. Vgl. Terenz Bruder 5, 1, 3. Hier ist also von Philosophen die Rede, die wie erstarrt gerade vor sich hin auf die Erde sehen, fig. lum. terram, wie Socrates Schüler in Aristophanes Wolken, V. 187.

In der Anmerkung zur fünften Satire, V. 118, herrscht einige Unordnung. Zu repeto funemque reduco sagt nämlich der Herausg. Heins. ad Ovid. Fast. 3, 462. legit: *reduco*: quam lectionem a Pithoeo ex optimis membranis restitutam esse, ait, modumque hunc loquendi ab Ariadnes filo natum esse disputat, quum *reducere* idem sit, quod *relegere*. Man wird also verleitet zu glauben, für reducere gebe es noch eine andre Lesart; die aber nicht angegeben wird. Allein nicht in reduco, welches alle Handschriften und Ausgaben anerkennen, sondern in repeto ist die Variante, für welches alte Handschriften relego haben, welches Heinsius annimmt und vertheidigt.

Wir bemerken noch, daß dem Text eine sehr lesenswerthe Abh.: de Persii vita, moribus et scribendi genere, welche zum Theil aus des Verf. Monographie: de satira Romana ejusque auctoribus praecipuis. Oldenburg 1796., herübergenommen, vorgesetzt ist, in welcher wir jedoch Notizen über die Ausgaben und kritischen Hülfsmittel des Persius vermissen. Einige Ausbeute für den Kommentar hätte der Herausg. vielleicht noch aus P. W. Schindlers Meditationum et obss. juridicarum ad Persii satiras specimen. Lpz. 1797, gewinnen können.

Vol II. T. IV. Pars I. M. T. Ciceronis de legibus libri tres ad optimorum ex. fidem recensiti atque prooemio, argumentis et indice rerum (wir finden kein Register) instructi a Io. Frid. Wegner, 1804. 96 S.

Commentarius perpetuus in M. T. Ciceronis de legibus libros III. conscriptus a I. F. Wagner. 1804. 184 S.

Es war keine leichte Aufgabe, einen festlaufenden Kommentar über eine philosophische Abhandlung zu schreiben, die vielleicht eben so sehr der höchsten Vollendung und der letzten Feile entbehrt, als sie in den vervielfältigten Abschriften verdorben worden zu seyn scheint. Aber der Herausg. trat nicht unvorbereitet zu diesem Geschäfft; sondern hatte sich dasselbe durch seine Ausgabe des ersten Buches de legibus, mit einem erklärenden und philosophischen Kommentar, gar sehr erleichtert. In dem Prodromum trägt er seine Bemerkungen über die Zeit, wann die Schrift muthmaaßlich ausgearbeitet worden, ob sie Cicero vollendet habe, welches die Richtung und Absicht derselben sey, vor; das Literarische über die Geschichte des Textes und die kritischen Hülfsmittel übergeht er ganz, und begnügt sich zu sagen: daß er vorzüglich Davisius Ausgabe gefolgt sey, und mit dem, was diese und andre Gelehrte über die Schrift Nützliches gesagt, seine eignen Bemerkungen verbunden habe. Er läßt sich auf Kritik und Erklärung, auf Worte und Sachen ein; Plato, Stobäus, die griechischen Philosophen überhaupt werden fleißig in den Anmerkungen benutzt; auch die Ansichten der neuren Philosophie werden verglichen. Jedem Buch setzt er ein ausführliches Argument oder logische Zergliederung vor.

I, 1, 4 nimmt der Herausg. an dem Worte periculum Anstoß, dessen sich Cicero von seinem historischen Gedichte Marius bedient, indem er zum Atticus sagt: faciunt imperite, qui in isto *periculo* non ut a poeta, sed ut a teste, veritatem exigant. Ein Versuch könne es nicht heißen; denn bey einem solchen könne man zwar keine vollendete Kunst, aber doch Wahrheit erwarten; der Bescheidenheit des Cicero werde der Ausdruck wohl auch nicht zugeschrieben seyn, da er sich kurz vorher von seinem Bruder über die Maaßen loben lassen (allerdings wäre es doch Ciceros Freyheit angemessen, daß er sein Lob dem Bruder in den Mund

legte;

leste; aber von sich selbst mit Bescheidenheit spräche); für eine Schrift überhaupt könne periculum auch nicht gesetzt werden; daher er nicht zweifle, man müsse periculum ändern und parergon lesen, entweder in sofern das ganze Gedicht Marius ein Parergon perfectae historiae gewesen (allein das Folgende lehrt, daß es überhaupt für Gedicht steht, und der eigentlichen Geschichte entgegengesetzt wird: alias in historia leges — alias in poemate), oder in sofern auf die Digression über das Augurium des Adlers und über die Eiche angespielt werde; wogegen aber die ausdrücklichen Worte des Cicero streiten: *multa* quaeruntur in Mario, hetane an vera sint. Die Wahrheit ist wohl, daß periculum, ἀγώνισμα, eine Epideixis, ein Pracht-Gedicht ist, etwa in der Art wie Silius Gedicht (wozu man Ernesti's Prolegomenen vergleiche), mehr auf Glanz, Schönheit der Darstellung und Ausschmückung als auf strenge Wahrheit angelegt. Wollte man spitzfindig zu Werke gehen, so könnte man in periculum eine Art von Wortspiel finden: sie verlangen von diesem poetischen periculum, daß es so beschaffen sey, wie ein gerichtliches periculum in einer Klagsache, wo die Wahrheit bezeugt werden soll. Gleich vorher setzt der Herausg. eine sehr glückliche Konjektur — hier und an verschiednen andern Stellen drückt er sich nicht deutlich darüber aus, ob es seine eigne oder eine fremde ist — in den Text: a nonnullis, quod et in recenti memoria et in Arpinati homine *verseris*, *veritas* a te postulatur; da in der gemeinen Lesart vel severitas weder das Substantiv passend und das vorhergehende quod absolut und ohne Verbum ungewöhnlich ist. Den Vers des Cicero, §. 2., Nuncia fulva Iovis, miranda visa figura möchten wir wenigstens darum noch nicht als Beweis, daß Cicero ein schlechter Verse-Künstler gewesen, aufstellen, weil fast alle Worte darin auf denselben Selbstlauter ausgehen, da die Dichter jener Zeit, vorzüglich in der Periode vor Cicero und Lucrez, solche Anklänge liebten. Ueber Theopompus historischen Charakter etwas Bestimmteres zu sagen, als in der Anmerk. geschieht, forderte Cicero mit den Worten, §. 5., auf: apud Theopompum sunt innumerabiles fabulae. Zu der Schilderung des historischen Styls des Antipater 2, 6. Antipater paulo *inflavit* vehementius, habuitque *vires agreſtes* ille quidem atque *horridas* hätte der Herausg. als Erläuterung die von ihm S. 12. angeführte Stelle des

Lon-

Longinus beybringen sollen: Κλειτάρχος φλοιώδης ἀνὴρ περὶ φυσῶν. Der Herausg. begnügt sich zu bemerken, daß die Redensart vom Aufblasen der Backen beym Flötenspiel hergenommen. Daß inflare auch anderwärts beym Cicero (simul inflavit tibicen), wie φυσᾶν absolute ohne Casus stehe, hat Stephanus thes. L. Gr. unter dem letzten Wort bemerkt. Es ist aber wohl nicht einmal nöthig, hier an die Flöte zu denken, da, wer den Mund recht voll nimmt, und hochtrabend spricht, die Backen aufzublasen pflegt: Scribimus — grande aliquid, quod pulmo animae praelargus anhelet Persius 1, 14. — Sieht nicht 3, 8 zu Ende: Utrumque opus est, et cura vacare et negotio, wie ein Glossem aus von dem Vorhergehenden: Si mihi ullum tribueretur vacuum tempus et liberum: neque enim occupata opera neque impedito animo res tanta suscipi potest — 11, 32 findet der Herausg. den Ausdruck in Folgendem gezwungen: nec, si opiniones aliae sunt apud alios, idcirco, qui canem et felem, ut deos, colunt, non eadem superstitione, qua ceterae gentes, conflictantur, und ist eine Aenderung zu machen geneigt. Dieß scheint uns nicht nöthig, da der Sinn dieser ist: Wenn auch die Menschen in ihren einzelnen Vorstellungen verschieden sind: so ist es doch immer derselbe Aberglaube, von dem sie alle befangen sind. Bald darauf giebt sich der Herausg. viel Mühe, Sinn und Zusammenhang mit dem Vorigen in die Worte zu bringen: Illud extremum est, quod recte vivendi ratio meliores efficit, wobey er zur Entschuldigung der Dunkelheiten in Ciceros philosophischen Werken anführt, daß Cicero nur horas subsecivas auf dieselben zu wenden hatte. Vielleicht gehören die angeführten Worte gar nicht einmal an diese Stelle. Näher erwogen zu werden verdiente der Gedanke des Herausg., daß §. 34. vor den Worten: Unde est illa Pythagorea vox: τὰ τῶν φίλων κοινά eine Stelle über das wechselseitige Wohlwollen der Freunde ausgefallen seyn möchte. Insofern ist dieß doch wirklich versteckt im Ganzen dieses Kapitels enthalten, und die Absicht ist zu zeigen, daß alle Menschen durch gemeinschaftliche Rechte und gemeinschaftliches Wohlwollen verbunden sind. Sequitur igitur, heißt es im Anfange des Kapitels, ad participandum alium ab alio (i. ad mutuum auxilium et mutuam benevolentiam) communicandumque inter omnes jus, nos natura esse factos. Und Atticus erklärt 13, 33, Cice-

ro

so habe bewiesen, omnes inter se naturali quadam indulgentia et benevolentia, tum etiam societate juris contineri. Gleich vorher ist hier ein Druckfehler aus der Zweybrücker Ausgabe in diese verpflanzt worden: unum (statt unam) esse hominum inter ipsos — rationem. Der verdorbenen Stelle 16, 44. communis intelligentia nobis *notas res efficit* easque in animis nostris inchoat, sucht der Herausg. einigermaaßen durch folgende Veränderung aufzuhelfen: comm. intelligentia, *quae notiones rerum* efficit, *eandem* (aber worauf geht dieses Wort? Etwa eandem notionem?) in animis nostris *inchoavit*. — 2, 2, 5 quale est, quod — dixisti; hunc locum (idem ego te accipio dicere Arpinum) germanam patriam esse vestram? hält der Herausg. in dieser Anrede des Atticus an den Cicero diese Parenthese für ganz unnütz und müßig, da Cicero's Zeugniß nicht erst nöthig gewesen, zu erhalten, daß dieß eine Arpinatische Villa sey. Allein Atticus weist nur darauf hin, daß Cicero diese Villa sein Arpinum nannte, so wie Landhäuser Tusculanum, Cumanum u. s. w., genannt wurden. Gleich hernach folgt eine sehr schwierige oder, richtiger zu sagen, verdorbene Stelle: Attici, postquam Theseus eos demigrare ex agris, et in astu, quod appellatur, omnes se conferre jussit, *et Sunii erant iidem et Attici*. Da die Rede von einem doppelten Vaterlande ist, dem einen, das uns Geburt, dem andern, welches Einbürgerung giebt: so muß auch in den letzten Worten etwa der Gedanke liegen, daß diese nach Athen aus allen Demi versetzten Bürger theils als Attiker, theils als Athenäer angesehen worden, oder auch beyde Namen geführt hätten. Die Lesarten der Handschriften sind äußerst verworren und sinnlos: Symphrantides et Atticis oder et simpha antidem et acticis u. s. w., worin, wie der Verf. sinnreich vermuthet, vielleicht griechische Wörter versteckt liegen. Zwischen mehreren Möglichkeiten herumtappend, fielen wir auf: et sunt appellati a demis et ab Athenis. da man vereinigt zu sagen pflegte: Er ist ein Athenäer aus dem oder jenem Demos.

Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri M. libri superstites — recensiti atque prooemio et indice rerum instructi a Frid. Schmieder. 1803. 331 S.

Commen-

Commentarius perpetuus in Q. Curtii Rufi de rebus gestis etc. libros — conscriptus a F. Schmieder. 1804. 352 S.

Der durch verschiedene treffliche Ausgaben griechischer Schriftsteller rühmlich bekannte Herausg. war durch seine Ausgabe von Arrians historischen Schriften, mit der Geschichte der Feldzüge Alexander des Großen, und den Werken über dieselben längst vertraut, und dadurch in Stand gesetzt, eine in jedem Betracht Genüge thuende Bearbeitung des Curtius zu liefern. Er prüft im Prooemium die verschiedenen Meinungen über den Curtius und sein Zeitalter, ohne sich für eine bestimmt und entscheidend zu erklären, wenn er sich gleich zu der hinneigt, daß Curtius ein Christ des 4ten Jahrh. gewesen. So viel ist ihm klar, Curtius ist ein späterer Schönschreiber, der, im Geist der jüngern Sophisten und Rhetoren, weniger einen diplomatisch genauen, treuen Bericht über die Thaten Alexanders, als ein glänzendes Prachtstück über den Alexander liefern wollte, und daher nicht sehr ängstlich und gewissenhaft in der Wahl und Benutzung seiner Quellen, sich am meisten an diejenigen Schriftsteller und an die Angaben hielt, welche seiner Absicht am meisten entsprachen. Der Vorwurf großer Unkunde in der Geschichte und Geographie, und sehr flüchtiger Einsicht der über Alexanders Feldzüge vorhandnen Geschichtschreiber, kann ihm nicht abgenommen werden, da sein Werk von historischen und geographischen Fehlern wimmelt, auf welche der Lehrer, der den Curtius in Schulen zu erklären hat, überall aufmerksam machen muß, soll das Werk, das sonst des Gegenstandes, seiner Darstellung und seiner geschmückten Sprache wegen, mit der Jugend gelesen zu werden verdient, nicht zu irrigen Vorstellungen verleiten. Der Mühe, alle diese Abweichungen von der historischen Wahrheit auszuspähen, hat der Herausg. den Leser durch seine sorgfältigen, historischen Erörterungen und Vergleichungen der griechischen Quellen überhoben; und gleiche Sorgfalt und Gründlichkeit zeigt er bey der Konstituirung des Textes, der sehr verbessert erscheint, und bey der Erläuterung des Schweren in Worten und Sachen. Wo seine Vorgänger, Freinsheim, Rader, Scheffer, Cellarius, Snakenburg, Cunze schon das Rechte und Treffende gesagt haben, begnügt er sich, ihre eignen Worte hinzusetzen.

3, 1, 3. 4 wird der Fluß Marsyas liquidus, klar, durchsichtig, und seine Farbe placido mari similis genannt, wobey der Anmerker die Frage aufwirft, ob ein Fluß von der Farbe der, obgleich ruhigen See, liquidus genannt werden könne. Richtig wird mit Rader geantwortet, es sey die hellblaue oder himmelblaue Farbe zu verstehen, die bekanntlich das Meer bey Windstille hat, wo es oft so eben und wellenlos zu seyn pflegt, daß man sich darin bespiegeln kann. S. Heyne zu Virgil Ecl. 2, 25 f.: nuper me in litore vidi, Quum placidum ventis starit mare. Daß diese blaue Farbe mit dem Begriff des Durchsichtigen verbunden werde, erhellt unter andern aus der Stelle des Statius Wälder 1, 5, 51. coerulus amnis — in summum fundo pater omnis ab imo. Stellen wie diese im Curtius, wo die angebliche Liebe der Nymphen zum Fluß Marsyas poëtarum mendacium genannt wird, werden als befremdlich, und wohl gar, in dem Proömium, als Vermuthungsgrund, daß Curtius ein Christ gewesen, angeführt, als wenn nicht Plato, z. B. in den Büchern von den Gesetzen sich ähnliche Ausfälle auf die Mythen der Dichter erlaubt hätte. Recht brav sind des Herausg. Erläuterungen über den Aufbruch des Heereszugs der Perser im dritten Kap. des dritten Buchs, über den König und sein Gefolge, die Magier, Wagen, Waffen, Kleidungen ꝛc.; wiewohl man hie und da noch ein tieferes Eindringen wünschen möchte. Ueber dem königlichen Zelt, aus welchem das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, befand sich eine in Crystall gefaßte (vermuthlich goldne) Sonne. Man erblickt diese als Kugel gestaltet auf persischen Denkmälern, z. B. in Millin Monumens inedits und in den Reliefs von Persepolis (Heeren Ideen Th. I. Abth. I. S. 270 neue Ausg.), schwebend über einem Altar, auf welchem das heilige Feuer brennt. Gewünscht hätten wir, daß es dem Herausg. gefallen haben möchte, die Aeußerung der Aegyptischen Priester beym Curtius 4, 10, 6. von dem Sol oder Mithras der Perser: Solem Graecorum lunam esse Persarum; aufzuklären. Den großen Zug begannen die Priester, welche silberne Altäre mit dem heil. Feuer, dem Sinnbild des Urfeuers oder der schaffenden Kraft der Gottheit, voraustrugen; nun kamen die Magier, eine Medische Priester-Kaste, welche väterliche Hymnen, d. h. Mezische, und zu Ehren ihrer medischen Gottheiten sangen. Es begann

näm-

nämlich dieser Zug beym Anbruch des Tags, wo die Magier, nach Xenophons Cyropädie B. 8., täglich heil. Hymnen zu singen, und denjenigen Göttern zu opfern pflegten, denen nach ihrem Gesetz geopfert werden mußte. Zunächst folgten 365 Jünglinge, Repräsentanten der Tage des Jahres, von denen aus andern Schriftstellern wohl nichts verlautet, dann der Wagen des Jupiter, d. h. der Sonne mit weißen Pferden; hierauf einzeln geführt ein der Sonne geweihtes Pferd, denn dieser wurden in Persien Pferde geopfert. Hierauf folgten zehn Wagen; man weiß nicht, wozu; dann equitatus duodecim gentium, welches der Herausg., nach einer Aeußerung im Xenophon, von den zwölf Stämmen der Perser erklären möchte; hierauf die 10,000 Unsterbliche, welche die Leibwache des Königs bildeten; da ihre Zahl bestimmt war, so ist hier das unbestimmte *ad* decem millia auffallend; sodann 15,000 Verwandte des Königs, d. h. königliche Diener von höherm Rang, die sie vermuthlich hinsichtlich als Blutsverwandten des Königs, oder aus der Familie der Achämeniden gebildet hatten, s. Heeren S. 530 f. Vor des Königs Wagen giengen die Spieß-Träger, Doryphori her, die also hier von den Unsterblichen, mit denen sie von andern verwechselt werden, unterschieden werden. Auf dem Wagen saß der König, hoch hervorragend (eminens). Die Persischen Könige werden nämlich immer größer als andere Menschen vorgestellt, und erhielten durch erhöhte Fußbekleidung ein größeres Ansehen. Cyrus Wagen, sagt Xenophon, ward von einem großen Fuhrmann gelenkt; er aber ragte dennoch über ihn hervor. Curtius 3, 11, 7. Darius curru sublimis eminebat, et suis ad se tuendum, et hostibus ad incessendum ingens incitamentum. Vergl. Heeren S. 310. Dem Wagen folgten 10,000 Lanzen-Träger, hastati, αἰχμοφόροι, über deren Bewaffnung sich Curtius also ausdrückt: hastas argento exornatas, spicula auro praefixa gestabant. Das Letztre spicula etc. erklärt der Herausg. richtig von den Melophoren; das vorhergehende hastas etc. berührt er gar nicht. Nach Vergleichung der vom Herausg. angezogenen Stelle des Herodot 7, 41. scheint uns Curtius so geschrieben zu haben, oder hätte wenigstens so schreiben sollen: IX. mille hastas argento (i. e. argenteis malis) exornatas, reliqui spicula auro

(i. aurei

(i. aureis malis) praefixa gestabant: Es hatten nämlich von diesen 10,000 Lanzen-Trägern 9000 unten an ihren Lanzen silberne Knöpfe in Gestalt von Äpfeln, und 1000 hatten goldne Knöpfe. Den König begleiteten 200 der vornehmsten Diener aus der Klasse der Verwandten u. s. w. 3, 20, 8 harangulrt Alexander die Griechen also: ab iis gentibus illata Graeciae bella, Darii prius, deinde Xerxis insolentia, aquam ipsam terramque postulantium: *ut neque fontium haustum, nec solitos cibos relinquerent.* Da Wasser und Erde dem König der Perser übersenden, nichts anders hieß, als sich ihm unbedingt unterwerfen: so paßt nicht hierzu, sondern vielmehr für Exulanten, der folgende Ausdruck: ut neque fontium u. s. w., den Curtius aus Unkunde der Redensart: aquam terramque postulare oder mittere (vergl. Plinius), hinzugesetzt haben soll. Indeß wird wohl nicht zu entscheiden seyn, ob es Curtius Fehler, oder vielleicht ein Zusatz eines spätern Interpolators sey. 3, 11, 4 Jamque ipsi, in medium (Persarum) undique circumfusi, *egregie* se tuebantur; sed conserti et quasi cohaerentes tela vibrare non poterant: simul erant emissa, in *eosdem* concurrentia implicabantur, levique et vano ictu pauca in hostem, plura in hamum innoxia cadebant. Der Herausg. schließt Persarum in Klammern ein als Glossem, da hier nicht nur von dem Perserheer, sondern von den Persern und Macedoniern zusammen die Rede ist. Aber wie kommt denn *egregie* se tuebantur hieher, da die folgende Beschreibung ja hinlänglich zeigt, daß sie, in ihrer zusammengedrängten Stellung, nichts mit den Wurfwaffen ausrichten konnten. Man lese: aegre se tuebantur, worauf sed gesetzt werden konnte, weil in jenem Wort die Verneinung eingeschlossen ist. Sie vertheidigten sich nicht gut, sondern konnten dicht zusammenstehend die Geschosse nicht (kräftig) werfen. Undeutlich ist uns, trotz des Herausgebers Anmerkung, was von den abgeschoßnen Pfeilen gesagt wird: in *eosdem* concurrentia implicabantur, und wir muthen, daß es heißen muß in eodem scil. loco; sie verwickeln sich, zusammenstoßend, in der Luft. Statius Theb. 8, 415 Concurrunt per inane fudes et mutua perdunt Vulnera, concurrant hastae. — Den Ausdruck von dem Bild des Jupiter Ammon 4, 7, 23 *umbilico* maxime similis est habitus will der Herausg. von einer unten gründeten und kegelförmig oben immer spitzer zulaufenden Gestalt

verſtanden wiſſen. Wir möchten lieber an das gewundne Widderhorn denken, und finden ſo im Pauſanias eine Herme des Ammon, mit einem Kopf, an dem große Widderhörner befindlich. Sehr richtig erklärt der Herausg. 4, 8, 4 claustra Nili fluminis Polemonem tueri jubet »er macht ihn zum Aufſeher über die Nil-Schleußen,« nicht über die Mündungen des Nils, wie man es ſonſt genommen hat, und zeigt dabey, wie viel dieſes Amt auf ſich gehabt habe. 8, 10, 12 A Libero patre conditos se (Nyſaei) dicebant; et vera haec origo erat. Sita eſt sub radicibus montis (Nyſa), quem *Meron* incolae appellant: inde graeci mentiendi traxere licentiam, *Jovis femine Liberum patrem esse celatum.* Der Herausg. ſchreibt dem Curtius die Meinung zu, als wenn die Fabel von der Geburt des Bacchus aus Jupiters Hüfte erſt durch das aus Indien zurückkehrende Macedoniſche Heer verbreitet worden, da ſie doch weit älter als Alexander ſey; allein dann hätte gewiß Curtius geſagt: inde Macedones mentiendi u. ſ. w. Wie er, ſo allgemein drücken ſich aber alle Schriftſteller aus, die dieſer wunderſamen Geburt gedenken. Der Name des Berges, Meros (μηρὸς, Hüfte) gab Anlaß zu der Dichtung, Bacchus ſey in dem μηρὸς, der Hüfte des Jupiter eingeſchloſſen worden. Gerade ſo erzählt Euſtathius zu Dionyſius Perieg. 1153 von dem Indiſchen Berge Meros, ὅθεν παρὰ τοῖς μύθοις μηροραφὴς ἐνομίσθη Διόνυσος; denn daß μηροραφὴς nicht mit Hermann zu Orpheus Hymn. 52 (51), 3 in μηρορραφὴς, »auf dem Meros ernähret« zu verändern ſey, bezeugen ſchon die Worte des Curtius: Jovis *femine* Liberum — *celatum.* Auf ähnliche Art, nur umgekehrt, ſetzt das Einnähen des Bacchus mit dem Berg Meros Arrian in Indicis 1, 6 zuſammen: τὸ ὄρος Μηρὸς κληθῆναι, ἐπὶ τῇ συμφορᾷ ἥτινι ἐχρήσατο εὐθὺς γενόμενος und in deſſen Anabaſis 5, 1, 9 Μηρὸν ἐπωνόμασε Διόνυσος, ὅτι δὴ κατὰ τὸν μῦθον ἐν μηρῷ τῷ τοῦ Διὸς ἠυξήθη. Mela 3, 7 Z. 37 in hujus (montis Meri) ſpecu Liberum patrem arbitrantur nutritum: unde graecis autoribus, ut femori Jovis inſutum dicerent, aut materia ingeſſit aut error. Μηρορραφὴς, welches z. B. beym Strabo vorkommt, kann heißen »auf dem Meros erzogen,« oder auch »in der Hüfte ausgebildet.« In der letztern Bedeutung müßte man es doch nehmen, wenn es in einer ſolchen Verbindung, wie beym Curtius oder Euſta-

thius

thins zum Dionysius vorkäme; und so steht es wirklich in der von Hermann angeführten Stelle des Eustatius zum Homer: ὄρος Μηρὸς ἐκλήθη, Διονύσῳ ἀνακείμενον· ὅθεν μηροτραφὴς (wenn nicht etwa zu lesen ist μηρορραφὴς) μεμύθευται, φασὶν, ὁ Διόνυσος. »Der Berg Meros ist dem Dionysos geweiht; daraus die Fabel entstanden ist, Dionysos sey in einer μηρὸς, Hüfte, ausgebildet worden, oder zur Geburt gereift.«

Wir bemerken noch, daß der Vorbericht zu dieser nützlichen Ausgabe auch einige literarische Notizen über die Handschriften, Ausgaben und Supplemente des Curtius enthält.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum — recensitae atque prodemio, chronologia et indice rerum instructae a Car. Henr. Tzschucke, 1804. XXXVI und 150 S. und 2 Bog. Register.

Commentarius perpetuus in Corn. Nepotis — vitas conscriptus a C. H. Tzschucke. 1804. 228 S.

Vor 13 Jahren hat Hr. Rektor Tzschucke in Meißen bereits den Nepos herausgegeben, und seine Bearbeitung gehörte unter die geschätztesten. Viele Ausgaben, die seitdem von Bremi, Wetzel, Schmieder, Heinrich, Nickles (Pauker ist seit der Zeit auch hinzugekommen) ans Licht gestellt worden sind, gaben ihm Stoff und Anlaß seiner Bearbeitung bey den curis secundis noch mehe Vollkommenheit zu leihen. Die Stavernsche Recension von 1773 ist an vielen Stellen, aber mit weiser und bescheidner Vorsicht verbessert worden; jedes Leben hat ein ganz kurzes Argument; am Rand der Seiten stehen die Jahre; hinter dem Text eine Uebersicht der Chronologie; das Register enthält kurze sprachhistorische und geographische Bemerkungen. In den Anmerkungen wird zuerst Rechenschaft über die Wahl der Lesarten gegeben; der Sprachgebrauch, besonders der dem Nepos eigenthümliche, erläutert; vorzüglich aber das Sachliche und Historische genau durchgegangen, auf die Quellen, aus denen Nepos schöpfte, hingedeutet und seine Abweichungen von den Angaben andrer Geschichtschreiber berührt oder geprüft. Ueberall leuchtet das Bestreben kurz zu seyn und nur das zur Sache Gehörige zu sagen hervor.

Ueber die Absicht und Beschaffenheit von Nepos Werk hätte sich der Herausg. im Prodmium immer etwas mehr

ausdehnen mögen. Uns kommt es wahrscheinlich vor, daß wir nur ein abgerißnes Bruchstück eines aus mehreren Büchern bestandnen biographischen Werkes, etwa desjenigen, was unter dem Titel: de viris illustribus angeführt wird, besitzen, in welchem er vielleicht von großen Philosophen, Gesetzgebern, Dichtern, Erfindern, Schriftstellern, und dann auch von Feldherrn und Königen handelte, welcher Abschnitt sich ganz, oder wenigstens zum Theil erhalten hat. Aemilius Probus mag entweder nur noch dieses Bruchstück vorgefunden oder dieses einzelne Buch eines voluminösen Werkes herauszuheben und dem Kayser Theodosius besonders zu widmen gerathen gefunden haben. Kurz, durch ihn und nach seiner Ausgabe sind die vitae excellentium imperatorum zu uns gelangt. Zu dieser Ansicht scheinen uns die Worte in Nepos Vorrede sehr gut zu stimmen: Sed hic plura persequi tum magnitudo voluminis prohibet, tum festinatio, ut ea explicem, quae exorsus sum, welche wir so übersetzen oder umschreiben: »Zwey Umstände bestimmen mich hier nicht weitläuftiger zu seyn, theils weil mein Werk schon so groß geworden ist (nämlich in den von uns präsumirten vorhergehenden Abschnitten oder Büchern); theils weil ich eile das auszuführen, was ich (in den vorigen Büchern) angefangen habe.« Aehnlich drückt sich der Verf. der Schrift an den Herennius am Schlusse des ersten Buches aus; Nunc, quoniam satis hujus voluminis magnitudo crevit, commodius est in altero libro de ceteris rebus deinceps exponere. Nepos fährt in seiner Vorrede fort: Quare ad propositum veniemus, et in *hoc* exponemus *libro* de vita excellentium imperatorum. Dieses Buch ist dem ganzen Werk (magnitudo voluminis) oder den übrigen Büchern und Theilen desselben entgegengesetzt. Was die übrige Beschaffenheit des Werkchens betrifft: so stimmen wir dem Herausg. bey, daß wir keinen Auszug eines weitläuftigen historischen Werkes vor uns haben; wünschten aber die Ansicht aufgestellt zu sehen, daß Nepos weniger in der Eigenschaft eines Geschichtschreibers oder gar eines Geschichtsforschers auftritt, als vielmehr ein gemeinnütziges biographisches Lesebuch liefern wollte, worin er die Großthaten der Helden und Fürsten, hauptsächlich von ihren humanen, allgemein interessanten Seiten auffaßt und von den Kriegen und Feldzügen nur so viel mitnimmt, als zur Darstellung des Charakters, der Tugenden

und

und Sitten nöthig war. Diese Vorstellung geht aus Nepos Schrift selbst hervor, und sie wird durch die Vorrede unterstützt, worin er das Neue seiner Behandlung entschuldigen und gegen diejenigen vertheidigen zu müssen glaubt, welche es unter der Würde der Geschichte finden würden, daß er in die individuelle Geschichte der Gebräuche hineingegangen und lokale Sittengemälde entworfen habe.

Von den Quellen des Nepos handelt der Herausg. mit Genauigkeit; über den Styl urtheilt er gemäßigt; von den Handschriften und Ausgaben giebt er eine gedrängte Uebersicht. Eine Schrift von Mösche in Frankfurt, über die Behandlung des Nepos auf Schulen, hätte eine Auszeichnung verdient.

Wir schreiten zu den Anmerkungen fort, aus denen wir einige Beyspiele geben. In der praefatio neigt sich der Herausgeber zu der Meinung derer, welche lesen: Nulla Lacedaemoni tam est nobilis vidua, quae non ad *lenam* (s. scenam) erat mercede conducta. Das Auge des Abschreibers gerieth vielleicht auf das gleich darauf vorkommende in *scenam* prodire.

Im Miltiades 5, 3 scheint uns folgende Stelle von der Schlacht bey Marathon nicht sorgfältig genug behandelt zu seyn: sub montis radicibus, acie e regione instructa, nova arte, vi summa proelium commiserunt. Namque arbores multis locis erant stratae hoc consilio, ut ea (i. e. non solum) montium tegerentur altitudine, et (i. sed etiam) arborum tractu equitatus hostium impediretur, ne multitudine clauderentur. Der Herausg., welcher stratae st. ratae in Schutz nimmt, weil es dem nova arte und hoc consilio entspreche, verräth dadurch, daß er die neue Kunst in das Verhack von Bäumen setze, welches freylich aus der etwas verworrenen Stelle heraus interpretirt werden kann; aber nicht mit Herodot übereinstimmt, nach welchem das Neue darin lag, daß sie auf den Feind im Sturmschritt losgingen. Uns scheint schon lange Einiges aus seiner rechten Stelle verrückt und eine Aenderung Noth zu thun: sub montis radicibus acie e regione instructa hoc consilio, ut et montium tegeretur altitudine, et arborum tractu (namque arbores multis locis erant stratae) equitatus hostium impe-

diretur, ne multitudine cluderentur, nova arte, vi summa *procurrente*: proelium commiserunt. Im Leben des Themistocles C. 1, 2 verwirft er die Lesart: pater ejus — uxorem *Acarnanam* oder *Achernanam* civem duxit; denn ist Acarnania in Epirus gemeint: so ist die Form des davon hergeleiteten Adjektivs zweifelhaft; ist die Attische Tribus Acharna zu verstehen, so ist civem müßig. Er zieht daher mit Aldus im Texte vor: Halicarnassiam, woraus auch erhelle, wie Themistocles beym Plutarch von mütterlicher Seite νόθος genannt werde. Indeß werde seine Mutter von den meisten Schriftstellern für eine Thracierinn ausgegeben, daher vielleicht Adrianiam von Adrane in Thracien zu lesen sey. Nach C. 4, 2 waren die Seesoldaten in Salamin über den Brand der Burg von Athen bestürzt. Der Herausg. folgt hier der Lesart: cujus *fama* perterriti classiarii, weil der Lesart flamma die Entfernung zwischen Athen und Salamin entgegen stehe, indem es nicht wahrscheinlich sey, daß man von der Flotte aus die in Flammen stehende Oberstadt habe sehen können. Aber man denke doch an die hohe Lage der Akropolis, an die weiten Entfernungen, in welchen man oft den Widerschein eines Feuers am Himmel sieht und endlich an das schärfe Auge der Griechen, wovon De Pauw in seinen Recherches und Bredow in einer eignen Abhandlung im Genius der Zeit 1797 St. 7 gehandelt haben. C. 8, 6 vertheidigt er mit Recht navem *adscendit* gegen die andere Lesart escendit, welches nicht gleichbedeutend mit jenem ist, wie auch Wolf nemlich beym Sueton angemerkt hat. Im Leben des Pausanias C. 3, 3 liest der Herausg. nach einigen Handschriften locus in agro Troadis statt agro Troade, weil das Weibliche Troas nicht zu ager passe; denn obgleich Antias, Capenas, Fidenas u. s. w. mit Substantiven aller Geschlechter verbunden werde: so sey dieß doch nicht der Fall bey ähnlich geformten griechischen Namen von Oertern, wo nur weibliche Substantiven vorkommen, wie Ἑλλὰς γῆ wornach Nepos de regib. 1, 1 (und das. de Hercaeg.) sein Graecia gens gebildet hat. Indeß würden wir doch agro Troade gerade seiner Ungewöhnlichkeit wegen vorziehen, und weil Nepos das Besondere lieb auch anderwärts ἅπαξ λεγόμενα, wie deuti, hat, und der Analogie und dem Gebrauch in ager Antias un

ähn

ähnlichen wohl folgen dürfte. Das dritte und vierte Cap. im Leben des Alcibiades von der Verstümmelung der Hermen und der Entweihung der Eleusinien ist vielleicht zu sehr obenhin behandelt, auch die Quellen im Thucydides u. a. nicht gehörig nachgewiesen worden. Die neuesten gründlichen Ausführungen darüber findet man in Sluiter Lect. Andocideae C. 3, 4. Dieser bemerkt S. 50, Nepos erzähle nicht genau, daß die Hermen umgestürzt worden (accidit, ut omnes Hermae dejicerentur), da die Gesichter von der Verstümmelung der Gesichter, des Halses, der Schaamtheile reden. Ueber den in Athen entstandenen Verdacht, daß hinter dem an den Hermen verübten Muthwillen und Frevel ein politischer Plan verborgen gewesen, wie Nepos andeutet, verbreitet sich Sluiter S. 53 ff. Auch die Nachäffung der Mysterien wurde nach dem Nepos (bey andern Schriftstellern erinnern wir uns dieß nicht gelesen zu haben) für Maske einer geheimen Verschwörung gehalten. Die devotio des Alcibiades C. 4, 5 bedurfte auch einer Erläuterung. Vergl. z. B. Sluiter S. 71. — C. 7. 4 primus Graeciae civitatis in Thraciam introiit erklärt der Herausg., um es in Einstimmung mit andern Stellen des Nepos zu bringen; in liberam Thraciam infestis armis ingressus est, welcher auch mit Plutarch übereinstimme: ἐπολέμει τοῖς ἀβασιλεύτοις Θρᾳξὶν ἰδίᾳ. Aus letzterm Wort will Ricksefs statt des schwierigen primus lesen privatus, wobey nur der Herausg. das Bedenken äußert, wie sich der Abschreiber in einem so bekannten Worte hätte verschreiben können. Dieß würde begreiflicher, wenn wir annähmen, Nepos hätte das weniger gemeine Wort privus gebraucht. Cap. 10, 4 ligna contulerunt circa casam *eam*, in qua quiescebat, eamque succenderunt. Das erste eam ist überflüssig, und das Wiederholen desselben Wortes (eamque) unangenehm; daher wir vermuthen, daß in dem famineam der Handschriften, welches man aus casam eam entstanden glaubt, stramineam liege, und daß gelesen werden müsse: circa casam stramineam. Das erste Cap. im Thrasybulus leidet an Mangel, an Zusammenhang und an Verworrenheit. Illa omnia communia imperatoribus cum militibus et fortuna; quod in proelii concursu abest res a consilio ad vires *vimque* pugnantium. *Vimque*, was eine einzige Handschrift hat, ist nicht zu ertragen; statt cujusque, usque, wie andre

haben, schlägt der Herausg. calamoque vor, welches trefflich zu dem Glück paßt, dessen Einfluß hier erwähnt werden muß. Im Chabrias C. 1, 2 bestreitet der Herausg. Lessings Erklärung und Veränderung: obnixo genu, scuto u. s. w.: erwähnt aber nicht, daß die neuern Antiquarier den bekannten Borgheſischen Fechter ganz anders deuten. Die streitige Bedeutung von periculum im Leben des Epaminondas C. 8, 2 bestimmt der Herausg. dahin, es sey elogium damnationis, quod (Epaminondas) columnae inscribi voluit. Umständlicher handelt von dieſem Wort und ſeinen Bedeutungen, auch mit Erwähnung dieſer Stelle, Wagner zum Cicero de legg. 1, 1, 4. Fein iſt die Auseinanderſetzung zum Pelopidas C. 3, 2 über den Gebrauch des absoluten sicut erat und der Verbindung deſſelben mit einem Particip oder Adjektiv. Im Ageſilaus C. 4, 4 hält der Herausg. transire iter für hart; doch kommt daſſelbe beym Catull Maul. 58 vor: per medium transit iter populi. Sehr gefällt uns der Vorſchlag im Eumenes C. 11, 5, die Schilderung deſſelben: Nam et dignitate fuit honesta — figura venusta, welche hier ganz an der unrechten Stelle ſteht, an den Schluß von §. 3. hinter spem habuissent victoriae zu ſetzen. Attikus hatte, nach dem Leben deſſelben C. 13, 2 ein Haus in colle quirinali, wie man auf das Anſehen anderer Schriftſteller lieſt; obgleich die Handſchriften valle haben, was vielleicht einer Rechtfertigung fähig iſt, da vallis von den Vertiefungen auf Anhöhen und Bergen geſagt wird. Catull a. O. V. 57. von einem Waldbach: Qui cum de prona praeceps est *valle* volutus. Die Annehmlichkeit ſeines Hauſes beſtand, ſagt Nepos, nicht im Gebäude ſelbſt, ſondern in dem daſſelbe umgebenden Luſtwäldchen. Ipsum enim tectum, antiquitus constitutum, plus *salis*, quam sumtus habebat. Mit Recht findet der Herausgeber den Ausdruck salis darum befremdend, weil zwiſchen einem Hauſe und dem Salze keine Aehnlichkeit ſtatt finde. Aber die von ihm angegebene Erklärung von *salis*: elegantiae, gratiae läßt ja auch der Zuſammenhang nicht zu, nach welchem nichts Anmuthiges und Elegantes an dem Gebäude war (amoenitas non aedificio constabat). Wir vermuthen daher, daß ein anderes Wort hier geſtanden habe, etwa: plus *sanctitatis*. Es war ein altrömiſches Haus, mehr wegen ſeines Alters ehrwürdig, als glänzend oder prachtvoll.

M. Accii Plauti quae supersunt comoediae ac deperditarum fragmenta — recensita atque prooemio, argumentis et indice rerum instructa a Benj. Fried. Schmieder. 1804. 888 S. und 1½ Bog. Register.

Commentarius perpetuus in M. Acc. Plauti quae supersunt comoedias conscriptus a B. F. Schmieder. 1804. 452 S. 8.

Es schien nicht unpassend, daß die Bearbeitung des Plautus in die Hände desjenigen Gelehrten gerieth, der schon ehemals den Terenz herausgegeben und übersetzt hat. Nur ist zu bedauern, daß Hr. Rekt. Schmieder in Halle, bloß das, was man zum ersten Anlauf bedarf, im Auge habend und selbst für das erste Bedürfniß nicht immer ausreichend, seinen Komiker so dürftig, so minutiös behandelt, wie vormals den Terenz, oder noch mehr. Sein Kommentar enthält einen magern Auszug aus den Kommentarien zum Plautus, mit Auswahl der Erklärungen, die sich ihm als die besten darstellten, hier und da mit eignen Zuthaten. Den Gronovschen Text legte er zum Grunde; jedoch weicht er in einzelnen Fällen von ihm ab, vorzüglich im Trinummus, wo er sich häufig von Hermanns Autorität leiten läßt. Uebrigens ist er ziemlich unbekümmert um das Metrum als um eine noch nicht ausgemittelte Sache. Was das Prämissum über Plautus Genialität, komisches Talent, Witzspiele u. s. w. sagt, ist doch gar zu unbefriedigend, und würde, auch ohne eigne vertraute Bekanntschaft mit seinen Lustspielen, aus den Bemerkungen neuerer Aesthetiker, z. B. Lessings, sehr viel lehrreicher haben gemacht werden können. Vom Literarischen ist das Nöthigste beygebracht. Indem wir hier den Miles gloriosus durchgehen wollen, nehmen wir zugleich die Anzeige einer besondern Ausgabe dieses Stückes mit:

M. Acci Plauti Miles gloriosus. Cum notis superiorum interpretum selectis atque suis edidit Jo. Traug. Lebr. Danz. Praemissa est epistola ad Eichstadium, Prof. Ienens. Weimar, bey Gädike. 1804. XX und 364 S. 8.

Wir billigen es nicht, daß der Herausg. dieses Lustspiels die Anmerkungen seiner Vorgänger ganz oder fast wörtlich

ausschreibt, und so mit dem, was er von dem Seinigen hinzuthut, vermengt, daß man, ohne Vergleichung der übrigen Ausgaben nicht weiß, was einem Andern angehört oder was sein eigen ist. Ja es sind Beyspiele vorhanden, wo er so eilfertig excerpirt, daß seine Note nicht einmal zu seinem Text paßt: so V. 671 (er zählt nämlich fort, wie es Hermann im Trinummus macht). Hier giebt er im Text: ut *euntem* hospitem excipiam. Die abgeschriebene Note: ut non gravatim *praetereuntes* hospitio excipere possit etc. klärt eine andere Lesart transeuntem, die hier gar nicht vom Herausg. angemerkt wird. Ein anderer Fehler dieser Anmerkungen ist, daß sie kein rechtes Maaß halten, daß bald eine gewisse Gelehrsamkeit ausgelegt wird, wie sie nur den Höherstehenden angemessen ist, bald und meist zu den Anfängern, wie sie den Plautus noch nicht lesen sollten, herabgestiegen, und ihnen die trivialsten Dinge und Sprachbemerkungen vorgetragen werden; Manches aber auch wiederum mit Stillschweigen übergangen wird, was einer Anmerkung wohl bedürftig gewesen wäre. Kurz wir vermissen hier Konsequenz. Indeß sey dieß nicht gesagt, diese Ausgabe des prahlenden Offiziers herabzusetzen, in der der Leser das zum Verständniß Gehörige der andern Ausleger mit unverächtlichen Zusätzen des Neuesten beysammen findet. Auch enthält das vorgesetzte kritische Sendschreiben recht feine Bemerkungen und Kritiken. Beyläufig erinnern wir, daß von dem prahlerischen Krieger eine nicht unebene Uebersetzung in Jamben, Berlin, bey Frölich 1804. 8., erschienen ist.

Nach der Analogie mehrerer Theaterstücke, welche eine doppelte Ueberschrift führten, nimmt Hr. Rekt. Danz in Jena an, der eigentliche Titel sey gewesen: Miles sive Glorioſus oder Glorioſus sive Miles. Die gemeine Ueberschrift könnte wohl aus Cicero de off. 1, 38, 8 ihren Ursprung haben.

1, 1, 8 stimmen wir Schmiedens Urtheile bey, daß Muretus farctum (st. fratrem) facere ex hostibus »sie in Kochstücke zerhauen« das Passendste sey, wenn gleich Danz in ep. crit. sagt: E culina petitum *farctum* in culinam reponamus: non enim decent Militem, et quidem glorioſum, quae parasitorum sunt. Des letztern Vorschlag: *fabu-*

fabulam facere ex hostibus ist lange nicht so bedeutsam und komisch. Ganz verunglückt scheint uns Schmieders spitzfündige Erklärung von V. 13—19 zu seyn, wo er das Quemne ego servavi auf den Parasit bezieht, von dem der prahlende Officier sagen soll, er habe ihn vom Hungertod gerettet in einer elenden Schenke (campis Gurgustiodomis), wo er im Dienst eines Flötenspielers (Bombomachides), der Schiffbruch gelitten oder ein Seemann gewesen sey (Neptuni nepos), gestanden habe. Das ist eine Erklärung, ähnlich der, welche vor einigen Jahren Prof. Klotsch in Wittenberg, von dem Epigramm des Martial auf den Postumus gab, das er auf eine Pferdedecke deutete. »Habe ich nicht, will der Officier sagen, den Mars in den Gurgustiodomischen Gefilden (vermuthlich eine Anspielung an Mars Wohnung in Thracien oder vielmehr Scythien, wo man in elenden Hütten, rugariis oder gurgustiis wohnte) gerettet, als er gegen den Feldherrn Bombomachides, den Sohn des Clunemstatidysarchus, den Enkel des Neptun, kämpfte?« V. 18 wird peniculum tectorium als etwas angeführt, was der Wind leicht wegbläst. Schmieder zieht Turnebus Verbesserung paniculam tectoriam vor, von der Wolle des Rohres, womit Bauerhäuser gedeckt werden. Danz behält die Lesart der Handschriften und vertheidigt sie, aber so, daß man sieht, er verwechselt peniculum und paniculum; denn seine Erklärung paßt nur auf das letztere Wort. Was das aus andern Auslegern entlehnte Citat Plin. H. N. 16, 36 beweisen soll, sehen wir nicht. Warum will doch Danz V. 30 unter os den Kopf des Elephanten verstanden wissen? Der Parasit meint, wenn sein Gebieter seine Kräfte hätte brauchen wollen: so hätte er mit seinem Arm den Elephanten durch und durch gestoßen, durch das Leder, das Fleisch und die Knochen (os). V. 33 f. nimmt Danz Pareus Conjektur auf: Auribus *perhaurienda* sunt für peraudienda. Indem er das von ihm vorgezogene Wort erklärt, geräth er unvermerkt in die gemeine Lesart; denn nur auf diese paßt ja und streitet gerade gegen den Vers.: Plautus talem amat *geminationem similium*, ut Men. 1, 1, 29 *domi domitus fui*, et quod statim sequitur, ne *dentes dentiant*. Also auribus peraudire ist ächt Plautinisch. Schon Homer sprach so Il. 12, 442 οὔασι κλύειν. Was beweist nun dagegen sein Ausruf lectione *perhaurienda* nulla facile potest esse *Plautinior!* Eine

sehr

ſehr glückliche Wahrnehmung des Hrn. Danz iſt es, daß V. 38—41 verſetzt ſind und hinter V. 71 ſtehen müſſen. Dann wird alles, was jetzt verſchroben iſt — ungeachtet die übrigen Ausleger, auch der neueſte, nichts davon ahnden — deutlich und paſſend. Nun iſt die Folge dieſe: Der Officier ſagt zum Paraſit: Was will ich doch ſagen? Paraſit. Ich weiß ſchon, was du ſagen willſt. Ja, ja, es iſt ſo geſchehen, ich erinnre mich. Officier. Was denn? Paraſit. Was es auch ſeyn mag. Officier. Du erinnerſt dich? Paraſit. Ich erinnre mich, es ſind hundert Mann in Cilicien ꝛc. Und hinter V. 71 folgten die Verſe ſo auf einander: Officier. Haſt du die Schreibtafel? Paraſit. Kanſt du noch fragen? Ich habe auch den Griffel. Officier. Du begegneſt allen meinen Wünſchen auf die beſte Art. Paraſit. Es iſt meine Schuldigkeit deine Neigungen auszuſtudiren und Sorge zu tragen, daß meine Gedanken ihnen vorauseilen. Officier. Ich denke, es iſt Zeit, daß wir auf das Forum gehen, damit ich den Reutern, die ich geſtern in der Schreibtafel aufgezeichnet habe, ihre Löhnung auszahle. V. 61 hätte Schmieder doch: Hiccine Achilles eſt erläutern ſollen. So ſchmeichelnd redet auch weiter unten Milphidippa den Officier an: Age, mi Achilles. Bey V. 64 war der Ort, wo beyde Ausleger den miles cincinnatus, caeſariatus, wie er anderwärts in dieſem Luſtſpiel genannt wird, aus der griechiſchen Sitte, die Miethofficiere mit hoch und furchtbar aufgethürmtem Haupthaar (ἐπίκομος) auf der Bühne vorzuſtellen, erläutern mußten. Vergl. Böttiger ſpecim. Terent. p. 49 f. V. 67 Vt te hodie quaſi pompam — praecerducerem iſt pompa nicht gerade ein Gott, der in Proceſſion geführt wird, wie Danz annimmt; ſondern es ſteht überhaupt für ferculum in pompa. Cicero off. 1, 36, 7. Vergl. Plautus Stichus 5, 4, 1. Das Wort latrones V. 76, ähnlich mit λῃσταί, von Miethſoldaten, vergleicht Böttiger ſpec. Ter. p. 19 paſſend mit dem Ausdruck: Marodeurs.

2, 1, 27—29 ſcheinen uns ſo umgeſetzt werden zu müſſen: 28, 29, 27, 30. Id volo vos ſcire, quomodo ad hunc devenerim In ſervitutem, ab eo, quoi ſervivi prius. Namque ego haud din apud hunc ſervitutem ſervio. Date operam u. ſ. w. Der Ausdruck os ſublinere

V. 32

V. 52 scheint uns von beyden Herausgebern nicht hinlänglich erläutert zu seyn. Wir denken, daß aus Lucret. 1, 935 ff. der wahre Sinn gewonnen wird. Etwas Aehnliches sagt das gemeine Sprüchwort: Einem das Maul schmieren.

2, 2 befiehlt Periplectomenes seinen Leuten, den Sklaven des Nachbars, die über das (sehr flache) Dach herüber kamen und in seinen Hof und in seine Fenster sahen (die Fenster giengen bey den Alten nicht auf die Straße heraus, sondern in den Hof), die Knöchel (talos) entzwey zu schlagen. V. 9. 10. Atque adeo, ut ne *legi* fraudem faciant *talariae*, Accuratote, ut *sine talis* domi agitent convivium. Offenbar wird hier mit dem Doppelsinn des Wortes tali gespielt, welches bald von dem Würfel- oder Knöchelspiele gebraucht wird (dem die Sklaven sehr ergeben waren. S. z. B. Cicero off. 3, 24, 91), bald von den Knöcheln des Beines. Danz erklärt diese Stelle sehr gezwungen und frostig, deren feinen Sinn Schmieder gut gefaßt hat. »Und, damit sie künftig nicht meiner Knöchelverordnung zum Trotz in meinen Hof sehen: so sorgt, daß sie zu Hause ohne Knöchel schmausen;« d. h. schlagt ihnen die Knöchel entzwey, damit ihnen die Lust und das Vermögen benommen werde, über das Dach zu klettern. Den 14ten Vers stellt Danz aus den verschiedenen Lesarten ziemlich befriedigend also her: Aggrediar hominem *ante*? *Advorsum est quasi collaturus pedem.* Ueber die Stelle V. 48 ff., wo Palästrio mit sich zu Rathe geht und nach der Weise der Rechner jener Zeit dabey verfährt, ist Schmieder sehr kurz, Danz doch etwas umständlicher. Vergl. Schneider z. Ecl. phys. p. 317 sq. Feriens femur ist ein Zeichen seiner Traurigkeit (schon im Homer ist es dieß), weil ihm das Nachdenken nicht nach Wunsch von statten geht. S. Grav. zum Vers. an den Herennius 3, 15. Auf denselben Unwillen über seinen langsamen Kopf beziehe ich das Schnippen mit den Fingern (concrepuit digitis); denn im Seneca vom Zorn 1, 2 wird unter den Zeichen des Zornes articulorum se ipsos torquentium sonus angeführt. Was Danz hier beybringt, gehört gar nicht zur Sache. V. 58 bezieht sich euscheme recht eigentlich auf ein Tableau, eine malerische Stellung auf der Bühne, und die Erklärung decore, honeste thut hier gar nichts zur Sache; man mö viel mehr

euſchemo, dulce, comoedice unmittelbar zuſammenden ken: Er ſteht völlig da, wie ein Sklav in der Komödie! Es gehört zu Plautus vis comica, daß er oft des Schauſpiels im Schauſpiel gedenkt. Zu V. 62 Tibi ego dico — Hem te alloquor, Palaeſtrio hätte ein für allemal dieſe bey den griechiſchen Tragikern inſonderheit häufig vorkommende Art Jemanden zu rufen erläutert werden ſollen. Vergl. Valckenaer Eurip. Phöniſſen 994. Burmann zu Phädr 4, 77, 18. — Calidum conſilium V. 71 iſt mehr als audax, wie es Schmieder erklärt; es bedeutet nach Danz's richtiger Erklärung einen ſchnell gefaßten, feurigen Plan. Vergl. Jakobs zur griech. Anthologie V. 3. P. 2. p. 7 f.

2, 3, 69 iſt uns das implovium noch nicht recht klar. Man konnte aus dem Hauſe des Periplectomenes in das Anſtoßende des Kriegers nur durch die Hausthüre kommen V. 58. Denn es gab zum Uebergang kein plattes Dach (ſolarium), keinen Garten, keine andre als Gitterfenſter (2, 4, 25 f.), und man hätte nur noch allenfalls per implovium herüberkommen können. Iſt darunter der Hof zu verſtehen: ſo war dieß ja allerdings ein leichter Weg. Allein es ſcheint, daß man unter implovium auch das abhängige Dach verſtanden habe, von welchem der Regen oder die Traufe in den Hof fiel. Vergl. 2, 2, 4 f. *per impluvium intro ſpectant.* Nunc adeo edico omnibus, Quemque a Milite hoc videritis hominem in noſtris *tegulis.* Iſt implovium das ſchräge Dach: ſo iſt natürlich, daß Palaſtrio dieß nicht zu den gangbaren Wegen von einem Hauſe in das andre rechnet, wenn auch ein Sklave wohl drüber hin klettern mochte. Die Ausleger ſchweigen. V. 77 ſagt Sceledrus von ſeinen Mitſklaven Palaſtrio: Hic illi (Philocomaſio) *ſupparaſitatur* ſemper, welcher Ausdruck wohl einer genauern Erklärung werth geweſen wäre. Wie an einer andern Stelle dieſes Stücks (3, 2) der Lucrio ſuppromus von dem promus Sceledrus genannt wird, gleichſam ein Unterkellner: ſo ſcheint ein ſupparaſitus hier ſcherzhaft von einem kleinen Paraſiten, vielleicht mit Anſpielung auf den größern, Artotrogus, zu ſtehen, ungefähr wie in Terenzens Brüdern 5, 2, 4 Eſt alius quidam paraſitaſter parvolus.

Wie

Wie können einige Ausleger, und unter diesen auch Danz, 2, 4, 6 bey extra portam an die porta Metia oder Esquilina in Rom denken, da Ephesus der Schauplatz ist!

Schön ist die Verbesserung Danz 2, 5, 41, in den Worten der Philocomasium: Athenis domus *atque res* für ac herus.

Bey 2, 6, 42 — 7 macht Schmieder eine nöthige Anmerkung zu Erläuterung dessen, was hier auf der Bühne vorgeht, wie er denn überhaupt, was dahin einschlägt, fleißig bemerkt. Sceledrus geht in Periplectomenes Haus, um sich zu überzeugen, ob Philocomasium drinne ist. Wie er zur Thüre hinein ist, ruft ihr der auf der Straße stehende Periplectomenes in das Nachbarhaus, wo sie sich befand (und wovon ein Fenster der Straße nahe gewesen seyn muß), zu, sie möchte schnell (durch das in der Wand angebrachte Loch) in das andre Haus gehen, damit sie Sceledrus dort finde. Dieß geschieht; kaum hat Periplectomenes noch einige Worte für sich gesprochen: so kommt Sceledrus schon wieder aus dem Hause; natürlich hatte er sich nicht weiter drinne aufgehalten, nachdem er seinen Zweck erreicht, d. h. die Philocomasium wirklich erblickt hatte. Die Anmerkung von Danz zu V. 526 ist also nicht wohl überdacht: Post hunc versum vel quaedam interposuisse, quibus interim teneret populum, dum Sceledrus exit theatrum, videtur Plautus vel peccasse in decorum. Eben so schnell kehrt nachher Sceledrus aus dem Hause des Kriegers V. 59 zurück, nachdem während seines Aufenthalts in demselben Periplectomenes nur ein paar Verse gesprochen V. 57 f. Dieß kann Niemanden befremden, der bedenkt, daß in dem Leben auf der Bühne alles schneller auf einander folgt, als in dem außer derselben. — V. 55 führt Schmieder zu intus domum passender des Livius: intus collum als Danz des Lucrez intus sedibus an. Vergl. Homerischer Hymnus auf den Hermes V. 6 Ἄντρον ἔσω ναίουσα und daselbst Matthiä in der neuen Ausgabe 1805. Anderwärts in diesem Lustspiel braucht Plautus die Partikel intus für, von innen z. B. afferte huc intus omnia. Den Sinn des unübersetzbaren Wortspiels V. 104 f. hat Danz richtig angegeben; Schmieder aber verfehlt, der überdem den lusus ex ambiguo zerstört, indem er statt manducatur mit Scioppius inducatur liest.

Den

Den Nachdruck, der in dem Wort meus 3, 1, 19 liegt: Quis homo sit magis *meus* macht Danz bemerklich. Burmann zum Phäder 5, 7, 32 giebt Beyspiele. In den Versen, worin der alte Periplectomenes seine geselligen Tugenden herausstreicht, schienen uns einige Transpositionen zuträglich zu seyn. V. 53 schließt der Alte seine Rede und stößt alles in die Worte: Post, Ephesi sum natus zusammen. Aber V. 57 geht es wieder wie vorher fort. Uns schien daher das Ganze zu gewinnen, wenn man die Verse so anordnete: V. 52, 57 — 62. 53 bis 56. 63 ff. Indeß gestehen wir ein, daß sich die gewöhnliche Anordnung der Verse vertheidigen, und aus der Redseligkeit des alten Mannes erklären läßt, die sich nachher V. 69 ff. ohnedem in einen neuen Strom ergießt. Ueber die Redensart V. 55 eductus in nutricatu Venerio vergl. Jacobs zum griechischen Anthologie 2 P. 1. p. 64 — V. 62 bedurfte einer genauern, Mißverständnissen vorbeugenden Erklärung als Danz gegeben hat: *Venerem, amorem, amoenitatemque accubans exerceo* d. h. Accubans in convivio, non rixas infero sed me venustum, amabilem et amoenum reliquis convictoribus praebeo. Zur Erläuterung diene Plautus im Stichus 2, 1, 5 Amoenitates omnium Venerum atque venustatum affero. — V. 95 scheint uns so interpungirt werden zu müssen: Ne aigeas hac hieme?« (Hoc nunquam verbum ex uxore audias). Ohne diese Parenthese wird der Zusammenhang unterbrochen: Quae mihi nunquam hoc dicat — Verum priusquam galli cantent, quae me somno suscitet, Dicat.

4, 1, 37 war Vah delicatus zu erklären, d. h. delicias facis, ludis, non serio agis. S. Gronov zur Mystellaria 4, 2, 32. — 4, 2, 24 sind die infidi in den Mysterien ἀσεβεῖς, impii, qui sacra arcana vulgant. Im folgenden Vers ist signum die tessera mystica, der Spruch, woran sich die Ordensbrüder einander erkennen z. B. ich habe von der Trommel gegessen; ich habe aus der Cymbel getrunken; ich habe gefastet; ich habe den Mischtrank ausgetrunken. — 4, 2, 43 face te fastidii plenum oder fastidiosum, wie es späterhin heißt: Thue spröde, mach dich kostbar. Der Sprachgebrauch hätte mit dem griechischen θρύπτεσθαι zusammengehalten werden

den sollen. S. Jacobs zu Theokrit 3, 36. — 4, 2, 46 hätte bey der schmeichelnden Anrede: Pulcher, salve angemerkt werden sollen, daß der Liebling vorzugsweise ὁ καλὸς genannt wurde. S. Böttigers gelehrte Ausführung. griech. Vasen 3. S. 64—73. — Muß es nicht 4, 3, 19 heißen: ad equos (f. equas) fuisti. scitus admissarius? weil dabey steht: Qui consectare qua mares, qua foeminas. Du bist mir ein sauberer Zuchthengst, der sowohl Stuten als Hengste bespringt. Merkwürdig ist das 4, 4, 41 f. angeführte Theaterkostum eines Seefahrers, Schiffsherrn oder Fischers: Ein kurzer meerfarbener Mantel, entblößter Arm, aufgeschürzt, ein Krempenhut, causia genannt, (s. davon Jacobs zur griech. Anthol. V. 2. P. 1. p. 293 f.) und ein wollnes Kißchen vor den Augen. Zu 4, 8, 22 Tene mulierem sagt Danz: Palaestrio hortatur militem, aut Pleusidem, ut eam retineat, ne affligatur. Nicht der Krieger, sondern Pleusides sollte sie halten, wie auch nachher geschieht. Der Krieger aber soll sich entfernen. 4, 8, 14 haben die Herausgeber Acidalius schöne Verbesserung aufgenommen: labra labellis ferruminant arte. Die Redensart ist von Metallen hergenommen (Plin. 33, 5) und entspricht dem griechischen κολλᾶν σίδηρον beym Herodot. — 4, 9, 6 erklärt wohl Schmieder cumulate commodi-tate richtiger als Danz, welcher es umschreibt: cui omnia commode et ex animi sententia procedunt. Commoditas ist bey den Komikern Güte, Nachsicht, Bequemung in des Andern Wünsche. Oben sagte Periplectomenes: Incommoditate (wenn man Andere durch hartnäckiges Widersprechen ꝛc. lästig wird) abstinere me apud convivas commode Commemini und Terenz Brüder 4, 5, 76 magnam mi injecit sua commoditate curam u. s. w. — Der Spottausdruck 5, 5, 20 Venereus nepotulus kann damit verglichen werden, daß man von Jemand höhnend sagte: er sey von der Venus entstanden. S. Burmanns Sueton Cäs. 49.

R.

Weltweisheit.

Dietrich Tiedemanns, (ehemaligen) Hofraths und Professors der Philosophie in Marburg, Handbuch der Psychologie, zum Gebrauch bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt. Herausgegeben, und mit einer Biographie des Verfassers (begleitet) von D. Ludw. Wachler. Leipzig, bey Barth. 1804. 451 S. gr. 8.

Der seelige Tiedemann gehört zu den bedeutendern Philosophen Deutschlands, die sich weder durch die sogenannte Genialität der neuen und neuesten Philosophie; noch durch das unbedingte und ausschweifende Lob, das derselben in ein paar deutschen gelehrten Zeitungen ertheilt wurde; noch durch das Geräusch, das ihre Anhänger eine Zeitlang in der gelehrten Welt machten; noch durch die Arroganz, womit sie alle anders Denkende behandelten, in ihrer Ueberzeugung irre machen, oder von der Prüfung der neuen Philosophie abschrecken ließen; unbekümmert, ob sie in den Journalen gelobt oder getadelt würden. Er kannte die Schwächen aller philosophischen Systeme zu gut, als daß er ausschließ sich einem einzigen hätte zugethan seyn sollen; wie es denn nicht wohl möglich ist, daß ein Kenner der Geschichte der Philosophie, wenn er nur ein wenig Selbstdenker ist, irgend einem philosophischen System durchgängig beypflichte. Der transscendentale Idealismus aber war seiner, auf die Erfahrung sich stützenden, Philosophie zu sehr entgegen, als daß er sich nicht öffentlich gegen denselben hätte erklären, und ihn bestreiten sollen; welches er auch mit dem besten Erfolge that. Rec. ist überzeugt, daß die Tiedemannischen Schriften, besonders sein Theätät, Vieles beygetragen haben, die Rechte des gesunden Menschenverstandes gegen eine unnatürliche, inkonsequente, und bloß durch eine künstliche Dialektik täuschende Philosophie wieder geltend zu machen. Die Kantianer haben darauf geantwortet, und ihr System zu vertheidigen gesucht; denn auf was läßt sich nicht antworten, wenn man ein wenig dialektische Gewandheit hat? Aber der gerade, schlichte Menschenverstand wird immer auf Tiedemanns Seite seyn.

Daß

Daß die Psychologie, deren Gegenstand ein wirkliches Wesen ist, auf Erfahrung gegründet werden muß, leuchtet so sehr in die Augen, daß das abentheuerliche Unternehmen, sie als eine Wissenschaft a priori zu behandeln, unglaublich seyn würde, wenn wir nicht Beyspiele davon in neuern Zeiten gesehen hätten; denn sogar das Bewußtseyn hat man a priori, und unabhängig von aller Erfahrung deduciren, und, nach dem beliebten Ausdruck, konstruiren wollen. Um so etwas zu versuchen, hätte Kant zu viel gesunden Menschenverstand; aber er glaubte doch, daß es in einem gewissen Sinn eine Psychologie *a priori* gebe, und gab dadurch Anlaß zu den neuern, ganz a priori seyn sollenden Psychologien; welches Rec., da die Kantianer von der strikten Observanz es zu leugnen anfangen, kürzlich beweisen will. In der Vernunftkritik (S. 874) führt er die rationale Psychologie ausdrücklich als einen Theil der rationalen Physiologie, und diese als einen Theil der Metaphysik an; Metaphysik aber ist ihm bekanntlich ein System reiner Erkenntnisse *a priori*. Er macht sich hernach (S. 875) selbst folgenden Einwurf: »wie »kann sich eine Erkenntniß a priori, mithin Metaphysik, »von Gegenständen erwarten, so fern sie unsern Sinnen, »mithin a posteriori, gegeben sind? und wie ist es möglich, nach Principien a priori die Natur der Dinge zu »erkennen, und zu einer rationalen Physiologie zu gelangen? Die Antwort ist: wir nehmen aus der Erfahrung »nichts weiter, als was nöthig ist, uns ein Objekt theils »des äußern, theils des innern Sinnes zu geben. Jenes »geschieht durch den bloßen Begriff: Materie (undurchdringliche, leblose Ausdehnung); dieses durch den Begriff »eines denkenden Wesens (in der empirischen innern Vorstellung: Ich denke). Uebrigens müßten wir in der »ganzen Metaphysik dieser Gegenstände uns aller empirischen Principien gänzlich enthalten, die über den Begriff noch irgend eine Erfahrung hinzusetzen möchten, um »etwas über diese Gegenstände zu urtheilen.«

Hieraus ist klar, daß Kant eine Psychologie *a priori* eben so, wie eine Physik *a priori*, für möglich hielt. Wie in dieser nichts Empirisches, als bloß der Begriff der Materie, angenommen werden sollte: so sollte auch bey jener nichts Empirisches, als der Begriff eines denken-

den Wesens zum Grunde gelegt, und alles Uebrige aus bloßen Begriffen und Grundsätzen a priori hergeleitet werden. Eine Physik a priori, oder eine rationale Physik, hat nun Kant, unter dem Titel: Anfangsgründe der Naturwissenschaft, geliefert, oder doch zu liefern versucht; aber eine rationale Psychologie hat er weder geliefert, noch zu liefern versucht; wenigstens ist von einem solchen Versuche nichts bekannt geworden. Es ist auch nicht abzusehen, wie aus dem bloßen Begriff eines denkenden Wesens eine rationale Psychologie, mittelst bloßer Begriffe und Principien a priori, ohne alle weitere Erfahrung, herausgesponnen werden könnte. Durch Analysirung des Denkens konnte solches wohl nicht geschehen; es sey denn, daß man empirische Begriffe und Erfahrungssätze für Begriffe und Sätze a priori ausgebe; ein Kunstgriff, dessen sich die Kantianer, und Kant selbst, und zwar letzterer in seiner sogenannten Metaphysik der Sitten, d. i., in seiner Rechts- und Tugendlehre, bedient haben; welche beyde letztern Werke von empirischen Begriffen wimmeln. Dadurch wird aber für die Wissenschaft nichts gewonnen; vielmehr das Empirische und Aprioristische, das man so scharf, und schärfer, als bisher geschehen, unterscheiden sollte, wieder vermengt.

Wenn Rec. sagt, daß die Psychologie eine empirische Wissenschaft sey: so schließt er dadurch die nothwendigsten und allgemeinsten Grundsätze des Verstandes, z. B. den Satz des Widerspruchs, den des Grundes, u. s. w., nicht aus; von diesen versteht es sich von selbst, daß sie bey jeder Wissenschaft müssen zum Grunde gelegt, und auf das Empirisch-Gegebene angewendet werden. Da man aber mit dergleichen Sätzen nicht weit kommen würde: so muß die Induktion und Analogie noch zu Hülfe genommen, d. i., es müssen aus mehrern bekannten Fällen Regeln abstrahirt; solche generalisirt, und zu allgemeinen Principien erhoben, und sodann minder bekannte Fälle daraus erklärt werden. Dieser Methode haben sich von jeher die Naturforscher bedient, um die Phänomene in der Körperwelt zu erklären. Daß alle Körper auf der Erde schwer sind, können wir unmöglich durch Erfahrung beweisen; gleichwohl legen wir allen irdischen Körpern eine Schwere, d. i., eine Tendenz gegen den Mittelpunkt der Erde, bey, und gebrauchen

chen diesen Satz, um die Entstehung gewisser Phänomene auf der Erde zu erklären. Ja, wir gehen noch weiter, und nehmen eine durchgängige Tendenz nicht nur der irdischen; sondern auch der außerirdischen Körper, gegen einander an. So ist Newton auf seine Attraktion und ihre Gesetze gekommen, aus denen er hernach die Bewegungen der himmlischen Körper erklärte. Will man dergleichen durch Induktion und Analogie gefundnen Sätze Principien *a priori* nennen, wie wirklich unser Verf. S. 145 zu thun scheint: so hat Rec. nichts dagegen; nur muß man sie von den höchsten Grundsätzen der Vernunft unterscheiden, denen sie weder an Nothwendigkeit, noch an strenger Allgemeinheit gleich kommen. Kant hat zwar in seiner rationalen Physik die Attraktion und Repulsion für nothwendige und allgemeine Eigenschaften der Materie ausgegeben, und solches a priori zu beweisen gesucht; allein diese aprioristisch seyn sollenden Beweise sind nichts, als Scheinbeweise, die sich, bey genauer Prüfung, in ein Wortgewebe auflösen. Eine Wissenschaft, die auf solchen Principien beruht, ist und bleibt daher immer noch empirisch.

Nach dieser Methode ist nun auch das vorliegende Liedemannische (erst nach dem Tode des würdigen Vfs. vom Hrn. D. Wachler herausgegebene) Werk verfertigt. Ueberall wird mit der Erfahrung angefangen; und diese zum Grunde gelegt. Aus mehrern Erfahrungen werden Gesetze abgeleitet; und diese wiederum gebraucht, um die Seelenphänomene zu erklären. Auch Vermuthungen werden Statt gegeben; wie denn eine Wissenschaft, in der sich nichts, oder doch sehr wenig streng beweisen läßt, solche nicht entbehren kann. So nimmt der Verf. bey der mit Bewußtseyn verbundenen Empfindung eine Art von Reaktion an, dergleichen wir bey den Körpern wahrnehmen, wenn ein Eindruck auf sie gemacht wird. Hier ist die Analogie so schwach, daß wir den Satz: »Die Seele reagirt »bey einem auf sie gemachten Eindruck,« kaum für eine Vermuthung halten können. Uebrigens nimmt der Verf. beständig Rücksicht auf die neue und neueste Philosophie, und deckt das Grundlose und Erfahrungswidrige ihrer Principien und Hauptsätze auf; welches seinem Werke einen neuen Vorzug giebt.

Nach einer lesenswerthen Einleitung, in der uns Hrn. einer streng wissenschaftlichen Psychologie entwerfen, zugleich aber auch gezeigt wird, wie wenig wir solches zu erreichen im Stande sind, fängt der Verf. seine psychologischen Untersuchungen mit dem Bewußtseyn, als einer evidenten Thatsache, an; und handelt sodann von dem Empfindungsvermögen, von der Vorstellungskraft, von der Denkkraft, von dem Gefühlsvermögen, und dem Begehrungsvermögen. Diese Eintheilung ist natürlich, und der stufenweisen Entwicklung unserer Seelenkräfte gemäß; denn zuerst haben wir Empfindungen; aus diesen bilden sich Vorstellungen; dann erwacht der Verstand und die Vernunft, die ihre Thätigkeit vorzüglich in den Urtheilen und Schlüssen äußern. Das Begehrungsvermögen setzt Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken, und überdieß theils angenehme, theils unangenehme Gefühle voraus, und wird also mit Recht am Ende abgehandelt. Daß diese Seelenvermögen meistens Vorstellungen sind, und in einander fließen, wie solches besonders bey den innern Empfindungen, den Affekten, den Leidenschaften, u. s. w., der Fall ist, wird damit nicht geleugnet. Ihre Trennung ist aber nothwendig, um uns von dem Seelenwesen, oder (wenn man es so nennen will) von dem Gemüthe, einen deutlichen Begriff zu machen.

Der 2te Theil dieses Tiedemannischen Werks ist mehr spekulativ. Der Verf. sucht darin nicht nur das Daseyn eines mit dem Bewußtseyn verbundnen organischen Körpers; sondern auch die Substantialität der Seele, und ihre Verschiedenheit von dem Körper, so wie ihren wechselseitigen Einfluß auf einander, zu zeigen. Hier und da wird man die Strenge der Beweise; aber gewiß nicht den feinen Beobachtungsgeist und den Scharfsinn des Verfassers, vermissen. Es ist eben keine so große Kunst, gegen dieses Alles Zweifel zu erheben, und, z. B. mit Kanten, gegen den von der Identität des Bewußtseyns auf die Unwandelbarkeit des denkenden Subjekts gemachten Schluß einzuwenden, daß das Bewußtseyn von einem Subjekt in das andere, wie die Bewegung aus einer Billardkugel in die andere, übergehen könne. Der Verf. berührt (S. 298) diesen Einwurf; und, indem er gesteht, daß sich die Unmöglichkeit hiervon nicht erweisen lasse, zeigt er das Gesuchte der Einwen-

wendung; und die Unwahrscheinlichkeit, daß sich die Sache wirklich so verhälte.

Der 3te Th. handelt von der Entwickelung der menschlichen Seelenkräfte.

Als Probe, wie der Verf. in der Psychologie philosophire, mag folgende Stelle dienen, wo die Art, wie wir nach Vorsatz handeln, erklärt wird. »Ursprünglich ist erst »die Handlung da; und dann folgt die an sie geknüpfte, »angenehme Empfindung. Nachdem beyde durch die As»sociation als Vorstellungen in dieser Ordnung an einander »geknüpft sind, ereignet es sich nicht selten, daß die Vor»stellung der angenehmen Empfindung durch andre Umstän»de zuerst aufgeweckt wird. Diese führt nun umgekehrt, »besonders wenn sie einige höhere Lebhaftigkeit bekommen »hat, das Bestreben herbey, sie zur Empfindung wieder zu »heben, das ist, einen Vorsatz zu bilden, und das ehemalige »Bestreben nach ihr wieder ins Bewußtseyn zu bringen. »Dieß Bestreben bringt, mittelst der Association, die Vor»stellung der Handlung wieder herauf, durch die vorher die »Empfindung verschafft worden war; und so kommt die »Vorstellung der Handlung, als Leiterinn derselben, vor dem »Ausführen zum Vorschein.« (S. 111. 112.) Diese Erklärung scheint etwas weit hergeholt zu seyn; es ist aber doch gewiß, daß die Handlung von dem mit der Handlung verbundenen (angenehmen oder unangenehmen) Gefühle; und dieses wiederum von der Vorstellung derselben, unterschieden ist; und daß bey dem Vorsatze alles dieses in umgekehrter Ordnung erfolgt. Wer das vortreffliche Tetensische Werk über die menschliche Natur kennt, wird hier eine große Uebereinstimmung zwischen der Tiedemannischen und Tetensschen Art, die psychologischen Phänomene zu erklären, bemerken. Wir lesen auch in der sehr interessanten Lebensbeschreibung, die uns Hr. D. Wachler von dem sel. Verf. gegeben hat, und die diesem Werke vorgesetzt ist, daß der Umgang, und der Briefwechsel, welchen der sel. Tiedemann mit Hrn. Tetens eine Zeit lang gepflogen, und sodann jenes Tetensche Werk, seinen philosophischen Untersuchungen eine schärfere Bestimmung und strengere Konsequenz verschafft haben. Es gereicht Hrn. Tetens zu nicht geringer Ehre, zur Bildung eines solchen Mannes, wie Tiedemann war, beygetragen zu haben.

Daß Tiedemann bey seinem Empirismus nicht alles Aprioristische ausschloß, beweist folgende Stelle (S. 137): »Unsre Denkkraft ist in ihren Verrichtungen an gewisse, ihrer Natur einverleibte, Gesetze gebunden, die sie zu ihren »Geschäfften mitbringt, die vor der Erfahrung in ihr »selbst enthalten sind, die sie anfangs ohne Bewußtseyn in»stinktartig befolgt; aber nachher, mittelst der Erfahrungen, »erst zum Bewußtseyn erhebt, und aus Erfahrungen zuerst »abstrahirt. Dahin gehört das Gesetz des Widerspruchs,« u. s. w. Dieß ist die Leibnitzische Lehre von den angebornen Begriffen und Principien; und Kant sagt an mehrern Orten dasselbe; aber durch die zweydeutigen, von seinen Anhängern nie auf eine befriedigende Art erklärten, Ausdrücke: daß diese Principien vor aller Erfahrung, und unabhängig von derselben, in uns vorhanden seyen, ist diese Lehre sehr verwirret worden; und Kant selbst scheint damit nicht recht ins Reine gekommen zu seyn. Ganz unabhängig von der Erfahrung sind diese Principien offenbar nicht; denn die Erfahrung ist die Bedingung ihrer Entwickelung; und nur vermittelst der Erfahrung gelangen wir zum deutlichen Bewußtseyn derselben. Deßwegen entspringen sie doch nicht aus der Erfahrung; diese ist nicht ihre Quelle; sondern ihre Quelle, oder (wenn man sich einer andern Metapher bedienen will) ihr Grund und Boden ist der Verstand, zu dessen Wesen sie gehören. Wie leicht wäre es, sich hierüber zu verständigen, wenn man wollte! Aber die Neuheit des Systems liegt den Kantianern zu sehr am Herzen, als daß sie zugeben sollten, daß Leibnitz schon vor ihrem Meister dasselbe gelehrt hat. Kant selbst hat die angebornen Begriffe, um sie bestreiten zu können, in einem ganz andern Sinne genommen, als Leibnitz; welches dem Rec. leicht wäre zu zeigen, wenn es der Raum gestattete.

Daraus, daß die Begriffe aus konkreten Vorstellungen und aus Bildern abstrahirt werden, schließt Tiedemann, daß es keine ganz unbildliche Begriffe gebe, und daß die Begriffe, ohne das Bildliche, nichts seyn würden. Er tadelt Kanten, daß er das Gegentheil behauptet habe (S. 118); Rec. wäre aber geneigt, in diesem Punkte Kanten beyzupflichten, und die einfachen und höchsten Verstandesbegriffe für unbildlich zu halten. Daß das Wort, das einen

sol-

solchem Begriff bezeichnet, bildlich ist, versteht sich; aber das Wort ist nicht der Begriff; und dieser muß, auch ohne das Wort, Etwas seyn; sonst würde unsre ganze abstrakte Erkenntniß auf leere Töne und Zeichen hinauslaufen. Eben so wenig läugnet Rec., daß uns bey den einfachen und höchsten Verstandesbegriffen die konkreten Vorstellungen und die Anschauungen vorschweben, aus denen sie abgezogen, und mit denen sie verwandt sind; aber das beweist nicht, daß die Begriffe selbst noch bildlich und anschaulich sind. — Bey dieser Gelegenheit sagt der Verf. von Kanten: »er »versicherte keck, im Besitz der Definitionen dieser so ganz »gereinigten Begriffe zu seyn, legte sie aber nie vor; und »von seinen Nachfolgern hat sie bis jetzt keiner bekannt ge»macht.« Das letztere ist wahr; aber das erstere ist nicht ganz richtig. Kant sagt bloß in seiner Vernunftkritik (S. 102): »der Definitionen dieser Kategorieen überhebe ich »mich in dieser Abhandlung gestissentlich, ob ich gleich »im Besitze derselben seyn möchte.« Dadurch gab er sich freylich das Ansehen, als wäre er im Stande, die Kategorieen zu definiren; und dieß war eine kleine Charlatanerie; denn er hat nicht nur, wie unser Verf. richtig bemerkt, die Definitionen der Kategorieen nicht geliefert; sondern sogar in der Folge (Vernunftkr. S. 796) ausdrücklich gesagt, daß »genau zu reden, kein a priori gegebener »Begriff, z. B. Substanz, Ursache, definirt werden könne.« Es ist aber diesem berühmten Philosophen, der mehr Witz und Phantasie, als Gedächtniß, besaß, und der sich bey seinem Philosophiren (wie selbst einer seiner eifrigsten Anhänger eingestanden) gar zu gern seiner Laune überließ, nur zu oft widerfahren, daß er sich dessen, was er gesagt hatte, in der Folge nicht mehr erinnerte, und sich widersprach.

Von dem transscendentalen Idealismus urtheilt unser Verf. (S. 20) richtig: »unmöglich ist diese Theorie »nicht; und darum gerade läßt sich dieser Idealismus nicht »ohne Widerrede widerlegen. So lange es Liebhaber küh»ner und ungewöhnlicher Spekulationen giebt, und so lange »Menschen vorhanden sind, denen über ihrer Abstraktion »die Empfindungen zu schwachen Schatten herabsinken, oder »die auf einer gänzlichen Hebung der mancherley Schwie»rigkeiten durchaus bestehen, welche mit der Annahme äu»ßerer Empfindungen verknüpft sind, wird es an Idealisten

»nicht fehlen.« Unser Verf. zeigt aber sodann, wie wenig durch den transscendentalen Idealismus die Erfahrung erklärt wird, und daß die Entstehung und Folge unserer äussern Empfindungen wenigstens überwiegende Gründe für die gewöhnliche Meinung darbieten (S. 21 vergl. mit 282. 283). Was will man weiter in der Psychologie, wo sich streng nichts beweisen läßt?

Den Kantischen und Fichtischen Idealismus unterscheidet Tiedemann (S. 284) sehr gut; aber den Leibnitzischen und Berkeleyischen Idealismus scheint er mit dem Kantischen zu identificiren. Rec. bemerkt hier nur, daß Berkeley in keinem Sinne Körper; sondern nur Intelligenzen annahm, und behauptete, daß unsre äußern Empfindungen von der höchsten Intelligenz bewirkt würden. Leibnitz hielt zwar den Körper für ein Phänomen, das aber in den einfachen Substanzen oder Monaden gegründet wäre; und in so fern läugnete er die Realität einer Körperwelt nicht. Es stimmen auch, nach Leibnitzen, unsere äußeren Empfindungen mit den Bestimmungen der äußern Dinge überein. Kant nimmt zwar auch Etwas an, das die Ursache unserer Empfindungen ist; behauptet aber auf eine sehr inkonsequente Art, daß wir von diesem Etwas lediglich nicht wissen. Fichte hat diese Inkonsequenz aus der Kantischen Philosophie wegzuschaffen gesucht, und ist dadurch auf seinen transscendentalen Ich-Idealismus gerathen. — Wenn man sich einmal bey dieser Materie in das Spekuliren und Erklären einlassen will: so ist die Leibnitzische Theorie das Vernünftigste, was sich darüber sagen läßt. Man kann aber die Leibnitzische Monadologie annehmen, ohne gerade seiner prästabilirten Harmonie beyzupflichten. Das System verliert dadurch freylich an Einheit, und, wenn man will, von seiner Genialität; allein was schadet das, wenn es mehr mit der Erfahrung übereinstimmt?

Die Bemerkung S. 145: daß wir in gewissen Fällen, vermöge der Gesetze des Empfindens und Denkens, vor aller Empfindung bestimmen können, wie Gegenstände beschaffen seyn müssen, hält Rec. für richtig; hätte aber gewünscht, daß der Verf., bey dieser Veranlassung, sich in die Erörterung der Frage über die Objektivität der Principien *a priori* eingelassen hätte; eine Materie, die Rec. in dem vorliegenden Werke vermißt.

Noch

Noch hätte Rec. gewünscht, daß der Verf. mehr von den Verhältnißbegriffen gesagt hätte, von deren Entstehung sich eine so meisterhafte Abhandlung in dem berühmten Tetensschen Werke befindet.

Doch des Wahren und Nützlichen ist so viel in dieser Psychologie, und besonders enthält dieselbe einen so reichen Schatz von psychologischen Beobachtungen, daß Rec. sie, bey allen ihren Mängeln, mit gutem Gewissen als eines der brauchbarsten Werke empfehlen kann, die seit langer Zeit in diesem Fache erschienen sind.

Die Brauchbarkeit des Werkes vermehrt ein vollständiges Register.

Hb.

Haushaltungswissenschaft.

Allgemeines Vieharzneybuch; oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, Schaafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Nebst einem Anhange. Von Joh. Nic. Rohlwees, K. Preuß. Pferdearzt bey dem Friedr. Wilh. Gestüt. Berlin, bey Maurer. 1802. XX und 430 S. 8. Mit einer Kupfertafel. 20 Gr. Schrpp. 1 Rthl.

Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage, 1805. XXXII und 426 S. 8. 21 Gr.

Die Zusätze sind besonders für 2 Gr. zu haben.

Es ist eine sehr schwere Aufgabe, bey einem Werke dieser Art allen Erwartungen und Forderungen der Kenner Genüge zu leisten. Stoff zu Tadel findet sich leicht bey einzelnen Gegenständen, sollte er auch blos auf einer verschiednen Ansicht und einem verschiednen System beruhen. Daß die Märkische ökonomische Gesellschaft zu Potsdam, wenn schon die Zahl der populären Vieharzneybücher so sehr groß ist, der gegenwärtigen Schrift den Preis von 25 Dukaten zuer-

kannte

[illegible], erwarb ein [illegible]. Und in der That, wenn wir von dem Nutzen eines Vieharzneybuchs in den Händen des gemeinen Mannes, und von der Verhütung von Pfuscherey und Mißbräuchen einmal überzeugt sind: so ist diese Arbeit in gute Hände gerathen. Hr. X. ist als ein erfahrner und fleißiger Thierarzt bekannt; seine Schrift zeugt von vieler Autopsie, und hat überall praktische Tendenz; dabey trifft ihn der Vorwurf des Ausschreibens Anderer so wenig, daß vielmehr zu wünschen wäre, er möchte hier und da die Arbeiten seiner Vorgänger mehr benutzt haben. Er hat populär geschrieben; weist einfache Mittel und Hausmittel gewählt, und den Mitteln die Preise beygesetzt. Aber doch läßt diese Schrift manche Forderungen unbefriedigt, welche Rec. treulich anzeigen will.

Daß die Theorie des Verf. etwas oberflächlich und roh ist, ist ihm schon öffentlich vorgeworfen worden. Seine treue und reiche Beobachtung und Erfahrung wiegt dagegen diesen Mangel auf; und der gemäßigte Beurtheiler wird sich mit dem: Non omnia possumus omnes, begnügen. So sehr auch der Verf. theoretische Erläuterungen und Digressionen vermieden hat: so hätte doch Rec. einige weggewünscht. Z. B. »Die Franzosenkrankheit ist eine Krankheit der Drüsen, welche zu einer übernatürlichen Größe ausgedehnt werden.« »Warzen sind verlängerte und verwickelte Blutgefäße der Haut.«

In Ansehung der Zeichen und der Unterarten einer Krankheit ist der Verf. nicht überall befriedigend; hier hat Abildgaards Pferde- und Vieharzt den Vorzug. Z. B. bey der Kolik ist von den verschiednen Arten derselben, die doch eine etwas verschiedne Heilmethode erfordern, nichts gesagt. Bey der Rehe ist der verschiedenen Grade derselben keine Erwähnung geschehen. Am auffallendsten ist das Kap. von der Lungenseuche des Rindviehes, bey welcher Lungenfäule, Krebs, Brand, als gleichbedeutende Namen angegeben sind, und eine erhitzende excitirende Kurmethode vorgeschlagen ist. Vor dem Aderlassen wird dabey gewarnt, weil, wie es heißt, dieselbe aus einer Faulartigkeit der Säfte, mit großer Schwäche der Eingeweide verbunden, entsteht.

Wenn gleich wenige Arzneymittel, und öfters Hausmittel, angegeben sind: so hat doch der Verf. auf veränderte

Pfle-

Pflege, Fütterung, Weiden zu wenig Rücksicht genommen. Ohne diese sind oft Krankheiten und Seuchen, besonders bey Schaafen, unbezwinglich. Wolstein dient hier zum Muster.

Kürzer und zweckmäßiger würde es gewesen seyn, wenn diejenigen Krankheiten, welche allen, oder doch mehrern, Hausthieren gemeinschaftlich sind, in einem allgemeinen Abschnitt abgehandelt worden wären. Hierher gehören Kolik, Lungenentzündung, Dampf, Husten, Rehe, Lähmung, Klauenseuche, Zungenkrebs, Warzen, Krätze, Würmer, Läuse, und die allen Thieren gemeinschaftliche Karfunkelkrankheit. Die Krankheiten der Ziegen hätten sich weit kürzer fassen lassen, wenn sich der Verf. auf die Krankheiten der Schaafe bezogen hätte; denn beyde Thiere gehören zu einem Geschlechte; sie begatten sich sogar mit einander. Es hätte auch der Esel, ein nützliches Hausthier, die Erwähnung verdient, daß seine Krankheiten mit denen des Pferdes übereinkommen.

Zu den Arzneymitteln, für welche der Verf. eine besondere Vorliebe zeigt, gehört das Einreiben scharfer Salben. Er empfiehlt sie gegen den Stollschwamm (bey welchem man die andern Heilarten vermißt), Piphacken, Hasenbacken, Gallen, und sogar gegen Verrenkungen, ohne irgend einer Handanwendung zu gedenken. Gegen die Buglähmung wird eine ähnliche Salbe aus acht Oelen, u. a. Schwalbenöl, Regenwurmöl, Nervenöl (dergleichen Dinge gehören in die alten Rüstkammern), und zuletzt Vitriolöl, empfohlen. Auch die Aderlaß wird zuweilen zu freygebig empfohlen; z. B. in der Hirschkrankheit, beym Blutpissen und Blutmelken (welche beyde meist von scharfen Pflanzen, Knospen, vielleicht auch von auf der Weide gefressenen Käfern, herrühren), dem Dampf fetter Pferde, dem Husten und Rückenblut, und bey dem Schwindel der Ziegen (der gewöhnlich mit der Drehkrankheit der Schaafe einerley ist). Im rasenden Koller soll man alle 24 Stunden, so lange die Krankheit dauert, aderlassen. Ein Lieblingsmittel des Verf. ist das flüssige Opium, worunter er das laudanum liquidum versteht, in welchem man bey den größern Hausthieren und den wiederkäuenden nicht die Kraft suchen darf, welche es bey Menschen äußert. Auch der Kampher, äußerlich gebraucht, wird sehr häufig empfohlen, den das unsgleich

gleich wohlfeilere Terpenthinöl, Steinöl, oder den Salzsäuregeist, oft entbehrlich machen könnten. Auch Teufelsdreck wird, sowohl innerlich, als in Klystieren, häufig verordnet; allerdings eine sehr vorzügliche Arzney, welche aber, in Verbindung mit Salpeter, bey dem laufenden Feuer, und nach dem Fressen giftiger Kräuter, bey dem Rindvieh unwirksam seyn möchte. Wenn die Butterblume oder Kuhblume gegen die Milzsucht der Schweine empfohlen wird: so muß Rec. erinnern, daß man in manchen Gegenden den gemeinen Wiesenranunkel mit diesem Namen benennt; welcher aber hier wohl nicht zu verstehen ist. Was Kupfergeist, S. 396, ist, versteht Rec. nicht; vielleicht der blaue oder Kupferessig? Magnesia wird oft verordnet, ohne daß sich dabey findet, welche? Man hat die Bittersalz- (Kohlensaure) Magnesie, die Salpetermagnesie, und die gebrannte.

Die Hausmittel, welche man hier verordnet findet, sind folgende. Bey Hufgeschwüren und Nageltritt, auch bey aufbrechenden Wurmgeschwülsten, das Einstreuen von ungelöschtem Kalk, (wobey jedoch Vorsicht zu empfehlen ist); beym Satteldruck Einstreuen von gebrannten und pulverisirten Schuhsolen; bey der Krähe eine Abkochung von Hühnermist mit Aschenlauge; bey Brandschäden Auflschlagen von frischem Kuhmiste. Auch Theer wird äußerlich häufig empfohlen.

Bey dem Beinbruch der Pferde, der Franzosenkrankheit des Rindviehes, der Drehkrankheit der Schafe, findet man kein Heilmittel angegeben; sondern man solle die Thiere tödten und schlachten, weil alles Medicinisiren vergeblich sey. Aus eben diesem Grunde ist die Rindviehpest ganz übergangen worden.

Ueber einzelne Materien nur einige wenige Bemerkungen. Nirgends geschieht der Fieber Erwähnung, als bey Hunden; woraus der Landmann schließen könnte, daß sie nur allein bey diesen vorkämen. Wenn unter den Ursachen der Schafräude auch der Biß von Hunden, oder das Verletzen mit der Scheere, angeführt werden: so ist dieses falsch. Bey dem Aufblähen des Rindviehes wird besonders empfohlen, daß man den Troker etliche Stunden stecken lassen soll. Besser noch würde der Rath gewesen seyn, nicht nur durch den Troker die Luft, sondern durch einen Einschnitt in die

Be-

Bedeckungen und den Punzen einen Theil der Euterwasse selbst auszuziehen. Der Flechten, die doch, zumal bey Hunden, so häufig und wichtig sind, geschieht nirgends Erwähnung. Die Abschnitte von den Augenkrankheiten sind zu kurz und oberflächlich; und es wird bloß von der Augenentzündung gehandelt.

Die zweyte Auflage hat in der Vorrede eine ruhige und gesetzte Vertheidigung gegen die scharfe Kritik der Berliner Thierarzneyschule, und des Hrn. Prof. Naumann insbesondere, über dieses Buch. Die Zusätze befinden sich bey den einzelnen Kapiteln, unter eignen Rubriken. Sie bezwecken die größere Vollkommenheit des Werks; sind aber im Ganzen eben nicht sehr erheblich. Bey dem Durchfall der verschiednen Hausthiere glaubt Hr. R. in dem Absude des Enzians mit Mohnsaft ein vortreffliches Mittel gefunden zu haben. Ein sonderbares Recept ist es, wenn bey der Bräune der Schweine, wenn sie sehr schwer schlingen, eine Mischung aus Glaubersalz, Salpeter und Honig empfohlen wird.

Gh.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Archiv für Zoologie und Zootomie. Herausgegeben von C. R. W. Wiedemann — — Vierten Bandes zweytes Stück. Braunschweig, bey Reinhard. 1805. 250 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

I. Prüfung der Gall'schen Schädellehre; von einem Freunde der Wahrheit. Jena. — Der ungenannte Verf. hat hier einige, und meistens sehr gegründete, Zweifel gegen die Gall'sche Theorie erhoben; wie sie zum Theil auch schon anderwärts vorgebracht worden sind. — II. Beschreibung des Schädels vom Flußpferde (Hippopotamus). Vom Herausgeber. III. Vergleichende Beschreibung des Skelets vom Rochen und Hayfische. Vom Hrn. D. Treviranus. IV. Neue Konchylienarten; Abänderungen; Anmerkungen, und Berichtigungen nach dem Linne'schen System der XII. Ausgabe. (Fortsetzung); und V. Berichtigun-

hungen für meine Einleitung in die Knochenkenntniß nach dem Linné. Vom Hrn. J. H. Schröter. VI. Ueber den Luftsack der Fische; ein Versuch vom Hrn. Prof. Döllinger zu Würzburg. — Nach dem Verfasser »stellt uns der Luftsack der Fische eine Lunge ohne Gefäße dar, wie die Kiemengefäße ohne Lungen sind: und ist demnach der Luftsack ein partieller Ausdruck des allgemeinen Gesetzes: im Fische sey die Indifferenz der Brusthöhle unentschieden.« — Vom Hrn. Meves sind VII. Einige Bemerkungen über die Oekonomie der Feldmäuse; VIII. Ob die Thiere denken? an der Selbstheilung eines kranken Hundes gezeigt; IX. Bemerkungen über die Nahrungsmittel des grauschwänzigen Steinfußes (Podiceps subcristatus). Dann folgen noch: X. Nachrichten von den zoologischen Arbeiten französischer Naturforscher; aus dem Tagebuche der philomatischen Gesellschaft zu Paris. XI. Die Fortsetzung von Azara's Säugthieren von Paraguay.

Ph.

Erziehungsschriften.

Neues Bilderbuch für Kinder, enthaltend Gegenstände aus dem Reiche der Natur, der Wissenschaften, der Künste und Handwerke, getreu abgebildet, und in vier Sprachen faßlich beschrieben. No. XIV—XX. Leipz., im Industriekomtoir. 4. ghft. jedes Heft 16 Gr.

Die vorhergehenden Hefte No. XII und XIII sind in der M. A. D. B. LXXXVIsten Bde, S. 446 angezeigt. Der Rec. hat zu den vorigen Urtheilen nichts hinzuzuthun, da das Werk sich ungefähr gleich bleibt. Nur wäre wohl zu wünschen, daß hin und wieder die Zeichnung (z. B. im XVIIIten Hefte, Tab. I. d. e, die Affen, welche höchst unnatürlich, im Gesichte wie Menschen, aussehen) richtiger und der Natur gemäß, und die Illumination nicht so bunt wäre. Es ist auch kein französischer und italiänischer Text beygefügt, so wie bey den vorigen Heften.

Mz.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und dritten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Gelehrtengeschichte.

1) Immanuel Kants Biographie. Erster und Zweyter Band. Leipzig, bey Weigel. 1804. gr. 8. (Dieß Buch soll mit dem 3ten und 4ten Bande, welche noch nicht erschienen sind, 3 Rthl. 12 Gr. geheftet kosten.)

2) Ueber Immanuel Kant. Erster Band. Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants. Von Ludwig Ernst Borowski, Königl. Preuß. Kirchenrathe. Von Kant selbst genau revidirt und berichtigt. Königsberg, bey Nicolovius. 1804. 8. 14 Gr.

3) Ueber Immanuel Kant. Zweyter Band. Immanuel Kant geschildert in Briefen an einen Freund. Von Reinhold Bernhard Jachmann. Königsberg, bey Nicolovius. 8. 14 Gr.

4) Ueber Immanuel Kant. Dritter Band. Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. Ein Beytrag zur Kenntniß seines Charakters und seines häuslichen Lebens, aus dem täglichen Umgange mit ihm. Von E. A. Ch. Wasianski,

Diakonus bey der Tragheimschen Kirche. Königsberg, bey Nicolovius. 8. 14 Gr.

5) Letzte Aeußerungen Kants, von einem seiner Tischgenossen, Joh. Gottfr. Hasse. Königsberg, bey Nicolovius. 8. 6 Gr.

6) Aeuſserungen über Kant, seinen Charakter und seine Meinungen. (Königsberg, bey Göbbels und Unzer.) 1804. 8. 5 Gr.

7) Ansichten aus Kants Leben, von D. Friedrich Theodor Rink. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1805. 8. 14 Gr.

8) Immanuel Kant. Ein Denkmal von Friedrich Bouterweck. Hamburg bey Hofmann. 1805. 8. 14 Gr.

9) Dem Andenken Kants. Oder die neuern philosophischen Systeme in ihrer Nichtigkeit dargestellt von J. C. A. Grohmann, Prof. der Logik und Metaphysik in Wittenberg. Berlin, bey Quien. 1804. 8. 12 Gr.

Wenn ein Gelehrter, der auf eine vorzügliche Art die Aufmerksamkeit seines Zeitalters auf sich zog, stirbt: so ist es zu erwarten, daß eine Menge dienstfertiger Scribenten, die gute Gelegenheit, Bücher und Büchlein über ihn zu schreiben, sich nicht werden entgehen lassen. Man wird sich noch erinnern, mit welcher Fluth von Lebensbeschreibungen und Lobeserhebungen Deutschland überschwemmt ward, als Gellert starb. Es war zu erwarten, daß es nach Kants Tode nicht viel anders gehen würde, da dieser berühmte Mann von seinen Anhängern fast angebetet ward. Doch ist es mit Kant auch eben so gegangen, wie mit Gellert; fast alles was nach seinem Tode über ihn geschrieben ward, ist sehr wenig werth.

Die Lebensumstände und die Schilderungen des Charakters eines berühmten Mannes, sind allerdings interessant

für

für diejenigen, die dessen Werth kennen. Aber außer der Gelegenheit, die Wahrheit zu erforschen, muß auch die unparteyische Wahrheitsliebe bey demjenigen vorhanden seyn, der einen solchen Charakter schildern will. Der enthusiastische Liebhaber, welcher sogar das Wärzchen auf der Wange seiner Geliebten für ein Schönheitszeichen hält, und der Jünger eines Professors, welcher seit seinen Universitätsjahren das neue System seines Lehrers sich als das nur einzige wahre vorstellte, und nicht anders als nach demselben zu denken weiß, sind ungefähr in gleichem Falle. Dieser wird unparteyischen Männern, welche nicht auf Ein System geschworen haben; sondern die Wissenschaften in einem allgemeinern Gesichtspunkte sehen, gewiß nicht genug thun können, wenn er die gelehrten Verdienste seines Professors schildern will. Die Schilderung des persönlichen Charakters eines Gelehrten hat noch größere Schwierigkeiten. Sie erfordert einen Mann, der praktische Menschenkenntniß hat; daher wird dieß Geschäfft selten einem Manne gelingen, der bloß unter Büchern lebte. Ueberdieß muß derjenige, welcher ein Gemälde zu beurtheilen im Stande seyn soll, außerdem, daß er vorher durch Erfahrung und Beurtheilung ein Kenner von Gemälden ist, auch weder allzuweit von demselben entfernt seyn, noch mit den Augen dicht darauf liegen. Dieß ist die Ursache, warum alle obige persönliche Charakteristiken Kants so sehr mißlungen sind. Alle Verfasser derselben besitzen, wie es aus den Schriften sehr deutlich erhellt, eine sehr dürftige Menschenkenntniß, und stehen entweder dicht vor Kant, so, daß sie seine Bildung nicht übersehen können; oder Einer davon ist so weit von ihm entfernt, daß sie alle seinen Charakter nicht richtig ins Gesicht zu fassen wissen. Der Vf. von Nr. 1. hat den Mann, den er schildern will, gar nicht persönlich gekannt; sondern nur bloß dessen Schriften gelesen. Hingegen die Verf. von Nr. 2. bis 6. sehen und hören nichts als Kant, und bilden sich ein, die geringste Kleinigkeit, die er that, wäre der Mühe werth, bemerkt und aufgeschrieben zu werden.

Der Vf. von Nr. 1. ist dabey einer der steifsten Buchmacher, so steif und so kurzsichtig, wie je einer von den vielen deutschen Papierverderbern seyn kann. Er hat nicht etwa Kants Schriften durchgelesen, um philosophieren zu lernen; sondern um sich daraus treufleißig unter Kapitel

und Paragraphen alle die Stellen abzuschreiben und einzutragen, woraus er etwa glaubte, Kants Charakter zu erkennen, oder seine eigene Einbildung davon bestätigen zu können. Mit dieser mühseligen Arbeit hat er, laut der Vorerinnerung, sieben Jahre zugebracht, und außerdem noch mit dem pünktlichsten Fleiße alles zusammengetragen, was über Kant und seinen Charakter irgendwo gedruckt ist, wobey sogar auch leicht vergessen wird, was davon im Hamburgischen Korrespondenten, ja sogar, was im Brünnischen patriotischen Tageblatte steht. Für diesen Schilderer Kants hat freylich Alles, was gedruckt ist, gleiche Autorität und Glaubwürdigkeit! Man muß wahrlich sehr oft lachen, wenn man sieht, wie dieser pedantische Träumer aus höchst unbedeutenden Nachrichten sehr wichtige Folgen auf Kants Charakter zieht, und Gott weiß was, daraus schließen will! Z. B. aus der Nachricht: daß Kant die Temperatur der Luft seines Zimmers immer nach einem gewissen Grade des Thermometers habe einrichten lassen, folgert er: »dieser »Umstand verdient an dem Beyspiele eines Kant, der über »Alles nach Grundsätzen dachte, und eben so konsequent »handelte, die besondere Aufmerksamkeit aller derer, welche »eine ähnliche auf die Stubenluft eingeschränkte Lebensart »führen,« und will im ganzen Ernste daraus herleiten, daß Hippel, welcher nicht die Luft seines Zimmers nach dem Thermometer eingerichtet hätte, — (und freylich, da er mit der Policey zu thun hatte, nicht so immer in der Stube saß, als Kant,) — nicht ein so hohes Alter erreicht hätte, als Kant. Eben so berichtet er, aus einem Privatschreiben: »Kant habe in den letzten Jahren gern und »viel Senf gegessen, weil er die Meinung hegte, daß der »Senf das Gedächtniß stärke.« Und nun setzt er mit lächerlicher Ernsthaftigkeit hinzu: »Welche Gründe selbst »diese Meinung und Vorliebe — denn als Kaprice »können wir sie bey einem Manne seiner Art durchaus nicht »ansehen — hervorgebracht haben möchten; dieß wäre des »Nachforschens immerhin werth. Kant hatte in Ansehung der Witterung und der Speisen gewiß ein System, welches entwickelt und dargestellt, viele neue, »wohlthätige Ansichten für Diätetik und Makrobiotik gewähren müßte.« Aber Hr. Doktor Rink, der bekanntlich mit Kant vieljährigen Umgang hatte, löset in Nr. 7. S. 134. 135. die doppelte gelehrte Aufgabe, auf

eine

eine sehr simple Art, so daß die Konsequenz ganz verschwindet, Er berichtet nämlich, daß Kant zwar von seiner Seite auf der Beobachtung eines gewissen Grades des Thermometers bestanden habe; daß aber der Bediente nach Gutdünken, und meist allzu heiß eingeheizt habe, wozu sich Kant bald gewöhnt, und nach und nach die Stube immer heißer habe machen lassen; welches auch Hr. Prof. Hasse in Nr. 5. S. 42 bestätigt. Was den Senf betrifft: so versichert Hr. Dr. Rink, nie gehört zu haben, daß ihn Kant des Gedächtnisses wegen gegessen habe; sondern er habe den Gebrauch desselben von den Engländern angenommen, mit denen er umgieng, und ihn für ein Mittel gehalten, den Magen zu reizen. Er setzt sehr naiv hinzu: »daß Kants Speisen-System keine wohlthätigen »Ansichten für Diätetik und Makrobiotik gewähren könne, »es müßte denn von Seiten des Gegentheils seyn.« Es erhellt auch aus den in Nr. 4. und sonst gegebenen Nachrichten nur allzu deutlich, daß Kants unglückliche Liebe zu unverdaulichen Speisen ihm sehr schädlich gewesen, und man kann wohl sagen, daß diese, nebst dem Mangel der Bewegung und dem beständigen Aufenthalte in einer heißen Stubenluft, zu dem Drücken im Kopfe, und der Geistesschwäche, welche sich bey ihm im Alter spüren ließen, sehr viel beygetragen habe. Man sehe auch Nr. 6. S. 49, und Nr. 7. S. 115. 116., wie undiätetisch Kant lebte, und welchen groben Vorurtheilen er folgte.

Wenn nun alle schriftliche Korrespondenzen, worauf sich der Verf. beruft, nicht zuverlässiger sind, als die eben angeführte, so haben sie wenig Nutzen; wenigstens kann deren Glaubwürdigkeit Niemand beurtheilen, da der Verf. weder Ort noch Personen angiebt. Er will auch einige Reisende und Zuhörer Kants befragt haben; ja im ersten Theile S. 190, beruft er sich sogar auf das mündliche Zeugniß eines, in der dramatischen und pittoresken Welt gleich unbekannten Schauspielers und Malers, Gutermann, von welchem er rühmt: »daß er Kanten durch eilf Jahre »von Angesicht zu Angesicht gesehen habe,« wobey wir nur zweifeln, daß auch Kant diesen Mann möchte gesehen haben. Die Autorität dieses Schauspielers und Malers braucht unser Charakterschilderer, um die wichtige Wahrheit zu bestätigen: »daß Kant einen schon oben erwähnten

»blauen Mantel nur bey schlechtem Wetter getragen »habe; sonst aber gewöhnlich ein schwarzes Kleid ge»habt,« (soll vermuthlich heißen: gewöhnlich getragen), »wozu später auch eine Perrücke gekommen sey.« Man sollte denken, nun müßte es mit dem gewöhnlich schwarzen Kleide Kants seine unbezweifelte Richtigkeit haben! Dennoch aber sagt der eben so pünktlich genaue Hr. Kirchenrath Borowsky in Nr. 2. S. 199: »Kant kleidete sich immer an»ständig und gewählt. Späterhin liebte er besonders mes»sirte Farben. Eine Zeitlang sah man ihn in Kleidern, »deren Saum mit einem goldnen Schnürchen um»faßt war,« dem auch Hr. Prof. Jachmann, in Nr. 3. S. 109, beystimmt. Hr. Borowski fügt seiner Nachricht noch die Bemerkung bey, Kant sey der Meinung gewesen: »zu einem braunen Oberkleide gehöre eine gelbe We»ste.« Es scheint also doch wohl, der Augenzeuge, der Kanten eilf Jahre von Angesicht zu Angesicht sah, habe dessen Kleider von melirten Farben, deren Säume mit goldnen Schnürchen eingefaßt war, immer für schwarz angesehen!

Daß dieser anonymische Charakterschilderer Kants, der alles ohne Untersuchung, so wie es ihm in die Hände fällt, nachschreibt, in noch wichtigere Fehler gefallen seyn müsse, läßt sich leicht ermessen, und Herr Doctr. Rink hat ihm schon in Nr. 7. S. 182 einige falsche Nachrichten nachgewiesen, so wie auch Herr K. A. Borowski. Aber außerdem, daß dieser elende Schriftsteller nicht die geringste Beurtheilung bey der Wahl der erzählten Gegenstände zeigt: so bringt er noch dazu Alles mit einer Umständlichkeit vor, die bis zum Lächerlichen geht. Zum Beysp. S. 17 berichtet er: »Kant wurde im Jahr 1724 den »22sten April zu Königsberg, der Hauptstadt des Kö»nigreichs Preußen, geboren.« Um die Angabe dieser Richtigkeit zu bestätigen, führt er Kants eigene Aeußerung an, indem er eine halbe Seite aus Kants Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft abschreibt, worin derselbe sagt: »er gehe ins vier und sechszigste Jahr.« Dabey macht er die doppelte richtige Bemerkung: daß die gedachte Vorrede: Königsberg im Aprilmonat 1787., datirt sey, und daß durch die Aeußerung Kants, daß er im Aprilmon. 1787 ins vier und sechszigste Jahr gegangen sey, doch der Tag und der Ort seiner Geburt nicht bestätigt werde.

Er

Er versichert uns aber, Tag und Geburtsort habe er aus Neusel gezogen, und nicht zufrieden damit, befiehlt er uns, auch »Jak. Gust. Meißners Charakterzüge denkwürdi»ger Personen, 1. Th. S. 168.« zu vergleichen.

Kant ist ein Knabe gewesen, ehe er ein Jüngling und Mann ward. Unser so scharfsinniger Verfasser, der über alles so umständlich ist, kann auch dieß nicht übergehen, und setzt als zuverlässig voraus, Kant werde als Knabe auch oft gespielt haben. Man rathe einmal, woraus er dieses folgert. Er hat bey seinem fleißigen Durchlesen aller Kantischen Schriften eine Stelle in der Anthropologie gefunden, wo Kant sagt: er habe sich »als Knabe durch »Spielen ermüdet zum Schlafe hingelegt.« Richtig! Habemus confitentem reum! Unser V. setzt aber noch hinzu: »daß »Kant als Knabe ein fertiger Theilnehmer an den Spie»len der Kinder gewesen seyn müsse, ergiebt sich nicht nur »aus dieser Stelle, und seiner großen Neigung zur Ge»selligkeit, die sich bey jedem dazu geschaffnen Menschen »schon mit der frühesten Jugend einstellt; sondern auch aus »der sehr genauen Kenntniß der gewöhnlichen Kna«benspiele, über die er in seinen Bemerkungen über Pä»dagogik so schöne Winke giebt.« — Bravo! Also ein Mann, der weiß was Blindekuh und Kreisel ist, muß ein fertiger Theilnehmer an beyden Spielen, als Knabe gewesen seyn! Uebrigens hatte Kant als Mann, wohl keine sonderliche Neigung zur Geselligkeit.

Dieser Verf. hat, wie er an mehrern Orten seines Buches berichtet, ein paar Jahre lang Dr. Galls Vorlesungen in Wien besucht, und dieß will er nicht umsonst gethan haben. Es ist höchst seltsam, wie er an mehrern Orten den Dr. Gall mit Kant zusammenbringt, und dieß ist jetzt um desto possirlicher, da Hr. Dr. Gall bekanntlich vorgibt, seine Zuhörer in Wien hätten ihn falsch verstanden, und ihm Meinungen zugeschrieben, die er nicht hätte, welches wohl seyn muß, wenn er nicht etwa selbst seitdem seine Meinung über Manches seiner neuerfundenen Organe selbst geändert hat. Unser V. kommt also mit seinen Deutungen auf Kant wirklich schlecht weg. Der Rec. will nur ein paar Beyspiele anführen. Im ersten Theile S. 41 will er aus Dr. Gall's Theorie von den Organen des Gehirns zeigen, wie es zu-

gieng, daß Kant körperlich sowohl als geistig das ward, was er ward. Er sagt: »In der oben erwähnten Schulanstalt, »wo man nicht, wie in den neuern Zeiten, die sich entwickelnden Fähigkeiten des Knabenalters berücksichtigte, »wo der ganze Erziehungsplan auf unverhältnißmäßige »Kultur einiger Fähigkeiten auf Kosten des physischen »Wachsthums, und auf Züchtigungen oder überspannte »Anstrengung des Ehrgeizes berechnet war: fingen plötzlich »einige seiner intellectuellen Anlagen an, sich vor andern »zu entwickeln. Die anhaltende Thätigkeit mußte, nach »Gall, nothwendig einzelne Organe, welche die Unwissenheit der Lehrer, und die unterhaltende Nacheiferungssucht stets zu reizen sich bemühte, vor andern »aufregen, entfalten, vergrößern, und sonach Unebenheiten auf der Schädeloberfläche hervorbringen, die dem runden Gesichte des Knaben allmählig »Hügelchen ertheilten, welche zwar Vorboten künftiger »Auszeichnung in den verschiedenen Verrichtungen des Gehirns waren; aber zugleich die Vollendung seiner thierischen Ausbildung hinderten, und ihm folglich eine »kleinere Gestalt, ein schmächtigeres und blässeres Ansehen gaben, als er in freyer Förderung seiner älterlichen »Anlagen gehabt hätte. Ob wir aber ohne diese einseitige »Ausbildung den Mann von Genie an ihm erhalten »hätten, den wir jetzo bewundern, das ist eine andre Frage.« Da haben wir's! Der Verf. hatte weiter oben gemeldet, Kant habe in dem damals ganz pietistisch eingerichteten Collegium Fridricianum in Königsberg, eine einseitige frömmelnde Ausbildung erhalten. Wer weiß, ob Kant, ohne dieß frühe pietistische Wesen, der scharfsinnige Dialektiker geworden wäre, der er war! Unser Verf. weiß ja von den Folgen der frühen Ausbildung auf Schulen noch mehr Wunderdinge. »Unverhältnißmäßige Kultur einiger Fähigkeiten und Züchtigungen« sagt er: »bringen »Unebenheiten auf der Schädeloberfläche hervor, die »dem runden Gesichte eines Knaben allmählig Hügelchen »ertheilen.« Welche Wirkungen! Die Unebenheiten auf der Schädeloberfläche bringen Hügelchen in ein rundes Gesicht, und diese Hügelchen im Gesichte hindern die Vollendung der thierischen Ausbildung! Wenn diese Theorie, die der Verf. Hrn. Dr. Gall unterschiebt, richtig ist: so muß man schon aus seinem Buche

vers-

vermuthen, zumal da er in neuern Zeiten nach einem beſſern Erziehungsplan wird erzogen worden ſeyn, als der arme Kant, daß ſeine Schädeloberfläche ganz gar und keine Unebenheiten hat, daß ſein Geſicht glatt und rund iſt, wie eine Kegelkugel, und daß er ſich bey gänzlich vollendeter thieriſcher Ausbildung immer im beſten Wohlſeyn befindet.

Im 1ſten Theile S. 153 handelt der Verf. von Kants Philantropie. Er ſagt: »Dieſe Neigung, in ſofern ſie »(uncultivirte) Naturanlage iſt, kommt bey Dr. Gall unter der Benennung Gutmüthigkeit vor, und hat das »Organ ihren (es muß heißen: ſeinen,) Sitz in jener »Gegend des Gehirns, wo ſich gerade über der Naſenwurzel die Stirne hinter die Haare verliert, die ſich »daſelbſt, wenn das Organ in großer Entwickelung »vorhanden iſt, durch eine Erhabenheit anzeigt, welche »Kant wirklich auszeichnend hatte.« Der Verf. beruft ſich hiebey auf Dr. Galls mündliche Vorträge, die er in den Jahren 1798, 1800 und 1802 gehört hat. Aber er hat wohl nicht recht zugehört und nachgeſchrieben, und läßt nun gedankenlos Etwas aus ſeinen Heften abdrucken. Dr. Gall kann unmöglich das Organ der Gutmüthigkeit in einer Gegend des Gehirns geſucht haben, wo ſich die Stirn hinter den Haaren verliert; denn die Stirn kann nie hinter den Haaren geſucht werden, und es iſt einfältig geſagt: daß ſich die Stirn verliere. Dr. Gall ſucht das Organ der Gutmüthigkeit »oben an der Stirn, zwiſchen und über den beyden tuberibus frontalibus. Bey »recht gutmüthigen Menſchen ſoll die angegebene Stelle des »Stirnbeins recht auffallend in eine länglichte Erhabenheit »hervorragen, bey grauſamen Menſchen und Thieren hingegen vertieft ſeyn«*). Woher will denn nun aber unſer Verf. wiſſen, daß Kants Stirn an der angewieſenen Stelle eine länglichte Erhabenheit gehabt hätte, er, der Kants Stirn nie geſehen hat. Wenigſtens in dem Bildniſſe Kants, das dem zweyten Theile dieſes Buchs beygefügt iſt, findet ſich im Profil keine Spur irgend einer Erhabenheit; vielmehr iſt die Stirn ganz rund, beynahe weiblich. Uebri-

*) Man ſ. Dr. Biſchoffs Darſtellung der Gall'ſchen Gehirn- und Schädellehre. Berlin. 1805. 8. S. 94.

gens wird Jeder einsehen, daß Dr. Galls Organlehre überhaupt noch viel zu problematisch ist, als daß ein vernünftiger Mensch sie zur Bestimmung des Charakters eines Mannes anwenden sollte, und noch dazu eines Mannes, den er nicht einmal persönlich gesehen, geschweige dessen Schädel genau untersucht hat.) Nicht zu gedenken, daß Dr. Gall bey Bestimmung seiner sogenannten Organe nur die allgemeine Anlage, nicht aber die wirkliche praktische Fertigkeit anzeigen will. Ueberdieß ist zwischen Philantropie und Gutmüthigkeit noch zu unterscheiden: denn daß Kant nicht grausam, daß er weder ein Robespierre, noch ein Krokodil, noch ein Karaibe gewesen ist, bey welchem nach Dr. Gall die gedachte Erhabenheit an der Stirn fehlen soll, versteht sich ohnedieß. Also ist Alles, was der Verf. vorbringt, ein albernes Geschwätz. Er citirt nicht das Traktätchen, welches ein gewisser Hr. Dr. Kelch über Kants Schädel, als einen Beytrag zu Gall's Hirn- und Schädellehre, herausgegeben hat,*) und kann es auch wohl nicht gekannt haben, da es zugleich mit seiner Schrift, wo nicht später herauskam. Dieser Hr. Dr. Kelch will zwar auch (S. 42 seiner Schrift) an Kants Schädel das Organ der Gutmüthigkeit gefunden haben. Rec. ist weit entfernt zu sagen, daß Kant nicht gutmüthig gewesen sey. Aber Dr. Kelch findet auch an Kants Schädel (S. 47) das Organ der Theosophie, und (S. 49) das Organ der Darstellung. Nun ist aber ausgemacht, daß Kant von aller Theosophie weit entfernt war, und leider! die Gabe einer lichtvollen Darstellung gar nicht hatte, nach seinem eigenen Bekenntnisse. Es heißt also Böcke melken, wenn man, so wie Dr. Kelch und unser R. die so sehr problematische Gallsche Kranioscopie auf Kants Schädel anzuwenden vermeint.

Wir sind vielleicht über das ganz schlechte Buch Nr. 1., (wovon nur zu wünschen wäre, daß der dritte und vierte Theil gar nicht erschiene,) allzuweitläuftig gewesen; aber es ist eine so thörigte Originalität in demselben, daß es auch in sofern einige Auszeichnung verdient. Schon der Gedanke, sieben Jahre lang die Schriften eines Mannes, den man gar nicht persönlich kennte, zu lesen, um daraus seinen Charakter

*) Ueber den Schädel Kants, von Dr. V. G. Kelch. Königsberg. 1804.

ter kennen zu lernen, und jede Stelle seiner Schriften auf ihn selbst anzuwenden, als ob er gleichsam immer mit dem Buche in der Hand gehandelt hätte, ist äußerst seltsam, und daher war es dem Leser der A. D. B. vielleicht nicht unangenehm, hier einige Proben von den sonderbaren Ideen des Verf. zu finden.

So entfernt nun dieser Vf. von Kants Person war, so nahe waren demselben die Verff. von Nr. 2 bis Nr. 7. Die Verf. von Nr. 2, 3, 4 und 7 waren Schüler desselben, und dankbare Schüler. Diese Dankbarkeit ist lobenswürdig; aber sie hat doch auch von der andern Seite einen ungünstigen Einfluß auf den Werth der besten von diesen Schriften gehabt. Diese Schüler Kants leben und weben in Kants System, wissen nichts außer demselben, und sind daher unfähig, Kants Philosophemen unparteyisch zu beurtheilen. Noch weniger denken sie daran, welches doch das Interessanteste wäre, die Beschaffenheit der philosophischen Meinungen vor etwa 60 Jahren, als Kant zu studiren anfing, mit Sachkenntniß zu erörtern, und zu zeigen, wie Kant auf seine eigenen philosophischen Meinungen nach und nach kam, und wie daraus sein ganz neues System entstand? Dieses System haben sie nun einmal von Kant gelernt, es ist ihnen das Einzige, sie staunen es mit dummer Bewunderung an, (besonders Nr. 3,) und kramen, zum Theil mit unangenehmer Weitschweifigkeit Allerley darüber aus, und damit sind sie fertig. Sie denken nicht daran, ob nicht etwa das Glas, wodurch sie ihren wirklich verehrungswürdigen Lehrer ansahen, durch Dankbarkeit und Freundschaft überhaucht sey, so daß sie dessen wahre Gestalt nicht rein erblickten. Sie vergessen, oder suchen sich selbst zu verhehlen, daß das übertriebene Rühmen der Kantischen Philosophie, so wie es etwa von 1783 an von Jena aus in der A. L. Z. ertönte, jetzt nicht mehr Statt finden kann, und das die allgemeine unparteyische Stimme einsichtsvoller Männer schon längst getheilt hat, Kant habe seinen Ruhm überlebt, und in seinen letzten Schriften sey Vieles dieses scharfsinnigen Denkers gar nicht würdig. Ueber alles dieses findet man hier nichts. Man findet von der einen Seite oft unverdiente und unmotivirte Lobeserhebungen und von der andern Seite, ohne alle Vorsicht, Fehler und Schwachheiten dieses großen Philosophen, erzählt, welche die V. sogar zu Vorzügen umgestalten möch-

möchten, weil sie sich bey Kant fanden. Dieß wird ihnen aber bey unparteyischen Lesern nicht gelingen; vielmehr dienen viele Erzählungen der Freunde und Jünger Kants, leider! wahrlich nicht um Kants persönlichen Charakter zu erheben. Indeß geben diese Schriften freylich, immer einige nicht zu verachtende Beyträge zu einer künftigen bessern Biographie Kants, die ein unparteyischer und einsichtsvoller Mann einmal künftig unternehmen möchte.

Der Verleger hat auf dem Titel von Nr. 2, 3, 4, die Ueberschriften gesetzt: Ueber Immanuel Kant, 1ster 2ter 3ter Band. Es haben aber diese dreyerley Bücher gar nichts mit einander gemein, und Nr. 4. ist sogar von einer ganz andern Beschaffenheit, als Nr. 2. und 3.

In Nr. 2. findet sich zuerst ein Aufsatz über Kants Leben, den der Verf. schon im J. 1792 aufsetzte, und in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg vorlesen wollte; ihn aber vorher Kanten selbst mittheilte, welcher auch Verschiedenes durchstrich, und die Vorlesung oder den Druck des Aufsatzes bey seinem Leben, wie natürlich, verbat. Da der Verf. S. 4. selbst sagt, er habe darin »nicht gern, auch nur ein »Wort, nur Einen Buchstaben sagen wollen, den Kant »nicht etwa wollte gesagt haben,« so ist leicht zu erachten, daß man hier, sonderlich in der auch beygefügten Beurtheilung von Kants bis 1792 herausgegebenen Schriften nur den parteyischen Schüler und Verehrer Kants reden hört. Von S. 105 geht an, was Herr B. über Kants Leben nun nach dessen Tode geschrieben hat. Es ist ein Gemisch von allerley Dingen, zum Theil interessant, zum Theil auch sehr unbedeutend. Es ist auch nicht einmal Alles glaubwürdig. S. 133 erzählt, der Verf. er sey selbst bey Kant zugegen gewesen, da dieser die bekannte Schrift des verstorbenen Dr. Herz über den Schwindel erhalten habe, welche ihm dedicirt gewesen. Kant aber habe nicht einmal die Dedication gelesen, und das Buch verächtlich wegzustellen befohlen. Dagegen wird aber in der Neuen Berlinischen Monatsschrift (Febr. 1805 S. 149 ff.) gezeigt, daß des Dr. Herz Schrift nicht Kanten, sondern dem Fürsten von Waldeck zugeeignet war, und Kants eigenhändiger Brief an Herz ist dort abgedruckt, woraus zu sehen ist, daß Kant die Schrift selbst gelesen, und daß sie seinen Beyfall gehabt hat. Da die

die Erzählung eines Vorfalls, wobey Hr. B. selbst gegenwärtig gewesen zu seyn versichert, so sehr unrichtig ist: so muß dieß auch Mißtrauen gegen manche andere Erzählungen erregen. An übertriebenene Lobeserhebungen läßt es Hr. B. so wenig fehlen, als irgend ein anderer Schüler Kants. Er sagt S. 179 von dessen Philosophie: »Kant »hat die ganze Masse des menschlichen Wissens der »Läuterung unterworfen; er hat die reine Form desselben »von dem Stoffe befreyt, der von außen her dazu gegeben »wird; er hat den ganzen Umfang unserer Geistesvermö»gen genau ausgemessen und ihm die gehörigen Grenzen »gesteckt; er hat dem Dogmatismus, der auf mathematische »Evidenz trotzen zu können glaubte, sich entgegengestellt und »nachgewiesen, daß alle zeitherigen metaphysischen Systeme »nichts als Luftgebäude der grübelnden Vernunft sind: er »hat auf der andern Seite den kein Heil bringenden Skep»ticismus bis zum Siege bekämpft,« — und wie die pomphaften Worte weiter heißen.

Eben so unüberlegt wird auch S. 205 Kant »der hu»manste und bescheidenste aller Philosophen genannt.« Wenn dieß Urtheil nicht bloß ein leeres Epiphonema seyn soll: so ist es so falsch, als gegen alle andere Philosophen ungerecht. Bescheiden mag Kant gewesen seyn; obgleich er dieß in seinen Schriften eben nicht gezeigt hat. Er giebt z. B. nicht nur zu verstehen, »daß es vor der kritischen Philosophie über»all keine Philosophie gegeben habe;«*) sondern er sagt auch ausdrücklich: »die kritische Philosophie fühle sich über»zeugt, daß ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nach»besserung, oder ein anderes geformtes Lehrgebäude »bevorstehe« ꝛc.**) So unbescheiden hat doch wohl noch nie irgend ein Philosoph gepralt: so daß, in Absicht auf diese Stelle, Kant eigentlich der unbescheidenste aller Philosophen möchte können genennet werden. Aber, wer vollens Kanten den humansten aller Philosophen nennt, schreibt ohne alle Ueberlegung, und kennt nicht andere Philosophen, oder will sie nicht kennen. Derjenige, dem Humanität im vorzüglichen Grade soll zugeschrieben werden, muß doch Menschen vereinigen, und ihnen nachgeben können.

Aber

*) Kants Rechtslehre. Vorrede S. VII.

**) A. L. Z. Intelligenzblatt v. J. 1799. Nr. 109.

Aber Kant war ſowohl in ſeinen Schriften, als im bürgerlichen Leben höchſt einſeitig, und konnte nicht einmal in der Converſation den geringſten Widerſpruch ertragen; ſondern ward darüber leicht unwillig und ſogar unhöflich. Man ſ. Nr. 6. S. 13, welchem Verf. man (S. 13) auch, nach dem was er ſelbſt und andere jetzt vorhabende Schriften von Kant erzählen, zugeben muß, »daß Kant »in einem nicht geringem Grade Egoiſt war.« Auch Nr. 7. S. 108. 109. kamen Beyſpiele von Kants Eigenſinn bey vorgefaßten Meinungen vor. Herr Doctor Rink geſteht in Nr. 7. Seite 53: »Kant war nie im Stande, den »üblen Eindruck ganz zu vergeſſen, den Garvens Recenſion »der Kritik der reinen Vernunft in der A. D. B. *) auf ihn »gemacht hatte.« Gleichwohl war wahrlich dieſe Recenſion ſo anſtändig, billig und gründlich, daß ein wahrheitſuchender und dabey humaner Philoſoph billig ſehr damit müßte zufrieden geweſen ſeyn. Das ſich Kant in ſeinen Streitſchriften wider Hrn. Prof. Eberhard in Halle, und beſonders auch gegen Hrn. Nikolai ſo unanſtändig benahm, mag eine Schwachheit ſeyn, welche ſeine Freunde bey ſeinen übrigen Verdienſten allenfalls zu entſchuldigen geneigt ſeyn könnten; aber dieſes höchſt unanſtändige Betragen gegen Männer von anerkannten Verdienſten, denen nichts vorzuwerfen war, als daß ſie ſich von Kants philoſophiſchen Meinungen nicht ganz überzeugen konnten, war doch wahrlich kein Zeichen einer ſonderlichen Humanität. Wenn Kant (in ſeiner Rechtslehre S. 204) vorgibt: »Ein un»ehelich auf die Welt gekommenes Kind ſey außer dem »Schutze des Geſetzes gebohren, — ſo, daß das gemeine We»ſen, deſſen Exiſtenz, mithin auch deſſen Vernichtung »ignoriren könne:« ſo iſt dieß doch gewiß eine Inhumanität, welche ſich kein Menſch, der nur geſunden Verſtand hat, und am wenigſten ein Philoſoph ſollte zu ſchulden kommen laſſen. Wenn Kant (in ſeiner Anthropologie S. 130) vorgiebt, daß die Juden »eine Nation von Betrügern wären, »die das Sprüchwort: Käufer thue die Augen auf, zum »oberſten Grundſatz ihrer Moral machen,« und hinzuſetzt: »daß die Plane dieſes Volks in Rückſicht auf den »Punkt des Betruges und der Ehrlichkeit zu moraliſiren, »— ver-

*) Man ſ. die alte Allgem. D. Bibl. Anhang zum XXXVII. LII. Bande. II. Abth. S. 838.

»— vergeblich wären:« so ist doch ein solches Urtheil eben so unverständig und eines Philosophen unwürdig, als es inhuman ist, selbst, wenn es nicht ein Volk beträfe, zu welchem Spinoza, Moses Mendelsohn und Herz gehörten. Wir wollen Schwachheiten und Fehler an Jedermann und auch an Kant gern entschuldigen; aber ein Unparteyischer muß diese Schwachheiten nicht verschweigen, noch weniger einem Manne wie Kant, zur Erniedrigung aller anderen Philosophen, Tugenden zuschreiben, die dieser Mann, bey so manchen andern guten Eigenschaften, gewiß nicht im vorzüglichem Maaße besaß.

In Nr. 3. hat Hr. Jachmann die Briefform gewählt, und ist dadurch in eine unerträgliche Weitschweifigkeit verfallen. Man sehe, z. B. nur die leere Wortfülle S. 2 und 3 u. a. a. O. Man findet bey allem pompösen Wortgepränge, woraus der Verf. oft unvermuthet in das Kleinliche und Platte fällt, wenig Interessantes in allen diesen Briefen, und nichts, was nicht schon in andern Schriften gefunden würde. Daß die übertriebenen Lobeserhebungen nicht fehlen, versteht sich ohnedem. S. 195, heißt Kant: »der größte Geist »des Zeitalters, vor dessen Blick nichts verborgen blieb, »der mit seiner Kraft die ganze Natur, das ganze Gebiet »des menschlichen Wissens umfaßte, der durch das tiefe »Dunkel des Irrthums den Sonnenweg zur himmlischen »Weisheit bahnte, ein unerschütterliches Gebäude der Phi»losophie erschuf und die Welt mit heller Wahrheit erleuchtete.« Dergleichen Prahlerey ist man leider! schon an den meisten blinden Anbetern Kants gewohnt. Sie selbst setzen sich dadurch bey vernünftigen Leuten herunter, ohne daß sie ihren Lehrer dadurch erhöhen könnten. Ueberhaupt ist Hrn. Jachmanns Charakteristik seines Lehrers sehr schwankend und nur aufs blinde Lobpreisen gerichtet, z. B. S. 105 sagt er: Kant habe Geschmack für Beredtsamkeit und Dichtkunst gehabt. Hr. Borowski berichtet hingegen in Nr. 1, Seit. 166, Kant habe auf die Beredtsamkeit keinen Werth gesetzt, und wie es mit Kants Geschmack in der Poesie ausgesehen haben mag, erhellet schon daraus, daß er nach Hrn. Jachmanns eigener Angabe (S. 106) die reimlose Poesie toll gewordene Prose nannte, und Einen Klopstock so sehr herabsetzte. Da er nun nach S. 107 auch keinen Sinn für Musik hatte, und zufolge Hrn. Borowski's Nachricht

reicht, (in Nr. 1. S. 175) auch Gemälde und Kupferstiche nicht achtete: so wäre es wohl am besten gewesen, von Kants ästhetischem Sinne lieber ganz zu schweigen, oder ehrlich zu gestehen, daß diesem spitzfindigen Dialektiker der Sinn für alles was schöne Künste heißt, ganz gefehlt habe. Aber Kant sollte Herrn Jachmann Alles in Allem seyn, wobey er denn zwar beständig hochtrabende Worte braucht; aber ohne daß er weiß was er schreibt.

S. 59 heißt es: »Kant war im eigentlichen Sinne des Worts ein Universalgelehrter. Er hatte mit seinem Geiste das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse, und war allenthalben ins genauste Detail gegangen.« Der Rec. hat in einem gedruckten Buche gefunden, und erinnert sich nur nicht mehr wo, daß Kant, als er seine Rechtslehre schreiben wollte, erst ein altes verlegenes Kompendium zur Hand genommen habe, um sich von der Jurisprudenz zu unterrichten, daher auch manche seltsame Eintheilungen in dieser Rechtslehre herzuleiten sind. Eben so berichtet Hr. Borowski, in N. 1. S. 171 daß Kants theologisches Wissen nicht über die Zeiten von 1742 und 1743 reichte, und daß er, als er die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft schreiben wollte, erst einen elenden kleinen Katechismus durchlesen mußte, um sich des Begriffs vom kirchlichen Systeme zu erinnern. Wie seicht Kants Kenntnisse in der Naturgeschichte, in Chemie und Mineralogie waren, bezeugt dessen von Hrn. Dr. Rink herausgegebene, (in Königsberg sonst so hochgelobte) physische Geographie. Man s. N. Allg. D. Bibl. LXXVII. Bd. S. 439. Kant soll sogar nach S. 43 ein Meister im Etymologisiren gewesen seyn, welches nun offenbar seine höchst schwache Seite war; ungeachtet er einen Kitzel scheint gehabt zu haben, weitheraeholte Herleitungen zu suchen. Man s. nur in seiner Anthropologie S. 42, die Herleitung des Worts Hexe oder seine verkehrte Herleitung des Ausdrucks die Tramontana verlieren, desgleichen Nr 5. S. 15. 17.

Dabey merkt Hr. Jachmann nicht, wie er sich bey seinen unverständigen Lobpreisungen selbst auf die lächerlichste Art widerspricht. Der ganze dritte Brief handelt von der vollendeten Größe des Geistes dieses großen Denkers, und ist ein sehr auffallender Beweis von der Blindheit der Anbeter Kants, welche dessen offenbare Fehler und Schwachheiten

halten als ihm ähnlich auszulegen suchen. Herr Jachmann stößt S. 20 in die Trompete: Durch »Kants »Forschungsvermögen, blieb seinem Geistesblicke nichts »verborgen; was in der physischen und intellek»tuellen Welt erkennbar ist, ward seinem Sphähers»blicke offenbar.« Und S. 22 wird wiederaesagt, um die Originalität seines Kopfs zu beweisen: »Seine eigene Ideens»fülle und die Leichtigkeit und Gewohnheit, alle philosophi»sche Begriffe aus der unerschöpflichen Quelle seiner eigenen »Vernunft herauszuschöpfen, machte, daß Kant am Ende »fast keinen andern als sich selbst verstand.« Und »S. 23 heißt es weiter: »Er fand alles in sich selbst und »verlor darüber die Fähigkeit, etwas in einem Andern »zu finden; es war ihm nichts schwer, als sich in das »System eines andern hineinzudenken; ja er konnte »selbst die Schriften seiner Gegner nur mit der äus»sersten Mühe fassen.« Und dieß alles nicht zur Zeit der Schwäche seines Alters; sondern, wie es ebendaselbst ausdrücklich heißt; »gerade zur Zeit der höchsten Reife und Kraft seines Verstandes.« Wie? Der Geist, »dem »alles offenbar ward, was in der physischen und in»tellektuellen Welt dem Menschen erkennbar ist,« wußte nicht etwas in einem Andern zu finden, konnte sich nicht in das System Anderer hineindenken, und war selbst kaum fähig, die Schriften seiner Gegner zu fassen? Das müßte ja sonach eher ein Geist gewesen seyn, der durch allzu einseitige spitzfündige Spekulation endlich sehr stumpf geworden wäre, weil er nichts vor sich sah, als die Form des einförmigen Ganges seiner ihm so geläufig gewordenen Spekulation, und darüber alles Andere übersah. Daß diese bey Kanten wirklich der Fall gewesen sey, ist schon oft bemerkt worden, und seine letzten Schriften zeigen es leider! unwidersprechlich; auch ist dieß der Fehler derjenigen von seinen Schülern, welche ausschließlich an der Form Kantischer Spekulationen hangen, und deshalb so armselig und verkehrt philosophiren. Wie paßt wohl das Geständniß Jachmanns von dieser unglücklichen Originalität Kants, vermöge deren er die Fähigkeit verlor, Etwas außer sich in einem Andern zu finden, zu Hrn. Jachmanns vorigen Lobeserhebungen, daß dessen Spähderblicke in der physischen und intellektuellen Welt Alles erkennbar gewesen sey? Wahrlich! wofern Kant wenigstens sich

selbst verstand: so sieht man, daß Hr. Jachmann kein Kant ist! Nach S. 24 behauptet dieser sogar, Kant habe die Fähigkeit der Urtheilskraft zu Beantwortung der Frage: Worauf kommt es an? in geringerem Grade besessen. Und ein Geist, der diese unerläßliche Fähigkeit so wenig hatte, wäre ein Geist von vollendeter Größe gewesen?

Eben so spricht Hr. Jachmann in seinem 6ten und 7ten Briefe von Kants sittlichem Charakter oft mit pomphaften Worten, wobey die angeführten Beyspiele dem Leser ein Lächeln abnöthigen müssen. So heißt es z. B. S. 50: »So wie sein großer Geist die Natur umfaßte, so umfaßte sein großes Herz die ganze Menschheit.« Wie einseitig, egoistisch und wirklich inhuman sich Kant zuweilen in seinen Schriften gezeigt hat, ist oben schon angeführt. S. 54 heißt es: Kant habe sich als ein Muster der Humanität gezeigt, und dieß wird beynahe komisch durch das beygefügte Beyspiel: daß als ein gewisser Pastor Becker Kanten, der schon 69 Jahre alt war, durch eine kleine Schrift die er Kanten persönlich überreichte, zum Heyrathen hätte bewegen wollen, dieser über jenen nur gescherzt habe. Jeder Mensch von simplem gesunden Verstande würde auch nichts weiter gethan haben. Oder war etwa Kant ein Muster der Humanität, weil er dem Pastor Becker und dessen kleine Schrift nicht gleich zum Fenster hinaus warf? S. 64 heißt es: »der große Mann erschien dann immer »am liebenswürdigsten, wenn er zeigte, daß er menschliche Gefühle habe.« Und kurz darauf erfahren wir: daß Kant auf eine geschehene Einladung nicht habe bey einem Hrn. M. N. zum Mittagessen erscheinen wollen, weil ein durchreisender Graf von S. dabey gewesen wäre, welcher unsern Philosophen noch nicht besucht hatte. Kant habe dieß sogar laut erklärt, und da der Graf demungeachtet nicht gekommen sey: so sey Kant auch aus der Gesellschaft weggeblieben. Als aber der Graf auf seiner Rückreise bey Kant einen Besuch abgestattet habe, habe M. wieder eine Feste gegeben, und Kant erschien in der Gesellschaft. Schlimm genug, daß Kant so kleinlich handelte; und eben so schlimm, daß Hr. J. solche Armseligkeit als einen Beweis anführt, daß Kant »von Männern welche wissen, wie man einen berühmten Gelehrten ehren »müsse, wenigstens mit Aufmerksamkeit behandelt seyn »wollte.« Kein Durchreisender ist verbunden, auch den berühm-

berühmtesten Gelehrten zu besuchen, und der berühmte Gelehrte zeigt eine kleinliche Eitelkeit, und Mangel der Kenntniß des Konventionellen in Gesellschaft, wenn er deswegen den Durchreisenden auch nicht am dritten Orte sehen will. Es ist beynahe unglaublich, wie wenig oft Herr Jachmann, den Sinn der Worte überlege, die er hinschreibt, um seinen Gönner recht pomphaft zu loben. S. 115 heißt es von Kants Betragen im gesellschaftlichen Umgange: »wer unsern Kant bloß aus seinen Schrif»ten und aus seinen Vorlesungen kennt, der kennt ihn »nur zur Hälfte; in der Gesellschaft zeigte er sich als den »vollendeten Weltweisen.« Folglich wären also viele sehr wackere Leute, und besonders die Philosophen, denen nicht bloß die Spekulationen Kants; sondern auch die Lehren älterer und neuerer Philosophen bekannt waren, wohl zu entschuldigen, wenn sie den angebeteten Lehrer Hrn. Jachmanns, nicht für einen vollendeten Weltweisen erkennen wollten, indem sie ihn nur aus seinen Schriften, und nicht einmal aus seinen Vorlesungen, kannten. Aber wie? Hat denn etwa Hr. Jachmann entdeckt, daß Kant, außer seinen Schriften und außer seinen Kollegien für die Studenten, sich noch eine esoterische Schule errichtete, wo er etwa auf peripatetische Weise bey Spaziergängen, oder sonst in Gesellschaft und im besondern Umgange unterrichtet hätte? Ach nein! Hr. Jachmann weiß weiter nichts, als daß Kant von jedem Gegenstande interessant habe reden können; daß er in großen Gesellschaften nicht über eigentliche Schulgelehrsamkeit gesprochen, am wenigsten über Gegenstände seiner Philosophie argumentirt, und daß er endlich besonders seine Tischgespräche mit munterer Laune, witzigen Einfällen und passenden Anekdoten gewürzt habe. Das heißt also: Kant sey, (ehe er sich auf eine kleine von ihm abhängige Tischgesellschaft einschränkte, und Alter und Schwäche seines Kopfs ihn grämlich machten,) so abstrakt er auch als Philosoph war, dennoch in gemischten Gesellschaften ein sehr guter Gesellschafter gewesen. Dieß ist ganz gut. Was thut aber es, um ihn als einen vollendeten Weltweisen zu zeigen? Zumal da er nach Hrn. Jachmanns eigenem Berichte in Gesellschaften nicht von Schulgelehrsamkeit sprach, nicht über Philosophie argumentirte? Gleichwohl setzt diese Gabe Kants, Gesellschaften zu amüsiren, Herrn Jachmann in solche Entzückung, daß er S. 140 ausruft: »Jedermann verließ die Gesellschaft, wo

»Kant war, bereichert mit Kenntnissen und neuen Ideen, »zufrieden mit sich selbst und mit der Menschheit, ge»stärkt zu neuen Geschäfften, und gestimmt zur Beglü»ckung seiner Mitmenschen.« Und S. 150 sagt er von Kants Privatumgange: »ich glaube, daß keine Schilde»rung den Unerreichbaren erreicht.« Help Got mit Gnaden!

Nr. 7. ist bey weitem die beste unter den Schriften, welche von Kants Schülern über das Leben dieses Philosophen sind geschrieben worden, deshalb aber noch nicht eine gute Schrift. Herr Doctor Rink beschreibt Kants Leben in einem fließenden Style, in ruhigem Tone, ziemlich interessant. Er ist freylich von der ausschließenden Vortrefflichkeit der Kantischen Philosophie eingenommen; aber er spricht doch davon noch ziemlich ohne Arroganz, welches den Anhängern Kants sonst eben nicht gewöhnlich ist. Er erhebt Kants persönlichen Charakter, wie billig; aber er übergeht Kants Schwachheiten nicht, und wenn er sie entschuldigt: so geschieht es auf ein Art, die man dem Zartgefühle eines dankbaren Schüler Kants wohl verzeihen kann, (z. B. S. 64.) wenn auch Kant selbst dadurch nicht ganz entschuldigt wird. Die kleinen Anekdoten aus Kants bürgerlichem Leben, sind meist interessant; aber mit den Nachrichten (S. 88.): »daß Kant einmal ein Lavement ge»nommen« (und hernach ein kindisches Vorurtheil dawider gehabt habe), desgleichen S. 89., »daß Kant ein Hemde »acht Tage getragen, daß er ein solches Hemde seinen »Schülern oder Gästen gezeigt, und daß er unter den »Aermen nie geschwitzt habe,« würde uns Hr. Dr. Rink verschont haben, wenn er Sinn hätte für das, was schicklich ist. Was Hr. R. S. 114 bis 116 über Kants letzte Jahre bemerkt, wo dessen Gemüthskräfte leider! im Abnehmen waren, ist mit Verstand und Unparteylichkeit gesagt. Das Vorgeben (S. 39.), Herr Eberhard (der damals Prediger in einer kleinen Stadt unweit Berlin war), ey »auf Kants Vorschlag als Professor nach Halle beru»fen worden,« ist gewiß ungegründet. Die Veranlassung dazu war ganz anders.

Wir kommen nun zu Nr. 4. 5. und 6., Schriftchen, welche uns nicht Kanten wie den Philosophen, den scharfsinnigen Dialektiker: sondern, wie er in seinem Hauswesen war, schildern, mit Anführung der allergemeinsten und

geringfügigsten Umstände, die bey hundert andern Menschen auch vorkommen, und leider! ist diese Schilderung oft von solcher Beschaffenheit, daß sie nicht selten den widrigsten Eindruck bey dem Leser machen muß, welcher sonst diesen Philosophen als Gelehrten und als Menschen schätzt.

Es ist schon eine alte Sage: Nul grand homme est grand devant son valet de chambre. Dieß ist gewissermaßen wahr, nicht nur, weil der valet de chambre an seinem Herrn manche menschliche Schwachheiten erblickt; sondern auch sehr oft deswegen, weil der Kammerdiener nicht weiß, was an dem großen Manne eigentlich groß ist, und daher oft aus Verehrung und Treue gegen seinen Herrn dessen Schwachheiten für große Eigenschaften ansieht, wodurch er, indem er sie bekannt macht, seinen Herrn bey andern vernünftigen Leuten, wenn er ihn loben will, vielmehr verkleinert. Als einen solchen Mann zeigt sich Hr. Wasianski in Nr. 2. Er war als Student Kants Amanuensis gewesen und im letzten Jahre, da Kant so schwach war, nahm er sich des hülflos gewordenen Mannes aufs treueste an, welches allerdings rühmlich ist. Er besorgte des kranken Kants Geldgeschäffte, hielt das Hauswesen in Ordnung, dachte auf alle Bequemlichkeiten des alten schwachen Mannes, hatte die äußerste Geduld mit dessen wunderlichen Leuten, und zum Theil groben Vorurtheilen; hielt ihn zuweilen ab, wenn er aus alter übler Gewohnheit allzu unverdauliche Speisen essen wollte, u. dgl. m. Dabey schätzte er sich glücklich, mit Kant an einem Tische zu essen, und immer um ihn zu seyn, hielt dessen unbedeutendesten Gespräche und Gewohnheiten für sehr merkwürdig und gab ihm in Allem nach. Hatte auch von demselben eine so seltsame hohe Idee, daß er es sogar S. 97, als ein Beyspiel von Kants allgemeinem Wohlwollen anführt, » daß Kant viele seiner Kollegen an seinen Tisch gezogen habe «!! Diese kammerdienerhafte (d. h. treue) Abhängigkeit war recht gut für den alten schwachen Kant. Aber wenn Hr. W. sich, als Gelehrten, und seine Fähigkeit der Darstellung gekannt hätte: so würde er nichts über Kants häusliches Wesen, und über dessen Privatcharakter geschrieben haben, oder es hätte anders geschrieben. Zwar kann es ein wahres Interesse haben, von einem großen Gelehrten, von einem scharfsinnigen Philosophen, auch einzelne Züge von seinem Privatleben, von seinen Vergnügungen u. s. w. zu erfahren, und ihn Schlafrocke zu sehen. Aber Hr. W. zeigt uns gleichsam auch im hier nichts weiter als einen gemeinen eigensinnigen alten Junggesel-

sellen der in seinem Hause kindisch an allerhand kleinen Gewohnheiten so hängt, daß er in die größte Unruhe geräth, wenn der Kaffe nicht augenblicklich kommt (S. 67), oder der Theetisch nicht eben so steht, wie sonst (S. 120), der ziemlich herrisch und wunderlich, dabey auch etwas schmutzig (S. 73 auch Nr. 7 S. 89) ist. Es macht wahrlich einen widrigen Eindruck auf den Leser, dieß alles von Kant zu lesen, der als Gelehrter so schätzenswürdig war, und nach andern Nachrichten auch in Gesellschaft ein angenehmer und liebenswürdiger Mann seyn konnte. Dazu kommt des Hrn. Wasianski unerträgliche Weitschweifigkeit, da er z. B. (S. 110) über die Abschaffung eines alten Bedienten sechs Seiten füllt, und S. 150 umständlich beschreibt, wie, als der neue Bediente ankam, in Kants Schlafzimmer mit vieler Mühe der Theetisch endlich so gesetzt ward, wie es der alte wunderliche Mann gewohnt war. Wie konnte doch ein vernünftiger Mann solche Armseeligkeiten des Druks würdig halten?

Wie leichtgläubig Hr. W. ist, und wie wenig er untersucht, was er zuweilen vorbringt, zeigt ein S. 79 f. erzähltes albernes Mährchen: daß die Juden eine Denkmünze hätten prägen lassen, weil er ihnen Vorlesungen über schwere Stellen im Talmud gehalten. Hr. W. war doch in Königsberg gegenwärtig, und hätte bey der geringsten Erkundigung erfahren können, ob und wenn und für wen dergleichen Vorlesungen statt gefunden hätten? Mit ein wenig Ueberlegung würde er auch gefunden haben, daß Kant keine talmudische Kenntniß haben konnte, am allerwenigsten so viel, daß er Stellen hätte erklären können, die selbst den Juden schwer gewesen wären. In der neuen Berlinischen Monatsschrift (May 1805 S. 398.) hat Hr. Dr. Friedländer in Paris nachgewiesen, was es mit der Denkmünze auf Kant eigentlich für eine Bewandtniß gehabt hat.

Dabey fehlt es Hrn. W. überhaupt an Beurtheilungskraft, so, daß er nicht allein Unarten und Schwachheiten Kants dem Leser ganz treuherzig zu erkennen giebt, ohne deren wahre Beschaffenheit zu fühlen; sondern auch sich selbst dabey wichtig macht. So erzählt er z. B. S. 56 die für Deutschland höchst wichtige Nachricht: daß Kant einmal beym Lesen mit dem Kopfe ins Licht gesunken, und dessen baumwollene Mütze sich entzündet habe, worauf Hr. Wasianski ganz ernsthaft berichtet, daß er »die Form von »Kants

» Kants Nachtmützen ändern ließ, und ihn bat, daß, » wenn er wider Vermuthen dieser Vorfall sich ereignen sollte, er die Flamme ja nicht mit den Füßen austreten » möchte.« S. 71 sagt Hr. W., ohne zu fühlen was er sagt: »In frühern Jahren war Kant keines Wider» spruchs gewohnt«, und setzt S. 72 eben so sinnlos hinzu: »»Es war daher kaum eine zu vermuthende Er» scheinung, daß er meine beygebrachten Gründe, » zwar mit prüfendem Ernst, jedoch ohne Unwillen, » ruhig anhörte. So liebenswürdig blieb der große » Mann, auch selbst als schwacher Greis.« Dabey erzählt Hr. W. sehr feyerlich: »Oft, ohne den mindesten » Anstand, gab er seinen heißesten Wunsch auf, und » vertauschte selbst langen Gewohnheiten. — Hatte er » sich denn einmal an die neue bessere Ordnung der » Dinge gewöhnt, und die Vortheile meiner Vorschläge einzusehen: so dankte er mir mit vieler Rührung » über meine Beharrlichkeit. Ich vermied es sorgfältig, ihm zu widersprechen, wenn er ja einige der» selben sogleich anzunehmen Bedenken trug, bis sie » endlich durchgiengen.« Aber, worin bestand denn die Beharrlichkeit des Hrn. Wasianski, welche ihm Dank mit vieler Rührung zuwege brachte? Man sollte denken, was für wichtige Vorschläge er gethan habe, welche der große Kant mit prüfendem Ernste zuhörte. Aber wie fällt der Leser von seiner Höhe herab, wenn Hr. W. hinzusetzt: » Kant schlug mir daher nie etwas geradezu ab. » Seine Bitte um Dilation der Ausführung eines Vor» schlags war oft rührend; besonders, wenn Wäsche gewechselt werden sollte. Ich machte daher schon frühere Anträge dazu, um, durch einigen Aufschub doch » nichts für seine Reinlichkeit zu verlieren.« Es kann seyn, daß Kant, so wie mehrere unverehelichte Leute, besonders solche, welche sich der leidigen Spekulation ergeben, an seinem Leibe unreinlich war, zumal, da er das seltsame Vorurtheil hatte, daß er nie transpirire. Aber mußte denn ganz Deutschland dieses erfahren, und mit solchen feyerlichen Beschreibungen auf die Weisheit des Hrn. Wasianski aufmerksam gemacht werden, welcher mit großer Geduld und weisen Vorbereitungen es endlich dahin brachte, daß Kant ein reines Hemds anzog? Mußte ganz Deutschland erfahren, daß der große Mann so liebenswürdig war, Hrn. W's. Vorschlag, der Reinlichkeit wegen die

Bücher zu machen, noch »Bücher zum Diktiren« (damit »mit prätendirtem Ernste, durch ohne Umschweif« (gerade als ob dem prätendirten Ernste gewöhnlich Umschweife wäre,) »recht; ausgedrückt?«

Eben so wäre eine komisch-ernsthafte Erzählung (S. 119 120) wohl besser weggeblieben: Kant hatte nämlich einen neuen Bedienten bekommen. Herr Wasianski unterläßt nicht, seinem kleinen Ich und seiner Dienstfertigkeit gegen Kant in Kleinigkeiten Weihrauch zu streuen; zeigt aber dabey seinen Gönner Kant dieß wie einen gemeinen alten Hagestolzen, der in seinem Hauswesen bis zum Kindischen kleinlich ist. Rec. will die Stelle hier nicht setzen, weil er nicht um Kant zu verkleinern, ob es gleich Sache thut, zu sehen, daß ein solcher Mann von höchst unbedeutenden Dingen in seiner Ruhe gestört ward; sondern nur zu zeigen, welche ernsthaften Dinge Hr. Wasianski vorbringt; denn sonst würde ein Leser der A. D. B. sich kaum einbilden können, daß ein verständiger Mann auf solche Lappalien einen Werth setzen, und nicht fühlen könnte, wie sehr er seinen Gönner Kant erniedrige, wenn er öffentlich bekannt machte, daß dessen Gemüthsruhe von unbedeutenden Lappalien abhing. Denn wenn Kant gleich schon zu der Zeit wovon Hr. W. spricht, sehr schwach war, so erhellt doch genugsam, daß er seit einem halben Jahrhunderte eben so schwach gewesen war, und sich von Kleinigkeiten sich in seiner Gemüthsruhe stören ließ. Hr. W. sagt: »Ich »hatte diesem neuen Diener den Tag vor dem Antritte »seines Dienstes auf einem ganzen Bogen die kleinsten »und unbedeutendsten Gewohnheiten und Gebräuche »Kants nach der Tagsordnung Kants aufgeschrieben, und er »faßte sie mit Schnelligkeit. Er mußte mir vorher seine Ma»növers vormachen, und so aufs Tempo geübt, trat »er seinen Dienst an. Seine ersten Dienstleistungen gien»gen daher auch schon so geübt von statten, als wenn er »Jahre lang bey Kant servirt hätte. Ich war den größten »Theil des ersten Dienstages zugegen, um durch Winke, »die er trefflich verstand, alles zu leiten, und den klein»sten Verstoß gegen Kants Gewohnheiten und Gebräuche »zu hindern. Von diesen war ich durch langen Umgang »mit ihm sehr genau unterrichtet; auch bey seinem Thee»trinken war kein Sterblicher je, außer Lampe« (so hieß der vorige Bediente) »gewesen. Um das Nöthige

»anzu-

anzuordnen, war ich um vier Uhr Morgens schon da. »Es war der erste Februar 1802. Kant stand, wie sonst, »vor 5 Uhr auf, fand mich, es befremdete ihn mein »Besuch sehr. Vom Schlafe nur erwacht, konnte ich ihm »den Zweck meiner Gegenwart anfänglich nicht begreiflich »machen. Nun war guter Rath theuer. Keines wußte, wo und wie der Theetisch gesetzt werden sollte. »Kant war durch meine Gegenwart, durch die Abwesenheit des Kampe, und durch den neuen Diener verwirrt gemacht, konnte sich in nichts finden, bis er »endlich so wache aus dem Schlafe zu sich selbst kam. Nun »setzte er sich den Theetisch selbst hin; aber es fehlte »noch immer etwas, was Kant nicht angeben konnte. »Ich sagte, ich wolle mit ihm eine Tasse Thee trinken »und eine Pfeife mit ihm rauchen. Er nahm dieses »nach seiner Humanität hoch auf, ich sah ihm aber den »Zwang an, den er sich dabey anthat. Er konnte sich »immer nicht finden. Ich saß gerade über ihm. (Wer nöthig deutsch zu schreiben wüßte, würde sagen: Ich saß ihm gerade gegenüber.) »Endlich kam er darauf, und bat »mich sehr höflich, ich möchte mich so setzen, daß er »mich nicht sehen könnte; denn seit mehr als einem »halben Jahrhundert habe er keine lebendige Seele »beym Thee um sich gehabt. Ich that was er verlangte, Johann gieng in die Nebenstube, und kam nur dann, »wenn Kant ihn rief. Nun war alles recht.« Wenn man auch nicht über Kant weinen wollte, daß er so schwach war: so muß man doch über Hrn. W. lachen, der S. 121 ernsthaft hinzu setzt: »Noch lange sah Kant meinen ersten »Morgenbesuch als Traum oder Zauber an.« Und was soll man von folgendem Urtheile über Kant denken? (S. 115.) »Je länger man mit Kant umgieng, desto mehr bisher unbekannte vortheilhafte Seiten konnte man an ihm kennen, »und desto verehrungswürdiger mußte er erscheinen. »Das zeigte sich auch bey seiner jetzigen Veränderung.« (Da er nämlich einen neuen Bedienten bekam.) »Er war an »den kleinsten Umstand durch seine ordentliche und gleichförmige Lebensart eine lange Reihe von Jahren hindurch »so gewöhnt, daß eine Scheere, ein Federmesser, die »nicht bloß zwey Zolle von ihrer Stätte; sondern nur »in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren, »ihn schon beunruhigten, die Versetzung größerer Gegenstände in seinem Zimmer, als eines Stuhles, oder gar

»die Vermehrung oder die Verminderung der Anzahl »derselben in seiner Wohnstube, ihn aber gänzlich stör»te, und sein Auge so lange an die Stelle hinzog, bis die »alte Ordnung der Dinge wieder völlig hergestellt war. — »Daher schien es unmöglich zu seyn, daß er sich an einen »neuen Diener gewöhnen könnte, dessen Stimme, Gang »u. dgl. ihm ganz befremdend waren. Aber auch in seiner »Schwäche behielt er Geistesstärke genug, sich endlich »daran zu gewöhnen, was die einmalige Lage der Din»ge, besonders, wenn sie durch sein Wort sanktionirt »war, nothwendig machte.« Ist es möglich, daß ein Mann, der noch auf gesunden Menschensinn Anspruch macht, schreiben konnte, Kant müßte verehrungswürdig erscheinen, eben indem er berichtet, daß dieser Philosoph durch die geringsten Lappalien sey beunruhiget und gänzlich gestört worden; und daß er es dem Philosophen zur Geistesstärke anrechnet, daß er sich, nachdem sein voriger Bedienter für ihn nicht mehr brauchbar war, sich an die Bedienung eines andern endlich gewöhnen mußte; zumal, da Hr. Wassanski, wie ein Drillmeister in Hamburg, denselben, wie man oben gesehen hat, »seine Manöver hatte »vormachen lassen, und ihn aufs Tempo geübt« hatte?

Es fehlt Hrn. Wassanski überhaupt an Sinn für das, was sich ziemt, und was an seinem Gönner lobens- oder tadelnswerth seyn mochte. Er erzählt z. B. S. 154, nachdem Kant so schwach geworden sey, »daß er ohne Ge»fahr keinen Augenblick allein seyn konnte,« habe er, (nämlich Herr Wassanski, nicht einmal Kant) »Kants »Schwester, eine ihm an Gesichtsbildung und Gut»müthigkeit ähnliche Person, und vieljährige Witwe, »welche nur sechs Jahre jünger war, als ihr Bruder, der »Kant eine Pension als Zulage gab, nach vorherge»gangener Genehmigung, in Kants Haus genommen.« Er setzt hinzu: »Kant war nicht gewohnt, Jemanden um »sich zu haben; sie nahm daher nach dem Eintritt in sein »Haus zuerst ihren Platz hinter seinem Stuhle ein, so »daß ihre Gegenwart ihn nicht stören konnte. Nach »und nach gewöhnte er sich sogar an ihre Gesellschaft. Ihr »bescheidenes zurückhaltendes Betragen, ihre Aufmerksam»keit auf den Augenblick, wenn ihr Bruder nicht »mehr unterhalten seyn wollte, machte sie ihm sehr »werth.« Wie? die ehrwürdige 70jährige Matrone mußte

hinter

hinter ihres eigenen Bruders Stühle, Gott weiß ob stehen oder sitzen? Und Hr. Wasianski, der sich rühmt, er habe es mit so vielen Kunst vorzubereiten gewußt, daß Kant Wäsche wechselte, hatte nicht einmal so viel Sinn für Billigkeit und Anstand, daß er Kants leibliche Schwester ihm gleich ins Gesicht brachte? Und wenn auch Kant gleich Dilation begehrt hätte, seine Schwester zu sehen, hätte Hr. W. nicht seinen Vorschlag unermüdet wiederholen sollen, bis er endlich, so wie das Wechseln der Wäsche, darum gegangen wäre? Wie? Bloß die Aufmerksamkeit der Schwester auf den Augenblick, wenn ihr Bruder nicht mehr unterhalten seyn wollte, hätte sie ihm sehr verdrüß gemacht? Nichts von brüderlicher Zuneigung wäre da bey gewesen? Es ist unmöglich, hier Unwillen zu unterdrücken, ob mehr über Hrn. Kant oder über Hrn. Wasianski, ist schwer zu sagen! Doch der letztere sagt auch S. 77: »Kant hatte das bisherige Paradoxon des Aristoteles »adoptirt: Meine lieben Freunde, es giebt keine Freund»de. Er schien dem Ausdrucke: Freund, nicht den gewöhnlichen Sinn unterzulegen; sondern ihn so eitel, wie »das Wort Diener in der Schlußformel des Briefes, oder »im gewöhnlichen Empfehlungsgruß zu nehmen. — Bis »hieher war Kant sich selbst genug gewesen, und hatte, da »er Leiden nur dem Namen nach kannte, keines Freun»des bedurft. Jetzt, durch seine Schwäche fast bis »zum Hinsinken niedergedrückt, sah er sich nach einer »Stütze um, ohne die er sich nicht mehr aufrecht erhalten »konnte. Als ich daher bey Gelegenheit seiner sehr andrin»genden Freundschaftsversicherung, meinen Unglauben mit »Beziehung auf jenes Paradoxon äußerte, war er offen»herzig genug, zu gestehen, daß er jetzt mit mir einerley »Meinung sey, und Freundschaft für keine bloße Chimäre »halte.« Also wäre Kant so unglücklich gewesen, Zeit Lebens keinen Freund zu haben? Hätte sogar keinen Freund haben wollen? Wäre egoistisch und menschenfeindlich genug gewesen, zu glauben: ein Freund sey nur ein Diener? Hätte folglich selbst Niemandes Freund seyn wollen? Und ist doch von seinen Jüngern für ein Muster der schönsten Liebe ausgegeben worden? Kant hätte nur Herrn Wasianski, der ihm in seinem schwachen Zustande wie ein treuer Kammerdiener aufwartete, für seinen Freund gehalten, weil er sah, daß er ihn in seiner Schwachheit nicht zu entbehren wußte! — Egoistisch und kühl war also Kant?

Man

Man möchte zu dessen Ehre lieber glauben: es wäre nicht so gewesen; möchte lieber glauben: daß Hr. Wasianski Unwahrheiten geschrieben, und Kants wahren Sinn für Freundschaft und Bruderliebe nicht gekannt hätte! Aber, leider! wird hier auch abermals bestätigt, was oben schon ist angeführt worden, daß Kant, seinem persönlichen Charakter nach, ein egoistischer, eigensinniger, ziemlich schmutziger alter Junggeselle war. (Man denke nur daran, daß, nach Hrn. W. Berichte Kant, seit vielen Jahren die Fenster seines Schlafzimmers so vermachen ließ, daß weder Liche noch frische Luft hineinkonnte!) Sollte man glauben, daß ein Philosoph so grob en Vorurtheilen fröhnen könnte! Besser wäre es gewesen, wenn Kants Jünger die Beweise davon nicht öffentlich bekannt gemacht hätten, indem sie bey ihrer blinden Anbetung Kants seine offenbaren Fehler für Tugenden hielten.

In Nr. 5 will Hr. Prof. Hasse doch auch zeigen, daß er zuweilen Kants Tischgenosse gewesen sey, und (S. 21) bey ihm dessen Leibgerichte z. B. getrocknete Pastenak (so sprach, nach Hrn. H's. Berichte Kant, nicht Pastinak, und verlangte, daß auch andere so sprechen sollten;) »mit geräucherten Bauchspeck« (mit Schweinefleisch). »Dicke Erbsen mit Schweinsklauen« (die Schweinsfüßen) »Pudding mit trocknem (getrocknetem) Obst« u. s. w. gegessen, und dadurch bewiesen habe, daß er kein Ochs sey, wofür, wie er S. 26 versichert, Kant diejenigen erklärt habe, denen die dicken Erbsen nicht schmeckten. Aber er hat freylich Kants Gastfreundschaft sehr schlecht belohnt. Denn er erzählt, ohne alles Zartgefühl, nun öffentlich eine Menge Dinge aus Kants Tischgesprächen und häuslichen Einrichtungen, davon Verschiedenes, auch schon in obigen Schriften vorkommt, und was bey Kant eben nicht sehr vortheilhaft erscheint. Mehrere andere sind theils sehr unbedeutend, theils wahre Plattitüden, z. B. Seite 34—37. Seit. 39 erzählt Herr Hasse ganz unbekümmert: »Als in seinen letzten Lebenstagen Kants »Schwester in seinem Hause war, ließ er ihr zwar von seinem Tische Essen geben; leugnete sie aber einigemal ab. »Als er aber ihre wohlthätige Pflege in seinen letzten »Tagen erfuhr, erkannte er sie an, — so wie er seinen »Bedienten, der ihn mit rastloser Geduld wartete und »pflegte, öffentlich lobte — ihn gehörig zu belohnen »versprach, ihm auch einigemal die Hand küssen wollte.

Hr.

Hr. Hasse bestätigt also selber! was oben Herr Wasianski von Kants Hartherzigkeit gegen seine Schwester erzählt. — Aber wie wenig Gefühl hat Herr Hasse selbst, wenn er hier Kants Schwester mit seinem Bedienten zusammenstellt! — S. 40 versichert Herr Hasse, als Kant seinen alten Bedienten im Febr. 1803 plötzlich abgeschafft hatte, »habe er es gern gesehen, wenn man ihm in seine Wohnstube gieng, und ihn auskleiden sah.« Diese Auskleidung nimmt sich Hr. Hasse die Mühe, zwey Seiten lang dem Leser mit kindischer Ausführlichkeit zu beschreiben, und sogar die Verdauungspillen, welche Kant täglich einnahm, werden so wenig vergessen, als S. 21, bey der höchst ausführlichen Beschreibung von Kants Mittagsessen, »ein gewisses Aufstoßen, das Kant »bey Tische oft bekam, und es Blähungen aus dem »Magenmunde nannte.« und seinen Gästen versicherte: »sie sind weder säuerlich noch fäulich; sondern bloß »reine Luft.« Der Leser, der nicht an Kants Tische diese Luft, welche Kant a priori für rein erklärt, welche aber doch von geräuchertem Bauchspeck, dicken Erbsen und Pastinak nicht wenig mag geschwängert gewesen seyn, zu genießen Gelegenheit gehabt hat, wird glauben, Hr. Hasse hätte von einer so säuischen Gewohnheit Kants wohl schweigen können. S. 47 bemerkt er, daß nach Kants Tode alle Kleinigkeiten von ihm als heilige Reliquien wären betrachtet worden, und fügt hinzu: »Schon stehen ein Paar Schuhe von ihm »in einer Raritäten Kammer in Dresden; und es war sein Wille, daß sie hinschickt würden.« Es ist wohl unmöglich, daß es Kants Wille gewesen seyn sollte, ein Paar Schuhe von ihm nach Dresden in eine Raritätenkammer zu schicken. Er müßte ja unbegreiflich eitel gewesen seyn! Herr Hasse hätte, wenn so etwas ganz Unglaubliches wirklich wahr wäre, Zeugnisse davon beyfügen müssen; sonst kann Niemand glauben, daß Kant so etwas könnte verlangt oder gewollt haben.

Fast das einzige Interessante in dieser Schrift sind ein Paar sonst auch nicht unbekannte, doch, soviel Rec. weiß, nicht gedruckte witzige Einfälle Kants. Er sagte: »ein »Frauenzimmer muß seyn wie eine Thurmuhr, (am alles »pünktlich und auf die Minute zu thun) und doch nicht »wie eine Thurmuhr (nicht alle Gehrimnisse laut verkün»digen); wie eine Schnecke (häuslich) und nicht wie eine

Schne-

»ne Schnecke, (nicht alles das Ihrige an ihrem Leibe tra»gen)« Als ferner Jemand den bekannten Spruch sagte: die Philosophie sey die Magd der Theologie, antwortete Kant: »Wäre die Philosophie eine Magd; so wäre die »Frage: ob sie der Theologie eher die Fackel vortrage, »oder die Schleppe nachtrage?

Nr. 6 ist durch Nr. 5 veranlaßt worden. Der Verf. hebt damit an, daß er sagt: »Kants Charakter war, wenn »wir es mit zwey Worten sagen wollen, weder gut, noch »böse.« Nun! das scheint wirklich sehr wenig gesagt zu seyn. Aber, nach alle dem, was in dieser und in den vorherangeführten Schriften, von Kant glaubwürdig berichtet wird, erhellet wohl, daß Kant nach seinem persönlichen Charakter nur ein gemeiner Mensch war. Was der Verfasser über Kants Egoismus sagt, ist merkwürdig. Es heißt: »Nach der Kenntniß, die sich der Verf. über Kants Charak»ter geschafft hat, glaubt er dafür halten zu können, daß »Kant in einem nicht geringen Grade Egoist war. Ich »will nicht hoffen, daß man dieß für eine allzu harte Be»schuldigung ansehen wird. Egoismus kann manchem rechtschaffenen, manchem großen Manne schuld gegeben werden, »ohne ihn dadurch herabzuwürdigen. Und ich wage es zu »sagen, Kant mußte durch seine Lage, durch seine Lebensart, durch seine Verbindungen Egoist werden. Erstlich »lebte er ehelos — und war zugleich ein Misogyn. — »Was aber die egoistische Stimmung seines Gemüths »am meisten befördern mußte, dieß war die allgemeine »Verehrung aller Stände für ihn. Wer war mehr gesucht, »geehrt, fetirt als Kant bey Gastmalen, wo man ihn immer gern als den angenehmsten Tischgesellschafter sah, und »wo ihn ein jeder, der Gesellschaft gab, gern haben wollte. »Und dann bey solchen Gelegenheiten die Stille, womit er »anhörte, und die Ehrerbietung, womit seine Reden »aufgenommen wurden! Welcher Sterbliche hätte allen »diesen Veranlassungen, ein vollkommener Egoist zu werden, »widerstehen können? Diesen Ursachen mochte es denn auch »wohl zuzuschreiben seyn, daß Kant keinen Widerspruch »vertragen konnte; und wer ihm in Gesellschaft widersprach, »es mochte einen Gegenstand betreffen, welchen es »wollte, der mußte seine Einwürfe unter der schonenden Gestalt von Zweifeln, Schwierigkeiten u. dgl. anbringen, wenn »er nicht Kants Unwillen erregen, oder sich wohl gar einer »Unhöflichkeit aussetzen wollte.« Der Rec. findet

sehr

sehr gegründet, was der Verf. hier sagt. Daß Kant ein Egoist war, ist nicht zu leugnen, es erhellt allzudeutlich aus dem, was in den oben angeführten Schriften Kants eigene Anhänger und Freunde von ihm sagen, und leider! merkt man es auch hin und wieder in Kants eignen Schriften. Aber es ist auch begreiflich, daß ein Professor auf einer Universität, welcher gewohnt ist, immer zu seinen Schülern zu reden, welche weniger wissen wie er, und ihn daher mit tiefer Verehrung anhören, zumal, wenn er nun ein ganzes neues System erdacht hat, leicht einseitig werden kann. Wenn er nun zugleich ehelos ist, und daher das häusliche Leben in einem sehr eingeschränkten Gesichtspunkt sieht, in seinem Hause ein Despot wird, in Gesellschaften aber, wegen seiner sonstigen guten Eigenschaften immer angestaunt, von seinen nähern Bekannten und Jüngern immer verhätschelt wird, so, daß er ungestraft allenthalben unhöflich werden darf, wenn ihm jemand widerspricht, über welchen Gegenstand es auch sey: so kann er leicht dahin kommen, sich in den Mittelpunkt der Welt zu setzen. Der ungenannte Rf. will indeß Kants Egoismus ihm nicht zur Untugend; sondern nur zur Eigenheit anrechnen, und Rec. will auch gern so gelind davon urtheilen, als sich nur thun läßt. Nur ist doch auch nicht zu leugnen, daß dieser so auffallende Egoismus selbst auf Kants Schriften einen nachtheiligen Einfluß hatte, da er sich selbst und der Form seines einförmigen Raisonnements, (worin er sich ausschließend gewöhnt hatte, so wie an die Art wie Scheeren und Federmesser auf seinem Tische liegen mußten) viel zu viel zutraute, und die Gedanken Andrer viel zu gering schätzte, ja sie, wie seine eigenen Jünger gestehen, nicht zu fassen wußte. Und wenn man seinen persönlichen Charakter unparteyisch schildern will; so muß man doch auch seinen auffallenden kindischen Eigensinn, seinen Egoismus, der jedem, der nicht ein dienstwilliger Anbeter Kants; sondern selbstständig war, sehr beschwerlich werden mußte, Kanten wenigstens nicht zur Tugend anrechnen.

Der Verf. von Nr. 8 ist nicht so beschaffen wie die oben angeführten Königsbergischen Jünger Kants, welche bloß dessen vor 25 Jahren neues System auswendig gelernt haben, und weiter nichts wissen. Er ist ein Mann, der von Kants Art zu philosophiren ausging, und vielleicht ausgehen muß;

te; weil sich sein Urtheil über philosophische Lehrsätze gerade zu der Zeit auszubilden anfing, als Kants System das größte Aufsehen erregte. Aber er ist bey diesem Systeme nicht stehen geblieben, hat nicht nur selbst darüber weiter nachgedacht; sondern hat sich nicht Kants und seiner blinden Jünger Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen, welche die wichtigen Einwürfe anderer Philosophen wider die Kantischen oder sogenannten kritischen Philosopheme, nicht haben fassen können, oder nicht haben erwägen wollen. Er hat vielmehr die von Kant in Anregung gebrachten Gegenstände von allen Seiten reiflich erwogen, und hat sich selbst ein von den Kantischen Principien ausgehendes neues System gebildet, welches er besonders in seiner Apodiktik auseinandersetzte. Selbst derjenige Philosoph, der diese Apodiktik noch nicht apodiktisch genug finden möchte, (wie es denn wohl bey theoretischen philosophischen Systemen eher möglich seyn mag, die Fehler älterer Systeme ausfindig zu machen, als neue Systeme unwidersprechlich zu gründen,) wird demnach Hrn. Bouterwek einen ganz vorzüglichen Rang unter den Selbstdenkern, welche seit Kants Zeit aufgestanden sind, nicht versagen. Auch hier findet man ihn als den unparteyischen Liebhaber der Wahrheit, welcher, nach eigener Ueberzeugung, sehr scharfsinnig den philosophischen Geist des Königsbergischen Philosophen würdigt. Er sagt S. 24 sehr richtig: »Was Einbildungskraft ohne Schwärmerey »vermag, leistete sie als treue Freundinn des Kantischen Ver»standes mit einer Stärke, die im achtzehnten Jahrhundert »fast eben so überraschend war, wie ein Kantischer Verstand. »Denn nur mit Hülfe einer solchen Einbildungskraft vermag »ein menschlicher Verstand sich in allen seinen Forschungen »die Extreme des Denkbaren und Erkennbaren in der Ent»gegensetzung dessen, das seyn könnte, und dessen, das da »ist, zu vergegenwärtigen.« Es wird wirklich, je mehr man die Kantische sogenannte Kritik untersucht, deutlicher eingesehen daß Phantasie mehr Antheil daran hatte, als die Gründe des logischen Räsonnements. Und der Verf. sagt daher S. 68 nicht ganz unrecht: »Gesetzt nun, Kant hätte mit aller seiner Geisteskraft nur das Grab seiner eigenen Grundsätze gegraben: so glaubte er denn doch, »die größten Lehren bewiesen zu haben, an denen der Mensch»heit und nicht bloß der Schule gelegen ist.« Dieß ist wirklich wohl der Fall, wie sich zeigen muß, wenn man Kants phi-

philosophische Laufbahn, von Anfang bis zu Ende, unparteyisch betrachtet.

Von S. 69 an betrachtet der Verfasser Kants Verdienst, und will besonders Kanten die philosophischen Thorheiten nicht zurechnen, deren sich Schelling und Fichte, und die nach ihnen kamen, schuldig gemacht haben. Allerdings ist Kant selbst frey davon; nur wäre zu wünschen, daß man ihn ganz frey davon sprechen könnte, diesen höchsten philosophischen Unsinn, durch seine von ihm erfundene Deduktionen rein *a priori*, veranlaßt zu haben; aber es wird schwer seyn, zu läugnen, daß, wenn man auf Kants System konsequenterweise forthauet, diese philosophischen Tollheiten, die den unseligsten Mysticismus an die Stelle der Vernunft setzen, nothwendig müssen für das Höchste der absoluten Vernunft angenommen werden. Hr. B. sagt zwar S. 84: »Der Geist der Schwärmerey, die sich jetzt transscendentaler Idealismus nennt, ist so durchaus anti-kantisch, daß Kant selbst eine solche Wendung der durch ihn bewirkten Revolution in der Geisterwelt nicht einmal ahnen »konnte. Nach konsequenter Fortsetzung des Kantischen »Systems mag sich die neue Anschauungslehre aus dem »Kantianismus deduciren lassen. Aber dem Geiste der »Kantischen Philosophie ist diese Fortsetzung so fremd, wie »die Quietismus und die Geisterseherey.« Es ist nur schlimm, daß sich auch Fichte und Schelling auf den Geist Kants berufen, und daß Kant selbst gegen Fichte erklärt hat, er verlange nur nach dem buchstäblichen Sinne seiner Schriften beurtheilt zu werden. Wenn also aus denselben nach konsequenter Fortsetzung die neue Anschauungslehre sich deduciren läßt: so ist doch wohl der vermeinte Geist der Kantischen Schriften nichts als ein Gespenst, das ein jeder Fortsetzer von Kants Philosophenen will gesehen haben, und der keinem von ihnen wirklich erschienen ist. Hr. B. sagt S. 93: »Wenn denn auch in der That »der buchstäbliche Kantianismus nach folgerechter Auslegung seiner Grundlehren mit Nichts endigte: so zielt »er doch durch alles Schattenwerk hindurch nach dem Ziele der unbethörten Vernunft.« Zielt? Aber hat er getroffen? Das ist die Frage! Wenn der buchstäbliche Kantianismus, (und man muß demselben keinen Geist unterschieben, den Kant selbst nicht erkannte) nach folgerechter Auslegung sich mit Nichts endigen sollte:

so hatte er doch gewiß nicht das Ziel getroffen, nicht einmal die Scheibe erreicht; sondern würde weit davon ins Blaue hingeschossen haben, und kein Geist oder Wind (πνευμα) könnte die kritischen Bolzen dem eigentlichen Ziele näher bringen! Und so möchte es wohl mit allen Philosophieen gehen, die sich einbilden, rein a priori, abstrahirt von aller Erfahrung, die ersten Gründe der Dinge, oder das Absolute, erreichen zu wollen.

Nr. 9 ist schon in der N. A. D. B. im 93sten Bde, S. 421 ff. angezeigt. Der Rec. führt dieses Buch nur deswegen hier nochmals an, weil es gewissermaaßen in die Folge der Schriften gehört, welche zum Andenken Kants geschrieben worden sind. Hrn. Grohmanns Schrift verdient auch wohl, mit der Schrift des Hrn. Bouterwek verglichen zu werden; obgleich, nach des Rec. Ermessen, diese den Vorzug vor jener verdient.

Tu.

Intelligenzblatt.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 1804.

Den 3ten Okt. habilitirte sich Herr M. Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost, Rektor der Thomasschule, durch Vertheidigung seiner Disputat. de mendacio non necessario. Hr. Karl Heinr. Haase, aus Leipzig, war Respondens.

Den 9ten Okt. vertheidigte Herr Friedrich August Schmid, aus Schneeberg, unter Herrn Pr. Biener's Vorsitze, seine Disputat. Historia aurifodinarum et quae circa earum investituram in territoriis Saxonicis obvenere vicissitudines.

Den 31sten Okt., als am Reformationsfeste, wurde die in der Universitätskirche zu haltende gewöhnliche Rede, von Herrn M. Friedrich August Wohl, gehalten. Die dazu von des Redners Vater, Herrn D. Wolf, als dermaligen Dechant der theol. Fakultät, gefertigte Einladungsschrift enthält Commentat. III. de agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum.

Den 4ten Nov. machte die Juristenfakultät durch ein Progr. des Herrn Ordinarius D. Bauer das mit Herrn Peter Karl Grafen von Hohenthal angestellte Examen bekannt. Es enthält Respons. Jur. CLVI. De facultate donationem propter liberos supervenientes revocandi.

Den 6ten Nov. wurde die Magerische Gedächtnißrede von Herrn Heinrich Gottfried Bauer, aus Leipzig,

[illegible], wozu des [illegible] Vater, Herr Ordinarius D. [illegible], mit Resp. Jur. CLVII. et CLVIII. einerleben hatte: de justis repudii causis, de reservatis, quae emtionibus praediorum rusticorum adjici solent.

Den 13ten Nov. vertheidigte Herr M. Friedrich Heinrich Wilhelm Demuth, I. V. Bacc. zur Erlangung der [illegible] Doktorwürde Comment. Juris Sax. de confirmatione fideicommissorum familiae feudalium.

Den 14ten Nov. hielt Herr D. Friedrich Schwägrichen wegen erhaltenen außerordentlichen Lehramtes der Naturgeschichte seine Antrittsrede: de arte phaenomena naturae observandi. Seine dazu gefertigte Einladungsschrift enthält Topographiae naturalis Lipsiensis Specimen III.

Den 15ten Nov. vertheidigte Herr M. Wilhelm [illegible], Med. Bacc., seine Habilitationsdiputation: de glandularum [illegible]. Herr Adolph Ferdinand [illegible], aus dem Meißnischen, war [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

deranda sint in judicio de electione Canonica rite ferendo? Accedunt observationes de formula Capituli Wurcenensis hodierna. Die zu dieser Feyerlichkeit vom Herrn Ordinarius D. Bauer, als dermaligen Prokanzler, gefertigte Einladungsschrift enthält Resp. Jur. CLIX. Vindiciae vulgatissimi: Confirmatio nihil dat novi.

Den 13ten Dec. vertheidigte Herr Prof. D. Johann Christian Rosenmüller seine Disp. pro loco in Medicor. Ordine obtinendo: de singularibus et nativis ossium corporis humani varietatibus. (Mit einer Kupfertafel.) Herr M. Wilhelm Andreas Haase, Med. Bacc., war Respondens.

Den 15ten Dec. hielt Herr M. Johann Georg Eck der jüngere, als ernannter äußero dentlicher Prof. der Philosophie, seine Antrittsrede: de Mauritii, Ducis El. Sax. in Academiam Lips. insignibus atque immortalibus meritis. Das Einladungsprogr. enthält Periculum interpretationis carminis XXX. L. I. Horatii.

Den 18ten Dec. erhielt Herr Karl Friedrich Hefter, Med. Bacc., die Doktorwürde in der Arzneywissenschaft, nachdem er sein Disp. de placenta praevia, unter Herrn Hofrath D. Platner's Vorsitze, vertheidigt hatte. Das dazu vom dermaligen Prokanzler, Herrn D. Ludwig, gefertigte Progr. ist überschrieben: Historiae insitionis variolarum humanarum et vaccinarum comparatio. Spec. III.

Den 23sten Dec. machte ein Progr. des Herrn Ordinarius D. Bauer, im Namen der Juristenfakultät, das mit Herrn Heinrich Maximilian, Freyherrn von Welk angestellte Examen bekannt, welches Resp. Jur. CLX. enthält: de justa inter pactum successorium universale ac ultimam voluntatem distinguendi ratione.

Den 25sten Dec., als am Christfeste, wurde die Rede in der Universitätskirche von Herrn M. Joh. Karl Wetzel, Vesperprediger an gedachter Kirche, gehalten, wozu der Dechant der theolog. Fakultät mit Comment. IV. de additione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum, eingeladen hatte.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Se. Excellenz des Herrn Staatsministers von Massow, Anleitung zum praktischen Dienste der Königl. Preuß. Regierungen, wovon die im Jahre 1791 bey Fr. Nicolai zu Berlin herausgekommene erste Ausgabe schon seit einiger Zeit nicht mehr zu haben ist, wird zur Ostermesse 1806 in einer neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe erscheinen.

Bemerkung zu der Recension im C. Bande 1. St. S. 76.

Dem Herrn Rec. des ersten Theils meines mathematischen Wörterbuchs in dieser Bibliothek, C. I. 76. bin ich für den Beyfall, den er diesem Werke ertheilt, sehr verbunden. Es wird mir angenehm seyn, aus dem Schatze seiner literarischen Kenntnisse Mittheilungen zu erhalten. Nur habe ich wegen der Bemerkung, daß Leonard von Pisa nicht ins 12te Jahrhundert; sondern ins 15te gehöre, eine Berichtigung beyzufügen. Mein Gewährsmann ist Targioni Tozzetti, der in seinen Relazioni di alcuni viaggi fatti in Toscana, T. II. p. 59 der zweyten Ausgabe zu Florenz 1768 von einer noch ungedruckten arithmetischen Schrift des Leonardus Pisanus Nachricht ertheilt. Sie ist im J. 1202. verfaßt worden.

Den Platonischen Philosophen, Theon von Smyrna, habe ich nicht ausgelassen; sondern von seiner Schrift über arithmetische und geometrische Gegenstände S. 185 hinlängliche Nachricht gegeben.

Bey dem literarischen Theile meines Werkes ist mein Plan, die ersten Quellen der Entdeckungen anzuzeigen, und nachzuweisen, wo man über eine Materie vorzüglich gute Belehrung findet. Weiter darf ich mich nicht verbreiten.

Halle. G. S. Klügel.

Verbesserungen.

Im CIII. Bd. 2. St. S. 471. Z. 11. st. häusliche l. menschliche.